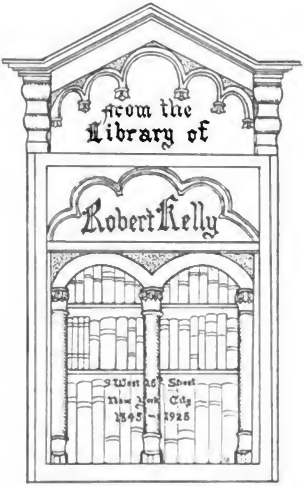
from the
Library of
Robert Kelly
New York City
1845 - 1925

Denkwürdigkeiten
und
Vermiſchte Schriften.

Von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Zweite Auflage.

Vierter Band:

Vermiſchte Schriften.

Erſter Theil.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1843.

Vermiſchte Schriften.

Von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Zweite Auflage.

Erſter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1843.

PT2546
.V2A6
1843

T. 1

PRINCETON UNIVERSITY LIBRARY PAIR
32101 031770751

Inhalt.

Biographiſches.

	Seite
Angelus Sileſius	1
Siegmund von Seckendorf	8
Karl Philipp Moritz	20
Saint-Martin	27
Zwei Geſpräche Saint-Martin's	33
Peter von Gualtieri	41
Prinz Louis Ferdinand von Preußen	49
David Veit	103
Alexander von der Marwitz	109
Karl Joſeph Fürſt von Ligne	117
Szechtitzky	129
Alexander Graf von Tilly	139
Fleury. — Condorcet. — Tilly	142
Henri Campan	149
Denkwürdigkeiten Juſtus Erich Bollmann's	167
Lafayette. — Bollmann. — Huger	309
Louiſe Herzogin von Bourbon	336

Seite

Wilhelm von Burgsdorf 402
Fanny von Arnſtein 407
Zum Andenken Friedrich Auguſt Wolf's 417
Graf von Schlabrendorf 422
Kaiſer Alexander von Rußland 472
Merck. — Mephiſtopheles. — Wieſel 477
Leuchſenring 494
Denkwürdigkeiten des Philoſophen und Arztes Johann
Benjamin Erhard 533
Friedrich Wilhelm Meyern 619
Adam von Müller 629
Frau von Grotthuß und Frau von Eybenberg 635
Ludwig Achim von Arnim 656

Biographiſches.

IV.

Angelus Sileſius.

Johannes Angelus Sileſius hieß eigentlich Johann Scheffler, und hatte den Namen Angelus, den er als Dichter führte, von einem ſpaniſchen Myſtiker des ſechszehnten Jahrhunderts, dem Franziskaner Johannes ab Angelis, entlehnt, den Zunamen Sileſius aber von ſeinem Vaterlande. Er war geboren zu Breslau im Jahre 1624. Von ſeinen Aeltern iſt nichts bekannt, nur wenig von ſeinen Studien. Man berichtet, ſchon in ſeiner Jugend habe er einen entſchiedenen Hang zu tiefen Geiſtesforſchungen gezeigt, und beſonders des teutoniſchen Philoſophen Jakob Böhme's, ſo wie Valentin Weigel's und Schwenkfeld's Schriften fleißig ſtudirt. Die Heilkunde war das Fach, dem er auf der Univerſität ſich widmete, und worin er auch die Doktorwürde empfing. Er ging ſodann auf Reiſen, hielt ſich beſonders in Holland längere Zeit auf, wo er die Verſammlungen der Frommen fleißig beſuchte, und wahrſcheinlich wurde er hier auch in die Gemeinſchaft der Eingeweihten förmlich aufgenommen, welche in Amſterdam für die Lehre Jakob

Böhme's als Wiſſende ſich zu einer Art Loge vereinigt hatten. Nach ſeiner Rückkehr in's Vaterland erlangte er bei Kaiſer Ferdinand dem Dritten den Titel und bei dem Herzoge von Würtemberg-Oels die Anſtellung als Leibarzt. In Oels hielt er gute Freundſchaft mit Abraham von Frankenberg, Jakob Böhme's vertrautem Schüler, der auch das Leben ſeines Meiſters geſchrieben hat. Nach Frankenberg's Tod erbte Scheffler von ihm den Beſitz wichtiger und ſeltner Bücher, ſo wie die handſchriftliche Ueberlieferung mancher Geheimniſſe, welches alles er aber ſpäterhin dem Feuer übergab, vielleicht um einen möglichen Mißbrauch zu verhüten, aber wohl auch weil ſeine Denkart mit dem Weſen jener Richtung nicht mehr ganz übereinſtimmte.

Denn bereits im Jahre 1653, alſo in ſeinem neunundzwanzigſten Lebensjahre, war in ihm der Entſchluß zur That gereift, die proteſtantiſche Kirche zu verlaſſen, und zur katholiſchen überzutreten, deren Dienſt er ſich fortan auch ganz widmete. Der bisherige Leibarzt wurde Prieſter und biſchöflicher Rath in Breslau, entſagte jedoch dem letztern Amte bald wieder, und zog ſich zu den Kreuzbrüdern mit dem rothen Stern in ein Kloſter zurück. Aus dieſer Abgeſchiedenheit aber ſuchte er nur um ſo eifriger für das Gedeihen der katholiſchen Kirche thätig zu ſein. Er ſchrieb zuerſt eine kleine Schrift „Urſachen und Motiven weßhalb er katholiſch geworden", die noch im Jahre 1653 in Olmütz an das Licht trat. Darauf ließ er unermüdet eine Menge Gelegenheits- und Streitſchriften ausgehen, meiſt unter erdichtetem Namen, und griff in die damaligen theologiſchen Kämpfe heftig ein. Kurz vor ſeinem Tode, der am 9. Juli

1677 zu Breslau erfolgte, erſchien eine Sammlung der vorzüglichſten dieſer Schriften in zwei Folianten, und zum Theil bezeugen ſchon die dort aufgereiheten Titel der einzelnen Aufſätze, mit welcher Wuth und in welcher Mißgeſtalt dieſe Erörterungen in jener Zeit geführt wurden. Sein Hauptgegner in dieſen Kämpfen war der Profeſſor Adam Schertzer iu Leipzig, mit dem er viele Streitſchriften wechſelte. Als beſonderer Feind ſtand ihm aber auch der Hofprediger Chriſtoph Freitag in Oels entgegen, der auch den Druck der Schriften deſſelben in Schleſien möglichſt hinderte. Dagegen hatte Scheffler den Triumph, daß im Jahre 1662 in Breslau ſelbſt, größtentheils durch ſeine Bemühung, die katholiſche Geiſtlichkeit den Frohnleichnamstag mit öffentlicher Prozeſſion, wobei er ſelber die Monſtranz trug, unter Trompeten= und Paukenſchall feiern durfte, welches dort ſeit der Reformation nicht geſchehen war.

Die Tiefe und Schönheit unſres Autors ſind nicht in jenen Schriften zu ſuchen, noch in dieſen Verhältniſſen der äußern Lebensſtellung, ſondern vielmehr in ſeinen reingeiſtigen, dichteriſchen Erzeugniſſen ausgedrückt. Unter dieſen ſind die geiſtlichen Lieder, welche unter dem Titel „Heilige Seelenluſt“ oder „die verliebte Pſyche“ zuerſt im Jahre 1657 zu Breslau, geſammelt und mit Muſik des biſchöflichen Muſikus Georg Joſephi verſehen, herauskamen, am bekannteſten geblieben. Weniger hat ſich das Gedicht, „Betrachtung der vier letzten Dinge“, welches zu Schweidnitz im Jahre 1675 erſchien, im Andenken erhalten. Das wichtigſte aber und genialſte ſeiner Werke, „der cherubiniſche Wandersmann“, das zuerſt in Breslau und zugleich in Wien im Jahre 1657

gedruckt wurde, und faſt ein Jahrhundert hindurch ein weitverbreitetes Erbauungsbuch war, wie deſſen zahlreiche Ausgaben bis zum Jahre 1737 bezeugen, ſank um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in völlige Vergeſſenheit hinab. Der Aufmerkſamkeit der Gelehrten ſcheint dieſer Schatz am frühſten entſchwunden zu ſein, und eine Zeit lang wenigſtens noch im ſtillen Beſitze der Frommen ſich erhalten zu haben, bis er auch hier im Wechſel der Dinge allmählig unterging. Leibnitz gedenkt ſeiner öfters; aber ſchon Zinzendorf, der die Lieder des Angelus kannte, und eine Auswahl neu herausgeben wollte, erwähnt des cherubiniſchen Wandersmannes nicht. Die litterariſchen Notizen, welche ſich über den Autor hätten finden laſſen, lagen unbeachtet, den Namen wie die Werke deſſelben kannte keiner unſrer neueren Dichter noch Dichterfreunde. Höchſtens wurde noch, an hiezu geeigneten Orten, der geiſtlichen Lieder gedacht, die zum Theil unter dem Schutze der ſchwerlich zu erweiſenden Angabe, daß die meiſten vor des Verfaſſers Uebertritt zur katholiſchen Kirche gedichtet worden ſeien, in proteſtantiſchen Geſangbüchern Aufnahme gefunden hatten. Die erſten Wiedererwähnungen des cherubiniſchen Wandermannes ſprachen von ihm als von einer neuen Entdeckung, und wußten für dieſelbe noch gar keine Anknüpfungspunkte.

Friedrich von Schlegel war es, der zuerſt wieder von dieſem Buche volle Kenntniß und gleichſam geiſtigen Beſitz nahm. Durch ihn empfingen wir davon die erſte Nachricht und Mittheilung. Bald wurde die auch andrerſeits geweckte Aufmerkſamkeit thätig, es erſchienen mehrfache Proben, und da nicht zu hoffen war, daß durch Schlegel

ſelbſt eine Herausgabe ſo bald zu Stande kommen würde, die auch eigentlich kaum in ſeiner Abſicht lag, indem er es vorzog, einzelne Sprüche durch religiöſe Betrachtungen zu erläutern: ſo waltete kein Bedenken, das äußerſt ſeltne Beſitzthum wieder dem Gemeingute zu nähern, und eine dem nächſten Bedürfniß entſprechende Auswahl für befreundete Leſer dem Druck zu übergeben.

Sie wurde mit größter Gunſt auch in weiteren Kreiſen aufgenommen. Daß hier eine außerordentliche und tiefſinnige Geiſtesart ſich offenbarte, eine Genoſſenſchaft der Weihe, die in Tauler und andern Geiſtern dieſer Ordnung verehrt wird, mußte im Allgemeinen bald einleuchten. Blieb auch das Verſtändniß des Einzelnen ſchwieriger, und ſchienen Gedanken und Bild bisweilen eines beſondern Schlüſſels zu bedürfen, der das Innre eröffnete, ſo war hier der Leſer bei unſerm Autor doch nur in ähnlichem Falle, wie bei allen Schriftſtellern dieſer Art, und ſelbſt bei den eigentlichen Philoſophen, deren nothwendigſte und ergiebigſte Bezeichnungen von jeher den Schein der Unverſtändlichkeit und ſelbſt des Widerſinns tragen mußten. Aber auch genug allgemein Verſtändliches iſt hier vorhanden, und dem Ganzen darf mit größtem Recht ein ähnliches Vorurtheil zu Gute kommen, wie jenen Schriften des Herakleitos, bei denen der weiſe Leſer aus der Vortrefflichkeit des ihm Einleuchtenden auf eine nicht geringere des annoch Dunklen ſchloß.

Wünſchenswerth erſchiene nun allerdings, daß über das Leben und die Schriften des Angelus Sileſius eine umfaſſende kritiſche Arbeit geliefert würde. Die Bezeichnung ſeines Geiſtes, ſeiner Stellung in Zeit und Leben, insbeſondere ſeines Standpunktes in der Reihe früherer und ſpäterer

Gleichgeſinnten, endlich eine Würdigung ſeiner Eigenſchaften als deutſcher Schriftſteller und Dichter, wäre ein reicher Gegenſtand der Unterſuchung und Darſtellung. Derſelben hätte ſodann eine neue vollſtändige Ausgabe des cherubiniſchen Wandersmannes zu folgen, ferner eine gute Auswahl geiſtlicher Lieder und ſonſtigen Gedichte, endlich von den proſaiſchen Schriften das Wichtigſte in Bruchſtücken, Auszügen oder Berichten, und wir beſäßen, in wenigen Bändchen, würdig und wohlbewahrt einen Schriftſteller, der in der Reihe unſrer bedeutendſten nie mehr auszulaſſen iſt.

Inzwiſchen hat ſeit einer Reihe von Jahren, durch unſre Anregung, die Aufmerkſamkeit in Deutſchland für den Angelus Sileſius ungemein zugenommen. In Baiern ſind zwei Ausgaben des cherubiniſchen Wandersmannes, wie auch ein neuer Abdruck der geiſtlichen Lieder an's Licht getreten. Jedoch haben auch verſchiedene Urtheile ſich vernehmen laſſen, welche den Sinn für eine ſo mächtige Erſcheinung noch in Unſicherheit und Mißtrauen befangen zeigen, und einen Mangel nicht nur des innern Aufſchwunges, ſondern auch ſogar der gelehrten Einſicht darthun. So hat man unter andern den Vorwurf pantheiſtiſcher Anſichten, der eben ſo bequem ſcheint als er meiſtens leer und grundlos iſt, auch hier anbringen wollen. Wir machen dagegen nur auf den Umſtand aufmerkſam, daß die katholiſche Kirche ſchon die erſten Abdrücke des Angelus Sileſius genehmigt hat, und daß proteſtantiſche Geiſtliche nicht minder für die Verbreitung deſſelben thätig geweſen ſind. Nur ſchwächer und zaghafter, nicht ſtrenger, als die katholiſchen und proteſtantiſchen Theologen jener frühern Zeit, erſcheint hier der Eifer unſrer Tage.

Wir laſſen aber dieſen Gegenſtand gerne ruhen, und begnügen uns, dieſe Blätter fernerhin als eine perſönliche Gabe der Liebe, der Freundſchaft und der Verehrung denen zu widmen, die ſich an ihnen ohne Aergerniß erfreuen und erbauen!

1821.

Siegmund von Seckendorf.

Der früheren Blüthezeit von Weimar leuchtete, außer den fürſtlichen und genialen Größen, durch deren Conjunction jener warme und reiche Frühling erzeugt wurde, auch manches bedeutende Nebenlicht, das an andern Orten wohl noch ſtärker, und im erſten Range geglänzt hätte. Ja vielleicht bedürfte es nur einer vollſtändigeren Kenntniß, einer glücklichen Auffaſſung und Zuſammenſtellung zerſtreuter und verdeckter Momente, um einige bisher in zweiter Reihe gebliebene Figuren der erſten anzuſchließen. Wenigſtens was die Lebenseinwirkung betrifft, können die hohen und begabten Frauen, die den Kreis von Weimar belebten, auf eine ſolche Stellung gewiß Anſpruch machen. Aber wer wird uns eine Herzogin Amalia, eine Herzogin Luiſe, eine Frau von Stein und eine Corona Schröter, in ihrem eigenſten Weſen und Daſtehen gebührend ſchildern?

Der Mann, von welchem wir diesmal zu ſprechen vorhaben, gehört nicht zu denen, welchen die nähere Beleuchtung ein Recht auf höhere Würdigung, als ſie

bisher empfingen, zuerkennen ließe. Doch verdient er, daß ſein Andenken erhalten werde, und ihm der würdige Platz, den er im Leben einnahm, im Gedächtniſſe der Nachlebenden, die ſich an Weimars Vergangenheit freuen, unbeſtritten bleibe.

Karl Siegmund Freiherr von Seckendorf, aus dem weitverbreiteten fränkiſchen Geſchlechte dieſes Namens, war ein Sohn des baireuthiſchen Geheimenraths und Miniſters von Seckendorf, und kam in Erlangen den 26. November 1744 zur Welt. Er empfing eine durchaus franzöſiſche Bildung, wie es der damaligen Zeit und dem einflußreichen Beiſpiele Friedrichs des Großen gemäß war, deſſen Schweſter als Markgräfin von Baireuth an ihrem Hofe ganz derſelben Geiſtesrichtung folgte. Doch dieſer Erziehung zum Trotz wandte ſich der junge Seckendorf, deſſen Fähigkeiten und Talente früh bemerkbar wurden, entſchieden dem friſchen Aufſchwunge zu, der in der deutſchen Litteratur bald nach dem ſiebenjährigen Kriege ſo mächtig anhob. Der Anordnung ſeines Vaters gemäß, beſuchte er Frankreich und Italien, und wurde beſonders von dem letztern Lande angezogen, wo ſeine Neigung für Poeſie und Muſik die vollſte Befriedigung fand. Mit der italieniſchen Poeſie bald vertraut, wünſchte er auch die der andern ſüdlichen Ländern kennen zu lernen, und erwarb eine damals ſeltne Kenntniß der ſpaniſchen und portugieſiſchen Dichter.

Nach längerem Aufenthalt in Italien durch die Familienverhältniſſe wider ſeinen Willen in die Heimath zurückgerufen, fand er wenig Behagen am Hofe zu Baireuth, ſondern ſuchte ein, ſeinem Sinn und Streben

entſprechenderes Verhältniß in Weimar, wo durch die Herzogin Amalia und ihren Sohn, den Herzog Karl Auguſt, ſchon ein glänzender Verein edler Geiſter gegründet und in herrlicher Entwickelung war. Seckendorf erhielt im Hofe zu Weimar eine Anſtellung als Kammerherr, weniger ein Amt, als ein ehrenvolles Band, das ihn dem dortigen Leben verknüpfte, ohne ihn zu feſſeln.

Er machte ſich bald beliebt in dem ganzen Geſellſchaftskreiſe von Weimar, zu deſſen Annehmlichkeit er durch ſein feines und belebtes Weſen, wie durch ſeine mannigfachen Talente und Kenntniſſe, welche ſtets bereitwillig und nie aufdringlich waren, bedeutend mitwirkte. Er genoß in vorzüglichem Grade des Vertrauens und der Gunſt beider Herzoginnen, der Mutter und der Gemahlin des Herzogs; vielleicht nicht ganz ebenſo der Gunſt dieſes letztern, welche zu gewinnen damals nur entſchiedener Kraft und Genialität gelang. Mit Herder und ganz beſonders mit Wieland lebte er in herzlicher Freundſchaft, mit Goethe'n, der gleich dem Herzog nicht ſo ſchnell jede Darbietung ſich genügen ließ, wenigſtens in gutem Vernehmen und wechſelſeitiger Anerkennung. Daß Wieland und Seckendorf einander am meiſten anzogen, lag in beiderſeitiger Gemüths- und Sinnesart begründet; mildes, weiches Gefühl, der Heiterkeit und der Wehmuth des Lebens gleicherweiſe zugänglich; gefälliger, gleichmäßiger Umgang, ohne geniale Launen, wilde Abſprünge und gewaltige Forderungen; aufgewecktes Talent in erfreulicher Ausübung, und dabei ein liebevolles, ganz ihm ergebnes Gemüth: — wie hätte Wieland da widerſtehen, den innigen Freund nicht an

ſein Herz drücken ſollen! Auch gedenkt er ſeiner öfters, und rühmt ſeine in Muſik geſetzten Lieder, ſeine kenntnißreichen und geſchmackvollen Uebertragungen aus dem Spaniſchen und Portugieſiſchen. Noch in ſpäten Jahren, beim Antritt ſeines ſechsundſiebzigſten Jahres, indem er die Feier ſeines Geburtstages ſchildert, und einer Morgenmuſik von Blasinſtrumenten erwähnt, die ihm unter einem Fenſter ſeines Schlafzimmers gebracht worden, ſchreibt er mit Wehmuth: „Schon die Muſik, die abwechſelnd und mit kleinen Pauſen über eine Stunde dauerte, hatte mich in eine gerührte Stimmung geſetzt, beſonders durch die Melodie eines der ſchönſten Lieder von der Kompoſition eines vor vielen Jahren ſchon verſtorbenen (aber leider! wenig glücklichen) Freundes Siegmund von Seckendorf, die mich durch alle Erinnerungen an eine längſt vergangene Zeit und an ſo viele ſelige Stunden, die ich ſeinem ſchönen Talent für Muſik, Geſang, Dichtkunſt und geſellige Vergnügungen überhaupt, verdankte, um ſo mehr bis zu Thränen rührte, da mehr als ein Tropfen Wermuth in das Angenehme dieſes Souvenirs gemiſcht war.“ Soviel wir uns erinnern hat Goethe nirgends in ſeinen Schriften und den uns bekannt gewordenen Briefen dieſes frühen weimariſchen Lebensgefährten zu erwähnen gefunden. Seckendorf hatte ſchon im Jahre 1779 eine Sammlung Volks- und andere Lieder, mit der dazu von ihm gelieferten Muſik, herausgegeben; ein 2tes Heft, worin ein Gedicht von ihm ſelbſt, und zwei Arioſo's aus Goethe's Monodram „Proſerpina“ waren, folgte noch im nämlichen Jahre, und bald hernach ein drittes. Dieſe Kompoſitionen, für unſere Zeit veraltet und allzu

leicht und dünn, gewannen den größten Beifall, und manche wurden als Lieblingsſtücke weit und breit in ge= bildeten Kreiſen geſpielt und geſungen.

In Bertuch's Magazin der ſpaniſchen und portu= gieſiſchen Litteratur erſchien von Seckendorf eine freie Ueberſetzung einiger ſchönen lyriſchen Gedichte des Ca= moens und des erſten Geſangs der Luſiaden deſſelben Dichters, ferner ein Bruchſtück aus der damals in Deutſchland wenig bekannten Geſchichte der Bürger= kriege von Granada, aus der Herder ſchon die einge= ſtreuten wunderſchönen Romanzen in ſeinen Volksliedern mitgetheilt hatte.

Ein Singſpiel „Superba" genannt, welches Secken= dorf gedichtet, mochte er nicht ſelbſt in Muſik ſetzen, ſondern überließ daſſelbe dem Kapellmeiſter Wolf in Weimar, mit deſſen Muſik verſehen das kleine Stück auf die Bühne kam, und eine Zeit lang mäßigen Bei= fall erhielt.

Als ſein Hauptwerk aber iſt zu betrachten „das Rad des Schickſals, oder die Geſchichte der Thoangſe's", welches in der Gelehrtenbuchhandlung zu Deſſau 1783 in zwei Theilen erſchien. Dies iſt einer der vielen Ver= ſuche, eigne Zuſtände, Gefühle, Klagen und Wünſche in ferne Gegenden und Zeiten zu verſetzen, und unter deren durchſichtigem Gewande harmlos und doch treffend vorzuſtellen. Fenelon's Telemach iſt der höchſte Stil dieſer Dichtungsart; die perſiſchen Briefe von Montes= quieu, Wieland's Könige von Scheſchian, gehören einer leichtern Gattung an; tiefes Streben und feuriger Geiſt walten in Meyern's Dya=Na=Sore, ein herrlicher lyri= ſcher Schwung in Hölderlin's Hyperion; das Buch von

Seckendorf wurde als eigenthümlich und geiſtreich zu ſeiner Zeit ſehr gerühmt; wir laſſen daſſelbe in ſeinem Werthe, möchten es aber doch keinem der obengenannten Werke gleichſtellen.

Nicht eben dieſe litterariſchen Bemühungen, wohl aber die ſonſtigen Eigenſchaften und Kenntniſſe Seckendorf's und ſeine ganze Perſönlichkeit, vermuthlich auch die eifrige Empfehlung des Grafen von Görtz, der gleichfalls aus weimariſchen Dienſt in den preußiſchen war berufen worden, lenkten die Augen Friedrichs des Großen auf ihn, und unvermuthet erhielt er die Ernennung zum preußiſchen Geſandten beim fränkiſchen Kreiſe. Dies geſchah im Jahre 1784; allein ſchon am 26. April 1785, noch nicht einundvierzig Jahr alt, ſtarb er in Ansbach, wohin er ſich in ſeinen Amtsgeſchäften begeben hatte. Sein Gemüth war durch unglückliche Neigungen, beſonders durch eine, die ihn in Italien gefeſſelt hatte, aber ſpätere leidenſchaftliche Wallungen nicht ausſchließen konnte, und ſein Geiſt durch trübe Vorſtellungen zerrüttet, denen ſeine zarte und von ſeinem innern Leben ganz abhängige Organiſation nicht lange hatte widerſtehen können. So wurde er im Beginn der Laufbahn, die ſich ihm ſo glänzend eröffnet hatte, und deren Anforderungen vielleicht noch neue Kräfte und Erfolge in ihm geweckt haben würden, allzufrüh für die Welt, gewiß aber wohlzeitig für ihn ſelbſt, hinweggerafft!

Zu der letztern Aeußerung berechtigt uns diesmal eine Beſonderheit, deren wir noch zu gedenken haben, und welche eigentlich der Punkt iſt, um deſſentwillen wir dieſe Perſonalien vorzuführen bewogen ſind. Denn, geſtehen wir es nur, ungeachtet aller Liebenswürdigkeit,

aller geſelligen und litterariſchen Verdienſte Seckendorf's, und ungeachtet der unſchätzbaren Auszeichnung, welche mit der Ehre, Friedrichs des Großen Geſandter heißen zu dürfen, ſich für ihn noch zuletzt ergab, würden wir dennoch kaum von ihm geſprochen haben, wenn nicht aus ſeinem Seelenleben eine Merkwürdigkeit aufbewahrt wäre, gegen welche jene äußeren Umſtände in den Schatten treten, oder vielmehr aus ihr neues Intereſſe erhalten.

Dieſe Merkwürdigkeit iſt ein Traum. Wir ſetzen denſelben hieher, wie wir vor vielen Jahren ihn handſchriftlich in durchaus glaubwürdiger Abfaſſung und Ueberlieferung vorgefunden haben.

„Ungefähr ein halb Jahr vor ſeiner Krankheit und ſeinem Tod träumte Seckendorf dieſen Traum. Er ſah einen Menſchen in gewöhnlicher Geſtalt und Kleidung zu ihm kommen, welcher ihm ſagte, er ſolle ſich etwas von ihm ausbitten und wählen, ob er lieber ſeine zukünftigen Schickſale erfahren, oder ſeine vergangenen der Reihe nach noch einmal ſehen wollte. Seckendorf ſagte, die Zukunft wolle er Gott überlaſſen, es werde ihn aber freuen, wenn er ſein vergangenes Leben wieder ſo wie ganz im Gemälde vor ſich ſehen könnte. Nun gab ihm der erſchienene Mann eiuen Spiegel, in dieſem ſah er ſich als ein Kind von drei Jahren, ſah wieder alle Hofmeiſtergeſchichten, die er damals hatte, und deren er ſich wachend kaum mehr erinnern konnte. Auch jeder Verdruß, jede Begebenheit, die er in ſeiner Jugend mit ſeinen Eltern hatte, erſchien ihm da ſo lebhaft, ſo getreu, als ob ſie wirklich erſt geſchähen; ſo ging er denn durch ſeine Kinder- und Jugendjahre fort; — alles was er je gethan, oder was ihm begegnet

war, wurde ihm in dieſem Spiegel wiederholt, ſo daß er endlich auch auf die Geſchichte ſeines Aufenthalts in Italien kam. Hier hatte er eine Geliebte, die er gewiß würde geheirathet haben, wenn ihn ſein Geſchick in Italien gelaſſen hätte; dieſe ſah er auch im Traum auf einem Bette liegen, ſie winkte ihm zu, und er ging zu ihr. „Wir müſſen uns trennen, ſagte ſie, aber nicht lange, lieber Seckendorf, denn ohne Sie kann ich nicht lange ſein. Nun müſſen Sie mich aber auf einige Augenblicke allein laſſen.“ Er ging alſo aus dem Zimmer, und wie er einige Minuten nachher hinein kam, lag ſie weit ſchöner und einer Verklärten ähnlich auf dem Bette, und zu ihren Füßen that ſich ein Vorhang auf. Seckendorf ſagte zur Frau von Kalb, welcher er dieſen ganzen Traum erzählte, dergleichen herrlichen Anblick, als er da geſehen, könne er nicht beſchreiben: er habe, als der Vorhang aufgezogen worden, eine Menge ſchön verklärter Geſchöpfe geſehen, die Hellung habe ſeine Augen geblendet, und alles ſei vergnügt und in Bewegung geweſen; eine dieſer verklärten Schönen habe ſeine Geliebte bei der Hand genommen, und langſam zu ſich hinein gezogen, dann ſei der Vorhang wieder zugefallen. Darüber wachte er auf, und dachte ſeinem lebhaften Traume nach; ſchlief aber doch wieder ein, und der nämliche Menſch erſchien ihm wieder, und fragte ihn, ob er zufrieden geweſen ſei mit dem, was er ihm gezeigt habe? und ob er auch wohl gerne noch einmal alle Menſchen, die er in ſeinem Leben gekannt, zu ſehen wünſchte? Seckendorf ſagte, daß es ihm das größte Vergnügen ſein würde. Er erhielt alſo auf's neue einen Spiegel, in dem er der Reihe nach alle

Menſchen, ſowohl lebende als todte, die er in ſeinem ganzen Leben gekannt hatte, vorbeigehen ſah, mit dem Unterſchied, daß die noch lebenden glücklichen ihn alle freundlich auſahen und ſtehen blieben, diejenigen aber, von denen er wußte, daß ſie unglücklich geworden, und mißvergnügt lebten, gingen alle mit der Hand vor den Augen ſchnell ohne ſich umzuſehen vorbei, und alle, die er ſo mit der Hand vor den Augen vorbeigehen ſah, ob er gleich vorher nichts von ihnen wußte, ob ſie glücklich oder unglücklich lebten, waren die letzten. Er ſchrieb nach dieſem Traum an alle ſeine alte Bekannte, und erkundigte ſich nach ihren Schickſalen, und immer trafen ſie mit ſeinem Traum überein. Die Verſtorbenen, die er in dieſem Spiegel ſah, hatten eine ganz einförmige Kleidung, die ſie vor den Andern auszeichnete, ſie blieben alle einen Augenblick vor ihm ſtehen, und winkten ihm freundlich mit der Hand, einige ſchwanden aber auch nur wie ein Blitz, die Hand vor den Augen habend, vorbei, doch ſo, daß er ſie erkennen konnte. Dieſes war ihm das Allerſchrecklichſte ſeines Traumes, und wenn er darauf kam, brach er immer ſehr ſchnell ab, weil er zu ſehr alterirt war. Seinen Vater, die Frau von Kalb, ſonſt alle ſeine Freunde, und auch Perſonen, die er nur wenig kannte, ſah er wieder in dieſem Spiegel. Nun wachte er wieder auf, ſtand auf, weil er vor Angſt ſich nicht zu faſſen wußte, und ſah, um ſich die Gedanken zu zerſtreuen, zum Fenſter hinaus; es ſchlug eben drei Uhr. Endlich legte er ſich wieder nieder, ſchlief ein, und dachte auf's neue im Traum ſeinem vorhergehabten Traume nach, machte im Traume ein Gedicht auf ſeinen Traum, komponirte

im Traum dieſes Gedicht, und wachte dann wieder auf. Er konnte nicht mehr im Bette bleiben, ſtand auf, ließ ſich ein Licht bringen, und ſchrieb den ganzen Traum nebſt dem Gedicht und der Kompoſition auf, legte ſich aber nicht mehr zu Bette, ſondern dachte ſeiner Traumgeſchichte nach.“ —

Das im Traum gedichtete Lied heißt:

„Holde ſüße Phantaſei,
Immer wirkſam, immer neu,
Dank ſei deinen Zauberbildern,
Die mein hartes Schickſal mildern,
Dank dir, daß mir deine Kraft
Freude noch zu leben ſchafft!

O wie manchen langen Tag
Irr' ich deinem Blendwerk nach,
Im Vergangenen verloren,
In der Zukunft neu geboren,
Wachend, träumend, dort und hier,
Folg' ich immer freudig dir.

Ein Geſicht verſchwindet kaum,
Winkt mir ſchon ein neuer Traum;
Sink' ich kraftlos und beladen,
Reichſt du mir den goldnen Faden,
Der mein traurendes Gemüth
Sanft zu dir hinüber zieht.

Holde, ſüße Phantaſie,
Täuſcherin, verlaß mich nie,
Nur im Kreiſe deiner Kinder
Eilt die Zeit mir hin geſchwinder,
Weiche nimmermehr von mir,
Auch im Tode folge mir!“

Dieſe im Traum erzeugte Poeſie und Muſik dürfte wohl einzig ſein, und ſchon deshalb aufbewahrungswürdig. In beiden ſcheint das Maß, welches dem Verfaſſer für ſeine Gedichte und Kompoſitionen im Wachen geſtellt war, durch den Traum nicht geſteigert. Das Gedicht iſt jedoch von eigenthümlichem Klang und ſchreitet in einem Takte fort, der wie aus innrem Pulsſchlage kommt.

Der Traum ſelbſt iſt wunderbar und ergreifend, er ſetzt eine kräftige und zarte Phantaſie voraus. Die Antwort: „die Zukunft wolle er Gott überlaſſen“, iſt erhaben und fromm. Sie erinnert an eine ähnliche Seelenſtimmung, welche der Konſiſtorialrath Büſching von ſeiner Großmutter erzählt; ſie hatte wenige Wochen vor ihrem Tode eine Erſcheinung, die einer ſeit dreißig Jahren verſtorbenen geliebten Tante ähnlich ſah, und ihr liebreich winkte; die fromme Frau jedoch, ungeachtet ihrer Liebe zu der Verſtorbenen und deren verklärten Anſehens, wollte ſich mit der Erſcheinung nicht einlaſſen, ſondern ſagte: „Ich habe es mit niemand als mit meinem Gott zu thun“; legte ſich abgewendet auf die Seite und hielt die Augen verſchloſſen; ſo erwartete ſie wachend den nahen Morgen.

Die Fähigkeit zu ſolchen durchbildeten, ſinn- und bedeutungsvollen Träumen, oder vielmehr Traumgeſichten, iſt unſtreitig eine hohe und ſeltne Begabung der Seele, würdig, mancher weltlich höchſtgeſchätzten und glänzend wirkſamen gleichgeſtellt zu werden. Der Traum von Seckendorf iſt in ſich ſchön, durch ſeine Bilder und ſeinen Gang und ſein Ergebniß; aber auch der eigentliche Gehalt iſt bedeutend, rührend und ſchauerlich. Er

zeigt eine ſich über das eigne Leben ſchauend erhebende Seele, und regt zu Bedenken und Nachdenken auf. Wer aber ſo träumen kann, der ſcheint wirklich mit dem Leben dem Abſchluſſe nah, und inſofern durften wir ſagen, daß Seckendorf zwar wenig bejahrt, aber dennoch zu guter und rechter Zeit geſtorben ſei! —

1809. 1834.

Karl Philipp Moritz.

Deutſchland iſt reich an Schriftſtellern, die durch ihren ſehr eigenthümlichen Geiſt dem Reiche der Wiſſenſchaft und Kunſt doch nur im Allgemeinen angehören, ohne daß man ſagen könnte, welche Stelle darin ihre beſondere Heimath ſei. Sie wandern gleichſam darin umher, und was ihnen jedesmal nahe ſteht, das gehört ihnen auf eine Zeit. Was ſie berühren, gewinnt eine neue Geſtalt, wohin ſie ihre Augen wenden, da ſehen ſie neu, und was ſie erzeugen, es ſei nun Gedicht, Lehre oder Forſchung, ſchimmert in eigenthümlicher Strahlenfülle, weil es gewöhnlich dadurch, daß es der einen Geſtalt ſich bequemt, die andern Geſtalten keineswegeſ verläugnet, in denen es auch hätte erſcheinen können. Weil ihr Streben das äußerliche Daſtehn ihrer Schriften weit überfliegt, und dieſe letztern in jenem oft nur eine untergeordnete Rolle ſpielen, ſo iſt es nöthig, daß man ihrem ausgedehnten Wirken von Zeit zu Zeit immer wieder nachſpüre, und beſonders den Menſchen in ihnen beachte, um den Einfluß ihres Lebens ruhiger zu würdigen.

Gern verbindet ſich mit ihrem geiſtigen Wanderleben auch ein leibliches, und da könnte man ſie als den reinen Gegenſatz einer andern Art Schriftſteller betrachten, die man anſäßig nennen dürfte, wenn, wie z. B. bei Kant, der nie aus Königsberg gekommen, Leib und Seele ſtreng in demſelben Gebiet beharrt. Zu der erſtern Art gehören, bei aller wechſelnden Mannigfaltigkeit unter einander ſelbſt, ſowohl Leſſing und Herder, als Heinſe und Friedrich Schlegel, Meyern, Jung, und beſonders Moritz, der an zartem Sinn, glücklichem Ausdruck, ſchönem Gefühl und eignem Blicke gewiß keinem Andern nachſteht. Seine Darſtellungen gehören zu den freundlichſten, lebensvollſten Erzeugniſſen unſerer Litteratur, er mag nun Alterthümer, philoſophiſche Gegenſtände, Bildungen der Sprache, menſchliche Begebenheiten, oder die proſodiſchen Verhältniſſe der Silben behandeln, allem hat er einen ſchönen Reiz abzugewinnen gewußt, der ihn in jede Tiefe begleitet. Seine lebhafte Thätigkeit ließ ihn eine — für ſein nicht langes und durch viele Brodarbeiten geſtörtes Leben große — Anzahl Schriften liefern, deren keine unbedeutend iſt; die reichhaltigſte iſt ohne Zweifel Anton Reiſer, worin er ſein eignes Leben, in romanhafter Einkleidung, doch ziemlich getreu nach der Wirklichkeit, geſchildert hat; am merkwürdigſten dürfte wohl der Andreas Hartknopf ſein, ſowohl wegen der eigenthümlichen Wunderbarkeit des Buches ſelbſt, als auch in Bezug auf dem Verfaſſer, der ſich hier, wie es ſcheint, von ſeinem Werke am wenigſten abſondern konnte; den meiſten äußern Werth aber hat unſtreitig die deutſche Proſodie, eine geiſtvolle Unterſuchung, welche Anfang und Grundlage aller ſpätern

Arbeiten dieſer Art geworden iſt. Seine Reiſebeſchreibungen von England und Italien haben durch glückliche Auffaſſungen und lebensvollen Ausdruck in feiner, durchbildeter Sprache noch heute entſchiedenen Werth.

Von der Wunderlichkeit ſeines Weſens und den abentheuerlichen Sonderbarkeiten ſeines Lebens hat man hin und wieder die ergötzlichſten Züge mitgetheilt, und überall erſcheint er als ein liebenswürdiger, tiefer Menſch. Eine geiſtreiche Frau hat ſich den Ausſpruch erlaubt, Jung-Stilling ſei ein deutſcher Retif de la Bretonne; in demſelben Sinne könnte man zu einer Vergleichung des jüngern Rameau mit Moritz Gelegenheit nehmen, wobei natürlicherweiſe ihre Kunſtgaben und Lebenswendungen außer Betracht lägen, aber die innerſten Adern des Gemüths und des Geiſtes ſich begegnen müßten. Die edle, ſinnvolle Geiſtlichkeit Moritzens iſt derſelbe wunderliche Stoff, auf welchem bei Rameau jenes lebhafte, wetterwendiſche Auffaſſen der gemeinſten Wirklichkeit entſtand, deren ſchlechtes Aneignen mit ſeinem überſehenden Geiſte und ſeiner gutmüthigen Herzensſtimmung eine ſo merkwürdige Zuſammenſtellung macht.

Folgende Züge aus Moritzens Leben, die wir aus mündlicher Ueberlieferung haben, und noch nirgends aufgezeichnet finden, werden dem Leſer nicht unwillkommen ſein.

In einer an ſich ziemlich leichten Krankheit bediente er ſich der ärztlichen Hülfe ſeines Freundes, des Profeſſor Markus Herz, der aber bald ſeine Bemühungen fruchtlos und die Krankheit ſchlimmer werden ſah. Es hatte ſich nämlich in Moritzens Seele eine quälende Angſt vor dem Tode eingeſchlichen, die mit leiſen

Zweifeln begann und von Grad zu Grad immer höher ſtieg. Mit laurender Aengſtlichkeit forſchte er den Blick und die Mienen des Arztes aus, in jenem Tone, in jedem gleichgültigſten Wort ſuchte er eine heimliche Andeutung ſeines bevorſtehenden ſchrecklichſten Endes. Markus Herz wandte alles Mögliche an, was ſeine eindringliche Beredſamkeit ihm darbot, um die Unruhe des Kranken zu verſcheuchen, die qualvolle Sorge zu verbannen; er verſicherte ihm wiederholt, zuletzt unter den heiligſten Betheurungen, daß die Krankheit im geringſten nicht bedenklich ſei, und ohne ſeine lächerliche Einbildung längſt ihr Ende erreicht haben würde; Moritz aber glaubte nur deſto mehr, jener wolle ihn hintergehen, und ihm aus Schonung das Unvermeidliche verſchweigen, und wurde in dem Grade troſtloſer und verzweifelter, als jener ſeine Verſicherungen erneuerte. Er ſtieß die bitterſten Klagen aus, jammerte, daß er in der Blüthe der Jahre hinſcheiden müſſe, und hatte weder Tag noch Nacht einige Ruhe. „Warum ſoll denn ich jetzt ſterben? warum nur ich eben? warum gerade ich? rief er klagend aus, ſo muß ich wirklich ſchon dem Tode entgegen ſehn? O ſagen Sie mir es nur, ſagen Sie mir es frei heraus, wie lange ich noch zu leben habe?“ — Auf ſolche Weiſe verſchlimmerte er ſeine Krankheit durch die thörichte Furcht von Tag zu Tag, ſo daß der Arzt zuletzt in Verlegenheit gerieth, und da das Uebel ſich hartnäckig verlängerte, nun ſchon wirklich anfing die Hoffnung aufzugeben, als er noch zu rechter Zeit auf nachfolgendes Mittel verfiel. Er trat eines Tages zu dem Kranken ins Zimmer, näherte ſich mit trauriger Miene dem Bette, unterſuchte den Puls, und

kündigte ihm die gefürchtete Botſchaft an, daß alle Hülfe vergebens ſei, und er nur noch wenige Tage zu leben habe. Moritz hörte ihn aufmerkſam an, und konnte doch nicht die friſchen Lebensgeiſter, die er in ſich fühlte, mit dem Gedanken des Todes, der ihm bevorſtehn ſollte, vereinigen; er klagte noch, daß es eine unerhörte Grauſamkeit des Schickſals ſei, ihn gerade jetzt ſterben zu laſſen, aber die Gewißheit des Uebels hatte ſeine Furcht verſcheucht, und nachdem ihn der Arzt mehrmals aller Hoffnung zum Beſſerwerden beraubt, ſah er nicht nur mit Gelaſſenheit, ſondern ſogar mit kindlicher Freundlichkeit dem Tode entgegen, und wurde ſo, da ſeine eingebildete Angſt nicht mehr die Wirkſamkeit der Arzneien ſtörte, zu ſeiner Verwunderung täglich beſſer. Hier konnte es doch wohl mit Recht heißen: „Aus Furcht zu ſterben iſt er faſt geſtorben!"

Bei aller Unſchlüſſigkeit des Willens, und bei aller Wandelbarkeit ſeines Lebens, war Moritz doch dahin gekommen, zu heirathen, und zwar ein junges Mädchen, das in unentwickelter Jugend für ſeine Eigenthümlichkeit keineswegs paßte. Viele riethen ihm ab, unter dieſen auch eine wohlmeinende Freundin, zu welcher er ſonſt das größte Vertrauen trug; aber ſolche über die Erde leicht hinwandernde Menſchen, die nirgends Wurzel ſchlagen, denen keine Geſtalt bleibend iſt, geben ſich am ſchnellſten dem Ehebündniſſe hin, wo ſie dann die erwartete Ruhe und Feſtigkeit, weil ſie dieſelbe nicht mitbrachten, am wenigſten finden. Noch am Tage der Hochzeit führte er ſeine Gattin zu jener Freundin, der er ſie vorſtellte, und dabei leiſe in's Ohr flüſterte: „Ich glaube, ich habe einen dummen Streich

gemacht!“ Seine Stimme, die ſehr weich und angenehm war, und ſein freundliches Geſicht gaben dieſen Worten einen ganz ſonderbaren Ausdruck.

Die Ehe war nichts weniger, als glücklich; die Frau ging nach einer Weile mit einem Liebhaber davon. Moritz iſt außer ſich, da er nach Hauſe kommt und das Neſt leer findet, er ergreift in der Wuth eine ungeladene Piſtole, und ſetzt nach. Einige Meilen von Berlin holt er die Flüchtlinge ein, trifft ſeine Frau in einem Zimmer allein, verſöhnt ſich mit ihr, und findet ſie auch gleich bereit, mit ihm umzukehren. Allein vergebens ſucht er den Entführer, im ganzen Hauſe iſt er nicht zu finden, bis endlich ein verrätheriſcher Kellner anzeigt, er ſtecke unter einem großen Faſſe. Moritz ſucht vergebens das Faß aufzuheben, an dem ſchweren, plumpen Gebäu findet ſein Zorn keinen Rath; da erblickt er das Spundloch, hält die ungeladene Piſtole hinein, und ſchwört, er werde losſchießen, wenn nicht der darunter Steckende hoch betheure, niemals wieder an die Frau zu denken. Der Bedrängte, der ſich bei allen Krümmungen, die er an den Wänden des Faſſes machte, vor dem Schuß nicht ſicher glaubte, ſchrie ganz kläglich, man ſolle ihm das Leben ſchenken, und verſprach alles, was jener forderte. So führte Moritz ſeine Frau ſiegreich nach Hauſe.

Zuweilen war er in ſeltſame Träume verſunken, und lebte mit wunderlichem Eigenſinn ganz in ſeinen Bildern. Die erwähnte Freundin fand ihn einmal in Berlin auf einer Brücke am Geländer ſtehen, und übergelehnt unverwandt in das Waſſer blicken. Sie redete ihn an, und hegte einige Beſorgniß, ihn ſeinem Tiefſinne ſo

überlaſſen zu ſehen; er aber grüßte ſie freundlich, und ſagte, auf das Waſſer zeigend: „Da unten ſind viele Geſichter, und eins, das mir ganz beſonders gefällt, ſieht mich immer liebreich an, und wenn's mir noch lange ſo gefällt, ſo muß ich zu ihm.“ — Solcherlei war in ihm der tiefſte Ernſt, und ſeine Freundin mußte ihn, troß aller Bemühungen ihn mitzunehmen, allein auf der Brücke zurücklaſſen.

Ein gutgeſchriebenes Leben dieſes ſonderbaren Mannes wäre ſehr wünſchenswerth, und ein wahres Geſchenk für unſre Litteratur. Der Aufſaß in Schlichtegroll's Nekrolog vom Jahr 1793 taugt nicht. Mit beſſerm Sinn hat Dietmar im Geſellſchafter von Gubiß (1829. März) einige Züge von ihm mitgetheilt. — Moriß ſtand mit den ausgezeichnetſten Männern in Verbindung. Goethe war in Rom ſein Krankenpfleger und Wohlthäter. Ein ſchäßbarer Briefwechſel zwiſchen beiden war wenigſtens vor einer Reihe von Jahren noch vorhanden. Man ſollte ſeine Schriften endlich ſammeln und herausgeben, damit er der Nation nicht völlig fremd werde. Was er gelebt, geſprochen und gewirkt hat, iſt lieb und werth, und alles, was an ihn erinnert, eines frommen Andenkens würdig. —

1808. 1830.

Saint-Martin.

Ludwig Claudius von Saint-Martin wurde den 18. Januar 1743 zu Amboiſe geboren. Seine Eltern trugen die größte Sorgfalt für ſeine Erziehung, die in jeder Hinſicht vortrefflich war: beſonders eine Stiefmutter rühmt er als die Quelle all ſeines Glückes, indem ſie es geweſen, die ihm die Sanftmuth, Aufmerkſamkeit und Frömmigkeit gegeben habe, durch die er Gott und Menſchen lieb geworden. Weniger ſcheint der Vater ſeinem Gemüthe verwandt geweſen. Obgleich von ſchwachem Körperbau, und von außerordentlicher Reizbarkeit, ertrug Saint-Martin doch mit Erfolg alle Anſtrengungen, welche das Ringen nach Kenntniſſen und eine bewegte Lebensart ihm auferlegten. Sein Vater hatte ihn zum Rechtsgelehrten beſtimmt, und ungeachtet entſchiedener Abneigung für dieſen Stand war der Jüngling auf dem Kollegium von Pontlevoi in Kenntniſſen bald ſo ungemein vorgeſchritten, daß er in Tours eine Anſtellung erhalten konnte. Allein ſeine Neigung führte ihn unter allen Studien und Geſchäften zu dem höheren Gebiete

innerer Forſchungen und frommer Weisheit empor, dem er ſchon in ſeinem achtzehnten Jahre durch ſelbſtſtändigen Entſchluß in eigenthümlicher Bahn ſich gewidmet hatte. Die gewöhnlichen Wiſſenſchaften und Bücher ließen ihn unbefriedigt; noch auf der Schule las er ſchon mit Entzücken das Werk von Abadie l'art de se connaître, welches ihn für höhere Dinge entſchied; ſpäter regten Burlamaqui's Schriften ihn mächtig an. Seine Anſtellung in Tours war von keiner Dauer; abermals dem Willen ſeines Vaters folgend, trat er in ſeinem zweiundzwanzigſten Jahre in das Regiment von Foix als Offizier. Hier zeichnete er ſich durch ſtrenge Erfüllung ſeiner Pflichten und durch ſittlichen Lebenswandel aus; ſeine Kammeraden waren über ſeine Grundſätze verwundert, fanden ſein Betragen ſonderbar, aber gewannen ihn bald lieb, und ließen ihn in ſeiner Art gewähren, manche ſogar ſchloſſen ſich ihm näher an. Seine Hauptbeſchäftigung machten nun die alten und die neuen Sprachen, die ſchönen Künſte und beſonders die höheren Wiſſenſchaften. Muſik und ländliche Wanderungen wurden ſeine liebſte Erholung. Von größter Wichtigkeit aber war für ihn die Bekanntſchaft, die er zu Bordeaux, wo ſein Regiment in Beſatzung lag, durch einige ſeiner Kameraden mit dem in die höheren Kenntniſſe eingeweihten Martinez Pasqualis machte, der ihn zu ſeinem Schüler aufnahm. Leidenſchaftlich für die Wahrheit erglüht, widmete er ſich ganz ihrer Erforſchung und Ausbreitung; er verließ den Kriegsdienſt um fernerhin nur ihrem Dienſte zu leben; er machte verſchiedene Reiſen zu ſeiner Belehrung; Studien und ſtille Wohlthätigkeit erfüllten alle ſeine Zeit. Inzwiſchen hatte ihn ſein Weg in allerlei

Verbindungen mit Geſellſchaften geführt, die nach derſelben Richtung zu ſtreben ſchienen; ſein überlegener Geiſt ließ ihn bald entdecken, was fehlte und was nöthig war; er trat ſelbſt als Stifter einer Geſellſchaft auf, die nach und nach in weiten Räumen ſich ausgebreitet, aber auch in mancher Weiſe von dem Geiſte des Stifters ſich wieder entfernt hat. In dieſer Sache iſt vieles dunkel geblieben, was wohl niemals völlig zu erhellen ſein mag. Indeß war das neue Unternehmen wahrſcheinlich der erſte Antrieb zu ſeinen nachher zahlreich gewordenen Schriften und zu ſeinen größeren Reiſen in Italien, Deutſchland und England. Sein erſtes Werk, das berühmte Buch des erreurs et de la vérité, ſchrieb er um das Jahr 1774 zu Lyon, wo er ſich mehrere Jahre aufhielt, und ſeine Grundſätze in der Freimaurerloge vortrug; er verfertigte das Buch innerhalb vier Wintermonaten, am Feuerherde der Küche, weil er kein warmes Zimmer hatte. In Rom, Bern, Straßburg, London und Paris ſetzte er abwechſelnd ſeine Arbeiten fort; überall fand er Verehrer und Freunde; angeſehene und ausgezeichnete Perſonen huldigten ſeinem Geiſt und ſeinem Gemüthe. Mächtige Gönner erboten ſich, ihm das Ludwigskreuz mit einem Jahrgehalte zu verſchaffen, allein er lehnte beides ab. Mitten in dieſem großen Weltverkehr blieb er dennoch einſam und zurückgezogen; ſeine Beſcheidenheit und ſein Ernſt hielten den Ruhm ſeines Geiſtes von ſeiner Perſönlichkeit ab, und die äußere Welt war lang in Zweifel, wer unter dem Namen des unbekannten Philoſophen, den er ſich in ſeinen Büchern gegeben, verborgen ſein wollte. Nach der Rückkehr von ſeinen Reiſen lebte er zu Paris in dem

Hauſe der Herzogin von Bourbon, die ihn mit Güte überhäufte. Sie war eingeweiht in die Lehren der Myſtiker, und bewegte ſich darin mit einer Art muntrer Freigeiſterei, die ſie ſpäter, nachdem ſie in Spanien geweſen, mehr und mehr ablegte, ſo wie ſie auch nach Saint-Martin's Tode ſich ganz den Vorſchriften der katholiſchen Kirche hingab, und im Jahre 1824 das erſehnte Loos hatte, betend in der Kirche der heiligen Genoveva todt hinzuſinken. Saint-Martin befand ſich abermals im Auslande, und grade auf einer Reiſe in Italien, als die franzöſiſche Revolution ausbrach. Er eilte nach Paris, wo er von ſeinem hohen Standpunkte den großen Bewegungen unerſchüttert zuſah, und dieſe eigenthümlich deutete. Den auferlegten Pflichten des neuen Bürgerthums entzog er ſich nicht, ſondern verſah mit Genauigkeit ſeinen Dienſt als Gemeiner bei der Nationalgarde, welches jedoch die einzige Thätigkeit blieb, durch die er an der Revolution wirklich Theil nahm. Er ſtand unter andern zum letztenmal Schildwacht am Tempel, wo der Dauphin gefangen gehalten wurde, ein Umſtand, der ſein Inneres tief ergreifen, und ihm nur deſto bedeutender ſein mußte, als er früher zum Lehrer des jungen Prinzen vorgeſchlagen worden war! Durch eine Verfügung, welche die Adlichen betraf, wurde er genöthigt Paris zu verlaſſen, und ſeinen Aufenthalt in Amboiſe zu nehmen. Er gab ſeinen Mitbürgern immer das Beiſpiel der Unterwerfung unter die Geſetze, der Rechtſchaffenheit, des Wohlthuns; zugleich aber auch des edelſten Muthes für die Wahrheit, denn inmitten der gefahrvollſten Stürme der Revolution wagte er ſeine kühnſten Schriften herauszugeben, und es iſt ein Wun-

der, daß er unangefochten blieb. Nachdem die Zeiten wieder ruhiger geworden waren, kehrte er nach Paris zurück, und lebte von neuem ſeinen Freunden und den Studien. Seine Wißbegierde breitete ſich nach allen Richtungen aus; bei ſeinem großen Geiſte verſchmähte er doch keine Gelegenheit, auch von Geringern zu lernen, und ſelbſt wenige Monate vor ſeinem Tode beſuchte er noch öffentliche Vorleſungen. Er hatte das Herannahen ſeines Todes geahndet, und ſeinen Freunden angekündigt; mit ruhigem Bewußtſein ſah er ſeine letzte Stunde kommen, und mit Freuden ſogar ſchien er ſeine irdiſche Hülle zu verlaſſen. Er ſtarb gegen 11 Uhr Abends den 13. Oktober 1804 zu Autray bei Chatillon, in dem Landhauſe des Senators Lenoir-Laroche, wohin er am nämlichen Tage aus Paris zum Mittageſſen gekommen war. In ſeinen nachgelaſſenen Schriften ſagt er vom 18. Januar 1803: „Dieſer Tag, der meine ſechzig Jahre erfüllt, hat mir eine neue Welt eröffnet. Meine geiſtlichen Hoffnungen wachſen immer mehr. Ich nähere mich, Gott ſei es gedankt, den großen Genüſſen, die mir ſeit langer Zeit angekündigt ſind, und durch welche die Freuden aufs Höchſte ſteigen werden, von denen mein Daſein in dieſer Welt wie beſtändig begleitet geweſen." Sein Hinſcheiden war ſanft und freudig. Einen Prieſter, den man herzugerufen, wollte er nicht annehmen, durch die Weihe ſeiner geheimen Wiſſenſchaften und Verbindungen, wie er glaubte, ſchon höheren Graden einer Hierarchie einverleibt, in welcher die Kirche ſelbſt nur als Mitbeſtandtheil angeſehen wurde. Wir laſſen die Geheimniſſe dahingeſtellt, und halten uns an ſeine offenbare Erſcheinung. Er war ein reiner und

edler Menſch, ſeine Tugenden entſprachen ſeinem Geiſte; beſcheiden und ſtill verhehlte ſein Aeußeres die Schätze, die ſein Inneres hegte; mild und freundlich in ſeinem Benehmen, heiter und lebhaft im Geſpräch, konnte er unter Freunden hinreißend liebenswürdig ſein. Er gehört zu den auserwählten Geiſtern, die von Zeit zu Zeit gleich Weſen einer höheren Ordnung unter den Menſchen wandeln, damit deren urſprüngliche Würde und Schönheit in Abbildern ſichtbar bleibe. Seine zahlreichen Schriften tragen das Zeichen eines eigenthümlichen Geiſtes von außerordentlicher Kraft und Tiefe, aber ſeine Wiſſenſchaft iſt in Geheimniſſe eingehüllt, die einen großen Theil dieſer Schriften verdunkeln, und in welche auf gewöhnlichem Wege einzudringen nicht möglich iſt. Dem Unbefangenen wird jedoch immer genug Vortreffliches darin verſtändlich ſein, um für das Unverſtändliche kein übereiltes Verdammungsurtheil zu geſtatten. — Die in ſeinen Oeuvres posthumes erſchienenen kurzen Sätze, Bekenntniſſe und Bemerkungen, dürften die beſte Einleitung zu ſeiner näheren Bekanntſchaft ſein. —

1821.

Zwei Geſpräche Saint-Martin's.

Von Saint-Martin, dem edlen Jünger einer wahrhaft liebenswürdigen Weisheit, dem unbekannten Philoſophen, wie er ſich nannte, iſt in neuerer Zeit häufig die Rede geweſen, und in Deutſchland durch Rahel, in Frankreich durch Cuſtine, Sainte-Beuve, und andre höhere Schriftſteller, ſein Andenken zu ſteigender Verehrung ausgebreitet worden. Seine Schriften jedoch finden ſich ſelten irgendwo beiſammen, und manche ſind gar nicht zu bekommen. Noch ſeltner ſind die Hülfsquellen, aus welchen Nachrichten über ſein Leben und Wirken, über ſeine Verhältniſſe zu Perſonen und Geſellſchaften zu ſchöpfen wären. Manches mag für immer verloren ſein, manches aber iſt gewiß noch vorhanden, und liegt wer weiß wo in Frankreich, England oder Deutſchland, verwahrt und verſteckt! Sein Verhältniß zur Herzogin von Bourbon, der Tante des jetzigen Königs der Franzoſen, wäre ſchon für ſich allein einer Darſtellung werth. Grade hiefür dürfen wir vielleicht mit nächſtem die Eröffnung reicheren Stoffes erwarten, als uns noch zur Zeit vorliegt.

Einſtweilen verſagen wir uns nicht, ein paar kleinere Reliquien des trefflichen Mannes mitzutheilen, die wir unter litterariſchen Trümmern hervorgeſucht, wo ſchwerlich ſo leicht wieder ein Blick ſich hinverirrt. Es ſind dies zwei kleine Geſpräche, die nicht er ſelbſt, ſondern der jedesmalige Mitſprecher aufgezeichnet hat. So gering der Umfang iſt, ſo giebt ſich doch der ganze Charakter, und beſonders die Erſcheinungsweiſe des Mannes, in den wenigen Worten zu erkennen.

Das erſte dieſer beiden Geſpräche hat uns Herr Tourlet aufbewahrt, ein Schriftſteller, der vor einigen dreißig Jahren in franzöſiſchen Zeitſchriften eines nicht unverdienten Rufes genoß, der indeß freilich nicht im Stande war, über Saint-Martin ein gültiges Urtheil aufzuſtellen. Da eine große Zahl von Menſchen aber niemals ihrer Sache gewiſſer ſind, als wenn ſie gar nichts davon verſtehen, und dann das geheime Mahnen ihres Nichtwiſſens in abſprechendem Hohn und ärgerlicher Grobheit zu erſticken ſuchen, ſo dürfen wir uns nicht wundern, daß ein ſonſtiger Schätzer Saint-Martin's denſelben mit faſt rohem Unglimpf abfahren läßt. Er macht dieſen mehr als wieder gut durch die Aufrichtigkeit, mit der er am Schluſſe bekennt, wie ſeine Verdrießlichkeit von Saint-Martin's ſanftem Gleichmuth beſchämt worden, und durch das Zeugniß, welches er dem ganzen Leben deſſelben zuletzt ertheilt.

Er trägt den Anlaß und Verlauf der kurzen Verhandlung folgendermaßen ſelber vor:

„Das ganz Unverſtändliche kann man nicht beſtreiten, aber auch nicht annehmen, und ſo kam ich mit Saint-Martin über ſeine myſtiſche Zahlenlehre einesmals in ein ziemlich ſcharfes Geſpräch. Es war die Rede von einem griechiſchen Dichter, welchem Saint-Martin einiges Lob ertheilte. Ich fragte ihn, ob er nicht eben ſo wie ich fände, daß die Vergleichungen bei dieſem Dichter allzu häufig vorkämen?

Saint-Martin. Aber man liebt immer die Vergleichungen, weil ſie eine Wirklichkeit vorausſetzen.

Ich. In der That, die Vergleichungen erheben und veredeln den Ausdruck der Natur.

Saint-Martin. Der Natur? was drückt die aus? Von was iſt ſie der Typus?

Ich. Ich liebe nicht, höher aufzuſteigen. Die Natur umfaßt alles was iſt.

Saint-Martin. Sie ſteigen nicht höher auf! ... auch nicht eine Sproſſe höher ... eine einzige ... um zu der Allgemeinheit aller Weſen zu gelangen. ...

Ich. Das hieße zum Unendlichen aufſteigen.

Saint-Martin. Zum Unendlichen, wenn Sie dieſe Bezeichnung vorziehen. Aber halten Sie an der Einheit, der Grundzahl.

Ich. Die Einheit iſt dann nur eine abſtrackte Zahl. Die Natur iſt die Sammlung aller Individuen. Die Individuen allein exiſtiren, aber ihre Sammlung, oder die Einheit iſt nirgends.

Saint-Martin. Im Gegentheil. Jedes Individuum iſt in der Einheit mitbegriffen. Die Tugend, die Kraft, kann nur in der Einheit ſein. Die Einheit iſt der Mittelpunkt, von dem die andern

Zahlen ausgehen, wie ebenſoviele Radien; dieſe Zahlen ſind ebenſoviele Weſen, die nur durch ihre Beziehung zur Einheit exiſtiren. Wollen Sie denn, daß es Radien gebe ohne Mittelpunkt?

Hier zeichnete Saint=Martin ein Dreieck in einen Kreis. „Sie werden hier, fuhr er fort, die Tugend der Zahlen wahrnehmen.“ Dann deutete er Linien an, die aus dem Mittelpunkte nach dem Umkreis gezogen ſein ſollten, und bemühte ſich, mir die Beziehungen von Eins zu Vier zu zeigen, fakultative Beziehungen, die eine Reihe immaterieller Weſen ausdrücken, ſich der Grundeinheit anſchließen u. ſ. w.

Ich. Und Sie ſehen da die Tugenden der Zahlen!

Saint=Martin. Ja gewiß.

Ich. Ich bedaure Sie.

Saint=Martin. Ich ermahne Sie, zu ſuchen.

Ich. Aber ich habe ja Ihre Bücher, die hiervon handeln, und ich bedaure die, welche ſie verſtehen.

Saint=Martin. Die, welche ſie verſtehen, ſind nicht zu bedauern, ſie ſuchen nicht mehr, ſie folgen dem Wege . . .

Hier wurden wir unterbrochen; ich war beſchämt, einige üble Laune gezeigt zu haben, während ich in ihm nicht die geringſte Gemüthsbewegung bemerkt hatte. Wir ſchieden indeß jenes Tages noch ganz wohlzufrieden einer mit dem andern. Als ich ihn ſpäter wiederſah, nahm ich mich wohl in Acht, denſelben Gegenſtand zu berühren. Tourlet ſchließt ſeinen Aufſatz mit den Worten:

„Wollen wir den Mann beurtheilen; wohlan, ſehen wir ſeine Handlungen an, und das ganze Leben des

unbekannten Philoſophen zeigt uns nur eine unaufhörliche Anwendung der Vorſchrift, die er oft in ſeinen Schriften empfiehlt, und die er beſſer als irgend jemand ausübte: „Es iſt gut, immerfort die Augen auf die Wiſſenſchaft zu richten, um ſich nicht einzubilden, man wiſſe etwas; auf die Gerechtigkeit, um ſich nicht für vorwurfsfrei zu halten; auf alle Tugenden, um nicht zu meinen, man beſitze ſie."

Das zweite kleine Geſpräch iſt von einem Herrn J. M. D., der in näherem Grade, als jener, den Namen eines Freundes verdient, und freilich auch mit einer Seite Saint-Martin's in Berührung kommt, die mehr, als die myſtiſche Zahlenlehre, den allgemeinen menſchlichen Sinn anſpricht. Immer darf es ein merkwürdiges Beiſpiel ſein, wie hier der Wohlthätigkeitseifer, und zwar der ganz gewöhnliche und gemeine, in einem tiefgeiſtigen und hochgebildeten Menſchen die Herrſchaft behauptet. Das Geſpräch iſt uns, wie folgt, überliefert:

„Ich. Sie gehen nicht mehr in's Theater, ſagen Sie?

Saint-Martin. Seit funfzehn Jahren war ich nicht dort.

Ich. Dieſe Vergnügungsart hat alſo wohl nicht mehr den früheren Reiz für Sie?

Saint-Martin. Die Aufführung mancher Schauſpiele iſt eine der Vergnügungen, die ich mit der meiſten Leidenſchaft geliebt habe und noch liebe.

Ich. Ich verſtehe; Ihre moraliſchen Grundſätze verdammen das Theater.

Saint-Martin. Die dramatiſchen Erzeugniſſe, von denen ich mir ſo viel Genuß verſpreche, gehören nicht zu denen, deren Aufführung mir tadelnswerth dünken möchte. Denn der Genuß, den ſie mir verſchafften, könnte nur aus der innern Bewegung entſtehen, die ſich mit Anſchauen einer auf die Scene gebrachten tugendhaften Handlung verknüpft, und aus der herrlichen Sympathie, die mich dieſe Empfindung mit allen Zuſchauern auf eine ſo einſtimmige als urſprüngliche Weiſe theilen läßt.

Ich. Alſo iſt es Mangel an Muße, der Sie verhindert hat, ein Vergnügen zu genießen, auf das Sie ſo großen Werth legen.

Saint-Martin. Noch weit weniger; in dieſen funfzehn Jahren bin ich oft unterwegs geweſen, um in's Theater zu gehen.

Ich. Und wer hat Sie unterwegs abgehalten?

Saint-Martin. Das kann ich Ihnen nicht ſagen.

Ich. Ich möchte doch gar zu gerne hierüber Ihre Meinung vollſtändig wiſſen. Iſt dabei irgend ein Geheimniß von Zahl, von Krokodil? Muß man eingeweiht ſein, um Ihnen Ihr Geheimniß abzufragen? Iſt es nicht genug, Ihr Freund zu ſein?

Saint-Martin. Weder Geheimniß noch Einweihung giebt es hiebei. Aber wenn ich Ihnen die Urſache ſagte, die mich auf meinem Wege gehemmt hat, ſo würden Sie mich für beſſer halten, als ich bin.

Ich. Nun wohl! Ich verſpreche Ihnen, Sie nur

für ſo gut zu halten, als Sie wirklich ſind. Jetzt haben Sie keinen Vorwand mehr. Befriedigen Sie meine Neugier.

Saint-Martin. Ich werde es Ihnen jetzt alſo ſagen, aber aus einem ganz entgegengeſetzten Grunde, auf daß Sie nicht glauben, die Sache ſei wichtiger und Ihrer Aufmerkſamkeit würdiger, als ſie iſt. Nichts iſt einfacher. Oft alſo bin ich von Hauſe weggegangen in der Abſicht, die Français zu beſuchen, oder vielleicht auch irgend ein andres Theater. Unterwegs beeilte ich den Schritt, empfand eine lebhafte Erregung, durch den Vorgenuß des Vergnügens, das mich erwartete. Bald jedoch befragt' ich mich über die Beſchaffenheit der Eindrücke, von denen ich mich ſo mächtig beherrſcht fühlte. Ich kann es Ihnen ſagen, ich fand in mir nur die Erwartung des berauſchenden Entzückens, welches mich ehemals ergriffen hatte, wenn die erhabenſten Tugendgeſinnungen, in der Sprache Corneille's nnd Racine's ausgedrückt, den allgemeinen Beifall hervorriefen. Dann ſtellte ſich unmittelbar eine Betrachtung ein. Ich will Geld ausgeben, ſagt' ich mir, für das Vergnügen, ein bloßes Bild der Tugend zu bewundern, oder vielmehr einen Schatten der Tugend. Mit derſelben Summe ...

Ich. Fahren Sie fort, ich bitte, lieber Saint-Martin!

Saint-Martin. Nun wohl, mit derſelben Summe kann ich die Wirklichkeit dieſes Bildes erlangen, ich kann *eine gute* Handlung ausüben, anſtatt ſie in einer flüchtigen Vorſtellung abgebildet zu ſehen . . .

Ich. Sprechen Sie's aus, ich errathe ſchon.

Saint-Martin. Ich habe dieſem Gedanken nie

widerſtehen können. Ich ging zu irgend einem Unglück=lichen, den ich kannte, ließ ihm den Betrag meines Par=terre=Billets, genoß alles, was ich mir vom Schauſpiel verſprochen hatte, ja weit mehr noch, und ging ohne Reue nach Hauſe zurück.“

1830. 1839.

Peter von Gualtieri.

Um von Gualtieri zu ſprechen, fehlt uns alle Hülfe ſchon bekannter Anknüpfungspunkte. Er ſelbſt hat ſich durch Schriftliches wenig ausgeſprochen, und ſein Namen iſt auch durch Andere ſelten erwähnt worden. Rahel aber nennt ihn mehrmals mit großer Vorliebe, und erwähnte ſeiner bei jeder Gelegenheit als eines frühen und treuen Freundes, deſſen Originalität in dem ganzen damaligen Lebenskreiſe ſcharf hervortrat und vielfach wirkte. Einen beſondern Zug ſeines Karakters führt Rahel in der Galerie der vier Eitlen an, wo man ſich etwas wundert ihn dieſes Zuges wegen eingereiht zu finden. Auch war ſeine ſogenannte Eitelkeit eigentlich nur ein aus der Tiefe quellendes Gefühl des eignen Daſeins, und dies Gefühl machte ſich auch in geringen Dingen unwiderſtehlich Luſt.

Er ſtammte aus einem angeſehenen italiäniſchen Geſchlechte, und einige ſeiner Vorfahren waren in der katholiſchen Kirche zu den höchſten Würden aufgeſtiegen. Er ſelbſt aber freute ſich, einer proteſtantiſch gewordenen

Linie anzugehören, ſo wie auch ſeinen fremden Namen im Deutſchen ganz fertig überſetzt als Walter vorzufinden. Seltſam genug, italiäniſche Abkunft und franzöſiſche Bildung hatten ſich in ihm durchaus zu deutſcher Geiſtes- und Gemüthsart beugen müſſen. Er war früh in Kriegsdienſte getreten, hatte neben dem Waffenweſen ſich immer geiſtig beſchäftigt, galt für einen klugen Weltmann und originellen Selbſtdenker, war zuletzt Major und Flügeladjutant des Königs, und wußte in dieſer Stellung nur um ſo günſtiger und auffallender ſeine freien und oft wunderlichen Sprüche und Auseinanderſetzungen anzubringen. Er raiſonnirte und dialektiſirte unaufhörlich, ohne alle Kunſt der Schule und Hülfe der Wiſſenſchaft; daher oft unbeholfen, unvollſtändig und mehr Mißverſtändniſſe verurſachend als wegräumend, hartnäckig, unbezwinglich, wenn es nicht etwa gelang, ihm unerwartet auf ſeine Art beizukommen, und ihn plötzlich durch einen blitzenden Lichtſtrahl zu überzeugen; dies konnte Rahel faſt immer, und willig erkannte er ihre Ueberlegenheit, die ihn freute, dagegen ihn jede andre nur reizte und kränkte. Seine große Denkkraft und vielfache Unkunde brachten vereint die lebendigſten, tiefſten und witzigſten Ausſprüche hervor, und da er bei'm Sprechen ganz an die Sache, aber kaum an die Worte, und gar nicht an die Umſtände dachte, ſo beging er Verſtöße und Verwirrungen in Menge. Dabei kam er niemals aus der Faſſung. Er konnte von demſelben Menſchen das Widerſprechendſte ausſagen, und abwechſelnd bald das eine, bald das andre beweiſen, die Schönheit, die Häßlichkeit, den Verſtand, die Dummheit, und auch die Zuhörenden ſelbſt wurden dann leicht

in ſolche bedenkliche Gegenſätze mithineingeſpielt. Hatte er eine Einſicht erlangt, eine Wahrnehmung gemacht, ſo gab es kein Mittel, ihn ſolche unterdrücken zu laſſen; er hatte den Muth, unter jeder Bedingung und an jedem Orte alles zu ſagen, was er meinte, am Hofe, zur Königin, dem Könige ſelbſt. „Laßt uns über irgend einen Gegenſtand ſtreiten", pflegte er wohl von freien Stücken anzuheben, wenn er das Geſpräch nicht belebt genug fand. Im Streiten aber kannte er keine Gränze als das Aeußerſte; jedoch ſprach er ſelbſt nicht ſowohl hitzig und lebhaft, als vielmehr nachdrücklich und ſogar langſam, immer aus ſeinem Denken heraus, und in dieſem durch nichts zu ſtören. Dabei ſtellte er mit tiefſter Ueberzeugung den Satz auf, man könne nur mit ſolchen ſtreiten, mit denen man Einer Meinung ſei.

Seine Unkunde war übrigens nur eine in Betreff wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe; keine der Welt und ihrer Formen. Er war ein gewandter und wohlkundiger Hofmann, von raſchem und feinem Geſellſchaftsgeiſt. Sein anſcheinend bedächtiges Weſen bei der glühenden Regſamkeit ſeiner Laune erhöhte ſehr das Komiſche und Sonderbare ſeiner oft einzigen Aeußerungen.

Er war ein leidenſchaftlicher Preuße, und als ſolcher ein großer Freiheitsfreund, in dem Sinne, wie die durch Friedrich den Großen beförderte Geiſtesbildung dazu machen konnte. Daß ſo viele Vorurtheile und Einbildungen durch die franzöſiſche Revolution zu Grunde gingen, gereichte dieſer Denkweiſe zum höchſten Vergnügen, welches ſich auch ohne Hehl zeigen durfte. Gualtieri wurde durch ſeine Beſprechung der damaligen Ereigniſſe, ſeine geiſtreiche und beißende Art, wie er

Grundſätze und Thatſachen in die unmittelbare Umgebung hineinſpielen ließ, und auf das Nächſte anwandte, oft ſehr peinlich, und um ſo peinlicher, je höher die Perſonen ſtanden, von denen er ſprach; hierin aber lag für ihn nur ein Reiz mehr, und ſeine Freimüthigkeit ließ ſich durch niemanden beſchränken. Die Siege der republikaniſchen Franzoſen drängten ſich damals der Einbildungskraft mächtig auf, der Heldenruhm Bonaparte's erweckte die größte Theilnahme, vielfache Vorſtellungen und Reizungen wogten in den Gemüthern. Auch Gualtieri war lebhaft ergriffen von jenen Richtungen des Tages. Als nun aber die franzöſiſche Republik in ein Kaiſerthum verwandelt wurde, konnte er ſeinen Verdruß und Unwillen nicht verhehlen, fand die ſtolzen Krieger der Republik, die ihm wie Ritter, welche für die eigne Sache fechten, erſchienen waren, jetzt ganz klein geworden, und faßte ſeine Geringſchätzung mit Achſelzucken in den karakteriſtiſchen Ausdruck zuſammen: „Nun ſind ſie ja nichts weiter, als gemeine Kaiſerliche Soldaten!"

Auch in Auffaſſung der geringfügigſten und gewöhnlichſten Dinge, welche ſonſt wenig beachtet werden, zeigte ſich ſein eigenthümlicher Sinn. So merkte er z. B. auf Hunde ſehr genau, betrachtete ihre Sitten und Bezeigungen, und konnte ganz tiefſinnig darüber werden, und die beißendſten Vergleiche und Nutzanwendungen machen. Eben ſo las er Lafontaine'ſche Fabeln mit wunderbarem Sinn und Nachdruck, ſie wurden in ſeinem Vortrage ganz Leben, und zwei Verſe, z. B.

Deux coqs vivaient en paix: une poule survint,
Et voilà la guerre allumée,

entfalteten in ſeiner Behandlung einen ſolchen Reichthum von Wahrheit und Komiſchem, daß man mit ſtaunendem Lächeln ihm zuhörte, und ihn, wenn er aufhören wollte, gern zum Fortfahren ermunterte.

Den Frauen bezeigte er große Aufmerkſamkeit, verlangte aber, daß ſie großen Werth darauf legen, voll Dankbarkeit ſein ſollten, und war außer ſich, wenn dies unterblieb. Im Grunde war ihm nicht ſo ſehr an ihrer Gunſt gelegen, und er hätte nicht alle erreichbare verbrauchen mögen, aber die Vorſtellungen von Gelingen und Erfolg konnte er von ſeiner Perſon niemals getrennt denken laſſen, das war ihm unmöglich, und ſo ſtrebte er überall wenigſtens den Anſchein davon zu ſeinen Gunſten feſtzuhalten, und galt daher bald für einen feurigen Liebhaber, bald für einen Wüſtling, ohne eines von beiden wirklich zu ſein. War in der That ſeine Neigung berührt, hegte er anſpruchsloſe und zartgeiſtige Empfindungen, ſo beging er doch lieber, um ſie zu verbergen, die größten Härten und Unarten, als daß er ſie eingeſtanden und dadurch einem verletzenden Spotte bloßgeſtellt hätte. Der Ehrgeiz, in Liebesſachen ein ſtarker Geiſt zu ſcheinen, wird immer unter den Schwachen herrſchend bleiben.

Uebrigens war Gualtieri in einer Welt herangewachſen, wo wenig geglaubt und verehrt wurde, was nicht der Klugheit und dem Vortheil diente, und wo die Ueberzeugung galt, daß das Leben der großen Welt ſich nach andern Geſetzen entwickeln müſſe, als den in Lehrbüchern der Sittenlehre aufgeſtellten. Er ſuchte ſich aber auch hier einen höhern Standpunkt, und hielt aus dieſem ſelbſt manche Verderbniß für eine Zuflucht, welche das

Richtige und Natürliche bisweilen gegen Heuchelei und Pedanterei zu gewinnen ſtrebe, und aus der doch wieder manche ächte Lebensblüthe gedeihe, die ſonſt nicht möglich wäre. In dieſem Sinne konnte er einen Geſandten, der eben aus Liſſabon gekommen war und von dieſer Hauptſtadt erzählte, ganz unbefangen und ernſthaft fragen, ob auch gute Depravation dort wäre? und den gemeſſenen würdevollen Mann durch die unerwartete Anrede ganz außer Faſſung bringen.

Den Vornehmen bemühete er ſich gar gern und oft, die Nichtigkeit ihrer Anſprüche zu zeigen; die Demüthigung jedes Dünkels war ihm ein Feſt. Verſtand und Geiſt gingen ihm über alles, dieſe ſollten ſeiner Meinung nach immer obenanſtehen, und dieſer Ariſtokratie vor jeder andern wollte er angehören. Auf dieſe war er hauptſächlich ſtolz, und ſeine Eitelkeit beſtand darin, ſich immer deſſen zu rühmen, was Andern bei manchen Gelegenheiten zu verläugnen bequemer dünkte. Alle Welt mußte es bis zum Ueberdruß von ihm anhören, daß er Goethe'n hatte kennen lernen, und ſich darauf mehr einbildete, als wenn er am größten Hofe wäre vorgeſtellt worden. Er ließ die vornehmſten Perſonen ſtehen, um mit Gentz, dem damals noch wenig geltenden, aber von ihm anerkannten und geprieſenen zu ſprechen; er ging oft aus der Hofgeſellſchaft weg, um, wie er vorſätzlich ansſprach, zu Mlle. Levin zu gehen, wo die klügſten Leute zuſammenkämen, und ſogar der Königin rühmte er mit Abſicht dieſen geſelligen Kreis als einen, um den man jeden andern aufgeben darf.

Durch ſeine anſehnlichen Verhältniſſe, die er beſtens geltend zu machen wußte, war ihm eine bedeutende

Laufbahn leicht eröffnet. Er wollte ſich im diplomatiſchen Fache verſuchen, und gleich ſein erſter Anfang war, daß er zum Geſandten nach Madrid ernannt wurde. Der damalige Miniſter Graf von Haugwitz war ihm jedoch nicht wohlgeſinnt, und ſuchte ſeine Sendung, da er ſie nicht rückgängig machen konnte, wenigſtens zu verzögern. Es vergingen Monate, ein halbes Jahr, alle perſönlichen Betreibungen, alle Fürſprache der höchſten Perſonen waren fruchtlos; daß in den Geſchäften ſelber kein Grund zum Aufſchub läge, erfuhr er mit Beſtimmtheit. Da wählte er ein ſonderbares Mittel, um ſeinen Zweck zu erlangen. Auf einer großen Aſſemblée trat er zu dem Spieltiſche des Grafen von Haugwitz, grüßte ihn feierlich, blieb dann ihm gegenüber ſtehen, und ſah ihn immer an. Das wurde jenem ſchon unbequem. Allein Gualtieri ließ es dabei nicht, ſondern ſpornte ſich an, alles Abſcheuliche und Beleidigende, was er dem Gegner hätte ſagen mögen, in ſich aufzurufen, und während er ſeine Blicke und Mienen dem ganzen Eindrucke ſeiner Gedanken überließ, die Worte ſelbſt jedoch nicht ausſprach, gab er ſich die Genugthuung, jenem ſeinen ganzen Groll in den bitterſten Schimpfreden auf dieſe Weiſe ſchweigend in's Geſicht zu ſagen. Dieſe magnetiſche Behandlung hielt der Miniſter nicht aus, ſondern erhob ſich beunruhigt, gab Gualtieri'n die Hand, ſprach von deſſen naher Abreiſe auf ſeinen Geſandtſchaftspoſten, und beſchied ihn auf den andern Tag in ſein Kabinet, indem er ihm die Verſicherung gab, alle Hinderniſſe ſeien jetzt gehoben, und in wenigen Tagen würde er ſeine Ausfertigung empfangen. Nun konnte er ſein Spiel ruhig fortſetzen. Gualtieri empfing alle

Schriften, deren er bedurfte, und reiſte ab. Ein ſeltſames Mittel allerdings, die Säumniß der Kanzleien zu überwinden, und in dieſem Fall durch den beſten Erfolg bewährt! Indeſſen möchte daſſelbe doch nicht allen Zöglingen der Diplomatik grade als muſterhaft anzuempfehlen ſein!

Gualtieri ging als Geſandter nach Madrid, lebte dort aber nicht lange. Er ſcheute die Sommerhitze nicht, er liebte ſie vielmehr, die beſondern Rückſichten, welche das Klima von Madrid vorſchrieb, wollte er nicht beachten, er wurde krank, und da er, einem Familiengrundſatze getreu, keinen Arzt und keine Arznei wollte, ſo wurde ſeine Krankheit bald tödtlich. Er ſtarb in Aranjuez den 27. Mai 1805 im einundvierzigſten Lebensjahre an einem Entzündungsfieber, das nur wenige Tage dauerte. Bei ſeinem Begräbniß warf das Volk mit Steinen; der Leiche des Geſandten konnte keine Scheu mehr gelten, nachdem ſie für die eines Ketzers erkannt worden war!

1835.

Prinz Louis Ferdinand von Preußen.

Dieſem heldiſchen, genialen, vielfach getadelten, und noch keineswegs allgemein nach ſeinem wahren innern Werth erkannten Prinzen ein biographiſches Denkmal zu ſtiften, lag längſt in unſrem Sinne, jedoch die Schwierigkeit des Stoffes, der in manche für jetzt noch unberührbare Beziehungen verflochten iſt, hat unſren Vorſatz bisher vereiteln müſſen. Weil indeß ſein Bild in dieſer Reihe nicht gänzlich fehlen ſoll, ſo ſtellen wir einſtweilen, lückenhaft und ſprungweiſe, wie ſein Leben war, eine kurze Schilderung hin, deren gleichſam zuſammengeraffte Züge doch den Grund ſeines Weſens andeuten können.

Prinz Louis, zu deſſen Namen gewöhnlich, *um ihn* unterſcheidend zu bezeichnen, noch der ſeines *Vaters hinzugefügt* wird, war der zweite Sohn des Prinzen Auguſt Ferdinand, des jüngſten Bruders Friedrich's des Großen. Seine Mutter war eine Prinzeſſin von Brandenburg-Schwedt. Er wurde geboren zu Berlin den 18. November 1772. Von frühester Kindheit zeichnete er ſich durch Stärke, Schönheit, Muth und ſtürmiſches

Weſen, ſo wie durch Herzlichkeit und Güte aus. Im ſechſten Jahre bekam er Unterrichtsſtunden in Gemeinſchaft ſeines Bruders Heinrich, der um ein Jahr älter und eines ganz entgegengeſetzten Karakters war. Die Ruhe und Trägheit des ältern Bruders hätten eine ganz andre Behandlung erfordert, als die Wildheit und Geiſtesfähigkeit des jüngern. Ihr Lehrer, der nachherige Profeſſor Großheim, ein wackrer und einſichtsvoller Mann, klagte ſehr darüber, daß derſelbe Unterricht beide Zöglinge vereinigen mußte. Jedoch waren die Lehrſtunden nur leicht; an Latein wurde gar nicht gedacht; der ältere Prinz, der Liebling der Mutter, ſollte geſchont werden, der jüngere war nicht feſtzuhalten. Auch traten unaufhörlich Störungen und Zerſtreuungen ein, welchen der Unterricht nachſtehen mußte. Bei Hoftagen und Feſten aller Art durften die Prinzen nicht fehlen, ſie mußten den Beſuch angeſehener Fremden empfangen, und allen Luſtbarkeiten und Genüſſen beiwohnen, welche ſich zur Ausbildung des Geſchmacks oder körperlicher Fertigkeit darboten.

Louis entſprang den Lehrſtunden, ſobald er nur konnte, liebte und ſchätzte aber dennoch den Lehrer, dem er auch bis zuletzt mit Achtung und Freundlichkeit begegnete. Seine Lebhaftigkeit war immer gutmüthig; Almoſen und Geſchenke zu geben, war ſeine Freude; irgend eine Hülfe zu leiſten, für Andre zu ſorgen, etwas auszuführen, dazu ſtand er immer bereit. Die Freigebigkeit ſeiner Eltern und ſeiner nächſten Umgebungen wußte er ſchnell zu erſchöpfen, ſchon früh ſah er ſeinen guten Willen auf Mittel beſchränkt, die ihm allzu gering dünkten, und die er zu ſeinem Unglück nie berechnen

lernte. In all ſeinem Thun herrſchte ſichtbar das Menſchliche vor; er ſah ſich beſſer geſtellt, hielt ſich aber nicht für mehr, als den Bettler, und Glanz und Vornehmheit machten auf ihn wenig Eindruck. Als er mehr herangewachſen und in das Heer eingetreten war, befeſtigte ſich dieſer Sinn nur noch mehr. Jeder Gemeine war ihm ein Kammerad, zu gleichen Gefahren und Ehren mit ihm berufen. Daß er Rang und Stand als etwas Zufälliges anſehe und vor allem den Menſchen achten wolle, bezeigte er durch Wort und That. Einſt begegnete er zu Wagen im heißen Sommer weit von der Stadt ſeinem Lehrer Großheim, der mühſam zu Fuß wanderte; augenblicklich ließ er halten, jener mußte einſteigen, und wurde von ſeinem ehemaligen Zögling nach dem Ziel gefahren, wohin er begehrte. Bisweilen auch ſagte er wohl zu Großheim: „Ich muß jetzt ein bischen der Prinz ſein, die Leute wollen es durchaus ſo haben."

Nur Einen Gegenſtand gab es, bei welchem Louis frühzeitig zuſammengenommen und alles Ernſtes und Fleißes wie aller Geduld und Beharrlichkeit fähig war, die ihm in andern Richtungen fehlten. Dies war die Muſik. Er hatte die größte Neigung und Anlage, ſie zu erlernen und auszuüben. Er konnte ganze Stunden am Fortepiano weilen, und ſeine frühzeitige Fertigkeit, die allgemein bewundert und geprieſen wurde, genügte ihm nicht, er mußte in die Tiefen der herrlichen Kunſt eindringen, und lernte die Tonſetzung. Wer mag ihm die erſte Anleitung gegeben, wer ſeine glückliche Gabe richtig gelenkt haben? Der Werth ſeiner Muſikſtücke iſt allgemein anerkannt; ein kräftiger Geiſt, eine großartige

Eigenheit, läßt ſie als Eingebungen eines urſprünglichen Talents erkennen.

Im zwanzigſten Lebensjahre ſtarb ſein Bruder Heinrich in Folge vernachläſſigter Maſern an der Auszehrung. Die betrübten Eltern, um ſich zu zerſtreuen, machten eine Reiſe nach Spa, und nahmen den nun älteſten Prinzen Louis und ſeine noch übrigen beiden Geſchwiſter dorthin mit. Für Louis, der im neunzehnten Jahre ſtand, war dieſe Reiſe verhängnißvoll. Aller Unterricht wurde ganz eingeſtellt, der Wechſel neuer Gegenſtände regte ſeine leidenſchaftlichen Neigungen heftig an, beſonders aber wirkte der Umgang vieler feingebildeten, den Jüngling durch reizende und ſchmeichelhafte Unterhaltung einnehmenden franzöſiſchen Emigrirten, die ſich in großer Anzahl dort aufhielten, ſehr nachtheilig auf ihn ein. Die Grundſätze und Sitten dieſer damals noch übermüthigen Wüſtlinge waren tief verderbt, die Welt dünkte ihnen einzig für den Genuß und Witz der Klugen geſchaffen, beſonders in Betreff der Frauen zeigte ſich der größte Leichtſinn. Louis widerſtand einer ſolchen mit Geiſt und Anmuth ausgeſtatteten Denkart nicht, er nahm ſich Art und Haltung der franzöſiſchen Prinzen zum Muſter, und kehrte ganz verwandelt nach Berlin zurück. Doch behielt am Ende ſein biedres und einfaches Naturell die Oberhand. An Weltbildung hatte er gewonnen, wie an Fertigkeit und Geſchmack des franzöſiſchen Ausdrucks; er trat ſelbſtſtändiger und freier auf; aber das Menſchliche drang durch alle Bildung immer kräftig wieder hervor. Die Emigrirten drängten ſich ſeitdem vorzugsweiſe zu ihm, und er konnte ſich ihrer durch alle Folgezeit kaum erwehren, ſelbſt als er

ſchon längſt die meiſten verachtete, und ihre feindlichen Landsleute, die ſiegenden Freiheitskämpfer, weit höher ſtellte.

Der gegen Frankreich im Jahre 1792 ausbrechende Krieg, in welchem Preußen eine Hauptrolle übernahm, eröffnete dem Prinzen Louis eine Bahn, die ſeinen ſtrebenden Jugendkräften eine tüchtigere und erſprießlichere Beſchäftigung verhieß. Er zog als Oberſt eines Fußregiments mit in's Feld. Der Hauptmann von Bülow, ſpäter als Feldherr durch den Beinamen von Dennewitz ausgezeichnet, wurde ihm als kriegserfahrner Begleiter zugetheilt, und deßhalb zum Major befördert.

Beim Vorrücken in die Champagne, um die Mitte des Septembers 1792, läßt uns Goethe auf einen Augenblick den Prinzen wahrnehmen, und zwar in den wenigen leichten Zügen ſchon ſeinen vollſtändigen Karakter. „Wir trafen auf einen Huſarenpoſten — erzählt Goethe — und ſprachen mit dem Offizier, einem jungen hübſchen Manne. Die Kanonade war weit über Grandpré hinaus, und er hatte Ordre, nicht vorwärts zu gehen, um nicht ohne Noth eine Bewegung zu verurſachen. Wir hatten uns nicht lange beſprochen, als Prinz Louis Ferdinand mit einigem Gefolge ankam, nach kurzer Begrüßung und Hin- und Wiederreden von dem Offizier verlangte, daß er vorwärts gehen ſolle. Dieſer that dringende Vorſtellungen, worauf der Prinz aber nicht achtete, ſondern vorwärts ritt, dem wir dann Alle folgen mußten. Wir waren nicht weit gekommen, als ein franzöſiſcher Jäger ſich von fern ſehen ließ, an uns bis auf Büchſenſchußweite heranſprengte, und ſodann umkehrend eben ſo ſchnell wieder verſchwand. Ihm folgte

der zweite, dann der dritte, welche ebenfalls wieder verſchwanden. Der vierte aber, wahrſcheinlich der erſte, ſchoß die Büchſe ganz ernſtlich auf uns ab, man konnte die Kugel deutlich pfeifen hören. Der Prinz ließ ſich nicht irren, und jene trieben auch ihr Handwerk, ſo daß mehrere Schüſſe fielen, indem wir unſern Weg verfolgten. Ich hatte den Offizier manchmal angeſehen, der zwiſchen ſeiner Pflicht und zwiſchen dem Reſpekt vor einem Königlichen Prinzen in der größten Verlegenheit ſchwankte. Er glaubte wohl in meinen Blicken etwas Theilnehmendes zu leſen, ritt auf mich zu und ſagte: „Wenn Sie irgend etwas auf den Prinzen vermögen, ſo erſuchen Sie ihn, zurückzugehen, er ſetzt mich der größten Verantwortung aus; ich habe den ſtrengſten Befehl, meinen angewieſenen Poſten nicht zu verlaſſen, und es iſt nichts vernünftiger, als daß wir den Feind nicht reizen, der hinter Grandpré in einer feſten Stellung gelagert iſt. Kehrt der Prinz nicht um, ſo iſt in kurzem die ganze Vorpoſtenkette allarmirt, man weiß im Hauptquartier nicht, was es heißen ſoll, und der erſte Verdruß ergeht über mich ganz ohne meine Schuld.“ Ich ritt an den Prinzen heran, und ſagte: „Man erzeigt mir ſo eben die Ehre, mir einigen Einfluß auf Ihro Hoheit zuzutrauen, deßhalb ich um geneigtes Gehör bitte.“ Ich brachte ihm darauf die Sache mit Klarheit vor, welches kaum nöthig geweſen wäre, denn er ſah ſelbſt alles vor ſich, und war freundlich genug, mit einigen guten Worten ſogleich umzukehren, worauf denn auch die Jäger verſchwanden und zu ſchießen aufhörten. Der Offizier dankte mir auf's verbindlichſte, und man ſieht, daß ein Vermittler überall willkommen iſt.“

Am 22. September trifft Goethe nochmals den Prinzen, jedoch unter von jenen früheren ganz verſchiedenen Umſtänden, die er als artiges Bild mit kurzen Worten ſo ſchildert: „Im nach Hauſe reiten traf ich den Prinzen Louis Ferdinand, im freien Felde, auf einem hölzernen Stuhle ſitzend, den man aus einem untern Dorfe heraufgeſchafft; zugleich ſchleppten einige ſeiner Leute einen ſchweren, verſchloſſenen Küchſchrank herbei; ſie verſicherten, es klappere darin, ſie hofften einen guten Fang gethan zu haben. Man erbrach ihn begierig, fand aber nur ein ſtarkbeleibtes Kochbuch, und nun, indeſſen der geſpaltene Schrank im Feuer aufloderte, las man die köſtlichſten Küchenrezepte vor, und ſo ward abermals Hunger und Begierde durch eine aufgeregte Einbildungskraft bis zur Verzweiflung geſteigert.“

Der Feldzug bot außer der Kanonade von Valmy keine bedeutenden Gefechte dar, und die heiße Kampfbegierde des jungen ungeduldigen Kriegers fand keine Gelegenheit zu perſönlicher That. Um ſo ſtürmiſcher warf ſich ſein leidenſchaftliches Gemüth in die Zerſtreuungen, denen die Umſtände eine unwiderſtehliche Macht gaben. Frankfurt am Main und die ganze Umgegend reicher Landſchaften und Fürſtlicher Wohnorte vereinigten damals die höchſte und glänzendſte Geſellſchaft, ein üppiges Wogen und Treiben in Luſtbarkeiten aller Art löſte die kriegeriſchen Beſchäftigungen ab, der Glanz höfiſcher Feſtlichkeit, der Reiz des lieblichſten Umgangs, die Lockungen zu Liebesabentheuern, die Macht des Spielzaubers, alles wirkte wechſelnd auf den erregten Sinn, der ſich von herrlichen, unwiderſtehlichen und faſt unverwüſtlichen Naturkräften getragen fand. Prinz Louis

jedoch ließ von dieſem Taumel ſich nicht durchaus fort= reißen; die edlern Anſprüche ſeines Weſens verläugneten ſich nicht. Die Liebe zur Tonkunſt überwog in ihm jede andre Leidenſchaft, viele Stunden jedes Tages widmete er dieſer Neigung, überall, wo Muſik aufgeführt, vorbe= reitet, beſprochen wurde, nahm er lebhaft Theil, wirkte er thätig ein. Alle Muſiker, Liebhaber und Virtuoſen, drängten ſich an ihn, wollten ſein Urtheil, ſuchten ſeinen Schutz. Auch ſein menſchenfreundlicher Freiſinn nahm Gelegenheit, ſich in dieſem Gebiete ſchönſtens zu bezeigen. Ein Virtuoſe, der in ſeinen Umſtänden unglücklich zu= rückgekommen war, wünſchte ſich durch ein Konzert auf= zuhelfen, allein die Ausſichten blieben ſehr ungünſtig, und Louis, auf deſſen Fürſprache gerechnet wurde, ſah nur geringen Ertrag voraus. Da fiel ihm plötzlich ein, daß er doch helfen könne. „Kündigen Sie an, daß ich eine Klavierſonate in dem Konzert ſpielen werde", rief er, und der Erfolg war glänzend; um den Prinzen zu hören, ſtrömte alles herbei. Ueberdies erregte die Ge= nialität ſeines Spieles allgemein die größte Bewunderung. Und ſo mächtig war der Geiſt in ihm, ſo rüſtig und willig die körperliche Natur, daß er nach einer durch= ſchwärmten Nacht, am frühen Morgen heimkehrend, anſtatt auf ein Ruhelager hinzuſinken, ſich zum Klaviere ſetzen und ſtundenlang herrlich phantaſiren konnte, in der Begeiſterung ſchöpferiſcher Kunſt die wüſten Eindrücke auslöſchend und die Sinne zu neuer Lebensfriſche erhe= bend. Aber auch in andern Richtungen ſuchte ſein Geiſt edle Nahrung. Er war unermüdlich in allem, was das Kriegsweſen betraf, ſuchte lehrreiche Geſpräche mit unter= richteten Offizieren, ließ ſich leutſelig mit den Soldaten

ein, und war für jede neue Anſchauung und Kenntniß offen, die ſich ihm aus der bewegten Welt erhob. Er lernte wenig aus Büchern, aber kein Gegenſtand berührte ihn, dem er nicht eine höhere Seite abgewann, denn in allem Strudel des Lebens hatte er etwas ſchweigſam Beobachtendes und Nachdenkliches, ſein hoher Blick ſchweifte ahndungsvoll über die ihm dunklen Gebiete, und manche waren ihm hell, von denen man es nicht vermuthete. Wo er einen Mann von Geiſt, von eigenthümlichem Sinn und Verdienſt antraf, ja wenn er letzteres auch nur auf Glauben annehmen konnte, da näherte er ſich mit Wißbegier und Hochachtung. Und dieſer Jüngling, der ſo entgegengeſetzte Eigenſchaften vereinigte, war erſt zwanzigjährig!

Der Feldzug des folgenden Jahres 1793 war für die Kampfesluſt ergiebiger. Die Belagerung von Mainz, welche unternommen wurde, gab häufige Gefechte, hielt die Wachſamkeit täglich geſpannt. Prinz Louis hatte auch hier wieder zunächſt ſeine edle Menſchlichkeit zu zeigen. Er lag im Chauſſeehauſe bei dem Dorfe Marienborn im Quartier. Unter ſeinen Fenſtern war ein Vorſpannsbauer im Gedränge vom Pferde geſunken, und ein Packwagen ihm über den Fuß gefahren. Es ſammelten ſich Leute genug, allein niemand brachte dem Wehklagenden thätige Hülfe. Da eilte der Prinz hinab, hob mit ſtarken Armen den Bauer auf ſeine Schultern, trug ihn auf ſein eignes Bett, ſchickte nach Wundärzten, und ließ ihn bis zur völligen Herſtellung verpflegen. In der Nacht vom 30. zum 31. Mai machten die Franzoſen mit ſtarker Macht einen Ausfall gegen Marienborn, und da ſie gute Kundſchaft und den Vortheil der

Ueberraſchung hatten, ſo drangen ſie lebhaft vor; Prinz Louis wurde durch plötzliche Schüſſe, die ganz in ſeiner Nähe fielen, geweckt, ſah die Franzoſen in das Haus dringen, und mußte ſich halb angekleidet zuerſt auf das Dach retten, von wo er dann in der Dunkelheit leicht wieder zu den Seinigen gelangte. Der Herzog von Weimar an der Spitze der Reiterei, Prinz Louis mit den beiden Fußregimentern Wegener und Thadden, warfen ſich darauf dem Feinde herzhaft entgegen, und trieben ſeine durch den unvermutheten Widerſtand nun ſtutzig gewordenen Schaaren mit großem Verluſt auf die Feſtung zurück. Das Gefecht dauerte anderthalb Stunden, und Louis überwältigte mehrere einzelne Trupps, die ſich halten wollten, indem er mit dem Degen in der Fauſt ſeinen Soldaten voran auf ſie einſtürmte. Aus einem verſprengten Trupp, dem er zurief, das Gewehr zu ſtrecken, antwortete ihm ein Flintenſchuß, der ihn am Fuße ſtreifte. „Das ſollſt du büßen!" ruft er im Schmerz aus, und ſeine Begleiter dringen an. Augenblicklich iſt der Trupp entwaffnet, aber der Prinz befiehlt, des Thäters zu ſchonen; man ſolle ihn nur hindern, ſagte er, ſchon launig, daß er ihn nicht auch in's andre Bein ſchieße!

Für die Gefangenen war immer gleich ſein Mitleid rege, für die Verwundeten und Kranken bewies er die eifrigſte Fürſorge. Am 14. Juli waren öſterreichiſche Plänkler gegen eine feindliche Stellung vorgerückt, mußten aber nach einem ſcharfen Gefecht wieder weichen, da ein Schwarm Franzoſen, gedeckt im Rücken, lebhaft vordrang. Prinz Louis war zugegen, und ſah mit Verdruß durch die wohlgezielten Schüſſe des Feindes manchen braven Kämpfer an ſeiner Seite fallen. Ein

Soldat des Regiments Pellegrini wird im Zurückweichen getroffen und ſinkt, ruft aber den Kammeraden zu, ſie möchten ihn doch mitnehmen. Dieſe jedoch haben keine Zeit, der Feind drängt ſtärker heran, und ſchon liegt der Unglückliche mehr als vierzig Schritt zurück, dem Feinde ſchon näher als den Seinen. Louis ermuntert die Nächſten, jenen doch zu holen, er bietet große Belohnung, allein der Feind iſt zu ſehr im Vortheil, ſeine Schüſſe fallen dichter, und niemand will ſich in den eben verlaſſenen Zwiſchenraum zurück wagen. Da entſchließt ſich Louis, kühn ſchreitet er durch den Kugelregen bis zu dem Verwundeten, packt ihn auf, und bringt ihn glücklich herüber, obgleich die Franzoſen alle Schüſſe auf ihn richten. Dieſe That machte in dem ganzen Heere außerordentliches Aufſehen, beſonders bei den Oeſterreichern, die den Namen des Prinzen mit Begeiſterung nannten; die Generale und Offiziere bewieſen ihm die größte Zuneigung, die Soldaten jauchzten ihm entgegen, ſo oft er ſich blicken ließ. Bildliche Darſtellungen wurden im Heere und vom Volke begierig gekauft. In Berlin lieferte der Hofmedailleur Abramſon eine Denkmünze. Der König beförderte den Prinzen zum Generalmajor.

Zwei Tage ſpäter, in der Nacht vom 16. auf den 17. Juli, ſollte eine feindliche kleinere Schanze, welche der ſogenannten welſchen Schanze vorgeſchoben, den Fortſchritten der Belagerer ſehr hinderlich war, mit Sturm genommen werden. Prinz Louis erbat ſich die Gunſt, dieſen Angriff zu befehligen. Sie wurde ihm gewährt. Die Schanze war ſehr gut vertheidigt, beſonders auch durch Reiterei, welche im nöthigen Augenblick

aus ſichrem Hinterhalt auf günſtigem Boden vorſprengte. Prinz Louis erhielt daher Reiterei und Fußvolk, ließ durch jene die feindlichen Reiter zurückwerfen, und er ſelbſt an der Spitze der Grenadiere von Manſtein ſtürmte die Schanze, er war der erſte, der ſie erſtieg, mit gefälltem Bajonet folgten ſeine Grenadiere, die ſein Beiſpiel begeiſterte. Ein Verſuch des Feindes, die Schanze wieder zu nehmen, wurde zurückgeſchlagen, und der Poſten behauptet. Prinz Louis aber war durch eine Kartätſchenkugel am Schenkel verwundet, und dadurch für einige Zeit kampfunfähig.

Er wurde zu Schiff nach Mannheim gebracht, wo er ſeine Heilung abwarten ſollte. Der öſterreichiſche Geſandte, Fürſt von Reuß, der dem preußiſchen Hoflager in's Feld gefolgt war, machte dem Prinzen, den er ſchon ſehr gut kannte, hier ſeinen Beſuch. Er ſprach ihm mit Entzücken von der Heldenthat, die er als Krieger und Menſch durch Rettung jenes öſterreichiſchen Soldaten verübt, er ſchilderte ihm den Eindruck, welche ſie in dem ganzen Heere, am Hofe des Kaiſers und in der Hauptſtadt gemacht, er ließ den Wunſch blicken, der Prinz möchte unter ſo glücklichen Umſtänden in öſterreichiſche Dienſte treten, wo ihm die glänzendſte Laufbahn eröffnet ſei. Der Prinz dankte lebhaft für die gute Meinung und Abſicht, allein erwiederte mit Lächeln, ein preußiſcher Prinz dürfe nur in Preußen dienen, das ſei ſeit dem großen Kurfürſten unverbrüchliche Regel, und er am wenigſten werde ſie brechen, ja, wenn ihm ein fremder Thron angeboten würde, dürfte er noch zweifelhaft ſein, ob er ihn annähme, und in keinem Fall anders, als wenn auch das Beſte des

Vaterlandes damit übereinſtimme. Seine Schenkelwunde war nicht gefährlich, aber ſehr unbequem, und machte ihn ſehr ungeduldig. Als die Heilung ſchon in gutem Gange war, konnte er ſich nicht mehr ruhig halten, warf ſich hin und her, raffte ſich von dem Lager auf, und hopſte halbnackt auf dem geſunden Beine mit allerlei Poſſen im Zimmer umher. Plötzlich hieß es, der König komme. Den ehrenvollen Beſuch mit Anſtand aufzunehmen, warf ſich Louis ſchnell unter das Deckbette, nahm eine ordentliche Lage, ſein Mohr ſtand ihm zu Häupten mit einem Pfauenwedel zur Abwehr der Fliegen, und ſo empfing er den hereintretenden König ernſt und ſchicklich, vernahm deſſen Beileid und Tröſtung mit gebührender Dankbarkeit, und führte ruhig und gehalten die angemeſſenſte Unterredung. Kaum aber war der König fort, und er mit ſeiner früheren Geſellſchaft wieder allein, ſo fingen auch die Thorheiten und Wagniſſe wieder an, denen kein Einhalt mehr zu thun war.

Als nach erfolgter Uebergabe von Mainz ſpäter auch Goethe den Prinzen in Mannheim beſuchte, fand er ihn wohlgemuth, doch von ſeiner Wunde noch nicht völlig hergeſtellt, und voll Begierde, bald möglichſt an den weiteren Kriegsereigniſſen Theil zu nehmen, denen ſich nunmehr ein neuer Schauplatz eröffnen mußte.

Nach ſeiner völligen Herſtellung nahm auch Prinz Louis auf kurze Zeit ſein Quartier in Mainz. Der junge Krieger hegte ſolche Achtung für die Wiſſenſchaften, und war ſchon damals der Namen, welche durch ſie geehrt werden, ſo kundig, daß, als er hörte, Georg Forſter's Haus ſtehe verlaſſen und ſei um ſo mehr der Plünderung ausgeſetzt, als das Volk gegen alle Revo-

lutionairs und Klubbiſten Rache brüte, er ſogleich Befehl gab, eine Schutzwache dort hinzuſtellen.

Im Feldzuge des Jahres 1794 finden wir das Bild des Prinzen ein paarmal von der ritterlichen Hand Fouqué's aufgefaßt, der als Kornet in jener Zeit ſeine erſten Kriegsdienſte that, und deſſen edler Sinn wohl geeignet war, einen Helden zu würdigen, der zwar gezeigt hatte, wer er ſei, aber noch nicht, was er zu leiſten im Stande wäre. Fouqué giebt uns in harmloſer Traulichkeit folgende anſprechende Erzählung:

„In der Nacht vom 22. auf den 23. Mai rückte unſer Regiment aus dem niedlichen Oertchen Grünſtadt in der Pfalz vorwärts, um den bei Meckenheim aufgeſtellten Feind mit anzugreifen, wenn's ſein könnte, überfallen zu helfen. Die Neuheit eines Nachtmarſches ließ lange keine Müdigkeit in meine Augen kommen. Minder noch der Gedanke, nun geht es dem herrlichen Prüfungsſchauplatze entgegen, und morgen um dieſe Zeit, wenn du überhaupt noch da biſt, kannſt du dich rühmen: Auch ich habe mit im Feuer gehalten und ausgehalten als ein erprüftes Ritterkind!" — —

„Ich ritt hinter meinem ehrwürdigen Obriſten, der mich einſtweilen zum ſogenannten Galopin oder zweiten Adjutanten erkoren hatte, theils weil ich Unerfahrener noch zum eigentlichen Zugführer nicht zu gebrauchen war, theils auch wohl that er's, um deutlich zu ſehen, was ihm da eigentlich an Kriegsfähigkeit und Kriegesmuth für ein Subjektlein in das Regiment hereinbeſcheert worden ſei."

„Ich aber verehrte ſelbigen Obriſten, ob er gleich für meine Begriffe von Eleganz einen viel zu langen

Zopf am Hinterhaupte trug, dennoch in ehrerbietiger Scheu als einen donnernden Jupiter. Welche Verwunderung nun, als ein hochſchlanker Jüngling auf edlem Roſſe — ſo viel ließ ſich in den Nachtumriſſen erkennen — an den furchtbaren Zeus heranritt, und ihn mit: „lieber Obriſt!“ anredete, und ihn ganz unbefangen verſicherte, an eben dieſer Stelle müſſe die Infanterie vorgezogen werden, er aber, der liebe Obriſt, irre ſich! — Ein Wetterſtrahl meines Jupiter, dachte ich, müſſe alsbald den frevelnden Titanenſohn in ſein Nichts zurückſchmettern. Aber dem geſchah nicht alſo, ſondern der liebe Obriſt kapitulirte ganz liebreich mit ihm. „Wer iſt der Menſch?“ flüſterte ich in das Ohr eines Adjutanten und hätte faſt hinzugeſetzt, — wenigſtens in meinem Innern klang es ſo —: „hat ihn ein Weib geboren?“ —

„Es iſt Prinz Louis Ferdinand“, kam die ganz einfache Antwort zurück, und nun war mir auf Einmal alles klar, und meine Seele lauter Gluth. Hatte ich ja doch von dieſem jungen Achilles des Heeres ſchon ſo viel Herrliches vernommen! Seine kühne Fröhlichkeit, ſeine ſiegbringende Verwundung vor Mainz im vorigen Jahr, ſein allwärts begeiſterndes Voranfliegen auf Sieg und Tod! — Früher noch hatte ich ihn einmal in einer Hofumgebuug erblickt: ich Knabe damals noch, er ein werdender Jüngling nur. Und nun dem edel aufleuchtenden Geſtirn ſo nah in der uns alle ſo ernſt vorbereitenden Nacht! — Hätte nicht mein Obriſt und Zeus dazwiſchen gehalten, — wer weiß: hätte ich nicht an den preußiſchen Achilles ein paar kühne Worte gewagt, und wer weiß, wie er ſie aufgenommen hätte: vielleicht

etwas hochfahrend, vielleicht ſehr gut! Wie es nun einmal die Art ſolcher gewitterdurchblitzten jungen Heldenſeelen iſt. — Aber nein! Auch ohne meinen Zeus hätte ich wohl geſchwiegen. Wohlgezogenheit und Stolz hielten mich gleichermaßen von ſolchen Uebereilungen fern. Hin flog mein fürſtlicher Stern vorwärts durch die Nacht, und langſam und ernſt rückten unſre Reitergeſchwader nach.“ — —

„Was unſer dasmaliges Gefecht betrifft, — es ſtand. — Lebhaft beſchoſſen wir einander, Neufranken und Altpreußen, und hatten uns auch ſchon hin und her in kühneren Angriffen verſucht, ohne daß einer von beiden den rechten Punkt zum Anfaſſen finden konnte.“

„Da geſchah, was in ſolchem Verhältniß wohl öfters nach dem Verlauf einiger heißen Stunden zu geſchehen pflegt. Beide Partheien begaben ſich wie in's Ausruhen; keineswegs verabredet, aber das Geſchützfeuer ließ nach, die Reiterei ſaß zum Theil ab, und nur Tirailleurs und Flankeurs trieben ſich als eine Art von Interims-Bevollmächtigten mit einzelnem Knallen und Waffenblitzen zwiſchen den Maſſen herum, während dieſe neue Kräfte ſammelten zu entſcheidenderm Ringen.“ —

„Mein wackerer Obriſt ritt zum Anführer des Korps, dem damaligen Erbprinzen von Hohenlohe, ihm zu melden, was bisher das Regiment an Leuten und Pferden verloren habe, und über ſonſt anderes unmittelbare Befehle von ihm einzuholen. Es war dies der als Fürſt von Hohenlohe nachher wegen der Kapitulation von Prenzlau ſo viel geſcholtene, auch nicht mit Unrecht getadelte Feldherr. Wer ihm aber einen irgend unwürdigen Beweggrund ſeiner Handlungen unterzuſchieben

vermochte, hat gewiß nie in ſchöneren und glückbeſtrahlteren Zeiten unter ihm gefochten, dem freundlichen, friſch entſchloſſenen, an ſeine eigene Gefahr nie denkenden, vielmehr ſein Leben oft allzu raſch in's Spiel werfenden Heerführer!"

„Heiter ſtand er auf von dem augenblicklichen Ruheplatz, welchen er mit ſeinem Gefolg eingenommen hatte, und ging dem braven Obriſten ein paar Schritt entgegen. Ein Geſpräch über die Stellung des Feindes erhob ſich, woraus ich wohl abzunehmen vermeinte, wir beſtänden hier eigentlich den Feind mehr, um ihn von einer Unterſtützung des bei Kaiſerslautern vom Feldmarſchall Möllendorf angegriffenen Hauptpoſtens abzuhalten, als um unmittelbar Entſcheidendes in's Werk zu richten. Doch wollte der Erbprinz gern den Scheinangriff zu wirklichem Erfolg erhöhen, und dazu war uns vorzüglich das gegenüberliegende Dorf Meckenheim im Wege, durch einen breiten Wieſenbruch und ſchmal überhinführenden Damm von uns getrennt. — „Ja, wenn wir Meckenheim weg hätten", — hieß es ein- oder ein paarmal."

„Da erhob ſich aus dem ſchon hochaufgeſchoſſenen Frühlingskorn, worin er bisher ſchlummernd gelegen hatte, ein hoher ſchlanker Jüngling mit verwildert dunklem Gelock, und ſprach mit tief wohllautender Stimme zum Feldherrn: „Geben Sie mir das brave Infanterieregiment Romberg, und — mein Wort darauf — ich nehme das Dorf!" — Lächelnd entgegnete der Feldherr: „Der mögliche Vortheil iſt nicht entſcheidend genug, um ſo gar vieles dran zu ſetzen, lieber Prinz." — Und unwillig verſtummend tauchte die Jünglingsgeſtalt wieder

unter die Frühlingshalme zum Schlummer unter. Es war abermals Prinz Louis Ferdinand geweſen.“ —

„Laßt mich bis jetzt bei ihm verweilen, bei dem großen herrlichen Fürſtenjüngling, wie ich ihn ſpäter an andern Tagen wiederſah, und mag das Gefecht von Meckenheim nun für uns weiter gehen, wie es wollte und konnte. Es ging einen Gang, wie viele Gefechte in der Maſſe der Kriegsgeſchichten: nicht eben glänzend, nicht eben ſchlimm, ehrbar genug für die Geſchwader, unentſchieden, beinah gleichgültig für den Erfolg.“

„So aber ſtand es nie um Prinz Louis Ferdinand. Für den war jeglicher Augenblick des Lebens bedeutungsvoll, und bedeutungsvoll jeder Augenblick ſeiner Erſcheinung für den, welcher mit ihm in Berührung — ſei es auch nur in die ſcheinbar entfernteſte — gerieth. Unentſchieden und gleichgültig war da nichts. Man konnte ihm vielleicht zürnen, aber bewundern mußte man ihn dennoch, und wer die Empfänglichkeit für heroiſch zündende Funken im Buſen trug, mußte ihn lieben, auch ſelbſt im Gefühle vielleicht nicht unbilligen Tadels gegen ihn. — So war er vor den Schaaren, ſo war er in des Tanzes, in aller Geſelligkeit fröhlichen Reihen. Ob irgend jemand wagen darf, ſein Leben zu beſchreiben, weiß ich nicht. Am wenigſten weiß ich, wo er die Farben dazu hernehmen ſollte: es ſei denn, Wolkenſchatten und Blitzeslichter und Nacht und Frühroth und andere ähnliche unmahlbare Dinge gäben ſich ihm zur Ausführung ſeines Werkes dienſtbar her.“

„Aber ſo wird es wohl unabgebildet bleiben durch Worte, jenes früheſte Heldengeſtirn meines Lebens, und

ſo vieler andern Leben gewaltig vorleuchtendes Geſtirn: Prinz Louis Ferdinand!" —

Noch Einmal erwähnt Fouqué des Prinzen Louis bei Gelegenheit eines munter durchfochtenen Tages, des 2. Juli 1794, wo ſich der Sieg auf der Seite der Preußen gehalten hatte, und dem Prinzen ein Pferd unter dem Leibe erſchoſſen worden war. „Hübſch war es anzuſehen, ſagt er, wie der blühende Held mit dem von der Kugel halb weggeriſſenen Ueberrock lachend umher ging."

Gleich wieder am 13. Juli, in dem Gefechte bei Edesheim, wo der damalige Oberſt von Blücher mit ſeinen Huſaren die feindliche Reiterei warf, drang Prinz Louis an der Spitze des Fußregiments Romberg gegen das ſtarkbeſetzte Dorf an, nahm daſſelbe mit ſtürmender Hand, und der Feind wurde mit bedeutendem Verluſt weit zurückgetrieben.

Der Krieg nahm bekanntlich eine unglückliche Wendung, und auf der Seite der Verbündeten häuften ſich zu deſſen Fortſetzung ſo große Schwierigkeiten, daß Preußen rathſam fand, der thätigen Theilnahme an den Feindſeligkeiten zu entſagen, und ſeine Streitkräfte in Weſtphalen zum Schutze des nördlichen Deutſchlands aufzuſtellen. Prinz Louis war nun ſchon Generallieutenant und Inhaber eines Fußregiments, das in Magdeburg ſeinen Standort hatte. Die Stimmung im Heere war ſehr getheilt. Es gab angeſehene Militairperſonen, die ſich freuten, nicht mehr gegen Frankreich fechten zu müſſen, welches ihnen, ungeachtet ſeiner für den Augenblick abſchreckenden Gewalthaber, doch immer der richtigſte Verbündete für Preußen zu ſein ſchien;

Andre dagegen ſahen das Ausſcheiden aus dem Kampfe gegen die Revolution als den größten politiſchen Fehler an, welcher einſt bitter zu bereuen ſein würde. Prinz Louis war ganz dieſer letztern Anſicht, die auch von den Emigrirten mit Heftigkeit verfochten wurde, und bei den jüngern Offizieren durchaus vorherrſchte. Er befand ſich in dem Hauptquartiere des Feldmarſchalls von Möllendorf, als dort von dem in der Nacht vom 5. auf den 6. April 1795 zu Baſel unterzeichneten Frieden zwiſchen Preußen und Frankreich die erſte Nachricht ankam. Laut ſprachen ſich viele Geſinnungen gegen dieſen Vertrag aus. „Vorzüglich ſtark ſprach dagegen — ſo wird uns im Leben des Geheimen Raths von Dohm berichtet — der junge Prinz Louis Ferdinand, der in angebornem Heldenſinn, und in jugendlichem Feuereifer für Preußens Ruhm, ſogar ſo weit ging, in zahlreicher Geſellſchaft, zum Erſtaunen Dohm's und vieler Anweſenden, zu wünſchen, daß die Armee ſich weigern möchte, den Frieden anzunehmen, da er dann ſelbſt ſich an die Spitze derſelben ſtellen wolle. Ein ſolches Aufbrauſen konnte den Beifall des beſonnenen Staatsmanns nicht erhalten; auch glaubte Dohm, als er noch öfter den Prinzen gehört und ſelbſt mit ihm geredet hatte, wahrzunehmen, daß dieſer mit gewiſſen allgemeinen Sätzen, nach gewöhnlicher Art junger Leute, über Vorfälle und Ereigniſſe im wirklichen Leben aburtheile, und gern Aufſehn mache. Aber doch verkannte er nicht die vorzüglichen Talente deſſelben, und glaubte, daß er, bei guter Leitung, zu außerordentlichen Hoffnungen berechtigen werde.“ Man ſieht, dieſer Bericht kommt von keinem Manne her, der zu günſtig von dem Prinzen

dachte. Jedoch trifft grade jener Vorwurf ihn perſönlich minder ſtark, denn es war in dem damaligen preußiſchen Heere die Ungebühr dreiſten Tadels und mißvergnügter Redensarten allgemein; ganz andere Männer noch, durch reifes Alter und hohen Dienſtrang bedeutend, gefielen ſich von jener Zeit her in Trotz und Unwillen, und wenn die Aeußerungen des Prinzen mehr bemerkt wurden, ſo geſchah es beſonders deßhalb, weil jedes auch mindere Wort in ſeinem Munde Nachdruck und Geiſt gewann. Seinen Verirrungen dieſer Art lag doch nur ein zu ſtarkes Erglühen pflichtgemäßer Geſinnung zum Grunde, und nie ſind unbeſonnene Worte zu ſtrafbaren Handlungen auch nur im leiſeſten Beginn bei ihm übergegangen. Ohnehin wurde dem kampfluſtigen, tapfern, für die Sache des Vaterlandes begeiſterten jungen Prinzen unter Kammeraden nicht jedes Wort auf die Wage gelegt. Erſt in der Folge, da man ihm eine Rolle andichten wollte, welche ihm niemals in den Sinn gekommen, und nachdem die Richtung, der er angehörte, ſich unglücklich gewendet, haben dergleichen Aufwallungen eine Bedeutung erhalten ſollen, die ſie in ihrer Entſtehung durchaus nicht hatten.

Die nächſten Jahre, wo die Preußen ſich darauf beſchränkten, im nordweſtlichen Deutſchland eine Demarkationslinie beſetzt zu halten, während der Krieg zwiſchen den übrigen Theilnehmern lebhaft forgeführt wurde, mußten freilich eine harte Prüfung für kampfluſtige, ungeſtüme Gemüther ſein, deren das preußiſche Heer gar viele zählte. Wenn jedoch Prinz Louis als ein aufbrauſender, unwilliger Krieger geſchildert wird, ſo iſt glücklicherweiſe damit ſeine ganze Erſcheinung keines-

weges ausgeſprochen. Seine wahrhaft edlen und liebenswürdigen Eigenſchaften, ſeine Großmuth und Menſchenfreundlichkeit, ſein höheres Geiſtesſtreben, wirkten immerfort und gewannen ihm Achtung und Zuneigung. Wir können hievon ein bezeichnendes Beiſpiel anführen. In Lemgo lag eine preußiſche Beſatzung von dem Regimente des Prinzen, und dieſer kam deßhalb öfters dorthin zum Beſuch. Der Vorſteher der gelehrten Schule daſelbſt, Prorektor Reinert, lebte in beſcheidener Stille und dürftiger Zurückgezogenheit, der Prinz aber fühlte den trefflichen Mann bald heraus. Hören wir, was Wilhelm von Blomberg, der wackre Biograph Reinert's, bei dieſer Gelegenheit ſagt: „Der Prinz war von der Natur mit reichen Gaben ausgeſtattet. Sein Geiſt war hingegeben allem Wiſſenswürdigen, allem Schönen. Wenn ſein Rang und ſeine Jugend ihn mitunter im Strome der Welt, zumal der großen, zu reich und üppig gebotenen Vergnügungen hinriß, ſo war der Drang in ihm doch unverdorben und rein, und nie ließ er ſeinen Geiſt ohne Nahrung, welche die Einflüſſe der Verderbens abhielt. Es war ihm nichts zu gering und zu niedrig, um ſich darüber Aufklärung zu verſchaffen. In den Wohnungen des Handwerkers theilte er zu Zeiten die Arbeit, um ſich in die Fertigkeiten und die Weiſe der Handhabung ſolcher Gewerbe einzuweihen. Muſiker, Künſtler und Gelehrte bildeten, außer ſeinen militairiſchen Freunden, ſeinen nächſten Umgang, und er fühlte ſich glücklich in eigenen Produktionen, die ſein Genie ihm leicht und gelingend machte. Dabei trieb er eifrig ſeine militairiſchen Studien, und ein verdienter Heldenname ſchien ihm die Krone ſeiner Zukunft zu ſein. Sein

Gemüth drückte ſich in der ausgezeichneten Form und Größe ſeines Körpers einnehmend und herrlich aus. Es war etwas Erhabenes und doch ſehr Herablaſſendes in ſeinem Aeußern; liebenswürdig und kräftig zugleich, populär und fürſtlich, gewann er ſich Aller Herzen; ſelbſt ſeine Schwächen und Ausgelaſſenheiten ſtanden ihm wohl an, da eine ausgezeichnete Körperkraft ein immer blühendes Ausſehen unterſtützte. — Dieſer Prinz lernte Reinert kennen, und gewann eine beſondere Neigung für den ſeltenen Mann bei ſeinem erſten Zuſammentreffen mit ihm. Reinert wurde gleichfalls nicht durch die Schätzung ſeines hohen Ranges, ſondern aus Neigung für ſeine Eigenſchaften, lebhaft an ihn angezogen. Der Prinz unterhielt ſich nun oft mit Reinert über wiſſenſchaftliche Gegenſtände, und entſchloß ſich, da er die Gelehrſamkeit Reinert's bald beurtheilte, bei ihm Unterricht im Griechiſchen zu nehmen. Er würde dies auch in Ausführung gebracht haben, wenn ihn nicht eine andere Beſtimmung ſeines Regiments von Lemgo abgerufen hätte. — Reinert hatte den Prinzen ſo lieb gewonnen, daß deſſen ſpäterer Tod auf ihn den Eindruck machte, als habe er einen ſeiner nächſten Freunde verloren." — In der Würdigung des Prinzen iſt ein Zeugniß wie dieſes gewiß am wenigſten zu überſehen.

Nach Aufhebung der Demarkationslinie zogen die Truppen in ihre früheren Standorte zurück, Prinz Louis mit ſeinem Regimente nach Magdeburg. Auf der Citadelle daſelbſt lebte als Staatsgefangener Alexander von Lameth, bekannt aus der früheren Revolutionszeit. Obgleich von ſehr entgegengeſetzter politiſchen Denkart, machte Prinz Louis doch gern ſeine Bekanntſchaft,

erleichterte ſeine Lage, und ſchenkte ihm ſogar ſein Zutrauen. Der Aufenthalt in Magdeburg war jedoch nicht von Dauer. Die gewöhnliche Dienſt- und Waffenübung konnte hier ſeinen ſchwungvollen Geiſt unmöglich befriedigen, er ſuchte größeren Lebensreiz und Zerſtreuung in Berlin. Am Hofe war er eine glänzende Erſcheinung, im Militair genoß er des höchſten Anſehens, ältere Generale ehrten ihn als einen Heldenjüngling, jüngere Offiziere wünſchten ſich ihm anzuſchließen. Ihn aber konnten auch dieſe gegebenen Verhältniſſe nicht erfüllen; ſein reger Geiſt, ſeine mächtigen Sinne bedurften neuer mannigfacher Gegenſtände, und dieſe fanden ſich allzuleicht, wenn gleich nicht immer würdige. Sein ſtarker, kraftvoller Körper konnte jeder Anſtrengung trotzen, und was Andern Ein durchſchwelgter Tag und ſchlafloſe Nacht, das that ihm oft kaum eine Reihe derſelben. Nach dieſem Maßſtabe kann in ihm manche Uebertretung, die für Andere ſchon die äußerſte geweſen wäre, noch als eine gewöhnliche betrachtet werden. Wie ſehr indeß auch hier Ernſt und Genuß bei ihm geſteigert und verbunden waren, ſchildert ein Emigrirter, der General Dampmartin, welcher in dieſer Zeit als belehrender Geſellſchafter von ihm aufgenommen wurde. „Sein langer Vormittag, erzählt dieſer, war in mehrere Beſchäftigungen vertheilt, deren keine unbedeutend war. Das Studium der höheren Mathematik begünſtigte ſeine Arbeiten über die Kriegskunſt, der er leidenſchaftlich nachhing. Seine Lektüre in Bezug auf Litteratur, Geſchichte und Philoſophie, zeugte von geſundem Geſchmack, von feinem Sinn und lebhafter Einbildungskraft. Der Uebergang von einem Buche zum andern

pflegte der Muſik Raum zu geben; er ſpielte das Forte=piano mit der Stärke eines erſten Meiſters. Ich konnte nur bewundern und mich gerührt fühlen. Er trug alle Keime eines großen Mannes in ſich. Die Gefahren des Krieges, die Fortſchritte der Wiſſenſchaften, der ſchönen Künſte, und die großherzigen Geſinnungen, die ihm Gewohnheit waren, erglühten ihn zu heißem Eifer. Acht Stunden, gewöhnlich unter großer Geiſtesanſtren=gung hingebracht, nöthigten ihn zu der doppelten Aus=hülfe der Vergnügungen und der Leibesübungen. Ich vermochte dieſe Lebensart nicht lange mitzumachen."

In den Leidenſchaften des Prinzen Louis behielt immer eine beſſer Seite die Oberhand. Seine Kampf=luſt war ſtets großmüthig, und der heftigen Aufwallung folgte die mildeſte Verſöhnlichkeit, ohne irgend einen Groll. Das Spiel, dem ſich die niedrigſten Antriebe ſo leicht verknüpfen, reizte ihn gar nicht, er machte die Wagniſſe mit, weil es Wagniſſe waren; eben ſo wenig war er dem Trunk ergeben, er trank in Zerſtreuung und im Einfluſſe geſelliger Aufregung, nicht aus Wein=liebe, überhaupt war wohl ſelten ein Menſch, dem man es ſo ſehr nachgeſagt, wirklich ſo wenig berauſcht. Den Hauptanlaß zu gegründetem Tadel gegen ihn gab ſeine Neigung gegen die Frauen. Aber grade dieſe Richtung, die zu völliger Rohheit ſinken kann, erhebt ſich eben ſo leicht in edle Regionen, und Prinz Louis hat dargethan, daß der zarteſte Sinn für Liebe bis zuletzt in ſeinem Herzen bewahrt geblieben.

Hier ſeien überhaupt zwei Punkte ein für allemal feſtgeſtellt, zu welchen das Urtheil über den Eindruck und die Geltung des Prinzen Louis ſtets zurückkehren

muß. Kein Menſch iſt jemals in irgend einer Weiſe perſönlich bedeutend und groß geweſen, ohne ſtarke Sinnlichkeit; dieſe iſt gleichſam das Lebensfeuer, welches alle andern Eigenſchaften des Geiſtes und Gemüthes beweglich erhält; freilich iſt ein Unterſchied zwiſchen geſunder Wärme und verzehrender Hitze; die Sinnlichkeit ſoll nicht herrſchen, ſondern der Sitte und Schönheit huldigen. Aber auch das Uebermaß bezeugt noch den Reichthum der Begabung, deſſen Mißbrauch in unſerm Falle wenigſtens eben ſo ſehr ein Unglück heißen könnte, als eine Schuld. Die perſönliche Gegenwart wirkte in dieſem Betreff gewiß immer nur Theilnahme und Bedauern, niemals Verdammniß und Unwillen. Das Zweite, welches wir anzumerken haben, ſteht hiemit in nahem Zuſammenhang. Die Tapferkeit iſt ein Gemeingut, das kein Mann ſich abſprechen läßt; indeſſen giebt es eine Höhe des Muthes und der Todesverachtung, die das Unterſcheidungszeichen des Helden iſt, und überall Ehrfurcht und Bewunderung wirkt; auch hier kann Uebermaß und Verirrung eintreten, aber den guten Grund, aus welchem ſie hervorgehen, wird man deßhalb nie verkennen dürfen, und die Krieger, gleich den Frauen, werden oft grade denjenigen für ihren Liebling und mit Recht erklären, den ſie hinwieder zu tadeln Urſache haben.

Im Jahre 1797 befand ſich Prinz Louis mit dem Könige Friedrich Wilhelm dem Zweiten, der ihn ſehr liebte und ihm vieles nachſah, in Pyrmont, wo der unheilbar erkrankte Monarch vergeblich Geneſung zu finden hoffte. Nebſt andern hohen Perſonen hatte ſich auch der Prinz Adolph von England dort eingefunden; jung, ſchön und lebhaften Geiſtes, konnte er in manchem

Betracht wohl als ein Nebenbuhler des Prinzen Louis auftreten; er wurde es bei einer ſchönen Dame, der jeder ausſchließlich huldigen wollte. Schon wollten beiden Prinzen zum Degen greifen, und den Zweikampf ihre Anſprüche entſcheiden laſſen, als noch zu rechter Zeit eine hohe Vermittlung zwiſchen ſie trat und ihren Streit beilegte.

Die ungeordnete Lebensweiſe des Prinzen mußte in der Folge um ſo mehr auffallen, als der Hof in dem jungen Königspaar, welches im Jahre 1797 den Thron beſtieg, ein hohes Vorbild häuslicher Tugend und reiner Sitte zeigte. Zu den ärgerlichen Geſchichten, und den noch oft ſchlimmern Erzählungen, welche ſich an den Ruf des Prinzen hefteten, kamen bald noch andre Nachtheile, die für ihn ſehr ernſt und faſt verhängnißvoll wurden. Von Jugend an freigebig, zum Aufwande geneigt, des Geldes bedürftig und ſeiner nicht achtend, weder voraus- noch nachrechnend, ſah er ſich frühzeitig über die Gränze der ihm zugemeſſenen Mittel hinaus getrieben. Er machte Schulden, leichtſinnig, arglos, wurde mißbraucht und betrogen, ging im drängenden Augenblicke jede Bedingung ein, und gerieth in ein Gewirr von Verlegenheit und Störung, das ihm fortan als unſelige Lebensplage beigeſellt blieb. Auch dieſes Uebel war ſchon mehrmals in Ausbrüchen zu Tage gekommen, welche höchſt anſtößig wurden. Da das Beiſpiel des Prinzen, ſein ungebundenes und rückſichtsloſes Treiben, eben ſo verführeriſch als läſtig wirkte, ſo ſchien es nöthig, ihn zu den angemeſſenen Schranken ſeines nächſten Berufs zurückzuführen, und er empfing den Befehl, ſich in Magdeburg bei ſeinem Regiment aufzu-

halten. Hier gewann er in kurzer Zeit alle Herzen. Immermann erzählte mir, in ſeiner Knabenzeit habe er ſtets von dem Prinzen Louis Ferdinand mit Bewunderung reden hören, die ganze Stadt habe von ihm geſprochen, und faſt nur von ihm. Der Jugend ſei er wie ein Achilles erſchienen, er ſei ihrer Aller Held und Liebling geweſen.

Doch nicht lange konnte er hier ausdauern; der Langenweile zu entfliehen, und ſeinem unruhigen Drange neue Gegenſtände zu finden, machte er einen Ausflug nach den Hanſeſtädten. In Bremen ſah den Prinzen um dieſe Zeit Dohm wieder, und bewunderte auf's neue deſſen Kenntniſſe und Talente, ſtimmte aber doch im Ganzen ſeine Meinung über ihn ſehr herab, „überzeugt, daß ohne innere Haltung und ein erhebendes Bewußtſein, welches vom würdig Vollbrachten zu dem noch zu Vollbringenden geleitet, der Menſch nicht wahrhaft Großes zu leiſten vermöge." Die Unzufriedenheit des jungen Mannes, „der nicht an ſeinem rechten Platze zu ſein, ſich nicht gehörig erkannt und ſeiner würdig beſchäftigt glaubte", und dafür in einem wüſten Leben Erſatz ſuchte, war dem achtungswerthen, aber pedantiſchen, und ſeine eigne Unzufriedenheit zu verbeißen gewohntem Geſchäftsmann ohne Zweifel zu anmaßend und erſchreckend.

Schlimmer noch für den Ruf des Prinzen Louis wurde der Aufenthalt in Hamburg. In einer ſo vielbeſchäftigten, bei üppigen Reichthümern doch immer auf Fleiß und Ordnung gegründeten Volksmenge pflegen ſich zu bloßem Genußleben und Müßiggang meiſt nur zweideutige und wohl gar mißachtete Perſonen auszu-

ſondern. In ſolche Geſellſchaft mußte der Prinz nothwendig zuerſt gerathen. Allzu leicht nahm er jeden ſich Herandrängenden auf; er zeigte ſich an öffentlichen Orten mit Leuten, denen er ſich beſſer entzogen hätte. Man trug ſich mit Berichten von allerlei Aergerniſſen. Es half nichts, daß der Prinz ſeine guten und ernſten Stunden höheren Intereſſen widmete, die Weltbedeutung des Ortes einzuſehen ſtrebte, mit unterrichteten Männern die gründlichſten Geſpräche führte, den Dichter Klopſtock zu ehren bemüht war; er ſelber rühmte ſich deſſen nicht, die Betheiligten ſprachen davon höchſtens in beſcheidner Stille. Doch die abentheuerlichen Vorgänge, die Einfälle des Uebermuths und Handlungen der Thorheit, waren im Munde alles Volks. Um das fortgeſetzte Aergerniß, welches der Ruf auch in Berlin noch gehäſſig ausbreitete, endlich aufzuheben, war kein anderes Mittel, als den Prinzen, auf deſſen Gehorſam für ſchriftliche Befehle ſchon nicht mehr zu rechnen ſchien, durch einen perſönlich Beauftragten abholen zu laſſen. Der Oberſt von Maſſenbach vollführte dieſen Auftrag ohne Schwierigkeit, Prinz Louis ſelber war jenes Treibens längſt überdrüſſig.

Im Jahr 1801 wurde Prinz Louis gerichtlich zum Verſchwender erklärt; allein dies vermochte den guten Willen der Leute, die für ihn eingenommen waren, nicht zu hemmen. Gleich nachher lieh ihm der Bankier Abraham Gans in Berlin, der Vater des berühmten Rechtsgelehrten Eduard Gans, bereitwilligſt eine Summe von ſechsundfünfzigtauſend Thalern, um ihn aus dringender Verlegenheit zu retten. Er hat durch des Prinzen Tod dieſe ganze Summe rein verloren. Doch ſelbſt nach

dieſem Verluſte noch betheuerte er, an das Prinzen redlichem Willen habe er nie zweifeln können, und der Prinz würde, wenn er gelebt hätte, dieſe Schuld und alle ſeine Schulden haben bezahlen können, und gewiß bezahlt haben.

Bei Magdeburg fand eine Revue Statt, welche durch die Anweſenheit franzöſiſcher Generale und Staabsoffiziere als eine beſondere Merkwürdigkeit betrachtet wurde, Prinz Louis vorzugsweiſe hatte ſich mit dieſen Fremden zu beſchäftigen. Er mußte manchen Widerwillen überwinden, empfand aber auch manche Anziehung. Die kriegeriſche Bildung der Franzoſen erſchien ihm höchſt bedeutend; der fröhliche Muth und heitre Sinn, welcher ihn ehemals an den Emigrirten erfreut hatte, zeigte ſich in dieſen Zöglingen der Freiheitskriege mit ſtrengerer Tüchtigkeit gepaart, und Prinz Louis fand ſich zu mannigfachen Vergleichungen hingezogen, zu nachdenklichen Erwägungen und forſchenden Blicken in eine verhüllte Zukunft. Aber je vortheilhafter im Ganzen das franzöſiſche Kriegsweſen ihm erſchien, deſto mehr durchdrang ihn die Empfindung, daß eine fremde, eine feindliche Macht in Deutſchland nicht Fuß faſſen dürfe, deſto lebhafter fühlte er für Preußen die Aufgabe, zum Kampfe hervorzutreten. Die Franzoſen ihrerſeits waren dem Prinzen bald gewogen, ſie hielten ſich gern zu ihm, ſeine Leichtigkeit des Lebens und Umgangs gab ihnen Behagen und Zutrauen. Als er einſt in grüner Jacke nachläſſig mit franzöſiſchen Generalen im Garten vor ſeinem Fenſter ſtehend plötzlich die Nachricht erhielt, der König komme, darauf, anſtatt drei Schritte davon die Thüre zu gebrauchen, mit einem Satze zum Fenſter

hinein voltigirte, und augenblicklich, wie durch Zauber, in voller Uniform würdig und ernſt hervortrat, glaubten jene dieſen Zug als einen der im beſten Sinne ganz ihrer Nationalität würdig ſei, rühmen zu dürfen.

Als ein Beiſpiel ſeiner muntern und gütigen Sinnesart, die jeder menſchlichen Schwäche nachſichtig, und doch wieder überlegen war, diene noch folgender ſcherzhafte Zug. In Magdeburg beſuchte er einmal mit einer ganzen Geſellſchaft die Kunſtübungen engliſcher Reiter, und gab, als der Teller zum Sammeln umherging, für ſich und ſeine Geſellſchaft ein Goldſtück, was den Umſtänden nach weder zu verſchwenderiſch, noch zu karg ſein mochte. Ein kleiner eleganter Kaufmann, der dicht dabei ſtand, wollte die Gelegenheit den Königlichen Prinzen zu überbieten, nicht vorbeilaſſen, und gab mit auffallender Art zwei Goldſtücke auf den Teller. Einer von des Prinzen Geſellſchaft machte dieſen auf die Hervorthuung des kleinen Kaufmanns aufmerkſam; der Prinz aber zog ſogleich den Hut ab, und ſagte, mit einem lachenden Blick auf das Gold, gleichſam betroffen: „O davor habe ich den größten Reſpekt!“

Abwechſelnd wieder in Berlin nahm Prinz Louis in vollem Maße an allem dortigen Leben Theil. Eine vielſeitige Geiſtesregſamkeit hatte ſich bedeutend ausgebreitet, die geſellige Bildung war zu hohen Stufen gediehen, ſie führte in ihrem Verkehr Stücke gediegenſten Gehalts. Gentz, Friedrich und Auguſt Wilhelm Schlegel, Schleiermacher, Fichte, Bernhardi, lebten hier; die auffallendſten Anſichten, die kühnſten Meinungen über Kunſt, Wiſſenſchaft und Leben wurden zu Tage gebracht. Der Prinz kannte dieſe Männer zum Theil

genau, ihre Vorleſungen, ihre Geſpräche zogen ihn an. Guſtav von Brinckmann und Major von Gualtieri vermittelten die Litteratur mit der Diplomatik und dem Hofe; der General von Phull, die Oberſten von Scharnhorſt und von Maſſenbach ſtanden im Kriegsweſen als wiſſenſchaftlich und gebildet voran. Auch Heinrich von Bülow iſt hier zu nennen, deſſen bittre Tadelſchriften die Einrichtung der Heere und die Führung des Krieges durchaus umwandeln wollten, und von dem der Prinz witzig urtheilte, er ſei wie ein Donnerwetter, er führe Blitze, aber auch vielen Wind mit ſich. Später kam Johann von Müller in dieſen Kreis; dann ein Beſuch Schiller's, welchen der Prinz ſogleich zu ſich lud und mit liebreicher Aufmerkſamkeit bewirthete.

Johann von Müller ſchrieb am 23. Februar 1804 an eine Dame nach Oeſterreich: „Ich habe ein langes Geſpräch mit dem Prinzen Louis gehabt. Ich war überhaupt ſehr davon bezaubert: er iſt einer der ſchönſten Männer; er weiß mehr, als ich erwartete, (und hätte er's auch nur eine Stunde vorher gelernt, immer wäre es viel, ſo gut aufzufaſſen und ſo natürlich anzubringen was er von Tacitus, Suetonius, Julianus, und von vielen alten und neuen Büchern ſagte); er hat viel Geiſt und Energie, ganz gewiß. Er iſt ein Mann, der in Zeiten der Noth dem Könige und dem Staate ſolche Dienſte leiſten wird, wie der große Friedrich ſie von Heinrich erfuhr; er hat unendliche Hülfsmittel in ſich: möchte er nur ſtets von Leuten umgeben ſein, die für den König und das Vaterland wie ich denken; dies iſt ein wichtiger Punkt bei einem Karakter wie der ſeine; Wiſſen und Geiſt haben großes Gewicht bei ihm, und

ich würde nie glauben, daß er irgend etwas *unternähme*, was er von Perſonen mißbilligt ſähe, deren *Zuſtimmung* ihm werth wäre.“

Im Frühjahr 1804 kam Frau von Stael nach Berlin. Prinz Louis war täglich mit ihr zuſammen, und ſein muthiger Geiſt und freier Sinn gefielen ihr ſehr. Sie ſagt von ihm: „Er war voll Feuer und Enthuſiasmus, aber in Ermangelung des Ruhms ſuchte er zu ſehr die Stürme, welche das Leben aufregen. Am meiſten zuwider in Bonaparte war ihm deſſen Art, alle diejenigen zu verläumden, die er fürchtete, und ſelbſt diejenigen, die ihm dienten, in der Meinung herabzuſetzen, um ſie auf allen Fall beſſer in Abhängigkeit zu erhalten. Er ſagte mir oft: „Ich erlaube ihm, zu tadeln; aber moraliſch zu meuchelmorden, das empört mich.“ — Frau von Stael erzählt ferner: „Ich wohnte in Berlin auf dem Kai der Spree, und mein Zimmer war gleicher Erde. Eines Morgens um 8 Uhr weckte man mich um mir zu ſagen, daß der Prinz Louis Ferdinand zu Pferde vor meinem Fenſter halte, und mich ſprechen wolle. Sehr verwundert über dieſen ſo frühen Beſuch, eilte ich aufzuſtehen und ging hin. Er nahm ſich beſonders gut zu Pferde aus, und ſeine innre Bewegung erhöhte noch den Adel ſeines Geſichts. „Wiſſen Sie“, rief er aus, „daß der Herzog von Enghien im badenſchen Gebiet aufgehoben, einem Kriegsgericht übergeben, und vierundzwanzig Stunden nach ſeiner Ankunft in Paris erſchoſſen worden iſt?“ Welche Thorheit! erwiederte ich; ſehen Sie nicht, daß die Feinde Frankreichs ein ſolches Gerücht ausſtreuen? — „Da Sie zweifeln“, verſetzte der Prinz, „ſo werde ich Ihnen den

Moniteur ſchicken, wo Sie das Urtheil leſen werden.“ Mit dieſen Worten ritt er fort, und der Ausdruck ſeiner Züge verkündete Rache oder Tod.“

Der Muſik wurde fortwährend mit Luſt und Erfolg die eifrigſte Beſtrebung gewidmet. Der Kapellmeiſter Reichardt fand im Jahre 1803 zu Paris in Madame Moreau eine ſo große Meiſterin auf dem Klavier, daß er in ſeinen Briefen von ihr ſagen durfte, es ſei kaum möglich, ſchöner, und ausdrucksvoller und zugleich fertiger zu ſpielen; fügt aber dann hinzu: „Und dennoch hab' ich ſpäter in Berlin die Erfahrung an einer Perſon gemacht, von der man es noch weit weniger glauben ſollte, als von einer Dame, — an einem Prinzen. Es iſt der Prinz Louis Ferdinand, der ſeine eignen Kompoſitionen für das Fortepiano, voll Phantaſie und tiefem Gefühl, voll hoher Seele und zugleich voll der größten und glänzendſten Schwierigkeiten, mit einer Vollkommenheit ſpielt, daß man oft nicht weiß, ob man mehr die Kraft und die Fertigkeit, mit der er die ſchwerſten Sachen vorträgt, oder die Grazie und den Ausdruck des Vortrags bewundern ſoll. In jener übertraf er längſt ſchon manchen berühmten Virtuoſen; ſeitdem er im graziöſen und edlen Vortrag an Duſſek aus London auch das vollkommenſte Muſter bei ſich hat und es benutzt, wie nur ein ſolches Genie einen ſolchen Meiſter benutzen kann, mag man wohl mit Wahrheit ſagen, daß dieſer genievolle Prinz, der alles kann was er will, auch zu den erſten und größten Virtuoſen im Fortepiano gehört.“ Mehrere Kompoſitionen des Prinzen kamen zur öffentlichen Herausgabe. In Sinn und Liebe für dieſe Kunſt, wie überhaupt in herzlicher Zuneigung, begegnete er ſich

mit ſeinem Schwager, dem edlen Fürſten Anton Radziwill. Die Kapellmeiſter Himmel und Duſſek waren unaufhörlich bei dem Prinzen zu finden, der häufig mit ihnen zuſammen ſpielte; Duſſek hatte ſich ihm ganz angeſchloſſen. Doch die Art und Weiſe, wie dieſe Virtuoſen ſich gewöhnt hatten das Leben zu genießen, konnte nicht dazu beitragen, Ordnung und Maß in einem zerrütteten Haushalt herzuſtellen. Schon längere Zeit hatte eine liebliche, ſanfte Neigung zu einem Frauenzimmer guter Herkunft den Prinzen Louis ernſtlich eingenommen. Er ſchien dem unſtäten Wechſel gern zu entſagen, und auf ein dauerndes Verhältniß einzugehen, beſonders da er ſich als Vater zweier Kinder beglückt fühlte. Sein unbewachtes Herz fiel jedoch unerwartet neuen heftigen Eindrücken und leidenſchaftlichen Regungen anheim, deren Gewalt ihn wie durch Zauber gefangen hielt. Die Fähigkeit zu einer ſolchen Leidenſchaft iſt eine große und ſeltne Gabe, gleich andern höchſten Auszeichnungen nur wenigen Menſchen verliehen, und unter dieſen den wenigſten zum Glück. Die Stellung der Umſtände, frühere Verwickelungen, und gegenwärtige Unvereinbarkeiten, machten auch dieſe Leidenſchaft zur Qual, und ließen mit ſcheinbar glücklichen die verzweiflungsvollſten Momente wechſeln. An Ordnung und Zuſammenhang der äußern Lebensverhältniſſe war nun nicht mehr zu denken; die Verwirrung mußte von innen wie von außen zunehmen. Der Prinz hatte in der Friedrichſtraße nächſt der Weidendammsbrücke ein Haus gekauft, wo er mit den Seinigen eingerichtet leben wollte. Mehr noch reizte ihn die Zurückgezogenheit auf ſeinem Gut Schricke im Magdeburgiſchen, wo er die ihm erwünſchteſten Tage

in ruhiger Einfachheit mit Jägern und Pächtern zubrachte. Allein es ſtand nicht mehr in ſeiner Macht, einer ſolchen Richtung zu folgen, die Forderungen des Lebens riſſen ihn unwiderſtehlich auf die andre Seite zurück.

Ein Ausflug, den er im Jahre 1804 nach Oeſterreich und Oberitalien machte, kann auch als ein Verſuch gelten, ſich den Verwirrungen aller Art, die ihn daheim beängſtigten, zu entreißen. Er lernte auf dieſer Reiſe den Fürſten Karl von Schwarzenberg kennen, und ſchloß freundſchaftliche Verbindung mit ihm, wie auch mit dem Fürſten Aloys von Liechtenſtein und andern Oeſterreichern; aus früherem Begegnen kannte er ſchon den Fürſten von Ligne, der in dieſer Zeit an Frau von Crayen ſchrieb: „Die beiden liebenswürdigſten und ausgezeichnetſten Männer, nicht nur Deutſchlands, ſondern Europas, der Herzog von Weimar und der Prinz Louis Ferdinand, ſind Ihnen von ganzem Herzen zugethan.“

Nach ſeiner Rückkehr machten die Zeitumſtände eine mehr und mehr politiſche Stimmung in Berlin vorherrſchend. Es ſchien unmöglich, den Zuſammenſtoß mit der täglich drohenderen Macht des Kaiſers der Franzoſen zu vermeiden, es ſchien rathſam, das Unvermeidliche nicht länger hinauszuſchieben. Prinz Louis ſprach ſeinen kriegeriſchen Eifer laut genug aus, und als im Frühjahr 1805 ein neues Bündniß zwiſchen Oeſterreich, Rußland und England gegen den Kaiſer Napoleon zu Stande kam, mußte Preußen zur Theilnahme vielfach angereizt und bewogen ſein. Nach der Verletzung des preußiſchen Gebiets, welche die franzöſiſchen Truppen in Franken begangen hatten, konnte man den Bruch

für geſchehen halten. Die preußiſcheu Heere rückten in's Feld, doch hielten die ſiegreichen Fortſchritte Napoleon's in Oeſterreich die Unterhandlungen noch ſchwebend. Prinz Louis war bei den nach Sachſen vorgerückten Truppen, und traf mit dem Herzog von Weimar zuſammen. Hier ſah er auch Goethe'n wieder, und ließ die Mißſtimmung fallen, die er bisher theilweiſe gegen ihn gehegt. Er ſchrieb aus Gera hierüber an ſeine Geliebte nach Berlin: „Ich habe nun Goethe'n wirklich kennen gelernt; er ging geſtern noch ſpät mit mir nach Hauſe, und ſaß dann vor meinem Bette, wir tranken Champagner und Punſch, und er ſprach ganz vortrefflich! Endlich deboutonnirte ſich ſeine Seele; er ließ ſeinem Geiſte freien Lauf; er ſagte viel, ich lernte viel, und fand ihn ganz natürlich und liebenswürdig. Grüß heute die Kleine von mir, und ſag' ihr dies: dann bin ich ihr gewiß unter Brüdern dreitauſend Thaler mehr werth!" Der Herzog erzählte nach vielen Jahren noch gern von dieſer Zuſammenkunft; er ſelber hatte ſich früh zurückgezogen, die Andern aber tranken die ganze Nacht, „ungeheuer viel, ſagte er, um die Wette, und Goethe blieb nichts ſchuldig, er konnte fürchterlich trinken!"

Während die kampfluſtigen Gemüther auf dieſe Art des Augenblicks harrten, der ſie gegen den Feind führen ſollte, nahmen die Angelegenheiten für Preußen plötzlich eine Friedenswendung. Der Miniſter Graf von Haugwitz brachte aus Napoleon's Hauptquartier, wohin er geſandt worden, Verträge zurück, nach denen Preußen ſich mit Frankreich ſogar auf bedenklichen Ländertauſch einließ. Die Umſtände waren gebieteriſch, nachdem ſo weit gegangen war, konnte man nicht zurück, zum Kriege

war der günſtige Augenblick ſchon vorüber. Im preußiſchen Heere jedoch wollte man keine politiſchen Gründe gelten laſſen, man fühlte nur die Bitterkeit getäuſchter Hoffnung, man war ausgerückt, und ſollte ohne Schwerdtſtreich wieder heimziehen; Scham und Ingrimm durchglühten die Gemüther. Prinz Louis vor Andern hatte ſeine Rechnung auf den Krieg geſtellt, der allein ihn aus der Unthätigkeit, aus den leidenſchaftlichen Verwirrungen retten, und auf neue Bahnen des Ruhmes und Glückes führen konnte. Im Ausbruch ſeines Schmerzes hierüber konnte er unmäßig ſein; die bitterſten und dreiſteſten Reden war man von ihm gewohnt, bisweilen auch miſchte ſich gute Laune bei. Aus dem vereitelten Feldzuge zurückkehrend kam der Prinz nach Halle, und aß bei dem Kapellmeiſter Reichardt in Giebichenſtein zu Mittag. Hier wurde wacker getrunken und geſchimpft. Um recht deutlich auszudrücken, wie ſchmachvoll ſchon die Allgewalt Napoleon's gelte, rief Prinz Louis zuletzt: „Ja, wenn Bonaparte einmal ein Gericht Prinzenohren haben will, ſo ſind meine — und er faßte ſich an beide — in Gefahr, denn bekommen wird er ſie!“

In Berlin war die Verſtimmung am heftigſten und lauteſten. Auf dem Caſino wurde eines Tages ein Aufſatz aus der engliſchen Zeitung Morning Chronicle vorgeleſen, worin geſagt war, der Unwille gegen den Grafen von Haugwitz, der es mit Napoleon und den Franzoſen halte, ſei endlich in That ausgebrochen, und man habe dem von ſeinen unglücklichen Unterhandlungen zurückgekehrten Miniſter die Fenſter eingeworfen. Die Sache war nicht wahr, Prinz Louis aber rief aus: „Noch iſt es nicht geſchehen, aber der Wink iſt verſtänd-

lich, und wer weiß, was geſchieht!" In der nächſten Nacht geſchah es wirklich, doch war Haugwitz grade nicht zu Hauſe, ſondern in einer Aſſemblée bei'm ſardiniſchen Geſandten, und erfuhr erſt am andern Morgen den Schaden. Allgemein beſchuldigte man die Offiziere des Regiments Gendarmen und auch den Prinzen Louis dieſer Verübung, doch iſt gewiß, daß der letztere perſönlich keinen Theil daran gehabt, eben ſo wenig, wie an der entgegengeſetzten Veranſtaltung, daß dem Miniſter Freiherrn von Hardenberg, welcher für den Krieg geſinnt war, aber deßhalb für den Augenblick aus den Staatsgeſchäften ſcheiden mußte, bis zu ſeiner Abreiſe täglich unter ſeinen Fenſtern militairiſche Abendmuſik gebracht wurde. Sonſt freilich ſtanden jene Offiziere durch Sinnesart und Betragen in nahem Verhältniſſe zu dem Prinzen. Woltmann in ſeinen Memoiren des Freiherrn von S—a, giebt davon dieſe lebhafte Schilderung: „Ein ſolches Gemiſch von Bravheit und Dünkel, Biederkeit und verderbten Sitten, Bemühn um Eleganz des Benehmens und lautem tobenden Weſen, wie in den Offizieren der Gendarmen und Gardedükorps, läßt ſich nicht beſchreiben, muß man geſehen haben. — Ein Prinz im Königlichen Hauſe war gleichſam ein idealiſcher Repräſentant jener Offiziere, die ſich als Repräſentanten des preußiſchen Offiziergeiſtes zeigten. Muthig bis zur Verwegenheit, mit glänzenden Eigenſchaften ſo ausgeſtattet, als um ſie bemüht; ſtolzer auf ſeine Perſönlichkeit, als auf ſeinen Rang, und gleichwohl ſehr ſtolz, ein Prinz von Preußen zu ſein; ein berühmter Reiter und Tänzer; voll Talent für die ſchöne Kunſt, die das glänzende Leben am meiſten anſpricht, die Muſik; der

Liebe ſtets ergeben, und die Wolluſt höher achtend als Reinheit der Sitten; freigebig und ſelbſt großmüthig, und dabei nicht durch Rechtlichkeit gehemmt; für Kriegsruhm flammend, weniger für Kriegswiſſenſchaft, und gegen das neue Franzoſenweſen, gegen den nicht fürſtlich gebornen Machthaber Frankreichs von Verachtung ſo voll als von Grimm, war Prinz Louis Ferdinand für die Gendarmenoffiziere, und welche ihnen glichen, mit vollſtem Recht das Ideal eines jugendlichen Helden und preußiſchen Offiziers. Was damals die öffentliche Stimme in Preußen hieß, darin war er der lauteſte Tonangeber; und zu ihm geſellten ſich verſchiedenartige Elemente der Geſellſchaft in Berlin, die alle den Haß wider die franzöſiſche Regierung zum Attraktionspunkt hatten.“ In dieſem Bilde ſind gleichwohl manche Züge falſch, andre zu ſtark gefärbt. „Die Wolluſt höher achtend“ iſt ein ſchiefer Ausdruck; er war ihr ergeben, kann man ſagen, indem er ſie verachtete. Seine „Rechtlichkeit“ war als Geſinnung ſtreng und rein, der Leichtſinn erſieht nur nicht immer die Bedeutung und Verknüpfung deſſen, was er begeht. Daß er auch Geiſt und Thätigkeit in der gewählten Richtung anſtrengte, bezeugt die Abfaſſung einer politiſchen Denkſchrift über die neuſte Lage der Dinge, eine Denkſchrift, deren Johann von Müller mit Lob erwähnt. Gegen den Machthaber Frankreichs hegte er Haß, aber nicht Verachtung; die großen Eigenſchaften deſſelben erkannte er, nur ſtatt ihnen ſich zu beugen, wünſchte er ſie zu bekämpfen. Woltmann erzählt dann weiter, wie Johann von Müller ſich in dieſer Geſellſchaft ausnahm, wie er ſich die unanſtändigſten Späße von dem Prinzen habe gefallen laſſen. Das kann wohl ſein;

denn Müller hatte Schwächen, welche den Muthwillen unwiderſtehlich anreizen konnten! —

Die Spannung war zwiſchen Preußen und Frankreich durch die geſchloſſenen Verträge nicht aufgehoben, im Gegentheil ſteigerte ſich das Mißverhältniß durch die weiteren Verhandlungen, und die Willkühr und Falſchheit, mit welchen Napoleon verfuhr, mußten endlich doch den Ausbruch herbeiführen, den man hatte vermeiden wollen. Der Sommer des Jahres 1806 ging in großen Aufregungen hin; Prinz Louis wurde von Gemüthsbewegungen aller Art umhergeworfen, doch ſammelte er ſich zeitenweiſe zu feſter Aufmerkſamkeit für die öffentlichen Dinge, und gedachte des Berufes, in welchem er früher oder ſpäter doch würde auftreten können. Er veranlaßte bei ſich ſtrategiſche Vorleſungen, welche der General von Phull mit Geiſt und Kenntniß hielt, und denen viele Offiziere beiwohnten, auch Johann von Müller, wie aus einem ſeiner Briefe hervorgeht.

Endlich, im September, rückte das Heer abermals in's Feld, diesmal verſichert und entſchloſſen, mit den Waffen zu entſcheiden. Prinz Louis, von gleicher Kampfbegier wie früher beſeelt, war doch weit entfernt, in blindem Wahne den Sieg für gewiß zu halten. Seine Einſichten waren ſcharf, er wußte die Vortheile des Feindes zu würdigen, er kannte die Schwierigkeiten des zu führenden Kriegs. „Ich wünſche den Krieg, ſagte er, weil er nöthig iſt, weil er das Einzige iſt, was uns übrig bleibt, weil die Ehre ihn fordert; aber ich weiß ſehr gut, daß wir auch unterliegen können.“ Der allzu großen Zuverſicht ſeiner Mutter, der Prinzeſſin Ferdinand, welche alles Preußiſche für unerſchütterlich

hielt, ſetzte er die lebhafte Anrede entgegen: „Liebe Mutter, denken Sie denn, das könne niemals anders ſein, es werde immer getrommelt werden, wenn Sie aus dem Thore fahren? Sie fahren einmal ſpaziren, und es wird nicht getrommelt, glauben Sie mir's!“ Nach wenigen Monaten war die Weiſſagung ſchon erfüllt. Auch Woltmann läßt ihm in dieſem Betreff Gerechtigkeit widerfahren. Er ſagt: „Ich muß hier hinzuſetzen, daß der eigentliche Held der öffentlichen Stimme, Prinz Louis Ferdinand, nicht von dem blinden Stolz und Vertrauen auf Preußens unüberwindliche Waffen, womit viele Offiziere in den Krieg gingen, beſeſſen war.“ Nur zwei Dinge waren ihm gewiß, daß er ſich auf jeden Fall auszeichnen wolle, und daß er aus dieſem Kriege nicht zurückkehren werde. Er ließ daher, ehe er in's Feld zog, ſein letztes Vermächtniß aufzeichnen, und ſorgte für das künftige Schickſal ſeiner Kinder und ihrer Mutter; aber ganz ſchien er außer Acht zu laſſen, daß dazu, ihn als Feldherrn auszuzeichnen, ſeine Perſon allein nicht hinreichend war.“ Auch für ſeine Gläubiger war er beſorgt, und ſuchte wenigſtens die Berechtigung ihrer Anſprüche feſtzuſtellen; die eingereichten Forderungen von Handwerkern und Kaufleuten, welche augenblicklich zu befriedigen nicht möglich war, beglaubigte er durch ſeine Unterſchrift, und ſchon im Felde, mitten unter kriegeriſchen Ausſichten, ließ er ſich dergleichen Fürſorge angelegen ſein. Seine Schulden, zu dem Betrage von beinah einer Million Thaler angewachſen, ſah er keineswegs als untilgbar an, und in der That würden ihm, wäre er am Leben geblieben, noch große Hülfsmittel zugefloſſen ſein.

Er hatte die Beſtimmung erhalten, auf dem linken Flügel des Heeres die Vortruppen anzuführen. In Leipzig hatte er eine Zuſammenkunft mit den Generalen von Rüchel und Blücher, den tüchtigſten und ruhmvollſten des ganzen Heeres, mit denen er einen Todesbund einging, der ſich an ihm alsbald erfüllen ſollte. Bei'm weiteren Vorrücken gegen Franken, der böhmiſchen Gränze nah, machte er einen Ausflug nach Böhmen, ſprach in Eiſenberg den Fürſten Karl von Schwarzenberg wieder, ſah den Fürſten Ferdinand von Kinsky, den Freiherrn von Tettenborn, und fand ſich dann im Hauptquartier des Fürſten von Hohenlohe ein, welches inzwiſchen nach Jena vorgerückt war. Mit ihm waren ſeine Adjutanten, unter welchen Karl von Noſtitz, ehemaliger Gendarmenoffizier, eine große Heldengeſtalt, voll Tapferkeit und Klugheit, ihm beſonders ergeben und befreundet war. Auch Duſſek folgte ihm in's Feld, und manche Stunde der Ungeduld und Schwermuth wurde durch Muſik gemildert. Mit dem Herzoge von Weimar kam er mehrmals zuſammen, auch Goethe'n ſah er am 3. Oktober noch, der ihn „nach ſeiner Art tüchtig und freundlich" fand.

Der Kaiſer Napoleon zog inzwiſchen ſein Heer bei Bamberg zuſammen, die preußiſche Hauptmacht ſtand in der Gegend von Weimar und Jena; die Vortruppen, welche Prinz Louis befehligen ſollte, hielten das Saalthal beſetzt. Er ſelbſt aber befand ſich einſtweilen in Jena, da der Fürſt von Hohenlohe nach Erfurt zu einem Kriegsrathe berufen war, und der Prinz, als älteſter General dieſes Heertheils, dem Namen nach, die Stelle von jenem vertrat. Die Zeit verging ihm hier in dan-

ger Erwartung. „Von innern Beſorgniſſen“, erzählt der Bericht eines Augenzeugen, „und einer Art bangem Vorgefühl ergriffen, daß bei der Sorgloſigkeit, Verwirrung und geringen Spannung auf der einen, und der ſeltenen Verblendung und Verkehrtheit auf der andern Seite, uns die unternehmende Verwegenheit des Feindes leicht unvermuthet in's Verderben ſtürzen, ja daß uns vielleicht gar ähnliche traurige Schickſale betreffen könnten, wie vor einem Jahre die öſterreichiſchen Heere, lief der Prinz, voll Ungeduld die Rückkehr des Fürſten erwartend, auf dem Marktplatze von Jena auf und ab, und beklagte ſich, mit der ihm eigenthümlichen Offenheit, laut gegen die ihm vertrauteren Perſonen, wie kränkend es für ihn ſei, daß man ſo wenig Zutrauen in ihn ſetze, in ſo bedenklichen Augenblicken, wie die jetzigen, den Theil des Heeres, auf dem die Sicherheit des Ganzen beruhe, lieber ganz ohne Führer ſich ſelbſt und dem Schickſale zu überlaſſen, als ſie ſeiner Obhut und Leitung anvertrauen zu wollen, da man doch wiſſe, daß ihm vier Wochen früher der Oberbefehl über die geſammten ſchleſiſchen Truppen beſtimmt geweſen ſei.“ Der Fürſt kam in der Nacht zum 8. Oktober von Erfurt zurück, beſuchte gleich den Prinzen, und hatte eine zweiſtündige Unterredung mit ihm. Seitdem war alle ſeine Munterkeit dahin, ſeine Hoffnung und ſein Vertrauen ſchwanden, ſeine einzige Furcht war, die Gelegenheit zum Kampf und zum Tode zu verſäumen. Er ging zu ſeinen Truppen nach Rudolſtadt, und empfing den Befehl, ſich bei dem Vorrücken des Feindes in kein Gefecht einzulaſſen, ſondern ſich auf die Diviſion des Generals von Grawert nach Orlamünde zurückzuziehen.

Von der Richtung und Abſicht der Franzoſen hatte man keine ſichre Nachricht, noch weniger von ihrer Stärke; dem Prinzen war verboten, Streifpartheien auszuſenden. Was er jedoch erkundete, mußte ihm für die Stellung des preußiſchen Heeres große Beſorgniß geben. Am Abend des 9. Oktobers befand er ſich auf dem Schloſſe zu Saalfeld bei dem Fürſten von Schwarzburg-Rudolſtadt, und nach der Tafel bat der Fürſt den Prinzen, der früh wegreiten wollte, er möchte zum Abſchiede noch etwas auf dem Fortepiano ſpielen. Die Fürſtin aber verſetzte, damit ſolle man ihn jetzt nicht beläſtigen, er habe ein ganz andres Spiel vor, und gewiß alle Gedanken darauf gerichtet, dieſes Spiel nicht zu verlieren. Der Prinz, plötzlich tief ernſt und ſchmerzlich bewegt, erwiederte der Fürſtin mit Nachdruck: „Es iſt ſchon ohne Rettung verloren!“ Er zog ſich darauf in ſein Zimmer zurück; der Mond ſchien hell in ſeine Fenſter, und er phantaſirte noch ein paar Stunden für ſich allein auf dem Fortepiano. Nur Duſſek war bei ihm. Als in der Nacht der erſte franzöſiſche Gefangne, ein rother Huſar, eingebracht wurde, wollte der Prinz ihn ausfragen, und ließ ihn vorführen. Nachdem er ihn wieder entlaſſen, rief er nach ſeinen Pferden, und Duſſek ſagte gleich nachher einem andern Muſiker, der ſich in des Prinzen Dienſten befand (und der noch in Darmſtadt lebt): „Freund, der Prinz hat geſagt, die preußiſche Armee iſt verloren!“ Es ging ſpäter das Gerede, der Prinz habe die Nacht viel getrunken, und ſo auch am Morgen noch; aber ganz im Gegentheil! Er war den Abend ſehr mäßig geblieben, und ſein Frühſtück am nächſten Morgen beſtand nur in einer Taſſe Schokolade,

nichts anderes genoß er an dieſem Morgen, durchaus ſonſt nichts. Der Fürſt und die Fürſtin von Schwarzburg-Rudolſtadt, der Freund des Prinzen, der in öſterreichiſchen Dienſten ſtehende Graf von Mensdorf-Pouilly, der ihn beſucht hatte, Duſſek, jener Muſiker Steingrübner, und ſeine Adjutanten von Noſtitz und von Valentini, haben dies gleichmäßig bezeugt, und jede entgegengeſetzte Verſicherung bleibt als eine verläumderiſche abzuweiſen.

Dem Prinzen war gleichzeitig mit dem Befehl, ſich vor dem Feinde zurückzuziehen, von guter Hand ein Entwurf mitgetheilt worden, dem zufolge die Preußen über die Saale gehen, und den Feind angreifen ſollten. Dieſen Entwurf zu verwirklichen ſchien ihm ſchon werth, einige Gefahr und Verantwortung deßhalb zu übernehmen. Als nun die Meldung kam, die Franzoſen zeigten ſich, und ſchienen mit ganzer Macht anzurücken, vermochte der Prinz es nicht über ſich zu gewinnen, ohne Kampf vor ihnen zu weichen. Er war von der Ueberzeugung durchdrungen, man müſſe ſich auf den Feind werfen, wo man ihn träfe, er fürchtete, wenn nicht er den Krieg anfange, würde es nie dazu kommen, er hielt es für eine Wohlthat, auf ſo viele Märſche, Anſtalten, und Säumniſſe endlich ein ernſtes Gefecht folgen zu laſſen. Ueberdies waren die Entwürfe, Abſichten und Befehle der preußiſchen Feldherrn in jenen Tagen ſo widerſprechend, veränderlich und bedingt, daß einem Generale zunächſt am Feinde wohl einige Wahl freiſtehen mußte.

Am 10. Oktober vor Tagesanbruch drängten die Vortruppen des unter dem Marſchall Lannes über

Gräfenthal herandringenden franzöſiſchen Heertheils die preußiſchen Poſten, die über Saalfeld hinaus ſtanden, gegen dieſen Ort zurück. Prinz Louis eilte auf dieſe Nachricht, und da er ſelber ſchon das Gewehrfeuer der Plänkler hörte, plötzlich wieder heiter und zuverſichtlich, mit ſechstauſend Mann von Rudolſtadt gegen Saalfeld vor. Bald aber entwickelte ſich die Stärke des Feindes, ſie betrug gegen dreißigtauſend Mann. Die Preußen waren überall im Nachtheil, doch unterhielt der Prinz den Streit fünf Stunden lang. Er zweifelte nicht, daß der Fürſt von Hohenlohe, den er benachrichtigt hatte, zur Unterſtützung heraneilen würde. Bei den theilweiſen Unfällen, welche gleich anfangs eintraten, zeigte er in einem hohen Grade, der bei ſeiner ſonſtigen Leidenſchaft in Erſtaunen ſetzte, gelaſſene Ruhe und beſonnene Thätigkeit. Er führte die Reiter in's Gefecht, und geſellte ſich zu dem Fußvolk, er ritt unter den Schützen umher, und ermunterte zur Ausdauer. Allein die Reiterei konnte die feindlichen Maſſen nicht hemmen, die zuſammengeſchoſſenen Bataillone mußten weichen, die Unterſtützung kam nicht. Der Prinz wollte nicht zurück, auf einer Wieſe ordnete er verſprengte Jäger zu neuem Kampfe, die Franzoſen drangen heran. Getümmel von Reitern und Fußvolk riß ihn mit fort. Um nicht gefangen zu werden, mußte er über einen Zaun ſetzen, aber ſein ſonſt vortreffliches Pferd blieb mit dem einen Fuße hängen, ein feindlicher Reiter ſprengte heran, und hieb den Prinzen in den Hinterkopf. Darauf ſtürzte ein Wachtmeiſter des zehnten franzöſiſchen Huſarenregiments, Guindé, der ihn als einen Befehlführer erkannte, auf ihn los, und rief ihm zu, er ſolle ſich ergeben. Der Prinz antwortete

durch einen Säbelhieb. Augenblicklich empfing er ſelbſt einen Stich in die Bruſt; mit zwei tödtlichen Wunden hielt er ſich noch eine kleine Strecke zu Pferde, geleitet von ſeinen herbeigeeilten Adjutanten, dem Hauptmann von Valentini und dem Lieutenant von Noſtitz, von welchen dieſer auch ſchon im Arm verwundet war. Der Feind drängte heftig nach, der Prinz ſank vom Pferde, und auf grünem Boden, am Ufer eines klaren Baches, gab er ſeinen Geiſt auf. Als er den Stich in die Bruſt bekam, ſoll er noch ausgerufen haben: „Est-il possible!“ Dann aber gab er weder Laut noch Zeichen mehr. Feindliche Huſaren wütheten noch gegen den ſchon Todten. Mit dreizehn Hieb- und Stichwunden fand man ihn zerfetzt und nackt ausgeplündert.

So fiel Prinz Louis. Er hatte das vierunddreißigſte Jahr noch nicht zurügelegt. Aber ſein kurzes Leben hatte für ihn genug Inhalt gehabt, er war mit der Welt fertig, und ihm wäre weiterzuleben immer ſchwieriger geworden. Hätte er die Erhebung des Jahres 1813 erleben können, ſo wäre ihm freilich ein großes Loos zugefallen; ſelbſt ein franzöſiſcher Schriftſteller meint, daß er die Lorbeeren Blücher's wenigſtens getheilt haben würde. Ueber ſeinen Tod hat man geſtritten. Man ſchrieb den üblen Ausgang des Gefechts nur ſeiner unzeitigen Kühnheit, ſeinem ſtrafbaren Ungehorſam zu. Uns aber ſcheinen die Worte eines wichtigen Beurtheilers hier den richtigſten Aufſchluß anzudeuten. In ſeinem Werke über die Thaten und Schickſale der Reiterei ſagt nämlich Canitz: „Wohlunterrichtete Männer behaupten, der Tadel der Unvorſichtigkeit ſei dem tapfern Prinzen ganz mit Unrecht gemacht worden. Er habe ſehr

gut gewußt, wie die Sache ſtand, und nicht unüberlegte Kampfluſt, ſondern der ernſte edle Entſchluß, ſich für das Wohl des Ganzen aufzuopfern, habe ihn beſtimmt, dem Gefecht bei Saalfeld nicht auszuweichen, in welchem er keinen Triumph ſuchte, aber ein ruhmgekröntes Grab fand.“

Seine Leiche wurde von den Franzoſen nach Saalfeld gebracht, und daſelbſt in der Fürſtengruft beigeſetzt. Die Herzogin von Koburg ſchmückte den Sarg mit einem Lorbeerkranz. Später wurden ſeine Ueberreſte nach Berlin in die Domkirche gebracht.

Allgemein im Heere waren die Trauer und Beſtürzung über ſeinen Tod, man ſah ihn als ein Unglückszeichen an. Auch im Volke war die Theilnahme ſehr groß. Die großen Schickſalsſchläge, welche folgten, konnten dieſen erſten nicht vergeſſen machen. Edle Dichterſtimmen, Fouqué, Stägemann, haben ſein Andenken noch lange nachher gefeiert. Seine Schweſter, die Prinzeſſin Louiſe von Preußen, vermählte Fürſtin Radziwill, ließ dem geliebten Bruder im Jahre 1823 an dem Orte, wo er fiel, durch Schinkel und Friedrich Tieck ein Denkmal errichten. Der Feind aber war durch ſeinen Tod nicht verſöhnt. Napoleon verfolgte ſein Andenken noch jenſeits des Grabes. Als in Berlin die Geiſtlichkeit vor dem Kaiſer erſcheinen mußte, fuhr dieſer, wie gegen die Königin, auch gegen den Prinzen Louis heftig los, und erzählte die unwahre Anekdote, derſelbe ſei mit dem Degen an der rechten ſtatt linken Seite auf die Parade gekommen, und habe ſich entſchuldigt, alles jetzt werde ja in verkehrter Weiſe gemacht. Der Kaiſer fuhr in ſeinem Grimme fort: wenn

Prinzen von Geblüt ſich das unterſtünden, ſo müßten ſogar ihre Köpfe fallen, und machte dabei eine ſo heftige Bewegung, daß er den neben ihm ſtehenden Prinzen Hieronymus faſt in's Geſicht traf. In allen öffentlichen Erwähnungen wurde der Prinz Louis geſchmäht, die gehäſſigſten Unwahrheiten auf ſeinen Namen gehäuft, jede Lüge und Uebertreibung gern aufgenommen und verbreitet. Eine Menge falſcher oder entſtellter Angaben erhielten auf dieſe Weiſe unverdienten Glauben, Aeußerungen und Handlungen, welche nie Statt gefunden, wurden mit Zuverſicht behauptet, weil ſie gedruckt zu leſen waren. Noch nach dem Frieden von Tilſit wollte der Intendant Bignon dem Prediger Ancillon nicht erlauben, durch die Zeitungen einer falſchen Anekdote zu widerſprechen, wobei man ihn als Zeugen genannt hatte, und die er durch das einfache Wort: „Ich würde nicht dazu geſchwiegen haben, noch dageblieben ſein", bündig widerlegte; dergleichen würde dem Kaiſer, meinte Bignon, ſehr unangenehm ſein, der ſeine Feinde in der Meinung herabgeſetzt aber nicht erhoben ſehen wolle.

Ueber den Karakter des Prinzen Louis wird immer Lob und Tadel in dem Urtheile gemiſcht bleiben, in wechſelndem Verhältniſſe, je nachdem der Urtheilende ſeinen Standpunkt wählt. Aus reinmenſchlicher Anſicht, von Seiten des Herzens, des Strebens, des innerlichen Daſeins wird man ihn ſtets rühmen und wahrhaft lieben müſſen. Von dieſen Seiten vorzugsweiſe zeigte er ſich dem Sinne Rahel's, die ſeine Mängel genug einſah, und rügte, aber ihn mehr noch beklagte, als verurtheilte. Außer den Zügen, welche in einigen Briefen

von ihr an Fouqué den gefallenen Freund betreffen, finden ſich noch folgende auf einem beſondern Blatt von ihr aufgeſchrieben, die zur Kenntniß ſeines Weſens nicht unwichtig ſind.

„Louis ſagte tauſendmal: „Ich überlebe den Fall meines Landes nicht; wenn wir ſolch Unglück haben, ſterbe ich.“ — Und dieſer Gedanke war das Reſſort ſeines ganzen Lebens, und in ſeinen Leidenſchaften, in ſeiner großen Liebe, erlaubte er ſich nur alles, weil er dies ununterbrochen dachte, und nun alles Uebrige nicht der Mühe werth hielt.

Sein Umgang war freilich ſchlecht zuſammengeſetzt, aber während er die Schlechten nur eben nicht verſtieß, zog er die Beſſern an, und wußte ſie zu ſchätzen. Auch kannte er ſeine Leute genau, und trug im Innern ein viel ſchärferes Urtheil über ſie, als die Gleichförmigkeit ſeines gegen Alle gütigen Benehmens äußerlich zeigen konnte. So ſagte er einmal, als man ihm Vorwürfe machte, daß er manche Leute in ſeinem Hauſe ſähe und vor der Welt als ſeine Freunde gelten ließe, die ſeiner doch gar nicht werth wären, und zum Beweis einen bekannten Schwelger nannte, der ſich beinahe täglich bei ihm einfand: „Ich weiß alles von ihm, ſagte er lächelnd, aber er iſt mir wie ſo ein großer Hund, den ich im Zimmer habe, ich rufe ihn mal heran, klopfe und poddle ihn ein bischen, und laſſ' ihn wieder, ohne an ihn zu denken.“

Daß er auch Lob und Bewunderung nur nach wahrem Werthe ſchätzte, und ſich durch falſche nicht beſtechen ließ, zeigt Folgendes, was er von einer angeſehenen und gefeierten Frau, die ihn zum Gegenſtand ihres Lob-

preiſens gewählt hatte, gelegentlich, am Fenſter ſtehend, gegen mich äußerte: „Nichts geht wirklich in ihr vor; ihre große Anhänglichkeit, die ſie einmal auf mich geworfen hatte, war ganz eben ſo willkührlich, wie alles andre; ſie wußte gar nichts von mir, und ſie kann ſich eben ſo hinaufreizen, und ſich gegen den Mann, der da geht — es ging ein Handwerker in blauem Rock vorüber — eben ſo betragen, wenn ſie von ihm gehört hat, nicht ein Funken von Urtheil iſt in ihr.“ Von der und ihrer Klaſſe konnte er gar nicht aufhören.

Ein andermal fragt' ich ihn nach einem Manne, den ich nicht kannte, wohl aber ſeine ſehr ſchöne Frau, und wollte deßhalb wiſſen, was denn an dem Manne ſei? Louis wurde ganz wie verlegen, und halb ärgerlich gegen mich, weil ich ſchon öfter gefragt hatte; dann ſagte er nach einer Pauſe ſehr gelaſſen und geſammelt, und, wie er wohl pflegte, als ob er halb in Gedanken wäre: „Das iſt ſo ein gewöhnlicher Menſch, daß ich Ihnen gar nichts von ihm ſagen kann, — der iſt nichts als ein preußiſcher Offizier — (und wie hoch hielt er die in anderm Sinne wieder!) — kurz, um Ihnen mit Eins zu zeigen, was er für ein Mann iſt, will ich Ihnen weiter gar nichts ſagen, er trägt die Uniform ohne Hemde auf bloßem Leib, damit ſie knapp ſitzt.“

Er war einmal ſehr böſe gegen einen Geſandten, den er bei ſich zu ſehen pflegte, und betheuerte, ihn nicht mehr ſehen zu wollen. Eines Abends ſitzt er in der Dämmerung bei mir, und der Geſandte wird mir angeſagt. „Nehmen Sie ihn nicht an! ruft Louis, wenn Sie eine Freundſchaft für mich haben!“ — Gut! ſage ich. — „Nehmen Sie ihn nicht an!“ — Ich hatte

ſchon Nein ſagen laſſen. Ich vergaß dann die ganze Sache. Zwei Tage nachher nimmt er mich zum Mittageſſen mit nach Hauſe; ich finde den Geſandten, und er geht aus und ein wie immer. Es hatte ſich weder in ſeinem Zorne noch in ſeinem Vorſatz etwas verändert; er konnte nur niemanden in's Geſicht widerſtehen.

Von einer Frau, die er ſehr liebte, aber doch nicht in allem Betracht hoch ſtellen konnte, ſagte er mit ſchmerzlichklarem Bewußtſein: „Sie fällt mir nie ein, wenn ich Fortepiano ſpiele, bei meinen edelſten Stimmungen und Ideen!“ Auch ſagte er einmal verwundrungsvoll: „Wie kann man auf Zwei ſo eiferſüchtig ſein!“ Und ein andermal: „Wir outriren Alle!“ und lächelte.

Er war in ſeinem Innern unaufhörlich beſchäftigt, rang mit Empfindungen, verarbeitete Gedanken, und überraſchte nicht ſelten durch wahre Geiſtesblitze, innigen Sinn und tiefe Wahrheit, wie man ſie ihm oft am wenigſten zutraute. Sein Geiſt reichte ſehr weit, und alles eigentlich Menſchliche faßte er tief und lebhaft auf. Seine Gedanken hatten immer das Eigenthümliche des freien und ſelbſtſtändigen Weges, auf dem er zu ihnen gelangt war, daher er auch, bei ungeheurer Fülle deſſen, was er geſehen und erfahren hatte, nicht mit leichtem Redefluſſe ſeine Gedanken anhaltend vortragen konnte, obwohl er im Feuer des Augenblicks vortrefflich und mit Begeiſterung fortreißend ſprach. Er wußte aber auch jenes ſehr gut. Ich war einmal Abends mit ihm und ſeinem dreijährigen Knaben am Theetiſch, und das Kind lief immer um den Tiſch, und wollte etwas ſagen, ohne damit fertig werden zu können. Er ſah mit der größten

Innigkeit und Stillſchweigen eine Zeit lang des Kindes Treiben an, und ſagte dann lächelnd zu ihm: „Es geht dir, wie deinem Vater; du ſprichſt auch mit großer Schwierigkeit.“ Er hatte zu ſeinen und für alle Kinder die größte Liebe.“

Zur Vervollſtändigung dieſer Züge, und zur klarſten Einſicht in das Weſen der angedeuteten Freundſchaft, ſind einige der wenigen noch geretteten Briefblätter des Prinzen mitgetheilt worden, in deren letztem derſelbe, kurz vor ſeinem Tode, und gleichſam als Zeugniß und Denkmal ſeines Innerſten, die Richtung ſeines bewegten Gemüths und ſein Vertrauen zu Rahel liebenswürdig ausſpricht. Er ſchrieb in jener Zeit an Rahel faſt täglich; aber faſt alles iſt verbrannt. Eine Reihe andrer geretteter Briefe dürfte für jetzt noch nicht mittheilbar ſein.

1835.

David Veit.

Gäbe es in der Welt bloß diejenigen Talente und Bedeutſamkeiten, welche ſich unmittelbar im Glanze der Oeffentlichkeit darſtellen, und hier zu Namen und Ruf gelangen, ſo wäre der Lebensinhalt auch der Zeiten, die ſcheinbar die reichſten ſind, doch nur für gering und armſelig zu halten. Wenn wir aber betrachten, wie ſehr in jenem Betreff das Spiel des Zufalls zu walten ſcheint, und ganz achtlos bald Geringeres an das Licht hebt, bald das Werthvollſte im Dunkel hält, ſo gewinnen wir die tröſtliche Ueberzeugung, daß die Welt viel reicher iſt, als ihre jedesmalige Außenſeite zu erkennen giebt. Nichts kann uns wehren ſogar vorauszuſetzen, daß neben dem Größten und Beſten, welches wir ſehen, noch ebendergleichen zahlreicher im Verborgenen weilt, und uns darum nicht minder zum Gewinne lebt. Tritt nun, früh oder ſpät, aus dieſer unbekannten Größe, als Zeugniß ihrer Wirklichkeit, irgend ein neues Bild hervor, mit dem erkennbaren Gepräge aller der Möglichkeiten, in welchen daſſelbe hätte gelten können, ſo dringt

ſich uns ein Gefühl heitrer und erhebender Befriedigung auf, dem vergleichbar, welches ein Reicher empfindet, der ſeine zu Tage geförderten Schätze doch nur als einen Theil derer weiß, die unerforſcht und unberechenbar im Dunkel liegen.

Mit gutem Rechte giebt uns der Name David Veit zu dieſer Betrachtung Anlaß. Die ausgezeichnetſten Gaben und Kräfte waren hier in einer Weiſe verbunden, wie ſie es ſelten ſind. Die Art der Verbindung nämlich iſt eine noch ganz beſondre Eigenſchaft, wodurch das Verbundene auf eine Stufe gerückt wird, wohin die einzelnen Gaben nicht reichen würden. Die letztern, je einzelner, beſchränkter auf ein äußeres Ziel gerichtet, je mehr den Menſchen verdeckend und erſchöpfend ſie wirken, deſto leichter nehmen ſie nach außen Raum und Geſtalt. Das Gleichmaß aber, die Zuſammenſtimmung, der innere Verkehr, alles, was dem Menſchen für ſich ſelbſt als Leben und Bildung zu Gute kommt, wodurch er als Perſon für ſeine nächſte Welt am beſtimmteſten gilt und wirkt, iſt unläugbar von höherem Werthe, als die einſeitige Virtuoſität, welche ſo bequem ſich nennen und in offene Regiſter einſchreiben läßt.

Veit war ein Menſch, der ſeine Anlagen vollſtändig entwickelt, ſie bis zur höchſten Reife ausgebildet hatte, nach allen Seiten, wohin eine innere Möglichkeit es zuließ. Daß er ein höchſt ausgezeichneter Arzt war, gehörte in den Kreis dieſer Bildung, erſchöpfte ihn aber keineswegs. Sein philoſophiſches Denken war kein metaphyſiſches, ſchlug aber wie lodernde Flamme ſich um jeden dargebotenen Gegenſtand und verzehrte das Unhaltbare daran. Er hatte weiten Ueberblick für große

Geſammtheiten, und bemerkte dabei ſcharf auch das Kleinſte. Sein klarer, feſter Verſtand war von lebhafter Einbildungskraft begleitet; für Poeſie war ſein Sinn höchſt empfänglich. Geneigt und willig, ſich einnehmen zu laſſen, ſtaunend aufzumerken, zu bewundern, ließ er ſich doch niemals hinreißen, ſondern hielt ſich prüfende Beſonnenheit und unbeſtechliches Urtheil frei. Seine umfaſſenden wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe waren in ihm kein todter Vorrath, ſondern zu dem regſten Verkehr belebt. Er ſchrieb vortrefflich, in der Weiſe der wenigen aber beſten unſerer Schriftſteller, bei welchen, nach Leſſing's und Mendelsſohn's Vorbild, ein heller Verſtand andre Gaben nicht ausſchließt, aber führt. Ausgezeichneter noch war ſein mündlicher Vortrag, lehrend, erzählend, geſprächsweiſe, immer lichtvoll, ſachgemäß, leicht hinſtreifend und gründlich eindringend, wie es der Augenblick forderte.

Was aber dieſe ſchönen Gaben als gemeinſames Band durchſchlang und ſie zur eigenthümlichſten Erſcheinung erhob, das haben wir als eingebornen Humor zu bezeichnen, als eine tief in ſeinem Weſen wurzelnde Laune des Witzes, des Scherzes, die in ſeinem Darſtellungs- und Nachahmungstalent als poſſenhafter Muthwillen ausbrechen konnte, in ſeinen ſtrengen Gedankenfolgen und Geiſtesübungen als heitre Ironie mitging. Was er ſchrieb und ſprach, ſein Auftreten, ſein geſelliger Verkehr, ſein ärztliches Handeln, der Ausdruck ſeiner Empfindung, alles gehörte dieſer gemeinſamen Quelle an.

David Veit wurde zu Breslau geboren den 8. November 1771. Obwohl von jüdiſchen Eltern, empfing er früh eine vorurtheilsloſe, allgemein geiſtige Richtung.

Theils in ſeiner Vaterſtadt, theils in Berlin durch guten Schulunterricht vorbereitet, bezog er im Jahre 1793 die Univerſität Göttingen, beſuchte dann Jena, wurde in Halle Doktor der Arzneiwiſſenſchaft, und machte darauf mit Abraham Mendelsſohn eine Reiſe nach Paris, wo er anſehnliche und fruchtbare Verbindungen knüpfte, und inſonderheit mit Rodrigues, dem Vater des Saint-Simoniſten Olinde Rodrigues, vertrauten Umgang pflog. Hier widmete er der Ausarbeitung wiſſenſchaftlicher Schriften großen Fleiß, und lieferte in Ueberſetzungen, Auszügen und Anmerkungen vieles werthvolle Eigne. Zufällige Umſtände beſtimmten ihn, ſich in Hamburg niederzulaſſen, wo er als Arzt anfangs mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Doch wurde ihm bald die Auszeichnung, troß des Vorurtheils gegen ſeine Religion, zum Armenarzt erwählt zu werden. In dem edlen, geiſtvollen und einflußreichen Kreiſe von Reimarus, Sieveking, Schönborn, Voght, Poel, Perthes u. ſ. w. wurde er höchlich geſchätzt und geſucht. Hierin allein ſchon iſt das ganze Verhältniß Veit's in Hamburg für den ausgedrückt, der das Haus Sieveking in ſeiner Blüthe gekannt hat, wo die großartigſte Weltverbindung und Gaſtfreundſchaft vorzüglich dem geiſtigen Leben mit ſchönem Sinne gewidmet war. Hier lernte Veit auch Friedrich Heinrich Jacobi näher kennen, der ihn ſehr liebgewann und ungemein beachtete. Von mehreren Seiten aufgefordert, hielt Veit vor gewählten Zuhörern Vorleſungen über Anthropologie, die er mehrere Jahre wiederholen mußte. Einzelne Aufſätze, meiſt augenblicklichen Eindrücken oder Zwecken angehörig, tiefe Gedankenreihen bisweilen, aber auch wohl einmal ſcharfgeiſtige Theaterkritik, gab er, wie einſt Juſtus

Möſer, anſpruchslos den Tagesblättern hin, wo ſich die meiſten namenlos verlieren mußten. Es waren oft Meiſterſtücke darunter. Bei dem Doktorjubiläum des trefflichen Johann Albert Heinrich Reimarus lieferte er eine eigne Schrift zu Ehren des herrlichen Greiſes, deſſen Verdienſte er ſchön und würdig dargeſtellt hat. In ſpäteren Jahren mußte die litterariſche Thätigkeit der zunehmenden ärztlichen weichen, ſie wurde von dieſer endlich ganz erſtickt. Während der Herrſchaft der Franzoſen in Hamburg wurde Veit, als der franzöſiſchen Sprache vollkommen Meiſter, mit neuen Obliegenheiten beſchwert. In den harten Bedrängniſſen ſeiner Mitbürger hielt er muthig aus; ſein eifriger Beſuch der franzöſiſchen Krankenhäuſer während der ruſſiſchen Belagerung brachte ihm den frühzeitigen Tod. Durch ein bösartiges Fieber angeſteckt, wurde er in ſeinem Berufe dahingerafft, und ſtarb am 15. Februar 1814.

In den gegebenen Verhältniſſen hat Veit nie vollkommen zeigen können, was er innerlich war, und was ihm zu leiſten möglich geweſen wäre. Um dies zu ermeſſen, muß man ſich ihn an eine Univerſität verſetzt vorſtellen, als mündlichen Lehrer, als wiſſenſchaftlichen Forſcher und Darſteller, inmitten aller Anreizung und Freiheit zu ſchriftlichen Arbeiten. Er würde, davon ſind Alle überzeugt, die ihn gekannt haben, in ſolcher Laufbahn bald den Erſten und Berühmteſten beizuzählen geweſen ſein. Litterariſch würde er in jedem Fache geglänzt haben. Es kann nicht geſagt werden, daß er ſeinen Beruf verſäumt habe, ſein Werth beſtand für ihn und Andere in vollem Daſein, aber die Ausbreitung ſeines Verdienſtes vor der Welt, die Rückwirkung ſolchen Erfolgs auf ihn ſelbſt, dieſe bleiben verſagt.

Sein Briefwechſel mit Rahel iſt noch größtentheils vorhanden, und ein ſchönes Denkmal edlen Umgangs zwiſchen zwei jungen Perſonen, deren Zuneigung und Vertrauen ganz auf unbefangenem geiſtigen Streben beruht. —

1835.

Alexander von der Marwitz.

Wenn ein Jüngling aus dem griechiſchen Alterthum in unſrer Zeit hervorträte: ſchön, geiſtvoll, feſt, reinen Sinns, vollendeter Bildung, abgeſchloſſen in ſtrenger Perſönlichkeit, immer ſcharf im Wollen, immer ganz im Thun; allen Darbietungen der Welt offen, den Waffen, der Philoſophie, der Landwirthſchaft, den Geſchichtsſtudien; im Beſitz ariſtokratiſcher Vorzüge ſtolz über ſie hinaus, die Seele erfüllt von Schönem und Großem; die gemeine Welt verachtend und ihren Rückſichten nnd Künſten fremd; ein ſolcher Jüngling, im Gegenſatz und Widerſpruch mit allem Inhalte unſrer neueren Tage, würde als auffallende, räthſelhafte Erſcheinung durch dieſelben ſchreiten, und im trüben Gewirre ſtatt verheißenen Heldenthums nur ein dunkles perſönliches Geſchick finden.

So dürfen wir uns Marwitz vorſtellen. Mit allen höchſten Fähigkeiten des innern Menſchen ausgeſtattet, ohne die gemeinen Gaben der Mittelmäßigkeit, welche dem nächſten Gebrauch bequem ſind, ſtand er in dem

Leben, das ihn umgab, ſchroff und fremd, nichts ihm Aehnliches, nichts ihm Entſprechendes zeigte ſich. Eine ungeheure Kluft ſchien ihn von allem Wirklichen zu trennen. Wer in die Geiſtesmacht, in die Thatfähigkeit zu blicken vermochte, dem blieb kein Zweifel, daß hier der höchſte Beruf gegründet ſei, zum Gebieten, zum Anführen, zum Vollbringen; als Fürſten, als Feldherrn, als Staatslenker dachte er ſelbſt ſich bisweilen, doch öfter und ſtärker ihn die Andern. Dabei war er äußerlich nichts, als ein Lieutenant und Referendarius, und auch dieſes Verhältniß haftete kaum an ihm, ſondern ſchwand in ſeinen perſönlichen Eigenſchaften ganz als Nebenſache, wie etwa der vorübergehende untere Kriegsdienſt bei einem Prinzen.

Alexander von der Marwitz wurde geboren den 5. Oktober 1787 zu Friedersdorf, einem unfern Küſtrin auf dem linken Oderufer gelegenen Stammgute der Familie, die zu den älteſten und angeſehenſten der Mark gehört. Seine Knabenjahre brachte er in Küſtrin zu, wo er bei einem Prediger mit großer Sorgfalt erzogen und unterrichtet wurde. Er war ſtill und ernſt, fleißig, durchaus edel und rein, aber bei eintretenden Anläſſen unerhört auffahrend und heftig. Später kam er nach Berlin auf das graue Kloſter, wo er beſonders dem Studium der alten Sprachen und der Geſchichte mit glänzendem Erfolg oblag. Er trieb alles mit Begeiſterung und mit Gründlichkeit zugleich; ſeine Lehrer achteten und bewunderten ihn. Spalding ſchrieb am 25. Februar 1804 von ihm an Wolf nach Halle, indem er mehrere Zöglinge des Gymnaſiums ankündigte: „Leider kann ich Ihnen jetzt noch nicht ſchicken eine ἁγνὴν ψυχὴν,

Alexander von der Marwitz; ein herrlicher Junge, voll Luſt und Durſt nach griechiſchem Schönen. Dieſer muß vor der Hand nach Frankfurt an der Oder, wo der Salmaſius nostri temporis doch ſo eigentlich nicht dem Schönen Thür und Thor öffnet.“ Er blieb nur ein Jahr in Frankfurt, und erlangte dann nach Halle zu gehen, wohin beſonders Wolf's Namen ihn zog. Johannes von Müller, deſſen Bekanntſchaft er ſchon als Gymnaſiaſt, begeiſtert vom Leſen der Schweizergeſchichten, aus eigenem Antrieb und mit kühner Selbſtdarſtellung geſucht hatte, ſchrieb am 10. März 1805 an Wolf die bedeutenden Worte: „Ich brauche ihn nicht zu empfehlen, weil Sie ſelbſt bald ſehen werden, wie viel in ihm iſt.“

Halle befand ſich damals im höchſten Aufſchwunge. Außer Wolf und Bekker, und den philologiſchen Studien, beſchäftigten den achtzehnjährigen Jüngling, dem ſchon Plato und Spinoza vertraut waren, die Vorträge von Schleiermacher und Steffens, die Tiefen des Denkens und die Geſtalten der Natur und Geſchichte. Seine Gemüths- und Geiſtesart bildeten ſich immer ſtrenger und gewaltiger aus, und in größter Einfachheit des Benehmens, aber in ſtolzer Selbſtſtändigkeit, und in der Bereitſchaft, dem eignen Sinne gemäß auch immer zu erſcheinen und zu handeln, ohne je Rückſichten und Umſtänden ſich zu beugen, galt er den jüngern Freunden als ein leitendes Haupt, als ein auserwählter ſichrer Anhalt.

Der Krieg des Jahres 1806 ſtörte die Studien; noch ehe die Folgen der Schlachten von Auerſtädt und Jena die Univerſität Halle trafen wurde Marwitz abgerufen,

um ſtatt ſeines in den Krieg ziehenden ältern Bruders die Verwaltung der Güter zu übernehmen. Er zog alſo nach Friedersdorf, leitete dort die Geſchäfte mit Hülfe treuer Beamten ſorgſam und tüchtig, und beſtand mit Muth und Gewandtheit die ſchwierigen und drückenden Verhältniſſe, welche der Einbruch und Aufenthalt des ſiegreichen Feindes in ſolcher Lage ihm aufbürdete.

Sein brennender Zorneifer verleitete ihn jedoch eine durch Nachbarn ihm zugefügte Unbill auf eine Weiſe zu rächen, welche als ein Mißbrauch der Gewalt und des Namens der Franzoſen auch von dieſen geſtraft werden mußte. Er wurde Nachts durch franzöſiſche Gendarmen von dem Gute geholt und in Feſſeln nach Küſtrin abgeführt. Man hielt ihn ſchon für verloren; doch wurde die Sache durch vielfach thätige Verwendungen noch glücklich beigelegt. Unter den Widerwärtigkeiten der damaligen politiſchen Lage, im Unmuthe aller perſönlichen Hemmungen und der Bedrängniſſe des Landes und der Freunde, gab er ſich mit erhöhtem Eifer dem wiſſenſchaftlichen Fleiße hin, von dem jedoch die Tagesangelegenheiten immer wieder abrufen wollten.

Als im Jahre 1809 der Major von Schill ſeinen eigenmächtigen Kriegszug unternahm, folgte ihm Marwitz nebſt mehreren engverbundenen Freunden, verließ die Irrbahn aber bald wieder, als er ſie ziellos in's Weite ſchweifen ſah. Dagegen zog das öſterreichiſche Heer mit allen Lockungen des Sieges von Aſpern mächtig an. Marwitz nahm Dienſte in dem Klenau'ſchen Chevauxlegersregiment, wo ein jüngerer Bruder von ihm ſchon früher eingetreten und in der letzten Schlacht ſchwer verwundet worden war. Der Krieg dauerte nicht lange;

nach den Schlachten von Wagram und Znaym erfolgte ein Waffenſtillſtand, während deſſen Marwitz nach Olmütz kam. Hier wohnte er als Kranker in einem Gaſthofe, wo der Wirth, ſchon bekannt als ein wilder und heftiger Menſch, gegen ihn die rückſichtsloſeſte Ungebühr ausübte. Marwitz mußte zuletzt den Degen ziehen, und da jener fortfuhr zu toben und anzuſtürmen, ſah er ſich in dem unglücklichen Fall, ihn zu erſtechen. Dieſer Vorgang machte großes Aufſehn und auch auf Marwitzens Gemüth einen tiefen Eindruck; denn wiewohl er nur Nothwehr gebraucht hatte, auch von der richtenden Behörde ſo gut wie frei geſprochen wurde und bloß dem Namen nach eine Zeit lang in Verhaft blieb, ſo ſuchte er doch ſeitdem die Reizbarkeit und den Jähzorn ſeines Gemüthes ſtrenger zu bewachen, und ſeine Handlungen mehr unter die Herrſchaft beſonnener Mäßigung zu ſtellen.

Noch einige Zeit diente er in Oeſterreich, nahm dann den Abſchied und begab ſich wieder in die Heimath, lebte abwechſelnd in Friedersdorf, in Berlin und endlich in Potsdam, wo er ſich bei der Verwaltung anſtellen ließ.

Sein Gemüth litt an der Lage der Welt und an manchen perſönlichen Mißverhältniſſen. Aber ſein Geiſt und ſein Karakter ſchritten den höchſten Entwickelungen entgegen. Sein raſtloſer Fleiß, ſeine tiefe Forſchbegierde, ſeine umfaſſenden Kenntniſſe und ſein lebendiger Wahrheitsſinn ſchienen zu irgend bedeutenden wiſſenſchaftlichen Ergebniſſen führen zu müſſen. Edel bis in die kleinſte Faſer, unfähig zu jeder Nachgiebigkeit gegen Unwürdiges und Verkehrtes, erhaben über eigne und fremde Schwächen jeder Art, begeiſtert und doch niemals phantaſtiſch, ſondern von klarem, ſcharfem Verſtande in ſeiner Begeiſterung

geleitet, ſchien er freilich mit der gemeinen Welt nur im Widerſtreit und Kampf ſtehen zu müſſen, und nach keiner Seite war für ihn eine fruchtbare und heitre Zukunft denkbar. Eine leidenſchaftliche Zuneigung, welche bei der edelſten und reinſten Geſtalt doch nur neue Verwirrung in ſein Leben zu bringen drohte, vermehrte noch die Bedrängniſſe, denen er ſich ausgeſetzt ſah.

Der Krieg des Jahres 1813 unterbrach für den Augenblick alle Zweifel und Sorgen. Marwitz eilte voll Vaterlandsgluth in die Reihen der Kämpfenden. In einem hitzigen Gefechte bei Koswig an der Elbe focht er tapfer, verlor aber ſein Pferd, wurde von Polen umringt und grauſam zerhauen, bis deren Oberſt Szymanowski und ein Oberſtlieutenant Skrzynecki, der nachher berühmte polniſche Generaliſſimus, zu ſeiner Rettung herbeikamen und großmüthig für ihn ſorgten.

Noch nicht geheilt von ſeinen Wunden kam er nach Prag, wo er längere Zeit blieb. Als aber die verbündeten Heere an den Rhein vorgedrungen waren, wollte er nicht zurückbleiben, ſondern eilte zu Blücher's Heer, welches bald in Frankreich einrückte und auf die Hauptſtadt losging. Doch auf dieſem Marſche durch Napoleon überfallen, erlitt dies Heer bei Etoges, Champaubert, Montmirail und Vauchamp blutige Niederlagen, und bei Montmirail fiel mit vielen andern Tapfern auch Marwitz. Er befand ſich im heißen Gefecht unter den vorderſten Streitern, da ſahen Kammeraden ihn mit der Hand an die Stirne greifen, und gleich darauf vom Pferde ſinken, eine Kugel mußte ihn getroffen haben; der Drang und die Verwirrung des Zurückweichens ließen den Gefallenen unmittelbar in Feindes Gewalt gerathen, wahrſcheinlich

nicht mehr lebend, da keiner ſpäteren Forſchung gelungen iſt, noch einige Nachricht darüber auszumitteln.

Marwitz hatte Rahel's Bekanntſchaft kurz vor ſeiner Abreiſe nach Oeſterreich gemacht. Er war gleich und ganz von ihr eingenommen, mit einer Ehrfurcht und einem Vertrauen, welche bisher in ihm noch für niemanden in ſolchem Grade wahrzunehmen geweſen. Seinem Freunde Adolf Müller ſchrieb er aus Igram den 18. Auguſt 1809 die gewaltigen Worte: „Sollteſt du in meiner Abweſenheit nach Berlin kommen, ſo befehle ich dir, die Bekanntſchaft der Rahel Levin zu machen. Sie mag wohl jetzo das größte Weib ſein auf Erden.“ Wenn Marwitz dergleichen ſagte, ſo konnten ſeine Freunde ſtaunen, aber kaum zweifeln, denn Grundloſes und Irriges war man von ihm nicht gewohnt, und leere Uebertreibung auch nicht, ſein Wort war immer wahr und tüchtig. Das ſpätere Zuſammenſein und ein eifriger Briefwechſel gaben dieſem Freundſchaftsverhältniſſe zwiſchen Rahel und Marwitz die liebevollſte Innigkeit und treuſte Verſicherung. So lange ſie lebte, beweinte Rahel den zu früh geſchiedenen Freund, überdachte ſein Weſen, und pries ſeine Eigenſchaften, die ſie ſich lebhaft bei aller Gelegenheit vergegenwärtigte. Einſt bei ſolchem Anlaſſe, da ſie zur Bezeichnung ſeines Werthes mancherlei Worte gebrauchte, ſchloß ſie die geſteigerte Reihe derſelben mit dem Ausdrucke: „Dieſer Künſtler!“ und eröffnete damit unwillkürlich gleichſam den innerſten Kern ſeines Weſens. Denn ein Künſtler war er im höchſten Sinn; nicht der Ausübung, aber der Stimmung nach; er dichtete nicht, mahlte nicht, muſizirte nicht, aber was er ſah und hörte, ſprach und lebte, alles nahm und gab er als Künſtler, als der Genoſſe einer höheren Bildungswelt, die er in

ſich darſtellte und um ſich her ſtets verlangte, ja nach ſeinen Kräften ſchuf.

So war Marwitz! Wer ihn gekannt hat, wird hier nicht zuviel geſagt finden, ſondern noch vieles hinzuſetzen können. Wer ihn nicht gekannt hat, möge beim Leſen ſeiner Briefe, falls er ſie zum Maßſtabe der Beurtheilung nehmen will, doch nie des Unterſchiedes vergeſſen, in welchem auch die geiſtreichſte Schrift gegen den lebendigen Menſchen, von dem ſie ausging, immer zurückſtehen wird!

1835.

Karl Joſeph Fürſt von Ligne.

Umſtändlich und genügend über den Fürſten von Ligne zu ſprechen, dürfen wir nicht unternehmen. Die friſche Munterkeit und anmuthige Feinheit franzöſiſchen Geiſtes, der ätheriſche Flatterſinn und tapfre Materialismus eines verſchwundenen Zeitalters müßten wieder auftauchen, und ein neues Jugendleben anfangen, um eine ſolche Geſtalt und Liebenswürdigkeit, wie der Fürſt von Ligne war, den ganz fremdartig dazu blickenden Augen unſrer heutigen Welt gehörig zu vergegenwärtigen.

Geboren den 23. Mai 1735 zu Brüſſel, aus einem der älteſten und berühmteſten Geſchlechter der Niederlande, war er früh berufen, alle Vortheile der großen europäiſchen Welt glänzend mitzugenießen. Durch die Lage ſeines Vaterlandes und die Verhältniſſe ſeines Hauſes konnte er gleicherweiſe nach Frankreich wie nach Oeſterreich gezogen werden, und wiewohl ſeine ſtaatsbürgerliche Stellung ihn ganz dem letzteren Lande zueignete, ſo hatte er doch nicht minder in Frankreich eine Art geſellſchaftlicher Heimath, die ſich überall hin erſtreckte,

wo franzöſiſche Lebensart und Bildung ſich geltend gemacht hatten, alſo in jeder Hauptſtadt und an jedem Hofe, bei Friedrich dem Großen in Potsdam und bei Katharinen in Rußland, wie in Wien, und in Paris ſelber.

Er zeichnete ſich im ſiebenjährigen Kriege durch glänzende Tapferkeit aus, und gelangte nach und nach zu den höchſten Ehrenſtufen des Kriegsdienſtes. Er machte Reiſen und knüpfte Verbindungen, welche politiſch bedeutend waren. Er lebte am Hofe zu Verſailles in der angeſehenſten und vertraulichſten Wirkſamkeit. Eben ſo am Hofe der Kaiſerin von Rußland. Doch Wien war der Mittelpunkt ſeines Anſehns, ſeiner Ehren und Würden, des großen verwandtſchaftlichen Zuſammenhanges, in welchen Geburt und Rang ihn geſtellt hatten. Aber alle Vorzüge und Würden, Auszeichnungen und Verdienſte mußten ſich bei ihm gleichſam unterordnen, und nur ſeine Haupteigenſchaft tragen helfen, die liebenswürdige Gabe des Umgangs, der geſellſchaftlichen Heiterkeit. Der tapfre Kriegsmann, der Feldmarſchall, der Fürſt, der Grand von Spanien, der Ritter des goldnen Vließes und Kommandeur des Marien-Thereſien-Ordens, der Inhaber eines Regiments, der Verwandte der mächtigſten Häuſer, der Gefährte und Liebling der größten Herrſcher Europa's, alle dieſe verſchwanden in der freundlichen Perſönlichkeit, die nur gefallen, wohlthun, erfreuen, beleben, und dadurch allein gelten und gewinnen wollte.

Wir können hier das Bild dieſer Perſönlichkeit nicht beſſer andeuten, als indem wir die bezeichnenden Worte der Frau von Stael entlehnen, die vor dem Auszuge, den ſie aus den Schriften des Fürſten gegeben, ſich alſo über ihn vernehmen läßt:

„Das Geſpräch von Männern, die durch ihren Geiſt der Unterhaltung berühmt ſind, nicht ſelbſt genoſſen zu haben, wird man immer bedauern müſſen, denn was von ihnen erzählt wird, kann davon nur eine unvollkommene Vorſtellung geben. Die Redewendungen, die Witzworte, alles, was ſich feſthalten und wiederholen läßt, kann nimmer dieſe jeden Augenblick erfüllende Grazie, dieſes Treffende des Ausdrucks, dieſe Eleganz in den Manieren ſchildern, welche den Zauber der Geſelligkeit ausmachen. Der Feldmarſchall Fürſt von Ligne iſt von allen Franzoſen als einer der liebenswürdigſten Männer Frankreichs anerkannt worden, und ſelten geſtehen ſie dieſes Lob ſolchen zu, die nicht unter ihnen geboren ſind. Vielleicht ſogar iſt der Fürſt von Ligne der einzige Fremde, der in der franzöſiſchen Geiſtesart Muſter geworden iſt, anſtatt Nachahmer zu ſein. Er hatte viele nützliche und gründliche Aufſätze über Geſchichte und Kriegskunſt in Druck gegeben. Er hat die Verſe und die Proſa mitgetheilt, zu denen er in ſeinen Lebensumſtänden Anlaß gefunden, immer iſt Geiſt und Eigenthümlichkeit in allem, was von ihm ausgeht; allein ſeine Schreibart iſt oft nur Sprechart (du style parlé), wenn man ſo ſagen darf. Man muß ſich den Ausdruck ſeines ſchönen Geſichts dabei vorſtellen, die eigne Munterkeit ſeines Erzählens, die Natürlichkeit, mit der er ſich dem Scherz überläßt, und man wird dann auch noch die Nachläſſigkeiten ſeines Schreibens lieben. Iſt man aber nicht unter dem Zauber ſeiner Gegenwart, ſo zergliedert man einen Schreibenden, den man ſtets hören muß, indem man ihn lieſt, als einen Schriftſteller; ſehr mit Unrecht, denn ſelbſt die Fehler ſeines

Stils ſind eine Grazie in ſeinem Geſpräch. Was vielleicht grammatiſch nicht ganz klar iſt, wird es durch die glückliche Herbeiführung, durch die Feinheit des Blickes, die Tonbeugung der Stimme, genug durch alles, was der Kunſt zu ſprechen tauſendmal mehr Hülfsmittel und Reize verleiht, als die Kunſt zu ſchreiben beſitzt."

„Es iſt demnach ſchwer, durch den todten Buchſtaben dieſen Mann darzuſtellen, deſſen Geſpräch von den größten Genien und den erlauchteſten Herrſchern als die edelſte Erholung geſucht worden. Um jenes indeß ſo viel als möglich zu erreichen, habe ich ſeinen Briefwechſel und ſeine einzelnen Gedanken gewählt. Keine Art von Schriften vermag die perſönliche Bekanntſchaft mehr zu erſetzen. Ein Buch iſt immer nach irgend einem Syſtem gemacht, welches den Verfaſſer dem Leſer in einige Ferne ſtellt. Man kann wohl den Karakter des Schriftſtellers herausrathen, allein ſein Talent ſelber muß zwiſchen ihn und uns eine Art Fiktion ſetzen. Die von mir gewählten Briefe und Gedanken über verſchiedene Gegenſtände drücken zugleich das Träumeriſche und das Vertrauliche des Geiſtes aus; zu ſich ſelbſt und ſeinen Freunden ſpricht man ſo: hier iſt nicht, wie in La Rochefoucault, eine ſich immer gleiche, immer folgerechte Meinung. Die Menſchen, die Dinge und Ereigniſſe ſind dem Fürſten von Ligne vorübergeſchritten. Er hat ſie beurtheilt ohne Abſicht und ohne Zweck, ohne ihnen den Zwang eines Syſtems auflegen zu wollen, ſie waren ſo, oder wenigſtens ſchienen ſie ihm ſo dieſen Tag. Und wenn dennoch Einklang und Zuſammenhang in ſeinen Vorſtellungen iſt, ſo iſt es

der, welchen die Natürlichkeit und Wahrheit überall begründen.“

„Ein Geſpräch zwiſchen einem Freigeiſt und einem Kapuziner intereſſirt durch die liebenswürdige Kunſt, mit welcher der Fürſt von Ligne den Scherz auf den Unglauben zurückwirft, und ſeine eigne Grazie dem armen Kapuziner leiht, der die gute Sache vertheidigt. In der Mittheilung der Geſpräche des Fürſten von Ligne mit Voltaire und Rouſſeau bemerkt man die tiefe Ehrerbietung, welche er für die Ueberlegenheit des Geiſtes hegte: man muß deſſen ſo viel haben wie er, um weder Fürſt noch großer Herr mit Männern von Genie zu ſein. Er wußte, daß Bewundern edler iſt als Beſchützen; er war geſchmeichelt von dem Beſuche Rouſſeau's, und ſcheute ſich nicht, dieſe Empfindung ihm zu zeigen. Einer der großen Vortheile eines hohen Ranges und eines erlauchten Blutes iſt die Ruhe, welche ſie in Betreff aller Eitelkeiten geben; denn, um ſowohl die Geſellſchaft als die Natur richtig zu beurtheilen, iſt es vielleicht nöthig, beiden Dank ſchuldig zu ſein.“

„Am meiſten dem Geſpräch nähert ſich der Briefwechſel, und durch den des Fürſten von Ligne kann man ihm in ſein thätiges Leben folgen; man kann darin die unermüdliche Jugend ſeines Geiſtes wahrnehmen, die Unabhängigkeit ſeiner Seele, und die ritterliche Fröhlichkeit, die ihm beſonders durch gefahrvolle Umſtände eingehaucht wurde. Seine Briefe ſind an den König von Polen, dem er von zweien Zuſammenkünften mit dem großen Könige von Preußen Bericht abſtattet; an die Kaiſerin von Rußland, an den Kaiſer Joſeph den Zweiten, an Herrn von Ségur, über den Türken-

krieg; an Frau von Coigny, während der berühmten Reiſe in der Krim; dieſe Briefe flößen alſo durch ihren Gegenſtand und durch die Perſonen, an die ſie gerichtet ſind, ein doppeltes Intereſſe ein. Der Fürſt von Ligne hat Friedrich den Zweiten, und beſonders die Kaiſerin von Rußland, im Kreiſe der vertraulichſten Geſelligkeit geſehen, und was er davon ſagt, macht uns in dieſer Geſellſchaft mitleben. Das Bildniß des Fürſten Potemkin, welches man in den Briefen an Herrn von Ségur findet, iſt wahrhaft ein Meiſterſtück. Es iſt nicht gearbeitet wie jene Bildniſſe, die mehr den Mahler zeigen, als den Gegenſtand. Man ſieht den vor Augen, den der Fürſt von Ligne beſchreibt; allem giebt er Leben, weil er nirgends Kunſt anwendet. Wer ihn kennt, weiß, daß es nicht möglich iſt, jeder Art von berechneter Abſicht mehr fremd zu ſein; ſeine Handlungen gehen immer aus freiem, unvorbereitetem Antrieb hervor: er begreift die Sachen und die Menſchen durch eine plötzliche Eingebung, und der Blitz, noch mehr als das Tageslicht, ſcheint ihm Leitung zu ſein."

„Angebetet von einer liebenswürdigen Familie, geliebt von ſeinen Mitbürgern, welche in ihm die Zierde ihrer Stadt ſehen, und ſich mit ihm vor den Augen der Fremden wie mit einem Naturgeſchenk ſchmücken, hat gleichwohl der Fürſt von Ligne ſein Leben in den Kriegslagern, aus Neigung und Hinreißung, weit mehr bloßgeſtellt, als ſeine Kriegslaufbahn es erforderte. Er glaubt ſich glücklich geboren, weil er wohlwollend iſt, und meint, daß er dem Schickſal eben ſo gefalle, wie ſeinen Freunden. Er genießt des Lebens wie Horaz, doch ſetzt er es der Gefahr aus, als hätte der Genuß

deſſelben keinen Werth für ihn. Seine Tapferkeit hat die glänzende und ungeſtüme Art, die man gewöhnlich der franzöſiſchen Tapferkeit beimißt. Man darf vermuthen, daß der Fürſt von Ligne in den letzten Kriegen gewünſcht habe, ſich öfter die Gelegenheit dargeboten zu ſehen, ſeine franzöſiſche Tapferkeit gegen die Franzoſen auszuüben; dies iſt die einzige Stelle unbefriedigten Ehrgeizes, die man in einem Manne wahrnimmt, deſſen philoſophiſche Faſſung man loben müßte, wenn für ſolche gelten dürfte, ſich mit der Abſicht des Gefallens und dem immerwährenden Gelingen zu begnügen.“

„Er hat ein großes Vermögen mit einer bewundernswürdigen Sorgloſigkeit eingebüßt, und einen ſehr ſeltnen Stolz darin bewieſen, daß er nichts gethan, um dieſen Verluſt zu erſetzen. Nur ein einzigesmal iſt ſeine Seelenruhe getrübt worden, durch den Tod ſeines älteſten Sohnes, der getödtet wurde, indem er ſich in den Gefechten gleich ſeinem Vater bewährte. Da ſuchte der Fürſt von Ligne vergeblich Hülfe bei ſeiner Vernunft und ſelbſt bei dem Leichtſinne des Geiſtes, der nicht nur zur Anmuth dient, ſondern bisweilen auch die Schmerzen der Seele zerſtreuen hilft. Er war in’s Herz getroffen, und ſeine Bemühung, dies zu verbergen, machte die Thränen, die ihm entſchlüpften, nur um ſo ſchrecklicher. Dieſe Furcht, gefühlvoll zu erſcheinen, wenn man ſich bisweilen über das Gefühl zu ſcherzen erlaubt hat; dieſe Scham der väterlichen Zärtlichkeit in einem Manne, der den Andern immer nur ſeine Mittel, zu gefallen und zu bezaubern gezeigt hatte; dieſer ganze Kontraſt, dieſe ganze Miſchung von Ernſt und Munterkeit, von Scherz und Vernunft, von Leichtigkeit und

Tiefe machen den Fürſten von Ligne zu einem wahren Phänomen: denn der Geiſt der Geſelligkeit, in dem hohen Grade, wie er ihn beſitzt, giebt ſelten ſo viele Grazie und läßt dabei ſo viele Tüchtigkeit beſtehen. Man möchte ſagen, die Bildung ſei in ihm auf dem Punkte ſtehen geblieben, wo die Völker nie ſtehen bleiben, nämlich wenn alle rohen Formen gemildert ſind, ohne daß irgend Weſentliches dabei gelitten hat."

„Wir wollen die einzelnen Meinungen des Fürſten von Ligne weder beſtreiten, noch beſtätigen. Uns genügt, einige zerſtreute Züge einer ſtets wechſelnden, ſtets pikanten Unterhaltung zuſammenzuſtellen, wo die Wortſpiele und die Gedanken, der Ernſt und der Scherz immer an ihrer Stelle und jedem Tage gemäß ſind, was man auch an andern darüber ſagen möge. Das Vorrecht der Grazie ſcheint zu ſein, ſich gleich gut mit allen Gattungen, allen Partheien und allen Anſichtsarten zu vereinigen. Sie berührt nichts rauh genug, um zu verletzen, noch ſelbſt ernſthaft genug, um zu überzeugen, und niemals erſchüttert ſie das Leben, das ſie verſchönert."

„Ich könnte das Bildniß des Fürſten von Ligne noch lange fortſetzen, denn man ſucht tauſend verſchiedene Wendungen, um zu ſchildern, was unausſprechbar iſt, ein Naturell von Reiz erfüllt. Aber nachdem alle Worte verſucht worden, müßte ich immer noch ſagen wie Aeſchines: Wenn ihr über das erſtaunt ſeid, was ich von ihm erzähle, was würde es erſt ſein, wenn ihr ihn gehört hättet!"

Dieſer treffenden Schilderung, welche der in ſolchen Aufgaben meiſterhaften Hand der Frau von Stael zu verdanken iſt, fügen wir noch wenige Worte hinzu.

Der Fürſt von Ligne war mit einer Fürſtin von Liechtenſtein verheirathet. Sein älteſter Sohn Karl fiel, im Kriege gegen die Franzoſen, wie ſchon erwähnt, im Jahre 1792 bei Boux in der Champagne; er war Oberſt und hatte ſich im Türkenkriege beim Sturm von Sabatſch ausgezeichnet und den Thereſienorden erlangt; ein jüngerer nahm an den Unruhen in den Niederlanden einigen Theil. Durch ſeine Töchter wurden der Fürſt von Clary und Aldringen, der Graf von Palffy und der Freiherr von Spiegel ſeine Schwiegerſöhne.

Seine ſämmtlichen gedruckten Schriften betragen über vierzig Bände. Die bisherigen Auszüge ſind nach allzu eingeſchränkten Geſichtspunkten gemacht. Sein ſchriftlicher Nachlaß iſt nicht vollſtändig mitgetheilt, ſondern das Meiſte unterdrückt worden. Er ſtellte allerdings nur in dem milden Maße, wie es bei ſeinem Karakter und in ſeinen Lebensumſtänden ſein mußte, für die Welt, welche ihn zunächſt umgab, eine Art Widerſpruchs- und Tadelfreiheit vor, und manche ſeiner Scherze konnten ängſtlichem Sinne verfänglich dünken. Die Rückwirkung davon konnte er auch bei Lebzeiten hin und wieder deutlich wahrnehmen.

Er hatte keine Gelegenheit, in den Revolutionskriegen als Befehlshaber zu glänzen, weil früher die durch einige Scherzreden gereizte Ungunſt des Miniſters Freiherrn von Thugut ihn von den Feldzügen ausſchloß; ſpäterhin that es ſein Alter. In den Geſellſchaften von Wien, in dem Badaufenthalt von Töplitz, den er alljährlich beſuchte, lebte er in ſteter Ausübung der ihm angebornen Eigenſchaften ein regſames und erfülltes Leben, das ihm für den Tag genügen konnte. Seine

Erzählungen, ſein Witz und Scherz, meiſt ohne Bitterkeit und Haß, konnten doch bisweilen auch zu ſcharfen Waffen werden, und empfindlich treffen. Der Kaiſer Napoleon fühlte ſolche Stiche, und ließ den leichten Aeußerungen eines Spottes, dem er nicht mit gleichen Waffen begegnen konnte, in ſeinen Zeitungen mit einiger Herbheit antworten, über welche jener dann wieder ſcherzte.

Man könnte aus ſeinen letzten Jahren noch eine Menge Züge zuſammenſtellen, Munterkeiten, Einfälle, Witz und Scherz jeder Art, bisweilen in kleinen Abentheuern, woraus ſich ein ſprechendes Bild ſeines ganzen Weſens erheben müßte. Das Meiſte iſt bloß mündlich in Umlauf, und geht auf dieſe Weiſe unfehlbar unter. Unſrerſeits Beiträge zu liefern, müſſen wir uns diesmal verſagen, indem dazu mehr Raum und Freiheit gehörte, als wir uns hier erlaubt halten.

Ein kleiner Vorgang, eben ſo bezeichnend für Rahel als für den Fürſten, ſei gleichwohl hier aufbewahrt. Im Jahre 1811 befand ſich unter den Badegäſten zu Töplitz ein Franzoſe, der ſeine geſelligen Anſprüche beſtens geltend machte, aber in dem Verdachte ſtand, dem Herzoge von Rovigo ſeine Wahrnehmungen zu berichten. Für ihn war der Fürſt von Ligne eine unſchätzbare Bekanntſchaft, er drängte ſich an die Perſonen, die jener zu beſuchen pflegte. Eines Abends, in Erwartung des Fürſten, prahlte er gegen Rahel, wie er heute denſelben auf die Kaiſerin Katharina bringen wolle, und wie er das Geſpräch dahin leiten würde. Als der Fürſt gekommen war, wußte der Franzoſe gar nichts vorzubringen, ſondern blieb in anmaßlichem Bemühen doch nur befangen ſitzen. Dies mochte eine Stunde gedauert haben,

als Rahel ungeduldig dieſe launige Wendung erſann. Der Fürſt von Ligne ſaß neben ihr, ſie ließ ihn das Ohr neigen, und flüſterte ihm zu: „Ich werde gleich eine dumme Frage an Sie richten!“ Sehr wohl! erwiederte, leicht auch mit der ihm unbekannten Abſicht einverſtanden, der gute Fürſt mit allerliebſtem Gleichmuthe. Nach einer Pauſe fragte Rahel dann ganz laut: „Lieber Fürſt, haben Sie die Kaiſerin Katharina gekannt?“ O gewiß! verſetzte dieſer, als wäre es ganz natürlich, dies Allbekannte nicht zu wiſſen, und ging nun ohne weiteres zu den lebhafteſten Erzählungen über. Mit welchen Geſichtern der Franzoſe dieſen Einfall aufnahm und verarbeitete, iſt unmöglich zu beſchreiben, eben ſo wenig das Lachen und die Scherze, als dem Fürſten nachher der Zuſammenhang erklärt wurde; dieſe Abfertigung des anmaßlichen Fürwitzes gefiel ihm ungemein.

Der Fürſt von Ligne erlebte noch den großen Kongreß von Wien, wo die Feſte leichter als die Geſchäfte in Gang kamen, und ſein berühmtes Wort veranlaßt wurde: „Der Kongreß tanzt wohl, aber geht nicht.“ Bald nachher ward er ernſtlich krank, er ſcherzte noch immer, ſeine gute Laune wich dem Schmerze nicht, noch der Gefahr; er verhieß ein neues, von den Fremden noch nicht geſehenes Schauſpiel, das Begräbniß eines öſterreichiſchen Feldmarſchalls. Als endlich Erſtikkungsanfälle kamen, wurde es ihm doch zu arg, ernſtlich ſagte er: „Das geht über den Scherz!“ Und nun war es mit ihm aus, nur in jenem Gebiete konnte er leben. Er verſchied neunundſiebzig Jahr alt am 13. Dezember 1814.

Einige Verſe und Briefe, wie er deren ergiebig an

Freunde und Freundinnen zu richten pflegte, haben ſich von ihm auch an Rahel, zum Theil in fremder Verwahrung, erhalten, und ſie dienen zum Andenken des geiſtreichen und herzlichen Greiſes, deſſen Gleichen die Welt ſo bald nicht wiederſehen wird. Viele andre Blätter ſind verloren, zerſtört oder auch wohl bittweiſe der erſten Hand entzogen worden, um in zweiter mit beſſerem Nutzen zu glänzen, als jene davon haben wollte. —

1835.

Czechtitzky.

Als Künſtler verdient er eine ehrenvolle Erwähnung, als perſönliche Merkwürdigkeit aber darf er einen Theil des Intereſſes, das er für ſeine Zeitgenoſſen hatte, auch noch bei den Nachlebenden anſprechen.

In Prag geboren, durch ungünſtige Umſtände früh in wechſelvolle Lebensart geworfen, die ſeinen vielfachen, reichen Anlagen zur raſchen Entwicklung diente, kam er als ein junger, bildſchöner Mann nach Berlin, wo er, nachdem ſein Talent bisher meiſt auf untergeordneten Bühnen ſich herangebildet hatte, bald als einer der beſten und beliebteſten Schauſpieler glänzte. Er ſpielte die erſten Liebhaber mit außerordentlichem Glück, auch Chevaliers mit Gewandtheit und Anſtand, und das damalige, nicht ſehr ausgebreitete, aber von Eifer beſeelte, wahrhaft gebildete und feinſinnige deutſche Theaterpublikum überſchüttete ihn mit ſchmeichelhaftem Beifall. Czechtitzky hatte bald Gelegenheit zu entdecken, daß ſein Auftreten auch in Rollen, die außerhalb der Bühne lagen, auf nicht minderen Beifall rechnen könne, und er wußte

den vertraulichen, geheimen, mit dem öffentlichen glücklich zu verbinden.

Aber weit mehr noch, als in dieſen Erfolgen, erſchien er in einem andern beneidenswerth, der für die Augen der Menge ſtatt aller zu gelten, und jeden perſönlichen Vorzug zu überbieten pflegt.

Czechtitzky verſtand nämlich nicht bloß das Spiel auf der Bühne, wo Gunſt und Beifall zu gewinnen ſteht, ſondern noch weit beſſer manches andre, das gradezu baares Geld zum Gegenſtande hat. Im Billardſpiel übertraf ihn niemand; wo er auf einem Kaffeehauſe ſich zeigte, wurde er als furchtbarer Meiſter zitternd verehrt; wagte irgend ein Verwegner ihm die Spitze zu bieten, ſo war deſſen Strafe gewiß.

Anfangs hatte mancher Ehrgeiz ihn bekämpfen wollen, aber ihm nur Gelegenheit gewährt, den Ertrag hoher Wetten einzuſtreichen, zu welchen er ſeine Gegner aufreizte, indem er Bedingungen einging, die unmöglich ſchienen, und die er dann ſiegreich löſ'te. Er gewann große Summen, fand bald nirgends mehr eine Parthie, und es ging ſogar die Rede, ihm ſei das Billardſpielen um Geld von Seiten der Polizei verboten worden. Deſto eifriger wandte er ſich nunmehr auf das Kartenſpiel, welches er nicht weniger geſchickt und mit noch größerem Glück handhabte. Der Boden von Berlin war nicht ergiebig genug, er ſuchte durch die Meſſen von Leipzig, an beſuchten Badeorten und ſonſtigen Plätzen größeren Verkehrs den Kreis ſeiner glänzenden Erwerbungen zu erweitern. Glück und Geſchicklichkeit blieben ihm treu, er gewann faſt immer; Reichthümer häuften ſich um ihn an. Er machte den größten Aufwand, ſchwelgte in

Genüſſen und gefiel ſich in ausgeſuchten Prahlereien, durch welche er bisweilen fürſtliche Pracht und Anſtrengung abſichtlich überbot und verdunkelte.

Dabei mochte er der Bühne nicht ganz entſagen. Er blieb Schauſpieler; aber freilich in ſehr ungebundener Weiſe; er ſpielte nur, wann und was er grade wollte, und warf ſeine Rollen dem Publikum, das ihn nur um ſo mehr anſtaunte und beklatſchte, wie eine Gunſtbezeigung hin!

Mit allen Triebwerken des Sinnlichen und Gemeinen, woraus ſein Weſen zuſammengeſetzt ſchien, vereinigte ſich aber in ihm ein mächtiger Zug, dies alles zu einem höheren Anſehn emporzuheben. Er wollte großartig und erhaben ſein. Da er hierfür aber nur gemeine Mittel aufzubieten hatte, und den urſprünglichen Stoff nicht verwandeln konnte, ſo entſtand aus dieſem Bemühen die ſeltſamſte und barockeſte Geſtalt. Er gewöhnte ſich ein feierliches Pathos, eine würdevolle Haltung an, und ſprach mit nachdrücklicher Bedeutung wortkarg und ernſt, mit dem Anſpruch und der Ueberzeugung, ſeinen Sprüchen ein ungeheures Gewicht zu geben, während doch dieſe Außenſeite keinen Augenblick täuſchen konnte, ſondern den geringen Stoff und Sinn nur in deſto ſchlimmerem Gegenſatze zeigte!

Denke man ſich dieſen pathetiſchen Gaukler, dieſes verwöhnte Glückskind, dieſen klugen Gewinner und thörichten Verſchwender, nun noch obenein verliebt, leidenſchaftlich, und in gewiſſem Sinne ſogar unglücklich verliebt: ſo wird man zwar noch lange kein Bild, aber doch ungefähr eine Andeutung haben können der wunderlichſten Gebärdung und verzwickteſten Abentheuerlichkeit,

wie ſie Cervantes ſelber nicht toller erfinden und darſtellen könnte.

Die liebenswürdige Schauſpielerin Friederike Unzelmann war es, welche das Herz und die Sinne des in ſeinen Vorzügen ſieggewohnten Czechtitzky zur maßloſen Leidenſchaft entzündete! Hatte ſie ſeine Huldigung auch keineswegs verworfen, ſo mochten doch der anmuthige Leichtſinn, die muntre, wechſelvolle Scherzhaftigkeit und der launige Eigenwille der feſſelfreien, unwiderſtehlichen kleinen Frau ſich nimmermehr den Empfindungen unterordnen, welche nun täglich und immer gefordert wurden. Ein Augenblick ſcheinbarer Erkaltung aber, ein nach andrer Seite gerichtetes noch ſo leiſes Intereſſe, waren hinlänglich, die heftigſte Eiferſucht anzufachen. Nicht zu wiederholen iſt es, was Czechtitzky alles ſagte und verübte, um die Größe ſeiner Hingebung darzuthun, ſein Glück wie ſeine Verzweiflung auszudrücken! Er ſelbſt erzählte es oft und gern in vertrautem Kreiſe, was alles er ſich auferlegt, was alles er geleiſtet; allein nur er durfte ſich ſolche Kontraſte erlauben, mit emphatiſchem Schwung als Heldenthat anzupreiſen, was denn doch ſogleich etwa als unſinnigſte Widrigkeit herauskam. Daß ein gepeinigter Liebhaber einſt, um ſeiner Geliebten zu zeigen, was er alles in der Leidenſchaft zu thun vermöge, ein Gefäß mit Dinte ausgetrunken, das hörte Czechtitzky mit lächelnder Verachtung an, und trug mit rollenden Augen und erhabener Schauerlichkeit dann ſeine Stückchen vor, denen er mit allem Grunde zutraute, ein weit größeres Erſtaunen bewirken zu müſſen.

Sein anderweitiges Glück verließ ihn aber auch bei dieſer Leidenſchaft nicht; im Gegentheil, es ſchien durch

Ueberfülle ihn trösten zu wollen! Seine Reichthümer, der Ertrag des beharrlichsten Spielgewinnstes, schwollen trotz der wildesten Verschwendung immer höher; sein Verstand schwindelte, wenn er sie betrachtete und sich in ihnen spiegelte.

Einst besaß er die volle Summe von hunderttausend Friedrichsd'or, eine halbe Million Thaler in wirklichen Goldstücken. Er hatte oftmals den Ausdruck gehört: „Sich im Golde wälzen;“ er dachte, das müsse eine besondre Wollust sein, und beschloß, die bildliche Redensart buchstäblich wahr zu machen. Er belegte den Fußboden eines großen Zimmers in seiner prächtigen Wohnung (Leipziger Straße Nr. 1.) mit seinem ausgebreiteten Schatze, zog sich nackt aus und wälzte sich auf dem harten Gepräge hin und her! Einige vertraute Zeugen mußten das Wunder mit ansehen und nachher verkünden. Es ist kein Zweifel, daß er die Summe in Goldstücken besessen hat; namhafte Männer haben die Thatsache durch ihr Wort verbürgt. Wenn aber er selbst in seiner späteren Lebenszeit jenes Wälzen im Golde mit prahlendem Behagen erzählt hatte, dann pflegte er eine Pause zu machen, während deren seine Gesichtszüge sich verfinsterten, seine Augen den verachtungsvollsten Grimm ausdrückten; dann faßte er plötzlich einen der Hörer mit Heftigkeit und rief ungestüm, halb flehend, halb drohend: „Haben Sie mich verstanden? Im Golde gewälzt hab' ich mich, wie Sie mich da sehen! Aber jetzt — ich bitte Sie, thun Sie mir den einzigen Gefallen, spucken Sie mir in's Gesicht!“ Und wenn man vor der unerwarteten Zumuthung zurückschreckte, so fuhr er gebietend fort: „Spucken Sie mir in's Gesicht,

ſag' ich! Sie müſſen! Ich verdiene es nicht anders! Denn — hören Sie und ſpucken Sie mich an — ich habe von all dem Gelde nichts mehr! Ich hab' alles wieder verloren!" Dieſe letzten Worte ſagte er mit hinſinkendem weichen Tone, auch bei dem wirklichſten Unglück noch Schauſpieler, der davon wenigſtens den Vortheil retten will, mit mächtiger Wirkung zu überraſchen und zu rühren!

In der That war ihm ſein Glanz und Reichthum nach wenigen Jahren auf demſelben Wege wieder entſchwunden, auf dem er gekommen war. Zu ſehr ächter Spieler, um im Glück aufzuhören, ſuchte er vielmehr immer neue und größere Wagniſſe. Dazu kam ein nicht zu bändigender Ehrgeiz, ſich mit vornehmen Perſonen, ja mit großen Herren in Geſellſchaft zu finden, was nur durch Spiel möglich war, durch Spiel, in welchem Geſchicklichkeit entweder keinen Raum fand, oder ſelbſt durch die Eitelkeit, als Verlierer großer Summen ſich ein ſchmeichelhaftes Anſehn zu verſchaffen, zurückgedrängt wurde! Er dachte gering vom Gelde, er ſah es als das gemeinſte Mittel an, das nur um des augenblicklichen Zweckes willen Werth habe, und war im Bewußtſein der ihm zu Gebote ſtehenden Macht feſt und ſicher, daß es ihm jederzeit ein Leichtes ſein würde, immer wieder zu gewinnen!

Doch dieſe Zuverſicht betrog ihn. Er verlor unmäßig; und die Gelegenheit, ſeinen Schaden zu erſetzen, wollte ſich in früherer Gunſt nicht mehr darbieten. Seine Geſchicklichkeit ſelbſt vernichtete er durch eitles Prahlen; im Stolz auf ſeine Kenntniß und Gewandtheit in allen Kartenkünſten hatte er dieſe gar oft mehr gezeigt und

aufgedeckt, als benuṭt, und konnte ſie nun nicht mehr anwenden, auch wenn er gewollt hätte. „Spielen Sie nicht gegen mich, Herr Graf! denn ich mache Sie! Sie ſind verloren, Sie ſind gemacht, ehe Sie noch die Karten berührt haben!“ Solche Anrede und der Eindruck des Staunens und der Furcht, die ihr folgten, wenn er augenblicklich den Beweis gab, wie er dieſes Machen in ſeiner Gewalt habe, waren ihm mehr werth, als aller Gewinnſt, den er im Ernſte davon hätte ziehen können. Das hochfahrende Pathos, mit dem er ſeinen Ruhm ausſprach, die Erhabenheit großmüthiger Geſinnungen, die er zeigte, ſchien ihn ganz vergeſſen zu laſſen, daß doch eigentlich von Dingen die Rede ſei, deren man ſich keineswegs rühmen kann. Selbſt der Zuhörer konnte einen Augenblick ſich verwirren, und mußte ſich erſt beſinnen, was und wen er denn vor ſich habe, da denn der Contraſt uneigennützigen Edelmuths und ſolchen Handwerks einen unendlich komiſchen Eindruck hervorzubringen pflegte.

Nachdem Czechtitzky ſeinen höchſten Vortheilen ſich auf dieſe Art gleichſam frevelnd abgewendet, und nun auch das Glück ihm völlig den Rücken gedreht hatte, verſchloſſen ſich ihm die großen Schauplätze und glänzenden Geſellſchaften immer mehr, denen er ſeine früheren Siegeserfolge ſo willig aufgeopfert. Sein Talent für die Bühne, durch Jugend und reiche Erſcheinung nicht mehr getragen, in ſich ſelber vernachläſſigt, und hinter den Anſprüchen einer aufſtrebenden nationalen Bildung zurückgeblieben, erwies ihm ſelbſt wie dem Publikum ſich unzulänglich. Mißmuthig zog er ſich aus der öffentlichen und großen Welt, wo er eine ſo bedeutende Rolle geſpielt, in ſein Vaterland Böhmen zurück.

Die Trümmer ſeines Vermögens gewährten ihm ein noch immer ganz anſtändiges Einkommen; er kaufte bei Prag ein artiges Landhaus, wo er viele Jahre mit einer jungen und liebenswürdigen Gattin, zwar eingezogen, aber ganz ſorgenfrei und behaglich lebte. Die Erinnerung ſeiner vorübergegangenen Herrlichkeit, ſeiner Größe und Macht, begleitete ihn immerfort, und erfüllte ihn mit dem ſüßeſten Nachgenuſſe, mit der ſtolzeſten Selbſtgefälligkeit. Fand er Perſonen höheren Standes, die ihn noch etwa zum Spiel aufforderten, ſo war er entzückt und gerührt; allein die Dankbarkeit für diejenigen, welche ihn ſo erfreuten, ließ ihn auf den Vortheil und Ertrag dieſer Freude gern wieder verzichten. Mit liebevoller Väterlichkeit warnte er den jungen reichen Kavalier, den tapfern unkundigen Kriegesſohn, der ſich gegen ihn hervorwagen wollte, zeigte ihnen im Voraus ſeine Ueberlegenheit, und daß ſie unfehlbar gemacht ſein würden, wenn ſie mit ihm ſich einließen. Nur wo ein unbeugſamer Trotz, ein vermeſſener Uebermuth ihn, aller Warnung ungeachtet, beharrlich herausforderte, da fügte er ſich wohl noch der Nothwendigkeit, ſeine vergebliche Warnung durch eine wirkſame Lektion zu unterſtützen, und ärgerte ſich hinterher, daß man ſeinen Worten weniger als der That geglaubt hatte! Ein ſeltſamer Kauz, der ſeine techniſchen und pſychiſchen Anlagen niemals in Uebereinſtimmung bringen konnte, ſondern wechſelsweiſe die einen mit den andern nähren mußte!

Als im Frühjahr 1810 Friederike Unzelmann von Berlin nach Prag kam, um dort Gaſtrollen zn ſpielen, regten ſich in Czechtitzky mit großer Macht die alten Leidenſchaften wieder. Zwar an neue Liebesneigung war

in ſeinen und der ehemaligen Geliebten vorgerückten Jahren nicht mehr zu denken, aber zärtliche Erinnerungen umſchmeichelten ſein Herz, und ihm däuchte nichts reizender und ehrenvoller, als den ſchönſten Gewinn ſeines Lebens in deſſen anfänglicher Erſcheinung wieder aufzufriſchen. Er kam in die Stadt und hatte die heiterſte Begegnung, das angenehmſte Zuſammenſein mit der bewunderten Künſtlerin, und auch in reiferen Jahren noch lieblichen Frau. Sie fand es nicht minder angenehm und artig, wenn ſie beide nochmals auf den Brettern zuſammen erſchienen. Czechtitzky, wiewohl ſchon längſt der Bühne nicht mehr angehörig, erlangte von der Behörde leicht die Erlaubniß, ausnahmsweiſe wieder aufzutreten, als Liebhaber in jedem Sinn, als ein ächter Cidevant, der in ſeiner ehemaligen Herrſchaft noch einmal luſtwandeln mag! Er ſpielte den Odoardo in Emilia Galotti, und hatte in der Scene mit Gräfin Orſina, in deren Rolle die Unzelmann herrlich war, den ſchönſten Erfolg. Doch wirkte die Gunſt der ungewöhnlichen Umſtände gewiß in dem Beifalle des unterrichteten und theilnehmenden Publikums lebhaft mit. In der Wiederholung und in gewöhnlicher Fortdauer würde ſich das Talent Czechtitzky's ſchwerlich gehalten haben. Er fühlte dies und brach klüglich ab, noch ehe die Gaſtrollen zu Ende waren.

Mit erhöhtem Selbſtgefühl, beglückt durch beſtätigte Erinnerung, befriedigt durch eine noch ertragreiche Gegenwart, kehrte Czechtitzky in ſeine ländliche Häuslichkeit zurück, wo er ſein behagliches Leben fortſetzte. Häufig kam er nach Prag, beſuchte ſeine Freunde, zeigte ſich im alten Schimmer des perſönlichen Glanzes, des

Reichthums, der Weltkunde, der Spielerfahrenheit. Noch im letzten Lebensjahre gewann er dem renommirteſten Markör des Kaffeehauſes auf der Prager Kleinſeite eine Parthie Billard ab, welche den dichtgedrängten Zuſchauern als eine Sache von wichtigſter Entſcheidung die geſpannteſte Aufmerkſamkeit auferlegte. Großmüthig den Gegner entſchuldigend und tröſtend, ging er mit dieſem Siege ſtolz von dannen; er hatte zum letztenmal dieſe Waffen geführt! Er ſtarb wohlbetagt und in ruhiger Gelaſſenheit vor etwa zwanzig Jahren.

Von ihm darf gewiß das oft mißbrauchte Wort gelten: „Wenn ihr ihn erſt ſelber geſehen und gehört hättet!“ Wir dürfen hinzufügen: „Wenn er wenigſtens, anſtatt in unſren ſchwachen Umriſſen, in der Schilderung eines Diderot, der den Rameau darſtellte, euch entgegenträte!“

1836.

Alexander Graf von Tilly.

Von einer der älteſten Familien der Normandie ſtammend, geboren zu Mans im Jahre 1764, nachläſſig erzogen und unterrichtet auf der Schule zu La Flêche, kam er mit dreizehn Jahren an den Hof zu Verſailles als Page der Königin Marie Antoinette. Er war bildſchön, gewandt, glänzend; Erfahrung und Genuß des Lebens wurden ihm reichlich zu Theil. Der ſchöne Tilly hieß er ſchon als Jüngling, und auch in ſeinem Alter konnte er ſich noch ſo nennen hören. Er hatte zahlloſe Abentheuer, die ſeltenſten Begünſtigungen, man glaubte ihn dem berühmten Herzoge von Lauzun gleichſtellen zu können, noch mehr aber ihn als für ſich alleinſtehend betrachten zu müſſen, als einen Mann ſeiner eignen Zeit, der weder in frühern ein Vorbild haben, noch in ſpäteren irgend Nachfolger finden konnte. Nach kurzem Kriegsdienſte lebte er ganz in dem Wirbel der großen Welt. Die Revolution ſtörte ihn auf, er wurde einer ihrer heftigſten Gegner. Er bekämpfte ſie durch beredte, ſcharfe Aufſätze; er verband ſich mit Rivarol.

Die Emigration warf ihn nach England, wo er mit Burke bekannt wurde und deſſen berühmtes Werk überſetzen ſollte, darauf nach Nordamerika, endlich nach Deutſchland. Längere Zeit verweilte er in Leipzig, in Dresden, in Berlin. Ueberall glänzte er in der höchſten Geſellſchaft, überall hatte er die merkwürdigſten Abentheuer; in Berlin das ſehr unglückliche, daß die Frau eines Beamten, die zu gleicher Zeit die Entdeckung ihres Verhältniſſes zu Tilly fürchtete und daſſelbe von ihm treulos zerriſſen ſah, ihrer Verzweiflung durch den Tod in der Spree ein Ende machte. Dieſes Ereigniß gab ſeinem Gewiſſen einen Stoß, wie er ihn ſelbſt nicht für möglich gehalten hatte. Noch blieb er in Berlin, allein er lebte zurückgezogen; am Hofe, wo er früher ausgezeichnete Aufnahme gefunden, wagte er kaum noch zu erſcheinen. Nach dem Einrücken der Franzoſen mochte er in Berlin nicht bleiben, er bekam die Erlaubniß nach Frankreich zurückzukehren, und lebte eine Zeitlang in Paris, dann in Brüſſel, in zerrütteten Umſtänden. Nach der Reſtauration der Bourbons erſchien er wieder am franzöſiſchen Hofe, trat als General auf, begegnete aber Widerſachern, welche ihn beſchuldigten, den Kaiſer Napoleon geprieſen zu haben, und dadurch alle weitere Gunſt für ihn vereitelten. Alt, überdrüſſig, zerſtört, ausgeſchloſſen von der Bahn des Glückes, lebte er zuletzt in Brüſſel, und unwillig, ſich länger jeden neuen Tag mit Noth und Pein erkämpfen zu müſſen, machte er ſeinem Leben am 26. December 1816 in einem Fiaker durch einen Piſtolenſchuß ein Ende.

Außer früheren, geiſtreichen, und ſowohl heftigen als angenehmen Aufſätzen, hat er drei Bände Memoiren

hinterlaſſen, die dem Fürſten von Ligne zugeeignet, und auch in's Deutſche überſetzt worden ſind. Seine Schreibart iſt lebhaft, geiſtreich, blühend, ſteht jedoch, allen gültigen Zeugniſſen zufolge, weit hinter ſeinem mündlichen Vortrage zurück. Er war ein außerordentlicher Sprecher und Erzähler, die Sprache handhabte er nach allen Seiten mit größter Meiſterſchaft. Er konnte durch ſeinen Vortrag, durch die Raſchheit und Sicherheit ſeiner Wendungen und die edle Vornehmheit ſeines Betragens ſelbſt diejenigen Hörer bezaubern, die ihn wegen ſeiner Grundſätze haßten.

Rahel ſagte von ihm, alle Franzoſen hätten etwas von ihm, und unter der Hülle des verderbteſten Hof- und Weltmannes habe in ihm eigentlich nur ein ganz kleines unſchuldiges Kind geſteckt. Er ſchätzte in Rahel hauptſächlich die Zuhörerin, deren würdigendes Aufnehmen, — das er in ſolcher Weiſe nur von ſeinen Landsmänninnen möglich geglaubt hatte — ihm eben ſolch Phänomen war, wie ihr ſeine Gabe zu ſprechen.

1835.

Fleury. — Condorcet. — Tilly.

Der kürzlich in Paris erſchienene vierte Band der Memoiren von Fleury enthält, gleich den frühern, einen Reichthum ſchätzbarer und angenehmer Schilderungen aus dem Leben des großen Schauſpielers, der ſo lange Zeit eine Zierde der franzöſiſchen Hauptbühne war. Die geſellige und litterariſche Welt, beſonders aber die Theaterwelt, wie ſolche im Anfange und unter den Einflüſſen der Revolution ſich verhielt, wird uns hier lebhaft vorgeführt. Der perſönliche Standpunkt Fleury's, und daß er alles auf ſein Fach, ſeine Kunſt und ſein Verhältniß bezieht, gibt ſeinen Mittheilungen ein eignes Intereſſe, und macht ſein Buch geradezu lehrreich für Alle, welche mit dieſem Fache näher zu thun haben, ohne daß die Anziehung für andere Leſer dabei zu leiden hätte. Wir können uns bei dieſem Anlaſſe des Bedauerns nicht erwehren, daß wir in Deutſchland bis jetzt nichts dieſen Memoiren Aehnliches aufzuweiſen haben; denn die Lebensgeſchichte des Schauſpielers Brandes, die Nachrichten von Meyer in Bramſtedt über

Schröder, ſind nach einem allzuengen Zuſchnitt, auch war die Zeit, welcher jene Schilderungen angehören, noch nicht reif und gebildet genug. Fleck oder Iffland, oder Schröder ſelbſt, aber mit aufrichtiger Ausbreitung und Ergiebigkeit, hätten ſolche Darſtellungen liefern müſſen! Dieſe Männer hätten allenfalls mit unſerm Autor an freiem Ueberblick, eigenthümlicher Auffaſſung und guter Beurtheilung ihrer eignen und der ſie umgebenden Kreiſe glücklich wetteifern können. Vielleicht finden ſich Jetztlebende angeregt, in dieſer Bahn ihre Kräfte zu verſuchen. Einſtweilen empfehlen wir allen Genoſſen und Freunden der Bühne die Memoiren von Fleury, und liefern zur Probe ſeiner Darſtellungsart und Behandlung eines der vielen Bilder, die er von Menſchen und Zuſtänden ſo bezeichnend zu geben weiß. Er ſpricht von dem Geſellſchaftskreiſe der Frau von Sainte-Amaranthe, die Revolution hat ſchon angefangen, und zwei vornehme Herren, entgegengeſetzter Meinungen und Anſichten, ſtellen ſich dort einander gegenüber; es ſind dieſe der Marquis von Condorcet und der Graf von Tilly, letzterer derſelbe, der uns auch kürzlich in „der Galerie von Bildniſſen aus Rahel's Umgang und Briefwechſel" begegnet iſt. Wir laſſen nun Fleury reden:

„Der Marquis von Condorcet war kein täglicher Beſucher des Hauſes, und bisweilen vergingen Monate, ohne daß man ihn ſah; wenn er aber kam, ſo wußte er ſeine Gegenwart ſo entſchieden darzuthun, daß man ihm noch danken mußte, nur ſo wenige Stunden uns zu widmen. Ich habe mehrere ſeiner glänzenden Sprudelreden mit angehört, die wohl mehr zu ſeinem Rufe beigetragen haben, als ſeine Schriften. Er war

das Muſter eines litterariſch-gebildeten Vornehmen, und verſtand, wie kaum ein anderer, die Unterhaltung im läſſigſten Tone zu führen, ohne darin die geringſte Nachläſſigkeit zu geſtatten. Ein eigenthümlicher Gedanke, den er ſich in den Kopf geſetzt hatte, gab ſeinem Geiſte einen beſondern Schwung; er glaubte an die unendliche Vervollkommnung des menſchlichen Geſchlechts und zweifelte nicht, daß der Menſch es zu einer Art von Halbgott bringen werde; zur Unſterblichkeit, weniges abgerechnet; zur höchſten Vollendung, etwas bedingt nur! Nach einem Erziehungsplane, der aber noch erſt aufzufinden war, wurde aus jedem Individuum ein Voltaire; nach einer Lebensweiſe, die er in Umriſſen angab, mußte jedes Kind ein Herkules, jeder Greis ein Methuſalem werden; und alle dieſe herrlichen Verbeſſerungen begannen — mit der Einnahme der Baſtille!"

„Champcenetz ſpottete in ſeiner gewohnten Weiſe über dieſen philoſophiſchen Traum, und behauptete, wenn die Menſchen nicht ſind, wie ſie ſein ſollten, ſo müſſe man annehmen, ſie ſollten nicht anders ſein. Der ſtärkſte Einwand gegen die Möglichkeit meines Syſtems der Vervollkommnung iſt Champcenetz ſelber! ſagte dann Condorcet."

„Doch ſein ſtärkſter Gegner, und gewiß ſein erfolgreichſter, war der Graf von Tilly, den man in der Geſellſchaft nur den ſchönen Tilly nannte. Ich hatte meine Luſt, beide im Kampfe gegen einander zu ſehen; meiſtentheils ſchien mir Tilly recht zu haben; aber Condorcet glänzte dann nur um ſo mehr, und gleichwohl ſprach dieſer einzig um zu überzeugen, während jener nur um zu glänzen das Wort ergriff."

„Aber was für ſchöne Sachen auch prophezeihte Condorcet! Die Vorſpiegelungen ſeiner Zauberlaterne waren ſo verführeriſch! Seine neue Welt zeigte eine ſo vortheilhafte Verſchiedenheit gegen die unſere, alles erſchien bezaubernd! Die Weiber, wie waren ſie ſchöngebildet, gut und getreu! Die Männer, wie groß, edel, impoſant! Und nun gar unſer Frankreich! Niemals hat Mohammed ein halbes Viertel der Herrlichkeiten geträumt, welche Condorcet zwiſchen dem Rhein und den Pyrenäen hervorrief! und dieſes Muſterland war beſtimmt, den Nationen ein ſo gutes Beiſpiel zu geben! Ganz gebraten kamen die Lerchen der Civiliſation, der Litteratur, der Kunſt, des Ackerbaus; alles wuchs groß empor; welche Menſchen! aber auch welche Blumen! welche Früchte! man konnte ein jetziges Deſſert gar nicht mehr anſehen. Die Kirſchen wurden wie Pfirſiche, die Pfirſiche ſo groß wie Melonen, und für die Sonne, welche dies alles reifte, war Condorcet freigebiger als der erſte Schöpfer: er vergrößerte ihre Scheibe und vermehrte ihre Strahlen."

„Tilly zertrümmerte dieſes ganze ſchöne Weltgebäude; er blies dieſe Luftſchlöſſer wie Kartenhäuſer um. Und darf ich es geſtehen? es that uns leid: warum? Vielleicht, weil Condorcet's Art und Weiſe, Unrecht zu haben, ihren Reiz ausübte, dagegen die Art und Weiſe Tilly's, Recht zu haben, einiges Mißvergnügen zurückließ."

„Von Condorcet iſt vielfältig die Rede geweſen, und in unſerer Geſchichte gebührt ihm ein Platz unter den Männern, die ſich mit großen, aber unanwendbaren Anſichten getäuſcht haben. Aber Tilly's hat man

noch gar nicht erwähnt, und dies wundert mich; denn unter den Opponenten der damaligen Zeit iſt er eine Koryphäengeſtalt, und verdient in ſeiner Eigenheit gekannt zu ſein.“

„Tilly hatte wirklich Geiſt, obgleich er darauf ausging und ſich zu viel damit wußte; über Meinungen ſowohl als über Thatſachen ſollte man ſeinem Ausſpruch immer beipflichten. Die Weiber hatten ihm eine große Eitelkeit angebildet, und er dabei anſehnlich mitgeholfen. Er ging etwas aus den Hüften, etwas aus den Schultern hervorſchreitend; ſein Haar trug er von Stirn und Schläfen weggeſtrichen, um der Begeiſterung eine freiere Stätte zu gewähren. Seine Wäſche war etwas zerknittert, ſeine Weſte ein wenig gelöſt; bisweilen, im Zimmer, ſetzte er wohl aus Verſehen den Hut auf, wie ein Herrſcher, der ſich der Krone nicht entwöhnen kann; den Daumen in der Hoſentaſche und die übrigen Finger draußen, trommelte er den Takt der Melodie aus der Karavane: „Vainement Almaïde encore“, während ſein großes ſchwarzes Auge rings alle Frauen muſterte: Almaïde war der ganze Kreis, die Alten ausgenommen. Wenn er ſprach, durfte man nur Zuhörer ſein; und er ſprach immer. Wenn er einem ſagte: „Ich habe mit dem und dem ein Geſpräch gehabt“, ſo konnte man ſicher ſein, daß er „dem und dem“ nur einen Monolog vorgetragen. Schade, daß er ſeine Geiſtesfülle durch eingeflochtene Maximen und ſeine Munterkeit durch Sentenzen verdarb! Er ordnete den luſtigſten Unterhaltungstext methodiſch in drei Theile, und endigte gern mit dem philoſophiſchen Thema: die Leerheit der Vergnügungen und die Gewißheit des

Todes; ungefähr wie es ſeitdem in den fröhlichen Geſängen der Liedertafel du caveau Gebrauch geworden, wo die Strophe von der Parze niemals fehlt. Er gab ſeinen Zuhörern am häufigſten Vorſtellungen ſeiner ſelbſt; allein er gab dem Schauſpiel nicht Abwechslung genug. Niemals ließ er die nachſtehende Reihefolge fehlen: oberflächlich leicht, und gründlich tief; anfangen in der Weiſe des Gentil-Bernard, endigen in der des Montesquieu; aus dem Requiem den Schwanz eines Vaudeville machen; im Anfange des Geſprächs die Schellen klingen laſſen, um zum Schluſſe die Sturmglocke einer Feuersbrunſt zu läuten. Mein Mahler hatte ihm zum Wappen einen Schmetterling über den Pyramiden flatternd ausgedacht."

„Und gleichwohl durfte Tilly ſich mit Recht rühmen, einen ſtarken Kopf, und vor allem einen ſtarken Karakter zu haben. Als Mann von Entſchloſſenheit und Muth würde er, wenn er nicht nach dem Vorbilde des Chevalier von Grammont die Raſerei gehabt hätte, zu ſeinen höheren Anſprüchen den eines Liebeshelden zu fügen, ohne Zweifel bei Hof mehr Eingang und Vertrauen gefunden haben, indem er ſeinen Plan vorlegte, wie man dem Fortſchreiten der tollen Revolutionsmänner kräftig zu begegnen hätte. Sein Entwurf war allerdings ein rechter Entwurf von Dreinſchlagen, allein, wenn überhaupt einer möglich war, war vielleicht dieſer der einzige: Bonaparte hat es bewieſen. Tilly rechtfertigte ſeinen Plan bei dem Könige in gewohnter Weiſe durch eine Schlußmaxime: „Wenn man im Detail zu gut geweſen iſt und alles hat geſchehen

laſſen, ſo muß man im Großen böſe ſein, um alles wieder in Ordnung zu bringen.“ —

Späterhin läßt unſer Autor den Grafen von Tilly nochmals in einem merkwürdigen, durch Erzählung wunderlicher Dinge ausgeſtatteten Geſpräch als erklärten Widerſacher Mirabeau's auftreten und läßt genugſam durchblicken, daß er Tilly'n nicht für zu gering halte, um dem Rieſen der Revolutionsbühne in mancher Hinſicht entgegenzuſtehen; allein wir dürfen uns mit gutem Grund erlauben, hier von dem Autor abzuweichen, und bei aller Achtung vor dem Muth und Talente Tilly's doch zu meinen, daß er ſelber durch ſeine Lebenswendung am richtigſten ſeine Fähigkeiten abgeſchätzt habe, und in ſeinen galanten Anſprüchen bei weitem mehr als in ſeinen politiſchen gegründet geweſen ſei! —

Wie der Einfluß der Revolution auf die Theaterſachen wirkte, welche Verwirrung, Verlegenheit und Spaltung er hier verurſachte, das erzählt Fleury ſehr anziehend, und mit einer lebhaften Parteinahme, die man ihm gern verzeiht. Ungemein belehrend iſt alles, was er über die Ausübung ſeiner Kunſt, ihre Verhältniſſe, ihre Schwierigkeiten und Vortheile ſagt. Die ausführliche Nachricht in dem vorletzten Bande, wie er ſich zu einer Rolle, Friedrich den Großen darſtellend, vorbereitet und die ungeheuren Schwierigkeiten dieſer Aufgabe glücklich bemeiſtert habe, gehört zu den köſtlichſten Mittheilungen dieſer Art, und dürfte ihr nicht leicht Aehnliches an die Seite zu ſetzen ſein.

1836.

Henri Campan.

Dem Namen der Frau von Campan iſt unter den berühmten der jüngſtvergangnen Zeit ſein Platz geſichert; durch ihre Erziehungsanſtalt in Ecouen, dieſe Stiftung Napoleon's, erinnernd an jene frühere zu Saint-Cyr von Ludwig dem Vierzehnten durch Frau von Maintenon gegründete, hat die praktiſch hervortretende Frau ihre Bedeutung in der Kaiſerzeit, und als Schriftſtellerin iſt ſie für die Zeiten Ludwigs des Sechszehnten und Marie Antoinettens durch ihre Denkſchriften eine unentbehrliche Hülfsquelle. Was ſie ſonſt noch geſchrieben hat, über Erziehung, Briefe, iſt günſtig aufgenommen worden. Wenig bekannt hingegen und faſt unbeachtet iſt bisher ein Sohn von ihr geblieben, der doch neben einer ſolchen Mutter durch Gemüth und Geiſt ſich ehrenwerth erhob, und den wir als einen Freund von Rahel jetzt hier vorführen.

Henri Campan gehörte zu den Menſchen, deren irdiſches Daſein ihrem geiſtigen ſich nicht fügt, deren innere Verheißungen nicht erfüllt werden, und deren

Anlagen als kürze Blüthe ſonder Fruchtentwickelung vergehen. Dieſe Menſchen ſind vielleicht, was den eigentlichen Genuß und Werth des Lebens betrifft, nicht mehr zu beklagen, als die meiſten der entgegengeſetzten Art, denn auch dem größten und herrlichſten Gelingen bleibt zuletzt ein Ungenügen, welches alles Erreichen wieder zu Tand und Schein herabſetzt. Dennoch aber können wir nicht aufhören, im gewöhnlichen Sinne das Leben nach ſeinen zeitlichen, auf Welt und Menſchen gerichteten Forderungen zu meſſen, und wir erwehren uns nicht, dasjenige als verfehlt oder verkümmert anzuſehen, das nicht in beſtimmter Wirkung ein anerkanntes Ziel erlangt. In dieſe Bezeichnung fällt allerdings auch Campan, ohne daß hiedurch ſeine Bekanntſchaft an Werth verlöre. Wenn überhaupt unſre Sammlung mehr ſolcher dunklen Geſtalten enthält, als andrer, durch öffentliche Beleuchtung ſchon ausgezeichneter, ſo darf ihr dies nicht als Vorwurf gelten; ſie iſt darum nur um ſo treuer ein Bild wirklichen Lebens- und Weltgemiſches, das ohne den verborgnen Kern tiefer, wahrer und edler Menſchen, die es zu keiner Berühmtheit gebracht, großentheils ohne Halt und Feſtigkeit wäre.

Nach den Schlachten von Auerſtädt und Jena hatten die Franzoſen ſchnell große Landſtrecken überſchwemmen können, und Napoleon war unverzüglich bedacht, dieſe zu ſeinem Vortheil auszubeuten. Aus früherem Gebrauche ſtanden ihm hiefür die tauglichſten Werkzeuge völlig bereit, deren Thätigkeit er auch ſogleich in Anwendung brachte. Die franzöſiſche Kriegsverwaltung eroberter Länder kannte nur Einen Zweck: den augenblicklichen Gewinn auf die möglichſte Höhe zu bringen,

und dieſem Zweck entſprachen die Mittel vollkommen; jede vorhandene Kraft anzuſtrengen, das Gegenwärtige rein auszuſchöpfen, und ſelbſt die Zukunft, ſofern dies möglich, anzubohren, hiefür war alles ſorgſam angeordnet, griff das ganze Räderwerk trefflich ineinander. Mit rückſichtsloſer Härte wurde das Land gedrückt, ausgeſogen, zu Grunde gerichtet; unerſchwingliche Leiſtungen häuften ſich auf die Einzelnen wie auf die Gemeinden und Körperſchaften, und während alle Nahrungszweige ſtockten, manche vernichtet waren, drängte unabläſſiger Zwang dem verarmten Leben noch jeden Ertrag ab, den es durch äußerſte Schuldenverpflichtung irgend wie heranziehen konnte.

Bei dieſem allgemeinen, aus dem obern Machtgebote fließenden Verfahren, konnte auch der bisweilen ſchonende Willen eines Eſtève, Daru, Bignon wenig mildern; der üble Willen aber, von welchem andre und beſonders die untergeordneten Beamten beherrſcht wurden, ging meiſt in deſto grauſamere Strenge über, als neben den Forderungen des Kaiſers auch noch die eigne Gewinnſucht befriedigt werden wollte. Schien es bisweilen Grundſatz, dem Eigennutze ſeine räuberiſchen Erpreſſungen nachzuſehen, weil ohne dieſes Zugeſtändniß auch für den Eintrieb der öffentlichen Gelder kein rechter Eifer zu finden war, ſo empfand hinwieder in manchen Augenblicken der Kaiſer den heftigſten Verdruß, durch die unwürdigſten ſeiner Diener immerfort betrogen zu werden, und mit ihnen ſeinen Beutegewinn gleichſam theilen zu müſſen. In einer ſolchen Anwandlung berief er aus Paris eine Anzahl von Auditoren ſeines Staatsraths, denen er in Berlin die

wichtigſten Verwaltungszweige übertrug, indem er Uneigennützigkeit und Eifer bei ſolchen jugendlichen Neulingen vorausſetzte, und ihnen zugleich eine Schule größerer Geſchäftskunde eröffnete.

Sie gehörten den beſten Familien an, waren die Blüthe damaliger Auszeichnung, durften im Staatsdienſte die glänzendſten Hoffnungen haben, und konnten in der That wenig verſucht ſein, für ſich ſelber einen ſchnöden und verhältnißmäßig doch nur geringen Gewinn zu erſtreben, der den größeren, welchen ihre Laufbahn verhieß, nur gefährdet hätte. Perregaux, Lafon, d'Houdetot, Taboureau, Campan, waren durch ihre heimiſchen Beziehungen wie durch ihre perſönlichen Eigenſchaften durchaus empfehlenswerth. Sie brachten Briefe von Paris mit, die ihnen ſogleich die beſten Häuſer Berlins öffneten. Alexander von Humboldt war mit ihnen bekannt. Angeſehene preußiſche Beamte mußten mit ihnen zum Beſten des Landes in geſchäftliche Bezüge treten, woraus, bei dem muntern und feinen Betragen der jungen Auditoren, leicht geſellſchaftliche Anknüpfungen erwuchſen. Auch einige andre Franzoſen guten Sinnes nahmen an dieſem Umgange Theil; unter ihnen iſt Bujac zu nennen, ein liebenswürdiger Menſch und tiefer Muſikfreund, dann mehrere Kriegsmänner, welche man theils gezwungen, theils zufällig kennen lernte, und in denen die freie, kühne Denkweiſe, welche ſogar den ſiegreichen Kaiſer oft laut genug angriff, dem deutſchen Gefühl ein Troſt war. Dieſe Franzoſen hatten keine feindliche Geſinnung, auf dem gemeinſamen Boden der Bildung und des Wohlwollens verſchwanden die nationalen und politiſchen Gegenſätze, und die

drückende Kriegsgewalt wurde von den Beſiegten kaum ſchmerzlicher beſeufzt, als von manchem dieſer Sieger, dem die endlos erneuten Feldzüge ſchon widrig und verhaßt waren, und der nur unwillig dem großen Strome folgte.

Den jungen Auditoren beſonders muß zur Ehre nachgeſagt werden, daß ſie in ihren wichtigen Stellungen, bei gewiſſenhafter Pflichtleiſtung, immerfort bedacht waren den Druck zu mindern, das Land zu ſchonen, demſelben aus ſeinen Anſtrengungen möglichſt viel wieder zuzuwenden, und der Eigenmacht geringerer Gewalthaber zu wehren. Dies geſchah in ſo ehrenhafter Weiſe, mit ſo guter Beachtung der Verhältniſſe, daß der Dienſt des Kaiſers nicht dabei litt, noch deſſen Einnahmen geſchmälert wurden. Und es ereignete ſich, daß einige deutſche Verſuche, den guten Willen noch nachgiebiger zu ſtimmen und zu mißbrauchen, eben ſo ſcheiterten, wie die entgegengeſetzten franzöſiſchen, den Eigennutz aufzureizen und zur Härte zu verlocken. Mit ehrender Anerkennung gedenken wir dieſer redlichen und wohlmeinenden Geſinnung, die inmitten der wilden Kriegswogen, unter gemeinem Haß und roher Gewalt, eine allgemein menſchliche Theilnahme behielt, ja ein Friedens- und Freundſchaftsleben aufthat und durchführte. Damals, und noch lange nachher, wäre es gefahrvoll geweſen, die jungen Männer deßhalb zu rühmen, und dieſe hätten ſich einen ſolchen Ruhm dringend verbitten müſſen; jetzt aber, nach ſo vielen Jahren, iſt dieſe Erwähnung nur ein gerechter Zoll, den wir dem Verdienſt um ſo lieber darbringen, als der-

ſelbe ſolch gute Neigung auf beiden Seiten für jetzt und künftig nur fortſetzen hilft.

Das ausgeſprochene Lob hat im vollen Sinne von Campan zu gelten, der, damals noch nicht dreiundzwanzig Jahr alt, an die Spitze der Poſtverwaltung geſtellt war. Was dieſer junge Mann in ſeinem Wirkungskreiſe, theils für ſich allein, theils mit Andern verbunden, Gutes und Freundliches ausgeübt, wäre kaum aufzuzählen; er war bemüht, jeden preußiſchen Angeſtellten in Amt und Einkünften zu erhalten, gefährliche Anklagen abzulenken, Widerſpruch auszugleichen; wo er es vermochte, ließ er Billigkeit walten, und nur mit größter Ueberwindung wandte er ſtrenge Maßregeln an. Er ſagte ohne Scheu, und bewies durch die That, daß er ſich mehr verpflichtet glaubte, ſeine Verwaltung zweckmäßig für die Sache, als ſie gewinnreich für die Kaſſen zu führen; auch leiſtete dieſelbe unter den ſchwierigſten Umſtänden alles Mögliche, der Kaiſer ſelbſt bezeigte ſeine Zufriedenheit, und fragte nicht, warum die Ueberſchüſſe nur ſo gering ausfielen. Das gehäſſige Geſchäft des Brieferöffnens war der Aufſicht Campan's nicht untergeben, allein auch hierin waltete ein günſtiges Geſchick. Der Arzt des Gouvernörs Clarke, Doktor Harbaur, hatte faſt gezwungen das Durchleſen der deutſchen Briefe übernommen, ſtimmte aber ganz in Campan's menſchenfreundlichen Sinn, und behandelte die oft gefährlichen Geheimniſſe mit Beſcheidenheit und Wohlmeinung. Manches Blatt wurde vernichtet, manches auf ſicherm Wege befördert, Warnungen ergingen, unzähliges Unheil wurde verhütet oder erſtickt, vieles Gute vermittelt; ſo daß jener edle

Mann ſich den Dank unzähliger Menſchen, und darunter ſehr hoher Perſonen, verdiente, und auch ärntete, wie denn ſeine nachmaligen bedeutenden Verhältniſſe im niederländiſchen Staatsdienſte zu Brüſſel großentheils auch auf die Empfehlung mitbegründet waren, die er zu Berlin in jener frühern Zeit erworben hatte.

Für Rahel war in den Drangſalen des Krieges der Werth jedes allgemein menſchlichen Gefühls nur erhöht. Mit demſelben Eifer, mit welchem ſie die Leiden der Landsleute auffaßte, mußte ſie jedes gute Streben der Fremden anerkennen. Das geſellſchaftliche Verhältniß mit dieſen, welches ohnehin nicht zu vermeiden war, durfte unter ſolchen Umſtänden, wenn ſogar noch geiſtiger Reiz und perſönliches Wohlgefallen hinzutrat, ſich in ein freundſchaftliches erheben. Dies war der Fall mit Campan. Die erſten Tage, ja Stunden, der neuen Bekanntſchaft zeigten ihn als einen ſtillen, ſinnvollen, äußerſt natürlichen und reinen Menſchen, der immerfort ein Bedürfniß nach Höherem in ſich trug, und dies auf die eigenſte Weiſe oft ganz unbewußt offenbarte. Er fühlte ſich mächtig zu Rahel hingezogen, und konnte um ſo inniger dieſer Freundſchaftsneigung folgen, als ſein Herz bereits anderweitig eingenommen war. Gleich anfänglich ſprach lebhaft für ihn der Eindruck ſeines ſanften, beſcheidenen Weſens, das neben dem Intereſſe, welches der 'chon berühmte Namen ſeiner Mutter und deren ehrenolle Gunſt bei dem Kaiſer allgemein anſprach, nur um ſ· liebenswürdiger erſchien. Bald aber thaten ſich wahrhite Sympathieen auf.

Campan liebte die Muſik, und mit einer Wärme unl Freudigkeit reinen Gefühls, mit einer Sicherheit

angebornen Geſchmacks, wie ſie bei den Franzoſen jener Zeit nur ſelten zu finden waren, und bei uns Deutſchen, unter der Laſt von Kennerſchaft und Gelehrtheit, die wir unſrer Kunſtliebe allzugern aufladen, ſelten ſich lange friſch erhält. In dieſer Muſikfreude wetteiferte er mit ſeinem Freunde Bujac, deſſen Begeiſterung aber ausgebildeter war, und ſich auf Erörterung und Kritik einließ, während Campan dieſen auswich, und ſeine Neigung unmittelbar im Genuß abſchloß.

Noch ſtärker ſtimmte Campan's Weſen mit dem Sinne Rahel's in einer andern Richtung überein: er war ein leidenſchaftlicher Freund der freien Natur, mit Luft, Wolken, Waſſer, Feld und Auen im innigſten Zuſammenhang, von dem Glanz und Dufte der Pflanzenwelt, von den Wechſellichtern des Tages, von allen Eindrücken ländlichen Reizes angeſprochen und fortgeriſſen. Eine ſolche Kraft des Naturgefühls, ein ſolch offner Sinn für den unſchuldigſten und erhabenſten Genuß, gilt bei unſern Nachbarn, wo im Bezirk eingerichteter Geſelligkeit ſo viele nähere Lockungen ſpielen, überhaupt als Seltenheit; findet ſich aber bei ihnen dieſe ſeltne Naturliebe einmal glücklich vor, ſo verkündet ſie gewiß ein tiefes, edles Gemüth, und läßt auf eigenthümliche Geiſtesgaben ſchließen. Bernardin de Saint-Pierre und Jean Jaques Rouſſeau ſind hievon muſterhafte Beiſpiele. Wir nennen dieſe bekannten Namen, nicht um eine Stufe des Talents, ſondern nur um das Element anzudeuten, ir welchem man ſich Campan zu denken hat, der ſelber übe ſeine Vorliebe und ſeinen Hang in ſolcher Unſchuld d hinlebte, daß ihm nicht einfiel, in dieſer Richtung etws zu ſein oder leiſten zu wollen. Er wußte nur, daß m

ein ſüßes Behagen, eine glückliche Hingebung der Seele gewährt war, und was ſein Geiſt ſonſt von höheren Gedanken hegte, was ſein Gemüth von allgemeinem und perſönlichem Wohlwollen in ſich trug, fand in dieſem Element Entwicklung und Gedeihen.

So ſtrebte Campan denn auch in Berlin, beim erſten Frühlingsſchimmer, täglich in's Freie hinaus, nahm eine ländliche Wohnung in Moabit, und nach der Unruhe und Arbeit des Tages hatte der junge, lebensfrohe, und von anderm Vergnügen vielfach gereizte Fremde doch kein größeres und lieberes, als ſeine ſtillen Gänge und Fahrten über Feld, ſeine Beſuche in Charlottenburg bei Rahel, und ſeinen vertraulichen Austauſch mit dieſer älteren Freundin, die allerdings einem ſolchen Sinne mit ſchmeichelnder Anerkenntniß und beſtärkendem Eifer lebhaft entgegenkam.

Wenn Campan mit Entzücken den Thiergarten, Moabit, Charlottenburg, Schöneberg, und andre ſolche Orte der Umgegend von Berlin beſuchte, und in dieſer nicht üppig ausgeſtatteten Natur doch mit ganzer Fülle der Empfindung ſchwelgte, ja noch in ſpäter Ferne, nachdem er die herrlichſten Länder geſehen und genoſſen, mit wehmüthiger Freudigkeit grade jene Erinnerungen gern zurückrief, ſo kann für den Werth und die Aechtheit ſeines Innern kaum ein ſprechenderes Zeugniß zu finden ſein, ohne daß darum dem kritiſchen Verſtande, der ſolche Wirkung etwas mühſam mit grade dieſen Oertlichkeiten verknüpft, einiges Lächeln verwehrt ſein möge!

Nur Einen Sommer dauerte die Freude. Die Anſtellung und Wirkſamkeit der jungen Auditoren in der Verwaltung des eroberten Landes war den meiſten ältern

Beamten hohen und niedern Ranges durchaus verhaßt. Jene zeigten ſich in allen Beziehungen unbequem; ihr Dienſteifer verdroß und hinderte die Läſſigen und Schelme, man ſchalt ihn unzeitig und zwecklos; man mußte Vortheile aufgeben, weil ſie dieſelben verſchmähten, man ſtieß auf ihren Widerſpruch, man fürchtete ihre rückſichtsloſe Anzeige. Da jedoch aus allen dieſen bei dem Kaiſer ihnen keine Schuld zu machen war, ſo bediente man ſich andrer Mittel, ſie in übles Licht zu ſtellen, und wußte die Ränke hiezu geſchickt einzuleiten. Man tadelte ihre Unerfahrenheit, man brachte einige Uebelſtände, welche gefliſſentlich herbeigeführt wurden, auf ihre Rechnung, und ſo gelang es, den Kaiſer gegen ſie zu ſtimmen. Schon im Auguſt 1807 ſchrieb Frau von Campan ihrem Sohne hierüber mit Beſorgniß: „Je vois que l'on fait la guerre aux auditeurs. Il y a probablement plus de jalousie que de tort de leur part; mais ils n'ont pas été assez en défiance sur les rivalités de places. Songe à être un des moins battus dans cette petite guerre.“ Doch der eingeübten Argliſt war in dieſem Kampfe der Sieg gewiß; eines Tages rief ein Befehl des Kaiſers die Auditoren aus den bisher ihnen übertragenen Verwaltungen ab, und ſchickte ſie nach Paris zurück. Ungern ſah man in Berlin dieſe jungen Männer ſcheiden, die man ſo vielfach Gelegenheit gehabt ſchätzen zu lernen; auch ſie verließen ungern eine Stadt, deren Bildung ihnen imponirt und deren Geſelligkeit ſie angezogen hatte. Campan beſonders konnte ſich in den plötzlichen Abſchied von Rahel gar nicht ergeben, er gelobte ihr für ſein ganzes Leben die innigſte Freundſchaft, tröſtete ſich mit der Hoffnung, ſie gewiß wiederzuſehen,

und drang auf die Zuſage, daß der ihm ſo werth gewordene Umgang einſtweilen durch Briefe fortgeſetzt würde.

Merkwürdig und rührend iſt in Campan's Briefen wirklich der treue Sinn, mit dem er auch in der Ferne, unter allen Zerſtreuungen des Ernſtes und der Luſt, in der großen Hauptſtadt, auf dem Lande, während weiter Reiſen, ſtets an die Freundin denkt, ſich nach ihrem Umgang ſehnt, und gern durch die That beitragen will, ihre Ueberkunft nach Frankreich zu bewirken. Er wünſcht befördert zu werden, um ſie beſſer aufnehmen zu können, er hofft eine günſtige Wendung ſeiner Angelegenheiten, damit er freier ſeinen Wünſchen leben dürfe, in welchen die Nähe der Freundin ſtets voranſteht, durch deren Umgang er zuerſt geiſtig eweckt und erhoben zu ſein bekennt. Selbſt in Gedräng und Eile einer gefahrvollen Geſchäftsreiſe nach Madrid wie im Wohlgefühl eines hoffnungsvollen Durchfluges durch Italien wendet ſein Gemüth ſich innig zu Rahel, und ſinnt und rechnet auf ihr Wiederſehen. Immer drückt er dieſelbe Sehnſucht, dieſelbe Anerkennung und Dankbarkeit aus, immer dieſelbe Zuverſicht, durch Rahel's Gegenwart in ſeinem reinſten Daſein erquickt, in ſeinem edelſten Streben gefördert zu werden. Wenn man erwägt, daß die ganze Anziehungskraft Rahel's für ihn nur darin beſtehen konnte, daß er eine edle, reiche und wahrhafte Natur, eine tiefe und ächte Menſchlichkeit in ihr erkannt hatte, daß keine andre Beziehung ſeinem Eifer und ſeiner Treue hier unterzulegen ſein konnte, ſo iſt man gezwungen, dieſelben Eigenſchaften, welche ihn in fremder Seele ſo anzogen, auch in ſeiner eignen überreich vorauszuſetzen.

Es iſt, wie Goethe bemerkt, nicht ohne Reiz, die

großen Begebenheiten, von welchen die Welt erſchüttert worden, im untergeordneten Einzelleben als bedingende Nothwendigkeit wiederzufinden, wodurch die allgemeine Thatſache nun erſt wahrhaft hiſtoriſch und zugleich anſchaulich wird. So ſehen wir in Campan's Leben überall die Kaiſerherrſchaft Napoleon's durchſtrahlen, und wir werden darauf hingewieſen, in welchen Länderumfang und in wie vielartige Thätigkeit jene große Willensmacht ausſtrömte. Der Lauf des Helden riß die Menſchen unwiderſtehlich in ſeine Bahn, und ſpaltete die Welt gleichſam in zweierlei Lebensgeſchicke, in ſolche, die durch ihn litten und verdarben, und andre, die in ſeinen Erfolgen mitgingen. In dem letztern Zuge fand ſich Campan, und wohl war ihm bewußt, daß der Sieg und die Macht ihn trugen, und ſein Ehrgeiz, bei den waltenden Verhältniſſen, ein hohes Ziel wählen dürfe. Doch hatte nicht eigne Neigung ihn ſo geſtellt, ſondern die Fürſorge ſeiner Mutter, der verſtändigen, erfahrnen Frau, welche die weltlichen Vortheile gut einſah, und den Gewinn derſelben durch und für den Sohn um ſo lebhafter wünſchte, als ihr in eigner Perſon, bei allem Glanze der auf ſie herabfließenden Gunſt Napoleon's, auch das größte Gedeihen doch nur in einem engen Kreiſe mußte beſchränkt bleiben. Den Sohn aber lockten weder Ehrenſtellen, noch Einfluß und Reichthümer, und da er ſeine Mutter im Wohlſtande ſah, der auf die Dauer gegründet und auch ihm geſichert ſchien, ſo glaubte er für ſeine beſcheidenen Wünſche keine Anſtrengung weiter nöthig, und faßte früh ſogar den Gedanken, jene Bahn zu verlaſſen, und im ruhigen Genuſſe der Natur und ſeiner ſelbſt einem innern Berufe zu leben, den er zu litterari-

ſchem Hervorbringen in ſich verſpürte. Dieſes Vorhaben mußte in ſeiner Mutter eine entſchiedne Gegnerin fürchten, und er hütete ſich etwas davon zu verrathen, da ohnehin die Ausführung auf gelegne Zeit zu verſchieben war; aber in den Schoß der Freundſchaft legte er ſein Geheimniß nieder, und rechnete von Seiten Rahel's nur auf Zuſtimmung und Kräftigung.

Einſtweilen ſchritt er auf dem alten Wege fleißig fort, mit einem Erfolge, der zwar nicht allen Erwartungen entſprach, aber doch immer günſtig genug war, um dabei bequem und ohne Ungeduld den Augenblick höheren Aufſteigens zu erharren. Seine mannigfache Brauchbarkeit und gewiſſenhafte Pflichtübung, verbunden mit der wachſamen Thätigkeit der Mutter und ihrer Freunde, mußten doch endlich durchdringen. Wirklich erfolgte nach einiger Zeit, daß der Kaiſer ihn zum Präfekten ernannte, und hiedurch war ſogleich jede weitere Ausſicht eröffnet. Indeß, wie ſorgſam auch verſchwiegen, hatte der innre Hang und Sinn doch im Stillen nach außen gewirkt, und es war bemerkt worden, daß der junge Mann nicht in dem gewöhnlichen Gleiſe grober Selbſtſucht wandle, er hatte nicht Eifer genug ſich geltend zu machen, er vernachläſſigte allerlei Weltklugheit, er ging in die Abſichten der Obern nicht unbedingt ein, und dies war Anlaß genug, ihn als Geſchäftsmann bei dem Kaiſer ungünſtig vorzuſtellen. Seine ſchon ausgeſprochene Ernennung wurde rückgängig. Dieſes Mißgeſchick wieder auszugleichen fehlte es nicht an Hoffnung und Mitteln, allein bevor ſie noch ein Ergebniß brachten, war die Zeit Napoleon's abgeronnen.

Der Sturz der Kaiſerherrſchaft, den man lange

ſchon beſorglich vorhergeſehen, aber ſo plötzlich und vollſtändig nicht erwartet hatte, änderte die bisherigen Lebenslagen von Grund aus. Das Verhältniß der Frau von Campan gehörte nicht zu den wenigen glücklichen, die ſich in die neue Ordnung der Dinge hinüberretten konnten. Sie verlor ihre Stellung in Ecouen, ihr Wohlſtand war zertrümmert, ihr Namen verabſcheut; alle Gunſt und Ehre, deren Napoleon ſie gewürdigt hatte, wurden ihr unter den Bourbons zum Verbrechen gemacht. Dem Sohne gleicherweiſe war ſein Amt genommen und jede künftige Ausſicht verſperrt. Der kurze Glücksſchimmer in den hundert Tagen, nach der Rückkehr Napoleon's von Elba, führte nur zu tieferem Fall. Campan war jetzt wirklich Präfekt geworden, und ſah das Heil Frankreichs in der Sache Napoleon's, aber nach deſſen ſchnellem zweiten Sturze hatte er nun die Rache der Gegner in vollen Maßen zu erfahren. Eingekerkert und hart bedroht, als Verwandter des Marſchalls Ney noch beſonders angefeindet, mußte er ſich glücklich preiſen, nur Leben und Freiheit noch endlich gerettet zu haben.

Frau von Campan konnte dieſe Schickſalsſchläge nie verwinden; ſie blickte troſtlos auf die vergangene Herrlichkeit zurück; vergebens bot ſie allen Trotz und alle Klugheit auf, um das Unglück zu ertragen, zu mindern; ihre bittere Unzufriedenheit warf ſich nach verſchiedenen Seiten, aber nirgends fand ſie den gewünſchten Anhalt oder Eingang. Ihr Gemüth und zuletzt ihr Körper litten unter ſolchen Sorgen. Stille Zurückgezogenheit konnte kaum den Neid und Hohn, kärglichſte Einrichtung nicht immer die Noth abwehren.

Leichteren Sinnes nahm Campan die unglückliche

Wandlung hin; ſein inneres Leben war von ihr nicht berührt, er blickte nicht traurend zurück, ſondern getroſt vorwärts. Seine früheren Wünſche erwachten auf's neue; jetzt nicht gehemmt von der Mutter, ſondern vielmehr gebilligt, richtete er ſein Abſehn auf das litterariſche Feld. Doch hätte ſie auch hier die für den Augenblick wirkſame, und zu mannigfachem Erfolg führende, politiſche Schriftſtellerei vorgezogen, während Campan dieſe Gattung, für die er weder Schärfe noch Schlauheit genug in ſich fühlte, gänzlich zu meiden, und ſich in harmloſer Dichtung, in froher Naturbetrachtung zu ergehen wünſchte.

Für ſolchen Zweck ſchon ernſtlich mit mancherlei Prüfung und Vorbereitung erfüllt, mußte Campan doch dringender einſtweilen noch ſich der Sorge für den bedrohten Stand geſchäftlicher Angelegenheiten widmen, und zugleich die Herſtellung ſeiner ſchon immer leidenden, beſonders aber in Folge der harten Kerkerhaft tiefzerrütteten Geſundheit unternehmen. Beides erfuhr große und langdauernde Schwierigkeiten, die nur zum Theil beſiegt wurden.

In dieſer Zeit endlich konnte Campan auch ſeinen Briefwechſel mit Rahel wieder anknüpfen, von der erſt die Kriegsläufte und dann der nachgefolgte Umſchwung aller Dinge ihn während dreier Jahre völlig getrennt hatten. Mit Staunen vernahm er ihre Verheirathung, und daß ſie jetzt in Karlsruhe lebe, ſo viel näher an Frankreich, und in derſelben Stadt und in ſchönſter Freundlichkeit mit einer Fürſtin, welche durch ihre Tugend und Liebenswürdigkeit der höchſte Stolz und das reinſte Glanzbild der Erziehung von Ecouen war. Die Groß-

herzogin Stephanie von Baden war als Stieftochter Napoleon's der ſorgſamſten Aufmerkſamkeit der Frau von Campan anvertraut geweſen, und hatte unter deren Zöglingen die erſte Stelle nicht nur durch ihren Rang, ſondern auch durch ihre Eigenſchaften erworben.

Jetzt konnte die Freundin, deren Loos eine leidlichere Wendung genommen, dem Freunde die Anerbietung erwiedern, welche ſie früher von ihm empfangen hatte. Sie blieben leider ebenfalls unbenutzt. Die Umſtände verhinderten ein für beide Theile ſo erwünſchtes Wiederſehen. Außer den erheblichen Gründen, welche Campan in ſeinen Briefen anführt, mochte es auch der rückſichtsvollen Mutter und dem zartfühlenden Sohne unziemlich dünken, den Aufenthalt jener verehrten Fürſtin zu beſuchen, ohne beſtimmt vorher zu wiſſen, wiefern deren Sinn oder vielmehr ihr Verhältniß damit übereinſtimmen dürfte. In ſolcher Ungewißheit und Zögerung verſtrich die Zeit, und bald hatte ſich abermals die Lage verändert, Rahel war nicht mehr in Karlsruhe, ſondern nach Berlin zurückgekehrt, ungewiß, ob ſie dort bleiben, oder an einen andern Ort würde verſchlagen werden. Die größere Entfernung, und mehr noch die ſorglichen Zeitumſtände, welche keiner freien Mittheilung günſtig ſchienen, wirkten auch auf den Briefwechſel ſtörend.

Inzwiſchen war es Frau von Campan gelungen, nach großen Entbehrungen und durch mühvolle Beharrlichkeit, ihre Angelegenheiten noch glücklich genug in Ordnung gebracht zu ſehen. Ungeachtet aller Verluſte, die ſie erlitten, waren ihr doch endlich zwölftauſend Franken jährlichen Einkommens ſicher, und ſie lebte nun wieder in gutem Wohlſtande. Ihr Sohn konnte nun

den Gedanken einer Reiſe nach Deutſchland auf's neue hegen, allein ſeine noch nicht genug erſtarkte Geſundheit verurſachte wiederholten Aufſchub. Im Anfange des Jahres 1821 ging er nach Paris, um ſich in Litteratur und Kunſt umzuſehen, erkrankte gleich nach ſeiner Ankunft, und ein Katarrh, der ſich ſchnell verſchlimmerte, raffte ihn nach wenigen Tagen hin.

Dieſer Verluſt traf die Mutter hart. Sie fühlte ſich durch kein Band mehr mit der Welt verknüpft. Sie vermißte bei allem was vorging, immerfort den geliebten Sohn, rief ſein Andenken unaufhörlich hervor, wollte ſtets ihn ſehen, mit ihm reden. Sie kränkelte ſeitdem; zwar wirkte eine Reiſe nach Baden, und ein froher, zweimonatlicher Aufenthalt in Konſtanz bei der Herzogin von Saint-Leu, ſehr vortheilhaft auf ihre Geſundheit, aber ein Uebel an der Bruſt, das erſt für ſpätere Zeit bedenklich zu werden drohte, entwickelte ſich unerwartet ſchnell, und die beinahe ſiebzigjährige Frau mußte ſich einer ſchmerzlichen Operation unterwerfen. Muthvoll und glücklich überſtand ſie dieſelbe, doch ein hinzugetretenes Katarrhalfieber vereitelte den Erfolg, und ſchon nach zwölf Tagen, am 16. März 1822, ſchied ſie gefaßt und ſanft, nachdem ſie ſchon längere Zeit ſich auf ihr Ende vorbereitet. Noch wenige Stunden vorher hatte ſie mit Freuden ſich ihres Beſuches bei der Herzogin erinnert, und dann dem Arzte, den ſie mit einiger Heftigkeit angerufen, zur Entſchuldigung geſagt: „Wie man doch gleich gebieteriſch wird, wenn man zur Höflichkeit nicht mehr Zeit hat!“ Ihr Arzt Dr. Maigne zu Montes hat ein Journal anecdotique über ihre letzte Lebenszeit nebſt einigen ihrer Briefe, meiſtens an den Sohn gerich-

tete, herausgegeben. Die von ihr ſelbſt geſchriebenen Denkwürdigkeiten, die auch erſt nach ihrem Tode herauskamen, ſind allgemein bekannt, und mit Recht geſchätzt, wenngleich die heutige Faſſung mancher Abſchnitte derſelben nicht mehr überall der urſprüngliche Text, ſondern ein nach beſondern Rückſichten nachträglich veränderter iſt.

Von Campan's litterariſchen Verſuchen in Verſen und Proſa hat ſich nichts erhalten. Ob er ein bedeutendes Talent gehabt und großer Leiſtungen wäre fähig geweſen, muß dahingeſtellt bleiben. Gewiß aber fehlte ihm die tüchtigſte Grundlage nicht, ſofern die größte Reinheit des Sinnes und die tiefſte Wahrheit des Gefühls dafür zu rechnen ſind.

Möge man ſeine harmloſen naiven Briefe, die wir künftig mittheilen werden, ſo unbefangen leſen, als ſie geſchrieben worden! Wen der ächte Ausdruck eines wahren und wirklichen Menſchen nicht reizen noch befriedigen kann, wer nur auffallende, krampfhafte und ſeltſame Züge zu ſehen verlangt, der wende von dieſem klaren Seelenbilde eines bewegten Stilllebens, wie wir es nennen dürfen, die Augen ab, doch ohne ihm für diejenigen, welche ſich an einem ſolchen erfreuen, die geringe Stelle zu mißgönnen! —

Denkwürdigkeiten Juſtus Erich Bollmann's.

I.

Wir nennen hier einen Namen, der dem größten Theil unſrer Leſer, und beſonders den jüngern, unbekannt klingen wird. Doch iſt er einſt laut genug erſchollen, und hat ſeinen Tag erlebt, der ihn für Europa und Amerika zum Gegenſtande der aufgeregteſten Theilnahme machte. In den Schriften der Frau von Stael, in den Denkwürdigkeiten des Generals Lafayette, iſt er ehrenvoll aufgezeichnet. Aber auch nach der augenblicklichen Berühmtheit, welche die unternommene Befreiung Lafayette's aus dem Staatsgefängniſſe zu Olmütz ihm gab, hatte Bollmann fernerhin merkwürdige Schickſale, wirkte mit großartiger Thätigkeit in bedeutenden Verhältniſſen, und ſein ſpäteres, wenn gleich ſtilleres und minder beſprochenes Leben geſtaltete ſich nicht weniger betrachtungswerth, als das frühere jugendliche. Durch den Reiz ſeiner Sinnesart und ſeines Geſchickes, durch die Richtung ſeiner Kenntniſſe und den Umfang ſeiner Verbindungen, ſtellt er eines der ausgezeichnetſten Lebensbilder dar, welche ſein Zeitalter aus deutſcher Heimath in auswärtigen Strömungen zur Erſcheinung kommen ließ.

Das die Welt bewegende Ereigniß am Schluſſe des achtzehnten Jahrhunderts war die franzöſiſche Revolution. Alle Staaten und Völker empfanden dieſe Bewegung, an welcher überall die regſameren Geiſter Theil nahmen, als wäre ſie eine auch ihnen heimiſche Angelegenheit. Deutſche Kräfte ſind zahlreich eingeſtrömt in jene nachbarlichen Bahnen, und durch wirkſames Handeln wie durch geiſtiges Ausbilden, ſowohl förderlich als gegneriſch, haben wir von Anfang einen bedeutenden Beitrag zu den Kämpfen und Entwickelungen geliefert, welche ſpäter allerdings im vollſten Sinne auch die unſrigen werden mußten. Allein die Verflechtung deutſcher Geſinnungen und Schickſale in den Lauf der franzöſiſchen Revolution behielt faſt immer eine beſondere Eigenthümlichkeit, in welcher die Merkmale des Urſprungs unverkennbar blieben, und hieraus entſteht für jene Bezüge ein eigner Reiz, der uns wohl auffordern dürfe, ſie näher zu betrachten und zu behandeln. Wir haben ihnen aber bisher nur wenige Aufmerkſamkeit gewidmet. Die Geſchichtſchreibung des Tages ſucht ſich der großen Begebenheiten und Wandlungen, ſo gut ſie kann, zu bemächtigen, die perſönlichen vernachläſſigt ſie, oder weiß ſie nicht aufzufinden. Doch liegt in dieſen leztern nicht ſelten ein näherer Aufſchluß für jene, und immer eine Fülle von Farben und Lichtern, ohne welche die allgemeinen Schilderungen kalt und leblos bleiben. Eine genauere Ueberſicht der Verhältniſſe, die ſich aus der Wechſelwirkung deutſcher Einflüſſe in Frankreich und franzöſiſcher in Deutſchland ergeben haben, würde die fruchtbarſten Betrachtungen hervorrufen. Allein faſt alles fehlt uns dazu. Ueber Georg Forſter, Schlabrendorf

und Oelsner ſind einige ſchätzbare Nachrichten *mitgetheilt* worden, die jedoch nur den Wunſch nach *vollſtändigern* wecken. Von andern bedeutenden Namen wiſſen wir faſt nichts, als was die franzöſiſchen Erzählungen darüber im Vorbeigehen abwerfen. Eine lebendige *Darſtellung* der deutſchen Revolutionsverſuche in Mainz und Koblenz mangelt noch ganz, und doch könnte das treue Bild dieſer Vorgänge wirkſamer, als manches andre Mittel, für die Gegenwart zur Lehre dienen.

Die franzöſiſche Revolution, in ihrem zerſtörenden Fortgange, verbrauchte und zerbrach ſehr ſchnell ihre eignen Werkzeuge, nur die geſchmeidigſten und wandelbarſten durchdauerten den Wechſel der ſtürmiſchen Entwickelungen. In demſelben Maße, wie ſich in Frankreich die Meinungen und Anſichten veränderten, geſchah dies auch in Deutſchland. Jede ſpätere Geſtalt der Revolution büßte einen Theil der Anhänger ein, welche die frühere gewonnen hatte. Gentz und Stolberg ſagten ſich ſchon bei den früheſten Wendungen los, Klopſtock und Bürger wurden erſt durch die Gräuel der Jakobinergewalt zurückgeſchreckt, Fichte'n machte Napoleon's unterdrückende Eroberung zum Gegner; wir nennen die Schriftſteller, weil durch ihre bekannte Namen und Beiſpiele am leichteſten ganze Klaſſen bezeichnet werden. So ließ die in raſchen Verwandlungen ſtets wachſende Bewegung keinen Augenblick nach, ihre deutſchen Anhänger abzuſtoßen und zu verlieren, bis endlich ſelbſt die hartnäckigſten bekehrt oder erſchöpft waren. Nicht grade die beſſere Geſinnung und reifere Einſicht bedingten jedesmal das frühere Loslaſſen; die perſönlichen Einflüſſe, Lagen, Ausſichten und Erfahrungen wirkten auf die mannigfachſten Gemüthsarten,

wie auf die überkommenen und gewählten Denkweiſen, ſehr verſchieden ein. Die wunderbarſten Wahlverwandtſchaften wurden wach, die größten Widerſpüche hielten ſich eng verknüpft, und der innerſte Antrieb verbarg ſich unter den räthſelhafteſten Erſcheinungen. Merkwürdig iſt es, in dieſem vielverſchlungenen Gemiſch und Wechſel die Hauptzüge des deutſchen Karakters im Weſentlichen faſt immer verfolgen und faſt als unzerſtörbar nachweiſen zu können, woraus auch den trübſten Verirrungen noch ein leuchtender Funken bleibt, dem die reinſte Theilnahme ſich widmen kann.

Dieſe Theilnahme wird unſtreitig auch dem Manne nicht fehlen, mit welchem die nachfolgenden Denkblätter ſich beſchäftigen. Wir haben die eignen Briefſchaften deſſelben, für deren Darbietung wir manchen Dank erwarten, aus mündlicher Mittheilung und eigner Kenntniß zu vervollſtändigen geſucht, ohne deßhalb den Anſpruch zu machen, das hier unvermeidliche aber auch genügende Fragmentariſche zur eigentlichen Lebensbeſchreibung zu erheben.

II.

Juſtus Erich Bollmann wurde geboren im Jahre 1769 zu Hoya im Hannöver'ſchen, wo ſeine Eltern in geachteten und wohlhabenden Verhältniſſen lebten. Er zeichnete ſich früh durch Faſſungskraft und Lebhaftigkeit aus; mit friſchem Geiſtesmuthe verband er körperliche Geſundheit und Rüſtigkeit, er galt für einen kräftigſchönen Knaben, und man zweifelte nicht, daß er in der Welt ſein Glück machen würde. Zu den Studien

beſtimmt, ließ er es an ſtrengem Fleiß nicht fehlen, und bemächtigte ſich leicht und gründlich der Kenntniſſe, die ihm dargeboten wurden. Seine Einbildungskraft aber war nicht hervorbringend; in den Werken der Dichter ſuchte er weniger ihre Geſtalten, als einen allgemeinen Reiz und Schwung für unbeſtimmtes Große und Schöne. Mit dieſer Richtung jedoch verband er thatfertige Einſicht und feſte Beſonnenheit, ſobald es Verhältniſſe der Wirklichkeit zu behandeln gab. Aus dieſen Eigenſchaften, deren Verknüpfung faſt immer zu bedeutenden Ergebniſſen führt, beſtimmten ſich früh ſein Karakter und ſeine Schickſale. Die Umſtände trugen dazu bei, ſeine Eigenheiten noch ſchärfer auszubilden. Die Familie war zahlreich, und es galt als erwünſchte Erleichterung des Hauſes, daß angeſehene und freundliche Verwandte im ſüdlichen Deutſchland ſich erboten, einen der Söhne zu fernerer Fürſorge und Ausbildung bei ſich aufzunehmen. Juſtus Erich wurde hiezu erſehen, und kam in das Haus ſeines Vetters, des badiſchen Staatsraths Brauer, nach Karlsruhe. Er fand hier anmuthige, dem norddeutſchen Jünglinge beſonders zuſagende Lebensverhältniſſe, in welchen neben ſtrenger Ehrbarkeit und Ordnung eine freimüthige Sinnesart gedeihen konnte. Beſonders wichtig wurde ihm auch das Haus des berühmten Lehrers der Staatswirthſchaft und Gewerbkunde, des Hofraths Böckmann, der ihm gleichfalls verwandt war, und durch deſſen Unterricht und Verkehr in ihm frühzeitig die Neigung zu dieſen wichtigen Fächern geweckt wurde. Die Kenntniſſe und Fertigkeiten, deren er ſich in dieſer Richtung hier ohne Mühe bemächtigen konnte, und für welche das nahe Murgthal mit ſeiner vielartigen Betriebſamkeit den

Reiz noch erhöhen mußte, fingen ſchon damals an, mit ſeinen ärztlichen Studien, für welche er ſich entſchieden hatte, zu wetteifern. Er legte aber auch in dieſen letztern ſchon hier einen vortrefflichen Grund, nnd bezog darauf, wohlvorbereitet, die Univerſität Göttingen.

Unter den jungen Männern, mit welchen er hier Freundſchaft knüpfte, waren manche, deren Namen nachher berühmt geworden. Eine höhere Gedankenrichtung im Betrachten der Natur und des Lebens, und ein kühnerer Drang, die Welt im Großen anzuſchauen, vereinigte ihn mit dem Arzte und Naturforſcher Link, der bald nachher als öffentlicher Lehrer nach Roſtock berufen wurde. Vorzüglich aber ſchloſſen ſich an Bollmann mehrere junge Engländer innigſt an; ſie ſchienen in ſeinem Weſen alle Vorzüge des engliſchen Karakters wiederzufinden, ohne den Stolz und die Schroffheit deſſelben. In der That hatte er frühzeitig eine ſtarke Hinneigung zu der engliſchen Sinnes- und Handlungsweiſe, und befeſtigte ſich leicht in den Anſichten, welche ihm daher überkamen. Für engliſche Sprache und Litteratur war ſeine Vorliebe ſchon hier entſchieden.

Nachdem er in Göttingen die Würde eines Doktors der Arzneiwiſſenſchaft empfangen, begab er ſich im Herbſt 1791 nach Mainz, wo er den Unterricht des berühmten Arztes Hofmann und des großen Anatomen Sömmering benutzte. Er kam hier auch mit dem Weltumſegler Georg Forſter, der als Bibliothekar und Profeſſor in Mainz angeſtellt war, und mit dem liebenswürdigen Schriftſteller Huber, der daſelbſt als ſächſiſcher Diplomat lebte, in vertraute Bekanntſchaft, und nahm an dem Gegenſtande, der dieſe beiden Männer begeiſterte

und bald ausſchließlich beſchäftigte, den regſten Antheil. Die franzöſiſche Revolution ſchien eine Verkündigung an das ganze Menſchengeſchlecht, und ihre Bewegungen ſchritten wie im Innern ſo auch nach außen unaufhaltſam vorwärts. Bollmann hegte zwar gemäßigtere Denkart als ſeine neuen Freunde, und verwarf manches, was ſie billigten, allein im Allgemeinen ſtimmte er den Wünſchen und Beſtrebungen der Freiheitsfreunde eifrigſt bei, und die Gluth ſeiner edlen Geſinnungen ſetzte bereitwillig eben ſolche überall voraus, wo nur eine Stätte dafür möglich ſchien.

Er begab ſich von Mainz wieder nach Karlsruhe, wo er im Kreiſe ſeiner Verwandten und Freunde einige Zeit angenehm verlebte. Doch gab er ſich, bei dem Mangel eingreifender Vorgänge und anziehender Beſchäftigung, allzuſehr den Zerſtreuungen jugendlichen Umgangs hin. Er gefiel auch beſonders den Frauen, und ſeine aufgereizte Eitelkeit konnte ihn leicht auf Abwege führen. Allein der romantiſche Schwung, welchen ſeine Lebensvorſätze genommen hatten, und die ſittlichen Anſprüche, die er an ſich ſelbſt machte, bewahrten ihn vor größeren Verirrungen. Eine verheirathete Frau verliebte ſich in ihn, und wußte durch ihre Leidenſchaft ihn ſo weit zu gewinnen, daß er ſich von dem ſchmeichelhaften Wohlgefallen einige Zeit befangen ließ; als aber dieſer Austauſch von Empfindung und Vertrauen für die beſtehenden Verhältniſſe wirklich ſtörend zu werden drohte, erwachte in Bollmann der Stolz ſeiner Grundſätze, und er wandte die Macht, welche er ausübte, mit Erfolg dazu an, die Frau zu ihrem Gatten zurückzuleiten. Er glaubte, wie er ſelbſt nachher ſagte, recht weiſe zu thun,

als er nach vielen ſchönen Reden es dahin brachte, ſie ihrem Manne in Thränen ſchwimmend in die Arme zu werfen. Auf ſolche Weiſe mit Selbſtverläugnung Handlungen des Edelſinns und der Großmuth auszuüben, war tief in ſeinem Karakter begründet, in welchem lebhafte Reizbarkeit und ernſte Ueberlegung ſich gegenſeitig nicht unterdrückten. Seine ſpäteren Handlungen, Unfälle und Erfolge, laſſen ſich alle aus dieſer Miſchung ableiten.

Inzwiſchen war ihm durch dieſe und andre Mißverhältniſſe, welche in dem kleinen Kreiſe gar leicht entſtanden und gewichtig wurden, der Aufenthalt in Karlsruhe verleidet. Zudem war es Zeit, daß er ſeiner Beſtimmung folgte und in der großen Welt ſich eine Laufbahn wählte. Der nächſte Blick mußte natürlich auf Frankreich und deſſen Hauptſtadt gerichtet ſein, wo von jeher für deutſche Aerzte ein günſtiger Boden war, und obgleich Bollmann durch den Gang, welchen die franzöſiſche Revolution in der damaligen Zeit genommen, längſt nicht mehr angezogen war, vielmehr gegen die dort herrſchende Tagesgewalt eine entſchiedene Abneigung fühlte, ſo war doch das Verlangen, ſich in dieſer großen Welt umzuſehen und die Gelegenheit des Wirkens und des Glücks aufzuſuchen, für ihn um ſo beſtimmender, als auch die Seinigen ihm dieſen Weg anriethen, und ein in Frankreich lebender Oheim denſelben ſehr zu erleichtern verſprach.

An Empfehlungen und vorausgeknüpften Bezügen mangelte es nicht, und ſo reiſte Bollmann im Anfange des Jahres 1792 von Karlsruhe hoffnungsvoll nach Straßburg, und bald darauf nach Paris. Seine ferneren Verhältniſſe und Wendungen gehen aus nachſtehenden,

an ſeine verehrungswürdige Freundin und Baſe, die Staatsräthin Brauer, in die Heimath nach Karlsruhe geſchriebenen Briefen hervor, welche wir in der Zuverſicht, daß ihr Inhalt und Ausdruck gleicherweiſe zu lebhaftem Antheil auffordern, unverändert hier folgen laſſen.

1.

Straßburg, den 14. Februar 1792.

Liebe Frau Baſe! Ich habe Ihnen ſogleich nach meiner Ankunft hier geſchrieben, aber bis jetzt auf dieſen Brief noch keine Antwort erhalten, vermuthlich auch nicht zu erhalten verdient; denn ich erinnere mich, daß ich ſehr munter war, indem ich ihn ſchrieb, — ſollt' ich es zu ſehr geweſen ſein, ſo bitte deßwegen um Verzeihung!

Sie werden ſich wundern, darüber ſowohl, daß ich noch hier bin, als daß ich Ihnen noch nicht geſandt habe, was Sie ſchon längſt erwarten konnten. Beides iſt mir ſelbſt ſehr unangenehm, doch bin ich's unvermögend zu ändern. Auf drei Briefe nach Paris erhielt ich immer keine Antwort, und erſt geſtern erfahre ich vom Freunde meines Onkels, an den die Briefe adreſſirt ſind, er ſei bis jetzt noch nicht in Paris angekommen. Meine Briefe liegen alſo noch bei dieſem Freunde; daß mein Onkel ſie aber nicht ſchriftlich abgefordert, iſt wenigſtens ein Beweis, daß er nach Paris kommen wird. Irgend etwas muß ihn aufgehalten haben; Sie wiſſen indeß, wie ich von Ihnen wegging, können ſich alſo das Unangenehme meiner gegenwärtigen Lage denken, und werden mich entſchuldigen.

Die Unannehmlichkeiten abgerechnet, worein man ſich

fügen muß, befind' ich mich wohl. Das genauere Studium der franzöſiſchen Geſchichte, vorzüglich in den letzten Jahrhunderten, und die Verfolgung des Spiels menſchlicher Leidenſchaften, im Gewirre der Gegenwart, machen meine Zeit intereſſant und nützlich; und der Umgang in der Familie des Herrn von Türckheim, worin einige ausgezeichnet gute Menſchen ſich befinden, und verſchiedene junge Frauenzimmer, von denen es ſchwer fällt zu entſcheiden, ob ſie mehr ſchön oder witzig ſind — gewährt mir mehr vergnügte Stunden, als ein genügſamer Mann zur glücklichen Exiſtenz von Rechts wegen nöthig hat. Noch vollhaltiger an Intereſſe und Lebhaftigkeit würden dieſe Geſellſchaften ſein, hätten nicht die politiſchen Unruhen ihnen verſchiedene der beſten Mitglieder entwandt. Ueberall iſt Uneinigkeit und Spaltung, überall begegnet man den traurigen Folgen davon — die Demokraten ſagen, das ſind unvermeidliche Uebel — aber die guten Früchte der gegenwärtigen Verfaſſung ſucht man vergeblich. Die Demokraten ſelbſt ſind uneins. Die Mitglieder des deutſchen Klubs geriethen vor ſechs Tagen ſo heftig aneinander, daß die Wache kommen mußte, ſie zu beruhigen. Seitdem ſind über die Hälfte der Mitglieder — Halb-Ariſtokraten — in eine neue Geſellſchaft zuſammengetreten. Viele ſind gegen den Maire aufgebracht, ſtündlich erſcheinen Broſchüren für und wider. Die Hälfte der Bürger glaubt überzeugt zu ſein, daß die Konſtitution der Kabale Thür und Thor öffne. Menſchen, die nichts zu verlieren haben, Fremde zum Theil, wovon niemand weiß, woher ſie kommen, drängen ſich vor. Die beſten Köpfe fühlen ſich beleidigt und treten zurück. Von achttauſend Aktivbürgern in

Straßburg gingen nur vierhundert zu den Wahlen. Von ſechzigtauſend in Paris nur zehntauſend. Und ſo iſt es verhältnißmäßig durch ganz Frankreich. Ein Gemeiner unter der Nationalgarde bekömmt täglich fünfzehn Sous. Ein Gemeiner von den Linientruppen täglich acht Sous. Die undiſciplinirten Nationalgarden haben den Rang in allem vor den alten, bewährten Truppen. Daher die äußerſte gegenſeitige Erbitterung. Daher ſind die Linientruppen faſt alle gegen die Konſtitution. — Nicht minder ſtark iſt die Religionserbitterung. Die Kirchen der geſchwornen Prieſter ſind leer; und die ungeſchwornen laſſen heimlich nichts unverſucht, ihren Anhang zu vergrößern. Zu allem dem kommt noch der Mangel an Geld und der entſetzliche Verluſt der Aſſignaten; ſie verlieren vierzig Procent. Alle ſchlechte Menſchen nehmen dieſen Zeitpunkt wahr, um ihre Schulden abzutragen, die zum Theil in baarem Gelde gemacht wurden. Kurz, die Ungerechtigkeiten ſind ohne Zahl, die Kabalen ohne Maß, die Zerrüttungen ohne Gränzen. Noth und Erbitterung iſt allgemein, und nur eine gewaltſame, blutige Kriſe — in deren Wünſchung allein ſich alle, alle Köpfe, aus Hoffnung und Verzweiflung, vereinigen — wird den Jammer zu gleicher Zeit auf's äußerſte treiben und endigen können. Doch glaub' ich, daß Jahrhunderte erfordert werden, die Spuren der traurigen Tage ganz zu verwiſchen! — Ich ſchriebe gern noch weiter, aber die Poſt geht fort, und ich möchte gern den Brief noch heute fortſenden. — Leben Sie alſo wohl. Empfehlen Sie mich dem Herrn Vetter, den lieben Kleinen, dem Griesbach'ſchen Hauſe — und bleiben Sie ein bischen

gut Ihrem Sie herzlich liebenden Vetter Juſtus Erich Bollmann. (Chez M. Jean de Türckheim.)

2.

Paris, den 15. März 1792.

Gleich nach Abgang meines letzten Briefs an Sie, liebe Frau Baſe! erhielt ich Nachricht von meinem Onkel, ſparſames Reiſegeld, und ſtrengen Befehl, ſogleich nach Paris zu ihm zu kommen. An Ort und Stelle war ich gezwungen, in demſelben Gaſthofe und auf demſelben Zimmer mit ihm zu wohnen. Sie wiſſen, er iſt ein ſehr braver Mann; aber er iſt ein vierzigjähriger Hageſtolz, ein Kaufmann und ein Engländer, — folglich iſt er rauh und unbekannt mit vielen Freuden des Lebens, geldliebend und ein Freund von Eſſen und Trinken. Drei Wochen lang kam ich nicht von ſeiner Seite, und was macht' ich in dieſer Zeit? — Er war über und über voll von Plänen, deren Ausführung mich zum reichen Mann machen ſollten. — Schon Morgens im Bette fing er mir ſie vorzutragen an, und ſelten hatt' ich bis zu zwölf Uhr Zeit genug, um ſie gründlich zu widerlegen. — Petersburg, meint' er, London, Philadelphia ꝛc. wären ſehr gute Plätze für mich, und ich zweifle nicht, daß ſeine redlichen Wünſche für mein Wohl mich unverzüglich nach Sibirien verpflanzen würden, wenn man ihn überzeugen könnte, es ſei da viel zu verdienen. Um zwölf Uhr wurde gefrühſtückt, dann ſpaziren gegangen, dann gegeſſen, oder geſchmauſt vielmehr, bis um fünf Uhr, dann das Schauſpiel beſucht, dann zu Nacht geſpeiſt, dann Punſch getrunken. Den folgenden Tag dieſelbe Wiederholung, und ſo ging's fort, ohne

daß ich ſonderlich etwas gewonnen hätte, es ſei denn einen kleinen Zuwachs in der Fertigkeit, ſich in die grämlichen und zuweilen ein bischen despotiſchen Launen eines Mannes zu fügen, dem man Dankbarkeit und Liebe ſchuldig iſt, und der im Ganzen ſie verdient. Da mir's indeſſen nicht ſo leicht wurde, wie's billigerweiſe mir hätte werden ſollen, ſo war ich recht ſehr aus meiner Behaglichkeit herausgeworfen, gab alſo auch meinen Freunden in Straßburg keine Nachricht von mir — denn Unthätigkeit iſt von Unzufriedenheit eine natürliche Folge — und ſo kam's denn, daß ich Ihren Brief vom 14. Februar erſt heute erhielt. — Die Wahrheit zu ſagen, ich hab' ihn nicht erwartet. Der Mangel an Antwort auf mein erſtes an Sie Erlaſſenes (um kaufmänniſch zu reden), die Ueberzeugung, meine Zeit in Karlsruhe nicht ganz ſo regelmäßig zugebracht zu haben, wie ich's geſollt hätte, und ein gewiſſer Hang zu melancholiſchen Ideen, der aus alten Zeiten Ihnen noch bekannt ſein wird, ließen das Schlimmſte mich fürchten. Aeußerſt gefreut hat mich daher Ihr lieber, Ihr guter, Ihr herzlicher Brief, weil er mich äußerſt überraſchte. Er hat mich mehr entzückt, wie das erſte geſehene große pantomimiſche Ballet in der hieſigen großen Opera — welches ſehr ſtark geſagt iſt, und dennoch nicht weniger wahr.

Mein Aufenthalt in Paris wird fünf bis ſechs Monate dauern, weil ich gern dieſe Stadt ganz kennen lernen und der Sprache ganz mächtig werden möchte. Ich werde einige Vorleſungen über Chemie und Phyſik hören, in der Entbindungskunſt unter Baudeloque's Anleitung mich praktiſch vervollkommnen, und die Hoſpitäler beſuchen, um zu ſehen, wie man nicht praktiſiren muß.

Um mir indeß Erfahrung in einem Zweige meiner Kunſt zu verſchaffen, den ich vorzüglich liebe, um mich unabhängiger von meinem Onkel zu machen, um deſſen eigene Wünſche zu erfüllen, und um — Geld zu verdienen, werd' ich mich in den öffentlichen Blättern als Okuliſten ankündigen und dem geneigten Publiko meine Dienſte gegen baare Bezahlung entbieten. Der glückliche oder unglückliche Erfolg dieſes Projekts hängt von vielen Umſtänden ab, und läßt ſich ſchwerlich vorausſehen. Die Wahrſcheinlichkeit indeſſen für's erſte iſt ein bischen größer. Ich habe juſt Hoffnung genug, um thätig zu ſein, und doch keine ſo geſpannte Erwartung, um mich zu ärgern, wenn's nicht ginge. — Geld verdienen alſo! mit den feiſten Hamburgern zu reden, bin ich noch nichts werth, aber es geht darauf zu, um etwas werth zu werden. Die neuen Staarmeſſer liegen vor mir; ſie ſollen das Hebezeug werden, um die Börſen meiner Nebenmenſchen zu lichten, und meine Hand ſoll dieß Hebezeug dirigiren! — Es fällt mir ein bischen ſchwer, mich aus dieſem Geſichtspunkte zu betrachten. — Es iſt traurig, daß alles, alles Intereſſe beinahe zuletzt bis auf's Geldgewinnen zuſammenſchrumpft. Wer das Herz zu weit hat und den Kopf zu helle, um ſich bis auf dieſen Punkt beſchränken zu können, der bringt nie was recht Beträchtliches vor ſich! — O! ich darf nicht ſagen, wo mich überall der Schuh drückt! — Wie gut, daß die meiſten Leute die engen Gränzen unſrer Kunſt nicht wiſſen! — Der Glauben der Leute an die Kunſt des Arztes muß das Brod geben, der Menſch in ihm muß nutzen. Man muß ſich des Glaubens an die Kunſt bedienen, um dem Menſchen einen Wirkungskreis zu ver-

ſchaffen. Man muß ſich die ſcheinbaren Dienſte bezahlen laſſen, um das Leben für die unbezahlbaren zu friſten! — Das alles iſt nicht ganz ſtrenge wahr, aber es iſt doch wahr im Ganzen, und es iſt zugleich der Troſt des redlichen Mannes!

Sie erwarten wohl, liebe Frau Baſe! viel Wichtiges über Paris, dieſen großen Mittelpunkt der Wiſſenſchaften, des Geſchmacks, des Luxus und der Verhandlung der Rechte der Menſchheit! — aber die Wahrheit zu ſagen, ſo kenn' ich's noch zu wenig, um viel Vernünftiges davon zu ſagen. — Der erſte Anblick dieſer ungeheuren Stadt muß jedem eckelhaft ſein! Die Straßen ſind zwar gerade, aber entſetzlich enge, und die Häuſer entſetzlich hoch. Man glaubt ſich in einer Felſenſpalte fortzubewegen. Wer nicht im fünften Stock wohnt, der kann den Himmel nicht ſehen, es ſei denn, daß er rückwärts den Kopf zum Fenſter hinausſtreckt und ſenkrecht über ſich ſchaut. Dieß verſchafft indeſſen nicht wenigen Leuten den Vortheil, daß ſie bei hellem Tage, wie aus einem tiefen Brunnen, die Sterne ſehen können. Dieſe engen Straßen haben nur Eine Gaſſe; das Pflaſter läuft abwärts von den Häuſern zur Mitte; ſie ſind mit einem ſehr dicken Kothe bedeckt; Karren, Pferde, Kutſchen, Menſchen und Eſel arbeiten denſelben gemeinſchaftlich durcheinander, denn Fußbänke ſucht man zur Seite vergebens. — Ich habe mich ſehr lange bemüht, die vortheilhaften Seiten dieſer Unannehmlichkeiten auszufinden, um mich beſſer damit vertragen zu können, und ich bin endlich ſo glücklich geweſen, zu entdecken, daß die erſten Gründe des franzöſiſchen Nationalkarakters in dieſen engen Straßen, in dieſem Mangel an Fuß-

bänken, und in dieſem Kothe zu finden ſind. Jedermann weiß, Gewandtheit des Körpers und Schlauheit der Seele ſind die Hauptzüge deſſelben; iſt es aber zu verwundern, daß man gewandt wird, wenn man beſtändig auf den Fußſpitzen hüpfen, wenn man unter allen nur denkbaren Stellungen und Windungen ſich um Savoyarden, Perückenmacher, Mehlkrämer und Laternenweiber jeden Augenblick wegſchieben muß, damit man das Ausſehen eines reinlichen und rechtlichen Mannes nicht verliere! — iſt es zu verwundern, wenn man zu gleicher Zeit immer vorwärts und rückwärts ſehen muß, um nicht gerädert zu werden? — Lachen Sie nicht, liebe Frau Baſe! der Karakter des Volks bildet ſich nach dem Karakter der Hauptſtadt; dieß kann man in Deutſchland ſehen, wo weder eins noch das andre Statt hat; kleine Urſachen, aber die unabläſſig wirken, erzeugen große Effekte; ſelbſt zufällig erworbene Eigenſchaften werden zuletzt erblich — hinter dieſen drei Bollwerken bin ich für jeden Einwurf ſicher! — Es ſtehe indeß mit der Wahrheit dieſer Bemerkungen, wie's wolle, genug, auf die Originalität derſelben bin ich ſtolz, und eben deßwegen bin ich durch Vermittlung der bekannten Selbſtliebe jetzt ausgeſöhnt mit den ſchmutzigen Straßen. — Sollten ſich übrigens in Ihrer Bekanntſchaft Melancholiſche und Trübſinnige befinden, ſo geben Sie ihnen den Rath, ſich auf eine Zeit lang nach Paris zu verfügen, und zugleich den ſtrengen Befehl, in den engen Gaſſen täglich einige Stunden ſpaziren zu gehen. Entweder der nothwendige ſchnelle Uebergang von einer Idee zur andern kurirt ſie, oder auch man fährt ſie todt, und ſie entweichen alsdann auf einmal der Sünde des Selbſt-

mords und einem läſtigen Leben. Dies Mittel iſt auf jeden Fall zweckmäßig, und weil ich's in keinem Schriftſteller noch angeführt finde, ſo werde ich daſſelbe der gelehrten Welt in einem kleinen Traktate bekannt machen. Dies Werkchen wird früher erſcheinen, als das bewußte, und da Sie natürlicherweiſe auf die verſprochene Dedikation äußerſt begierig ſind, ſo bin ich geſonnen, ſie dieſem Vorſchlag eines neuen Mittels gegen die Melancholie vordrucken zu laſſen. Ich hoffe Ihren Beifall hierdurch um ſo mehr zu verdienen, da der menſchenliebende Inhalt dieſes Werkes mit Ihrem menſchenfreundlichen Herzen ſich weit beſſer verträgt, als ſich die Grübeleien eines andern vertragen würden mit dem einfachen und liebenswürdigen Gang Ihres Verſtandes! —

Vom Palais-Royal, den Tuillerien u. ſ. w. ſag' ich Ihnen heute nichts. Eben ſo wenig von den Schauſpielen, — aber ich werde mich bemühen, dies nachzuholen, wenn meine Sachkenntniß gründlicher iſt, wie jetzt. —

Die Nationalverſammlung und ihre einzelnen Mitglieder ſind bald der Gegenſtand der Anbetung, bald des Geſpötts, bald der Verachtung. Im Ganzen iſt es ein wüthendes Chor. Ein großer Haufe leidenſchaftlicher, übelunterrichteter, eigennütziger, ehrgeiziger Menſchen, unter denen einige Brave in Unthätigkeit begraben ſind. — Die Klubs tyranniſiren das Volk. Ihre Mitglieder ſind der neue Adel. — Man fängt an, vorzüglich die Jakobiner zu haſſen. Ariſtokraten giebt's in Menge, Demokraten noch mehr, und dennoch ſind nur hier und da zwei und zwei Köpfe einig. — Es giebt ſo viel Arten von Demokraten, als es Modefarben giebt. Der

klügſte Theil iſt der beſcheidenſte, und ſeufzt im Stillen. Viele Demokraten ſind dies aus Eigenſinn und Verzweiflung. Viele ſind wirklich hingeriſſen von der idealiſchen Schönheit der franzöſiſchen Konſtitution. Sie ſehen nicht ein, daß ſie nur ein Ideal iſt, wie die Republik des Plato. Sie meinen, es müſſe und müſſe gehen können; da doch ein Werk wie die Konſtitution, bei einem Volke, wie das franzöſiſche, ſo viele Reibung giebt, daß ſie ewig nicht gehen kann. — — — Der einzelnen Unordnungen, die aus dem Zuſtande des Gouvernements fließen, ſind viel; aber die Franzoſen ſind von Natur ſanft und freundlich und geſittet, — ſonſt würden ſie ohne Gränzen ſein. — Wer nicht unvernünftig iſt, kann ſehr ungeſtört hier leben. Und für den Beobachter iſt der Aufenthalt ſehr intereſſant. Es wimmelt von auswärtigen Kaufleuten, die wegen der Wohlfeile der Waaren, in Rückſicht auf den niedrigen Kurs des Papiergeldes, beim Einkauf der franzöſiſchen Produkte ihre Rechnung finden, und welche die Thätigkeit der Manufakturen und Fabriken des Landes faſt erſchöpfen. — Der Tod des Kaiſers hat viele Köpfe auf einige Tage ſchwindlich vor Freude gemacht. Die Jakobiner betrauern ihn mit ſcharlachrothen Mützen. — —

Ich danke nochmals, liebe Frau Baſe! für Ihren gütigen Brief, deſſen Zurechtweiſungen ich mir gewiß zu Nutzen machen werde, nur muß ich Sie bitten, ſowohl in dieſem als in allen meinen Briefen, der Eile, womit ſie geſchrieben werden, etwas zu gute zu halten. — Meine Korreſpondenz wird immer weitläufiger, und überdem giebt's in Paris der Zerſtreuungen und Beſchäftigungen ſo viele! —

Empfehlen Sie mich dem Herrn Vetter und den übrigen Verwandten und Freunden herzlich! —

Mit meinem Onkel, der meine Angelegenheiten kennt und der noch hier iſt, kann ich nicht zur Abrechnung kommen bis jetzt, und muß ſehr ſäuberlich mit ihm umgehen. Er verreiſt indeß in einigen Tagen, und dann werd' ich ſogleich das Bewußte nach dem Kurs der Zeit in Aſſignaten ſenden, die Herr Williard auf Straßburg leicht verhandeln wird! — — Meine Sachen hätt' ich hier gern, doch will ich noch einige Zeit warten, bevor ich ſie nachkommen laſſe! — —

Einem neuen Brief von Ihnen, und vorzüglich Ihrem ſanften und ſcherzhaften Tadel, der mich vorzüglich gefreut hat, und der mich beſſern ſoll, ſeh' ich mit Vergnügen und Begierde entgegen. Ich habe immer viel Freude darin gefunden, von Damen mich zurechtweiſen zu laſſen, und wäre anders dieſe Vorſicht nöthig, ſo würd' ich einige Fehler mit Fleiß erhalten, um dieſes Genuſſes nie zu entbehren.

3.

Paris, den 19. März 1792. Abends 11 Uhr.

So eben, liebe Frau Baſe! war ich Augenzeuge einiger nicht unintereſſanter Auftritte! — Nehmen Sie noch, als Zugabe, davon die kurze Beſchreibung. — Man gab dieſen Abend, auf dem Théatre de la Nation, „la mort de César“, ein Trauerſpiel von Voltaire. — Cäſar, durch viele Siege groß und mächtig geworden, droht die republikaniſche Verfaſſung des römiſchen Reiches umzuſtoßen. Brutus, Cäſar's Sohn, und Caſſius, deſſen Freund, zwei unbiegſame Stoiker voll rauher Tu-

gend und übermenſchlicher Stärke der Seele, beſchließen den Staat zu retten. Sie verſchwören ſich gegen Cäſar's Leben, dieſer erfährt es, und fürchtet ſich nicht. Er will die Herzen gewinnen und ſiegen. Er verachtet ein Leben, das er zu beſchützen hätte. Er ehrt die Größe im Karakter ſeines Sohns, und will ſie durch Gegengröße beugen. — Brutus wußte noch nicht, daß er Cäſar's Sohn ſei; — wie alle Gründe, alle Bitten ſogar umſonſt ſind, dies ſtolze Herz zu erweichen, ſo entdeckt er's ihm. — Die Kämpfe zwiſchen Natur und Grundſatz in der Seele des mächtigen Brutus veranlaſſen die ſchönſten Scenen des Stücks. — Caſſius verhärtet wieder den ſchon halb Erweichten. Vaterlands- und Freiheitsliebe ſiegen, und Cäſar fällt. — Vermöge der Natur des Stücks iſt es voll Beziehung auf Frankreichs jetzige Lage. Und eben deßwegen ſtrömte eine Menge von Menſchen zu ſeiner Vorſtellung hin. Ein großer Platz vor dem Hauſe war ſchon von halb vier Uhr an mit Leuten überſäet; — zwanzig und dreißig wurden zu gleicher Zeit hineingelaſſen, und noch um halb ſechs Uhr war nicht alles darin. — Vorzüglich drängten die Jakobiner mit den rothen Mützen ſich zu; — viele dieſer Leute ſind bezahlt, um den Ton anzugeben. — Kein Bienenkorb iſt voller von ſeinen Bewohnern, als dieſes ſehr geräumige Schauſpielhaus es von Menſchen war; und vorzüglich war auf dem Parterre, welches allein mehrere Tauſend enthielt, ein Kopf auf den andern gedrängt. — Eben ſo war's in den Logen, deren ſechs über einander dennoch nicht Raum genug enthielten für die zudringliche Menge! — Kaum war das Parterre voll, ſo begann dieſe dichte und kaum einer Bewegung

fähige Maſſe unruhig zu werden. Die rothen Mützen wurden auf langen Stöcken geſchwungen. Einige brüllende Stimmen erhoben ſich in patriotiſchen Liedern, und nach wenig Minuten ſang die ganze Geſellſchaft. — Indeß verſammelte ſich das Orcheſter. Tauſend Stimmen ſchrien durcheinander ça ira, ça ira; und dies Geſchrei ließ nicht nach bis zum Gehorſam der Virtuoſen. — Man klatſchte den Takt zu dieſer Arie, das ganze Parterre war nur ein Handſchlag, man glaubte eine Maſchine vor ſich zu ſehen, die ein einziger Zug bewegte! — Mehrere Lieblingsarien folgten dieſer. Sie wurden vom gleichen Freudenſchall begleitet. — Endlich begann das Stück! Nicht wohl mehr wie höchſtens zwanzig Worte konnte Brutus hintereinander reden, dann unterbrach ihn das Klatſchen. Oft eine Viertelſtunde hielt dies an, dann ſprach er wieder, dann begann das Klatſchen von neuem. Aber nicht genug, daß man klatſchte — man vermehrte das Getöſe des Beifalls durch eigne dazu mitgebrachte Becken, nach Art der Becken bei Feldmuſik! Man ſchlug ſie über den Köpfen zuſammen, und ein fürchterliches vielfaches Bravo machte das Getöſe noch voller. — Cäſar wurde wenig applaudirt, doch rief man zuweilen „bravo acteur!“ — — Uebrigens kann man ſich in Deutſchland keinen Begriff von der Vollkommenheit einer ſolchen Vorſtellung machen. Wir bewundern einen Iffland und Schröder! wir bewundern die Einzelnen, — hier ſollte man fragen, wo iſt der Akteur, der's ſchlechter macht, geſchweige der vielen, die ſie übertreffen! — Endlich wird Cäſar ermordet, aber hinter der Bühne. Man bringt ſeinen Leichnam. Antonius ſteht vor ihm, Cäſar's Freund; ihn umringen die

übrigen Senatoren. — Antonius überläßt ſich ſeinem Schmerz, er ſchildert Cäſar's Größe, Cäſar's Güte; er ſchildert das Verbrechen ſeines Sohnes; er fordert die Senatoren zur Rache. — Der Akteur ſprach warm und gut, und Voltaire hatt' ihm eine Rede gegeben voll Geiſt und Kraft. — Er forderte die Senatoren zur Rache über Brutus! — Zwei Männer, wovon der eine dicht hinter mir und der andere in der erſten Loge unmittelbar neben mir ſaß, wurden ſehr hingeriſſen; ſie vergaßen ſich und klatſchten! — Auf einmal entſtand ein gräßlicher Lärm im Parterre. Herunter, herunter, ſchrien ſie, der Mann im rothen Kleid herunter! — Er blieb; — das fürchterlichſte Geſchrei wiederholte ſich von neuem; es hielt eine halbe Stunde lang an, und endlich wich der Mann zu meinem nicht geringen Verdruß! Er hätte — NB. über dieſe Zeilen ſeh' ich einigen intereſſanten Bemerkungen und freundſchaftlichen Verweiſen entgegen — er hätte von der Loge herunter das Wort verlangen, er hätte auf die Freiheit, auf die Rechte, die ihm die Konſtitution zuſichert, ſich berufen ſollen. Er hätte fragen ſollen, wo das Geſetz ſei, das dem Einzelnen ſeinen Beifall zu geben verbiete. Er hätte erklären ſollen, daß er ſich eher würde umbringen laſſen, als zurückgehen. Er hätte die kaum beklatſchten Worte aus Brutus Munde auffaſſen und ſich damit ſchützen können. Er hätt' es verſtehen müſſen, dieſe Feſtigkeit ſelbſt der gegenwärtigen Stimmung der Gemüther anzuſchmiegen, und ſo würd' er mit Ehren ſeinen Platz behauptet haben, ſtatt wie eine feige Memme zu entweichen. — Den Klatſcher neben mir hatte man zum Glück nicht bemerkt, und er blieb ſitzen. — Endlich en-

digte das Stück. — Ein Jakobiner erhob ſich; er that den Antrag, Voltaire's Büſte mit der Mütze der Freiheit zu krönen. Nichts, ſagt' er, fehl' ihm ſonſt noch zu ſeinem Ruhme. — Dieſe Idee verſchlang urplötzlich alle Gemüther! Ein fürchterliches, anhaltendes, immer ſteigendes Bravo ſtürzte von allen Seiten her gegen das Theater ſo lange zuſammen, bis die Acteurs Anſtalt machten, um in's Werk zu ſetzen, was der einmüthige Wille gebot! Man brachte ein Fußgeſtell; man ſetzte Voltaire's Büſte darauf von Gyps. — Ein Jakobiner warf ſeine rothe Trauermütze auf's Theater. Man bemützte damit den grinzenden Voltaire, und ſo paradirt' er während einem ganzen Luſtſpiele, das man nach dem Trauerſpiele noch gab, auf dem Theater! — Guter Voltaire, wie würdeſt du lachen, wenn du auferſtündeſt aus deinem Grabe! — —

Armes geblendetes Völkchen! wo ſind denn eure Cato's, eure Caſſius, eure Brutus? wie viele zeigt uns denn die Geſchichte ſo ſchöne Ungeheuer? und was vermochten ſie im üppigen Rom? wo ſind ihre Thaten? — Oder wollt ihr zu der nüchternen Mäßigkeit des alten Roms zurückkehren? — das wollt ihr! — und die erſten Freudenmädchen dieſer Stadt ſind von den Deputirten, euren Geſetzgebern, euren Vaterlandsvätern, gepachtet? — verjagt die zuvor! zertrümmert die Denkmäler der Kunſt! verjagt eure Kaufleute; verbrennt eure Schiffe! zerſtört eure Städte! — macht euch dagegen Hütten! pflanzt Kohl, pflanzt Rüben! pflanzt Wälder, um jagen zu können! Hütet eure Heerden! und geſetzt, daß es euch dann gelingt, das ſchwere Mittel halten zwiſchen Menſchlichkeit und Viehheit; geſetzt, daß ihr das hohe

Ideal von Freiheit in dieſen Zuſtand mit hinübernehmen, geſetzt, daß ihr es realiſiren könnt! — wie lange würd' es dauern? — oder vermögt ihr dem menſchlichen Geiſte Feſſeln anzulegen, der euch zu gleicher Zeit verfeinert, veredelt und entnervt! nicht weil's an und für ſich ſo ſein müßte, ſondern um der Schwachheit willen der menſchlichen Organiſation! — Bollmann.

4.

London, den 14. September 1792.

Liebe Frau Baſe! Auf meinen von Paris aus, und mit deutſchen Buchſtaben an Sie geſchriebenen Brief hab' ich keinen Gegenbrief erhalten, und ich habe dieſe Grauſamkeit um deſto tiefer gefühlt, je willkommner mir ein freundliches Wort in einer Lage geweſen ſein würde, mit deren Unannehmlichkeiten ich Sie bekannt gemacht hatte; weil aber nichts von einmal gefaßten Vorſätzen uns abwendig machen muß, ſo bleib' ich meinem Verſprechen, wenigſtens aus jeder großen Stadt einmal an Sie zu ſchreiben, getreu; und ich erkläre feierlich, daß ich dies immer thun werde, wenn Sie's mir nicht feierlich unterſagen.

Mein Onkel, dieſes traurige, bemitleidenswerthe Gemiſch von Gutheit und Stolz, Anmaßung und Kleinheit, verließ mich bald nach Abgang meines letzten Briefes an Sie, und ließ mich das wohlthätige Gefühl der Freiheit, wiewohl einer ſehr nothdürftigen, nach langem Entbehren derſelben, endlich wieder koſten. Feſt entſchloſſen, mich künftig ohne denſelben zu behelfen, mußt' ich nach Arbeit mich umſehen, und ein gichtbrüchiger Ludwigsritter, behaftet mit dem Spleen des übermäßigen Glau-

bens an ausländiſche Aerzte, verſchaffte mir bald eine ziemlich beträchtliche gichtbrüchige Bekanntſchaft, wodurch ich in den Stand geſetzt wurde, zuerſt wenigſtens rechtlich zu exiſtiren, und hernach auch Nutzen von den Anſtalten in Paris zu ziehen, Kollegia und Hoſpitäler zu beſuchen, Merkwürdigkeiten zu beſehen u. ſ. w. — Ich würde dieſe Exiſtenz vermuthlich noch lange fortgeſetzt haben, allein der Tod, welchem ich bisher förmlichen Widerſtand geleiſtet und den ich mehreremal glücklich zurückgeſchlagen hatte, nahm auf Einmal alle ſeine Wuth wider mich zuſammen. Nicht zufrieden, vermittelſt der Hoſenloſen alle brave Schweizer ſich ſchlachten zu laſſen, ſchlug er mit ſchrecklichem Schlagfluß alle meine gichtbrüchigen Ritter zu derſelben Stunde, wo das Blut der Schweizer noch dampfte! — Alle meine Kunden ſtarben am 10. Auguſt vor Schreck! Was ſollt' ich nun förder in Paris noch thun? was konnt' es mir helfen, mir neue Kunden zu verſchaffen, an einem Orte, wo ſo viel wilde Auftritte es platterdings unmöglich machten, die Seelendiät, den wichtigſten Theil meiner Kunſt, gehörig zu beſorgen? was ſollt' ich noch länger der Verweſung entgegenarbeiten, an einem Orte, wo ſie entſchloſſen ſchien, künftig hauſen zu wollen? — Sie war mir überdies zu verſchiedenenmalen ſelbſt auf den Hacken, vorzüglich am 10. Auguſt, wo mir eine Pike aufgedrungen und ich fortgeriſſen wurde mitten in's Gefecht! — Ich faßte den Entſchluß, ihr das Feld zu laſſen und mich ehrerbietig zurückzuziehen! — Aber wie und wohin? meine erſchlagenen Ritter nahmen zum Theil ihre Schulden an mich in's zweite Daſein mit hinüber, und Billets de confiance, auf jene Welt ausgeſtellt, konnten mir in einem

Lande nichts helfen, wo man an jene Welt nicht mehr glaubt! — Haben Sie keine Sorge für mich, liebe Frau Baſe! Unkraut verdirbt nicht; und Sie werden bald ſehen, daß ich, der Mordſucht eine Beute entwendend, worauf ſie am meiſten gelüſtig war, mich königlich aus der Affaire zog.

Unter den verſchiedenen in Paris gemachten Bekanntſchaften war auch die der Frau von Stael, die Gemahlin des ſchwediſchen Geſandten, die Tochter Necker's, die Verfaſſerin der Briefe über Rouſſeau, die ſie in ihrem ſiebzehnten Jahre ſchrieb. Sie haben wahrſcheinlich jene Briefe geleſen, und folglich haben Sie eine Idee vom Geiſt und von den überwiegenden Fähigkeiten dieſer Frau; aber von ihrem Herzen würd' ich mich umſonſt bemühen, Ihnen einen würdigen Begriff zu machen; denn wenn ich Ihnen auch erzählte, wie raſtlos thätig ſie in den Tagen der Bedrängniß für ihre Freunde war, wie ſie ſich ſelbſt ausſetzte, wie ſie die äußerſten Schritte wagte, auch da, wo durchaus nur das reinſte freundſchaftliche Intereſſe, nur der Wunſch Gutes zu thun, ſie leiten konnte — wenn ich Ihnen das alles erzählte, Sie würden einen Roman, aber keine hiſtoriſche Wahrheit zu leſen glauben; und folglich verfehlt' ich immer meinen Zweck. Die Frau von Stael hat einen Freund, und dieſer Freund iſt Narbonne, ehemaliger Kriegsminiſter, und dieſer Narbonne iſt einer der liebenswürdigſten Männer, die ich jemals geſehen habe. Bei einer ſehr weitausgebreiteten Menſchen-, Welt- und Litteraturkenntniß, bei einem unerſchöpflichen Fonds von Heiterkeit und Laune, bei einem Geiſt, der unabläſſig durchblitzt in allem, was er ſagt und thut, hat er dieſe gänzliche

Verläugnung ſeiner ſelbſt, dieſe anſpruchsloſe Hingebung an die Umgebenden, welche gewöhnlich nur bei dem reinen Bewußtſein innern Werths ſtattfindet, und dieſe altritterliche Offenheit, welche in unſern Tagen ſo ſelten, und in der großen Welt ein Wunder iſt. Dies vorausgeſetzt, werden Sie eben nicht unnatürlich finden, daß die Frau von Stael ihren Freund Narbonne lieb hat, und um ſo weniger, wenn ich Ihnen ſage, daß dieſe Frau von Stael — nicht verheirathet, ſondern gekuppelt iſt an einen Mann, der nicht einmal die Zubereitung eines Kartoffelgerichts, und alſo noch viel weniger das Pulver erfunden haben würde. Sie werden ferner nicht unnatürlich finden, daß Narbonne, bei einer hinlänglichen Anzahl von Scheingeſchäften, um ſeine Vernunft mit ſeinem Herzen einſtimmig zu machen, die Armee verlaſſen hatte, um nach Paris zu kommen und ſeine Freundin zu ſehen. Wenn Sie ſich nun erinnern, daß die Jakobiner Todfeinde von Lafayette, von Narbonne und von allen wackern Leuten ſind, die ihnen anhängen, wenn Sie ſich erinnern, daß der 10. Auguſt die unumſchränkteſte Gewalt in die Hände dieſer Horde von Böſewichtern gegeben hatte, und wenn ich Ihnen zu dem allen noch ſage, daß Narbonne, deſſen Gegenwart in Paris man wußte, der erſte auf der Liſte der Schlachtopfer war, deren ihr Blutdurſt habhaft zu werden ſuchte —: ſo werden Sie ſich ungefähr eine Vorſtellung von der Angſt machen können, worin ich die Frau von Stael antraf, als ich den 14. Auguſt morgens in ihr Zimmer trat. Narbonne war bei ihr; man ſah mich bald als das einzige Mittel an, ihn zu retten. — Eine Menge von Motiven, wozu jedoch die Schönheit der

Frau von Stael nicht gerechnet werden kann, zu meiner nicht geringen Beruhigung, — denn ſie iſt häßlich — ſtürmten auf meine Seele los, und die Freude, dieſen Mann retten zu können, der ſo ſchön, ſo edel und ruhig vor mir ſtand, und der ſüße Gedanke, dieſer Frau die Ruhe wiedergeben zu können, die ſie für ihren Freund verlor, und die ſie für ſich ſelbſt nicht verloren haben würde, und die Genugthuung des unbeſchränkten Vertrauens, welches man in dieſer kitzlichen Sache auf mich ſetzte, — dies alles, dem ich nichts als die augenſcheinlichſte Gefahr meines Kopfes entgegenzuſetzen wußte, wirkte ſo mächtig auf mich, daß die erſte Idee der Möglichkeit ſehr bald zur Feſtigkeit des Entſchluſſes reifte! — Die Sache einmal unternommen, wurde auf ihre Ausführung durch ruhige und überlegte Maßregeln hingearbeitet; ich hatte, was mir niemals gefehlt hat, Freunde, auf die ich zählen konnte, Deutſche überdies, alſo Leute von kaltem Blut und Courage; Glück, Gegenwart des Geiſtes und Muth ließen uns manche Gefahren überwinden, wir kamen glücklich nach Boulogne, während man vor uns und hinter uns andere Flüchtlinge arretirte; wir flogen im Sturm über die See, und liefen wohlbehalten am 20. Auguſt abends um 6 Uhr in dem Hafen von Dover ein. — Wir ſetzten hernach unſere Reiſe weiter fort bis hieher, wo wir uns bei der Madame de la Châtre, einer ſehr liebenswürdigen Franzöſin, logirten. Kaum hatten wir uns von der Reiſe ein bischen erholt, ſo bekam unſre freundliche Wirthin die traurige Nachricht von der Arreſtation verſchiedener Perſonen in Paris, die ſie ſehr nahe angingen, und die ſie ſehr liebte. Von Natur ſehr zart und empfindlich, fiel ſie

bei Leſung des Briefes in fürchterliche Krämpfe, die ſich von Stunde zu Stunde erneuerten; und das ging zwei Tage lang ſo fort. Nach und nach kam Hoffnung und Ruhe wieder; glücklicherweiſe waren die Freunde der Madame de la Châtre am Abend vor der Ermordung der Gefangenen aus der Abbaye entkommen; man erwartet ſie jetzt mit noch verſchiednen Andern; auch die Frau von Stael wird in kurzem hieher kommen; alle dieſe Leute zuſammen, vermuthlich der Kern von Frankreich, reine Freunde der Revolution, und gleichweit entfernt vom Wahnſinn der Emigrirten in Koblenz und von der Wuth der Jakobiner, werden, eine kleine franzöſiſche Kolonie, in der Nähe von London ſich etabliren, und den weitern Gang der Angelegenheiten ihres Vaterlandes, dem ſie jetzt nicht dienen können, abwarten!

Verhältniſſe wie die obigen, zuſammen und gegenſeitig hülfreich miteinander durchlebt, machen die Scheidewände plötzlich fallen, welche die Eitelkeit und der Wahn oft zwiſchen Menſchen und Menſchen ſetzt; man rückt ſich näher; man kömmt auf einmal mit vielen Punkten herüber und hinüber in Berührung, und der Neuling, der Fremdling, tritt in den Platz bejahrter Freunde. — Dies iſt gegenwärtig ungefähr mein Fall. Ich habe mich nicht weigern können, mit dieſen Menſchen, von denen ich überzeugt bin, daß ſie mich lieben, eine Zeit lang zu leben. Ich werde mit ihnen einige Monate auf dem Lande zubringen, und während dieſer Zeit der engliſchen Sprache und Litteratur in glücklicher Ruhe mich widmen.

Die unbegränzte Güte Narbonne's und der Frau von Stael ſetzen mich überdies in den Stand, meinen erſten

Reiſeplan zu verfolgen, und hernach meine Praxis anzufangen, ohne um die erſten Augenblicke in Verlegenheit zu ſein; denn ich habe — doch von dieſen Umſtänden und dem, was damit in Verbindung ſteht, red' ich Ihnen ein andermal. Es würde mich heute zu weit führen, und ich fürchte ſo ſchon Ihre Geduld zu mißbrauchen. — Genug, ich glaube einen weſentlichen Schritt gethan zu haben, nicht nur um mein eignes, ſondern auch um das Glück mancher meiner Freunde zu gründen; und ich kann die Früchte deſſelben um ſo ruhiger genießen, je weniger ich dieſelben vorherſah, je weniger ich um ihretwillen handelte, und je ſorgfältiger ich mich auch für die geringſten Anſprüche hütete! —

Ueberzeugt, liebe Frau Baſe! von dem gütigen Antheil, den Sie und der Herr Vetter u. ſ. w. an meinem Schickſal nehmen, würd' ich ein Verbrechen zu begehn geglaubt haben durch Vorenthaltung dieſer Nachrichten. — Ich ſehe mich endlich auch im Stande, meine Schuld, mit herzlichem Dank für Ihre Güt' und Nachſicht, Ihnen abtragen zu können. Sie werden dieſelbe von Böckh bezahlt erhalten, dem ich heute eine Anweiſung auf Straßburg zuſende. Sollt' Ihnen dieſer ſchuldig geblieben ſein bis jetzt, ſo fall' Ihr Unwill' auf mich. Das durchaus unvorhergeſehene Betragen meines Onkels verzögerte eine Bezahlung an ihn auf ſo viel Monat, als ich auf Tage rechnete; doch würd' ich andre Anſtalten getroffen haben, hätt' er mir nicht geſchrieben, es geh' ihm wohl! Mein Aufenthalt in Frankreich war mir ſehr nützlich und von unbezahlbar wohlthätigem Einfluß auf mein ganzes Leben. Ich habe die Menſchheit im Großen arbeiten geſehen mit denſelben Triebfedern,

womit ſie im Kleinen wirkt. Ich bin mit dem Detail vieler Begebenheiten und Verhältniſſe bekannt geworden, worin ich fremd ſein um vieles nicht möchte. Sehr gerne würd' ich Ihnen manches über die franzöſiſche Revolution, über die Haupttriebfedern derſelben und über den Karakter der wichtigſten handelnden Perſonen mittheilen, erlaubte der enge Raum eines Briefes auch nur einigermaßen erträglich von dieſen Dingen zu reden. — Sollten indeß dieſe oder jene Punkte Sie oder den Herrn Vetter vorzüglich intereſſiren, ſo werd' ich auf beſtimmte Fragen mit vielem Vergnügen und mit möglichſter Vollſtändigkeit antworten. Ich habe Paris um ſo lieber verlaſſen, weil in den Augenblicken meines Weggehns durchaus alle Lehranſtalten in Unordnung geriethen, und weil, vorzüglich in meinem Fache, nichts mehr zu profitiren war, man möchte denn die Amputation des Kopfs für etwas rechnen, die häufig zu ſehn war, die aber in der gewöhnlichen Praxis nicht vorzukommen pflegt. — Hier bin ich in der glücklichſten Ruhe, in der ausgeſuchteſten Geſellſchaft, und in dem angenehmſten Wechſel von Arbeit und Zerſtreuung! —

Sie werden mich recht ſehr erfreuen, wenn Sie mir baldmöglichſt einige Nachricht von ſich zukommen laſſen; in der angenehmen Erwartung derſelben bin ich, liebe Frau Baſe, Ihr ſie kindlichliebender Pflegeſohn

J. E. Bollmann.

(Chez M. Talleyrand-ancien Evêque d'Autun, Kensington-Square.)

5.

Frankfurt am Main, den 28. Auguſt 1793.

Gute, inniggeliebte, vernachläſſigte, aber nie vergeſſene Freundin! Der Ueberbringer dieſes Briefes iſt Herr Pannifex, ein guter braver Landsmann von Ihnen, welchen ich in London kennen lernte, und mit dem ich vergnügt und angenehm von dort bis hieher reiſte. — Ihren Brief, den einzigen, welchen Sie mir nach London geſchrieben, hab' ich richtig erhalten; ich hab' ihn oft beantworten wollen, und ich würd' es mir zum Verbrechen rechnen, es nicht gewollt zu haben, aber die Ausführung des guten Vorſatzes iſt immer verzögert worden, vorzüglich dadurch, daß ich immer den Augenblick abwarten wollte, um Ihnen eine gewiſſe angenehme Nachricht geben zu können, und daß eben dieſer Augenblick nicht kam. — Ich bin gegenwärtig auf einer Reiſe nach Berlin begriffen, die ich eigentlich nicht ſowohl zum Vergnügen, als in Geſchäften unternommen habe; von wo aus ich wieder nach London zurückkehren werde, wohin meine heißeſten Wünſche mich ziehn. Ich bin ſo ſehr eilig, daß ich nicht einmal die Freunde in Offenbach ſehn kann. Ich werde von hier bis Berlin Tag und Nacht reiſen! Verzeihen Sie daher, liebe Freundin, daß ich dieſen Brief ſo kurz abbreche; ich verſpreche Ihnen einen langen und ausführlichen, auf mein heilig Wort, von Berlin aus!

Einſtweilen ſein Sie verſichert, daß, obwohl verwikkelt in mancherlei Verhältniſſen und mannigfaltig ausgeſetzt geweſen, dennoch keine der Beſorgniſſe gegründet geweſen iſt, die Sie in Ihrem Brief an mich äußerten. Ich glaube vielmehr, daß ich beſſer geworden bin! Mein

Herz und mein Karakter ſollen immer rein und meiner herzlichlieben Pflegemutter würdig bleiben!

(Meine beſten Empfehlungen an den lieben Herrn Vetter und die Freunde. In größter Eile!)

J. E. Bollmann.

6.

Leipzig, den 14. Oktober 1793.

Ich hoffe, liebe Frau Baſe! daß Sie durch Herrn Pannifex einen Brief erhalten haben, welchen ich in Frankfurt an Sie ſchrieb. Ich verſprach Ihnen darin einen ausführlichen, und mein Verſprechen wäre ſchon erfüllt, hätte ich mir nicht geſchmeichelt, Sie perſönlich zu überraſchen. — Ich glaubte nämlich von Berlin aus zur Armee gehen zu müſſen, ich war ſogar ſchon auf dem Wege! aber gekommen bis Fulda, erhielt ich Nachrichten, welche mich nöthigten wieder umzukehren; dies wird Ihnen unten deutlicher werden! —

Ich bin willens, liebe Freundin, Ihnen recht weitläufig zu ſchreiben, um die Liebe zu Ihrem Pflegeſohn und das Vertrauen auf ſein gutes Herz zu retten, welche ſonſt ſchwankend werden dürften, und die mir doch unendlich theuer ſind. Bevor ich aber von dem ſpreche, was mir in Frankreich und in England begegnete, erlauben Sie mir einen Augenblick auf die Zeit meines letzten BeiIhnenſeins zurückkommen zu dürfen; nicht um Ihnen etwas Neues zu erzählen, ſondern nur um der Genugthuung willen, Ihnen ſelbſt geſagt zu haben, was Sie durch eigne Beobachtung und durch andre Perſonen zum Theil vermuthlich ſchon wiſſen.

Mir war nicht ſo wohl bei Ihnen in der letzten

Zeit, als wie im Anfange; ich war weniger offen, weil mein Betragen weniger fehlerfrei war. Ueber mein Billardſpielen und über mein Verhältniß mit B. macht' ich mir Vorwürfe, und über beides verdient' ich Tadel. — Meine Finanzen waren durch Billardſpielen zerrüttet; ich brauchte mehr Geld, um nach Straßburg zu kommen, als wie ich hatte. Indeſſen waren meine Bemühungen, dem Freunde Geld zu verſchaffen, darum nicht weniger ehrlich; ich würde ohne die eigne Verlegenheit eben ſo gehandelt haben, nur waren wir übereingekommen, daß er mir etwas abgeben ſollte, obwohl er die ganze für ihn geſuchte Summe nöthig hatte. Ich hofft' ihm dieſes von Straßburg ſogleich wiederſchicken zu können, indem ich nicht auf das lange Ausbleiben der Briefe vom Onkel und nicht darauf rechnete, daß er mir nur eben würde zukommen laſſen, was nothdürftig war, um bis Paris zu kommen. Dieſe unedle Leidenſchaft des Spiels iſt erſtorben, wo ſie entſtanden war, und ich freue mich, Sie verſichern zu können, daß ich ſeitdem nie wieder, außer einige wenige mal mit guten Freunden, ſpielte! — —

— In Straßburg macht' ich durch Böckmann's Empfehlung die Bekanntſchaft von Türckheim's, welche mich ſehr lieb, ſo lieb gewannen, daß ſie mir auf ihre Beihülfe zu zählen erlaubten, als der Onkel in Paris mich verlaſſen hatte. Seit kurzer Zeit haben Umſtände, hoffentlich nur vorübergehend, uns von einander entfernt, welche ich ſelbſt noch nicht kenn' und begreife, und wovon ich alſo nicht reden kann.

In Paris wiſſen Sie wie's ging. — Sie glauben aber, Ihrem Briefe nach, ich habe meinen Onkel falſch

beurtheilt. Ich verſichere Sie, liebe Frau Baſe, auch jetzt, da alle Verbindungen zwiſchen uns ſchon längſt aufgehört haben, denk' ich noch von ihm wie damals. Er hat alle die Anmaßung eines kleinſeligen Emporgekommenen, und die ſchreckliche Indifferenz der Leute, deren Kopf und Herz leer ſind. Er macht beſtändig ſein Glück und ſeine Arbeitſamkeit geltend; ſeine Wohlthaten ſind drückend, das Betragen deſſelben gegen meinen jüngern Bruder, der bei ihm iſt, der beſte Junge von der Welt, und neuere Vorfälle zwiſchen mir und ihm haben dies nur zu ſehr beſtätigt! Sein Wille mag nicht böſe ſein, aber ſeine Handlungs- und Denkungsart iſt roh, und die vernünftigſte Maßregel mit ihm die: alle Verbindungen und Verhältniſſe möglichſt ſorgfältig zu vermeiden! — Er hatt' etwas angefangen, was er nicht konnt' oder wollte. Ich bat ihn alſo, mir nur noch wenigſtens etwas zu geben. Er gab mir ſechshundert Livres in Aſſignaten, und überließ mich Gott und meinem Schickſal in einer ungeheuren Stadt, deren Sprach' ich erſt lernen mußte, um mir ſelbſt etwas verdienen zu können. In dieſer Zeit ſchrieb ich Ihnen meinen zweiten Brief; ein Hausknecht, der ihn auf die Poſt trug, hatte das Porto mir angerechnet, aber nicht bezahlt. Daher der Zufall, daß er Ihnen ſo ſpät erſt zu Händen kam, und darum hab' ich auch Ihre Antwort nicht empfangen, deren Verluſt ich recht ſchmerzlich bedaure.

Ich hatt' in Straßburg einen gewiſſen Philipp Heiſch kennen gelernt, der in dem Türckheim'ſchen Hauſe freundſchaftlich umging. In Paris trafen wir uns wieder. Er begleitete dorthin ſeinen Bruder Friedrich Heiſch, einen jungen Kaufmann, welcher bei einem der erſten Banquiers

einen ſehr guten Platz bekommen hatte. Er blieb ungefähr drei Wochen bei ſeinem Bruder und ging dann wieder zurück nach Straßburg. — Friedrich Heiſch war ein junger Mann von einundzwanzig Jahren, ein wahres unſchuldiges Naturkind. Er hatte die Handlung in einem guten Hauſe in Straßburg ſieben Jahre lang gelernt, war fünf davon in ſeine Prinzipalin verliebt geweſen, und ſprach ihren Namen nicht aus ohne Erröthen. Seine Seele war rein wie Kryſtall, er wußte von allem Böſen nichts wie die Namen, und hatt' ein ſehr gefühlvolles Herz, das ganz ungetheilt und mit vollem Vertrauen ſich hingab! Sie können leicht denken, daß eine ſo ſeltene Erſcheinung mir nicht gleichgültig war; wir ſchloſſen uns bald äußerſt feſt aneinander, und nahmen ein gemeinſchaftliches Zimmer, feſt entſchloſſen, Freud' und Leid miteinander zu theilen.

Mein Heiſch war nur Mittags und Abends zu Hauſe, folglich hatte ich beinahe den Alleingenuß der Wohnung. Ich wendete alles Mögliche an, um franzöſiſch zu lernen, bot deutſchen Buchhändlern Ueberſetzungen franzöſiſcher Werke an, hörte zwei Kollegia, ließ mich in den öffentlichen Blättern als Augen- und Hautkrankheiten-Doktor für nothleidende Arme ankündigen, bekam ſechs bis ſieben deſperate Patienten, die nicht arm waren, dokterte eine lange Zeit mühſam und nach beſten Kräften, brachte einige ein bischen zur Beſſerung und wurde von keinem bezahlt. Zuletzt fiſcht' ich einen Abbé auf, der ſich die kleine Zehe wegen der übeln am Gehen hindernden Anheilung derſelben, nachdem ſie gebrochen geweſen war, wollte abſchneiden laſſen. Wir wurden eins für hundert Livres. Aber kurz vor der Operation fiel mein Abbé

in eine Ohnmacht, aus der er ſich nur wieder erholte, um mich auf den Knien zu bitten, für diesmal das Abſchneiden noch zu verſchieben. Ich ging und hab' ihn nicht wieder geſehn! — Dies iſt die Geſchichte meiner praktiſchen Laufbahn in Paris.

Dieſe Zeit würde äußerſt traurig geweſen ſein, hätten nicht die politiſchen Begebenheiten angefangen mich zu intereſſiren. Die damalige Lage Frankreichs war für mich ein weites Feld; ich ſuchte der Geſchichte der Revolution beſtmöglichſt inne zu werden, beobachtete ſo viel ich konnte, und erkannte bald (ohne mich für irgend eine der verſchiedenen Partheien zu erhitzen) in dem Sturme des Ganzen die fürchterlichſte Kriſe eines ſeit langer Zeit durch die Folgen aller möglichen Ausſchweifungen ſchwer kranken Staatskörpers. Ich ſah einen Haufen, den wilder Enthuſiasmus zu großen Bewegungen fortriß; aber nirgends ſah ich Freiheit, Geſetzkraft, Ordnung. Ueberall arbeiteten Privatleidenſchaften, vorzüglich Habſucht und Herrſchſucht, durch und wider einander. Ueberall war das öffentliche Beſte ausgeſtecktes, faſt nirgends war es wirkliches Ziel! — Schon damals glaubt' ich, daß nichts von Beſtand ſein würde; ich ſah ein üppiges, ſittenloſes Volk; „die Knaben", ſagt' ich, „müſſen erſt wieder aufwachſen unter Schlachten und Blut, die Mädchen unter Trübſal und Thränen — eher wird's nicht beſſer!" Und noch jetzt iſt mein Wunſch, daß die Kriſe austoben, aber nicht erſtickt werden möge, damit die feindlichen Elemente wahrhaftig ſich zerſtören, damit die Gluth der Krankheit nicht in's Innere ſich verſchränke, ſondern wirklich erlöſche, denn nur unter dieſen Bedingungen, däucht mich, kann dauerhaftes Wohl aus der

allgemeinen Zerrüttung hervorgehn! — Ob's die Habſucht der Großen erlauben wird, weiß ich nicht!

Wenn ich nicht hell in dieſen Dingen geſehn habe, ſo lag die Schuld wenigſtens nicht an den Dünſten der Unmäßigkeit, denn ein magres Mittageſſen für dreißig Sous, ein Endivienſalat abends, und Rettige mit Butterbrot morgens — dies war unſre tägliche Koſt. Meine sechshundert Livres waren alle, und wir fingen nun an, von der Einnahme des guten Heiſch gemeinſchaftlich zu leben, immer in der Hoffnung, daß bald eine Gelegenheit auch für mich ſich zeigen würde, um was zu verdienen; aber beinahe hätte der 10. Auguſt aller Noth und aller Hoffnung auf Einmal ein Ende gemacht. Wir hörten in der Nacht das Läuten der Glocken, und ſahn am Morgen das Gewühl des bewaffneten Volks. Mein Heiſch mußte zur Arbeit; ich ſelbſt ging mit einem Freund in den Garten der Tuilerien. Wir ſahen überall viel Bewegung. Zuletzt kam der König mit ſeiner Familie, umgeben von Soldaten, aus dem Schloſſe, und ging zur Assemblée nationale, deren damaliger Verſammlungsſaal an jenen Garten ſtieß. Wir fanden Mittel, uns mit hinein zu drängen. Der König war wie einer, der nicht weiß, was mit ihm iſt und mit ihm werden ſoll, betäubt und kraftlos. Die Königin, voll Hoheit und Würde, ſchien nur Bedauern für ihre Kinder zu haben, nur Verachtung für die Verſammlung und keine Sorge für ſich ſelbſt! — Man verhandelte dies und jenes, als auf Einmal die erſten Schüſſe fielen. Die ganze Verſammlung verlor den Kopf, mein Freund auch! Er rannte fort wie beſeſſen, natürlich rann ich mit, denn trotz meiner Bemühungen ließ er ſich nicht halten. Wie

wir draußen waren, ging die Noth erſt an; überall Waffen und Schießen; — wir konnten nicht vor- und nicht rückwärts. Mein Freund rettete ſich in eine kleine Hütte, wo er in den Schornſtein kroch, ich ſelbſt entkam durch's Getümmel!

Einige Tage nachher kam der Herr Gambs zu mir, der Prediger an der ſchwediſchen Kapelle. Er ſprach von der Rettung eines Unglücklichen, in großer Gefahr Schwebenden; ich errieth, wer's ſei. Er führte mich zur Gemahlin des ſchwediſchen Geſandten, Madame de Stael. Eine hochſchwangere, um ihren Geliebten jammernde Frau wirkte ſtark auf meine Einbildungskraft. Sie können ſich's denken, wie ſehr ſie jammerte, denn ihr Geliebter ſeit neun Jahren, ſollte eigentlich bei der Armee ſein. Er war in Paris nur auf ihr Bitten und heimlich, aber man wußte ſeine Anweſenheit, man war begierig auf ſeinen Kopf, man forſchte nach ihm, und man ſprach von Durchſuchung des Hauſes. — Eine Frau in Thränen, ein Mann in Lebensnoth, die Hoffnung der Freud' einer gelungenen Rettung, die Ausſicht auf England, die Möglichkeit einer Verbeſſerung meiner Lage, der Reiz des Außerordentlichen — dies alles wirkte zuſammen. Mein Entſchluß war bald gefaßt. „Ich übernehm' es“, ſagt' ich, „und will meinen Plan bringen.“ — Auch dieſer war bald fertig! Nur den zweiten Paß zu bekommen hielt ſchwer. Ich lief drei Tage lang zu allen Engländern, zu allen Freunden, die ich kannte — nichts! Keiner wollt' es wagen! Zuletzt erſt fiel mein guter Heiſch mir ein. Wir gingen zum engliſchen Geſandten; Heiſch mußte ſich für einen Hannoveraner ausgeben. Wir bekamen einen Paß. Er wurde gegen einen andern

eingetauſcht von Lebrun, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, dann unterſchrieben von Petion, dem Maire, und ſo war's richtig! — Der Name von Heiſch war zum Glück auf dem Paß verſchrieben, und er mußte ſich auch verborgen halten am Tage der Flucht. Er ſchied von mir mit der Verſicherung, mir ſobald wie möglich zu folgen; die Stael hatte ihm ein Geſchenk gemacht, während er noch in Paris war. —

Narbonne ſchlief bei mir die letzte Nacht vor der Abreiſe. Morgens um 4 Uhr ging's fort. Wir mußten auf die Wachſtube voll Menſchen gehn, bevor wir zur Stadt hinaus konnten. Das Wort Engländer und unſre Freimüthigkeit verblendeten die Augen. Geplauder über die Meinung der Engländer von der Revolution zerſtreute die Aufmerkſamkeit. Unſre Päſſe wurden endlich unterſchrieben. Wir fuhren fort. Verſchiedene Wiederholung derſelben Scene unterwegs. Wir kamen glücklich nach Boulogne. Wir flogen im Sturm über's Meer. Wir ſchliefen die zweite Nacht ruhig in Dover. Wir waren am dritten Abend zu Kenſington, dem Ziel unſrer Reiſe.

Narbonne iſt ein ziemlich hoher, etwas plump gebauter ſtarker Mann, aber deſſen Kopf etwas Auffallendes, Großes, Ueberlegenes hat. Er iſt unerſchöpflich an Witz, an Reichthum von Ideen. Er iſt vollendet in allen geſellſchaftlichen Tugenden. Er verbreitet Anmuth über das Dürrſte. Er reißt unwiderſtehlich fort, und macht, wenn er will, einen Einzelnen wie eine ganze Geſellſchaft trunken! — Es war nur e i n Mann in Frankreich, der ihm in dieſer Rückſicht an die Seite geſetzt wurde, und der ihn, meiner Meinung nach, noch

bei weitem übertrifft, — dies iſt ſein Freund, Monſieur de Talleyrand, ehemals Evêque d'Autun. — Narbonne gefällt, aber er ermüdet auf die Länge. Man könnte Talleyrand Jahre lang zuhören. — Narbonne arbeitet und verräth Bedürfniß zu gefallen, Talleyrand entſchlüpft, was er ſpricht, und es umgiebt ihn beſtändig eine leidenſchaftloſe Behaglichkeit und Ruhe. Was Narbonne ſagt, iſt mehr glänzend; was Talleyrand ſagt, mehr anmuthig, fein, niedlich. Narbonne iſt nicht durchaus für alle Leute, ſehr empfindſame mögen ihn nicht, er hat über ſie keine Herrſchaft. Talleyrand, ohne weniger moraliſch verdorben zu ſein, als Narbonne, kann die ſelbſt bis zu Thränen rühren, welche ihn verachten! — Ich weiß hievon merkwürdige Beiſpiele!

Alle Franzoſen, vorzüglich die der großen Welt, ſtreben nach obigen Vollkommenheiten, haben mehr oder weniger davon, und dieſe Vorzüge ſind meiſtens das Beſte, was ſich an ihnen auffinden läßt. Vorzüglich fehlt ihrem Ruhme großherzige Simplicität und geſunde Vernunft. Sie können nichts gerad' und natürlich betreiben, ſie wollen immer Gewandtheit mit in's Spiel bringen, und durch's Beſtreben, recht fein zu handeln, gehn die meiſten von ihren Unternehmungen zu Grunde. Sie wollen immer über die Dinge mit viel Geiſt ſprechen, ſie vertiefen ſich daher blitzſchnell in die feinſten, entlegenſten Verhältniſſe derſelben, ſehn darüber die viel weſentlichern nicht, welche dicht vor ihren Augen liegen, und ſchließen meiſtens falſch. Es fehlt ihnen überdies Feſtigkeit und Ausdauer. Sie ſind übrigens gutherzig und handeln ſelten anders ſchlecht, als aus Schwäche. Während meines Aufenthalts in Kenſington, wo ſich in

der letzten Zeit alles, was vormals in Paris den glänzendſten Zirkel ausmachte, verſammelte, hab' ich ſehr viel Gelegenheit gehabt, Belege zu obigen Schilderungen zu finden. — Sie glauben nicht, liebe Frau Baſe, wie verſchieden von jenen Menſchen die Engländer in ihrem Karakter und Weſen ſind. —

Narbonne überhäufte mich unterwegs mit Freundſchaftsverſicherungen, mit wiederholten Aeußerungen ſeiner Dankbarkeit, mit einem Strom von ſchönen Worten, die ich bewunderte, aber wobei ich mich unwillkürlich zurückzog. Ich ſah darin nur die Beſtrebungen, eine vermeintliche Pflicht zu erfüllen — aber es war darin nichts Herziges, — Narbonne kannte mich nicht; er konnte mich weder ſchätzen noch lieben. Alſo war ich während der ganzen Reiſe zurückgezogen und ernſt, und zuweilen heiter über den glücklichen Ausgang des Wagſtücks! —

Unter dieſer Stimmung kamen wir nach Kenſington, und logirten uns ein bei Madame de la Châtre. Dieſe lag im Bett und war krank; ich verſchrieb ihr was, und ſuchte mich um die Wirthin verdient zu machen. Sie wurde wieder beſſer, und ſchenkte mir nachher ein Duzzend der feinſten engliſchen Schnupftücher für meine Bemühungen. Ich macht' ihr ein Gegengeſchenk mit einer feinen engliſchen Scheere, deren ſie bedurfte. Narbonne fuhr fort in ſeinem Betragen wie unterwegs. Ich ſagt' ihm geradezu: „Sie ſind zu gut, Sie machen mich beklommen; Sie kennen mich noch nicht; Sie wiſſen noch nicht, ob ich Freundſchaft verdiene." Er antwortete, ich ſei ein Original, und ließ mich ruhig! — Ich habe nachher gemerkt, daß es ihm unangenehm geweſen war, mich nicht gewinnen, nicht gleich an ſich feſſeln zu können.

Einige Tage nachher war Narbonne am Morgen früh ausgegangen, und ich frühſtückte allein mit Madame, die der franzöſiſchen Sitte gemäß noch im Bette lag. — Verheirathet nur aus Konvenienz, wie das bei allen Damen in Frankreich der Fall iſt, und überdies noch mit einem alten grauhärigen Manne, ſtand ſie ſchon ſeit neun Jahren in der engſten, vertrauteſten Verbindung mit einem gewiſſen Monſieur de Jaucourt, einem der Abgeordneten an der zweiten Aſſemblée. Madame de la Châtre bekam einen Brief, während wir noch Thee tranken, und ſie hatt' ihn kaum halb geleſen, ſo fiel ſie in Konvulſionen, die bald auf einen fürchterlichen Grad zunahmen. — Sie ſchrie, ſie weinte, ſie ſchlug mit Händen und Füßen, ſie wollte ſterben, ſie wollte fort auf der Stelle nach Paris. — Ihr Kammermädchen und ihr Sohn ſtürzten herein, ein Knabe von zehn Jahren, und machten noch mehr Lärm wie die Kranke ſelbſt. Ich ſchickte ſie fort, um Narbonne zu ſuchen. — Die arme Frau fiel aus einem Paroxysmus in den andern, ſie rief unabläſſig: „Es iſt vorbei, er iſt verloren, ſie haben ihn feſtgenommen; ſie werden ihn umbringen!“ — Ich ſchloß aus dem allen, daß Jaucourt arretirt worden ſei, und das war auch wirklich der Fall. — Ihr Zuſtand fing nun an, mich doppelt zu intereſſiren, denn ich dachte, die hätt' eine ſehr gute Gattin werden müſſen unter andern Umſtänden, welche nach neunjährigem Umgang noch ſo heftig für jemand fühlt, dem ſie gut iſt! — Ich wurde von dieſem Augenblick an verliebt in Madame de la Châtre.

Ihre Anfälle wurden immer ärger, ich hatte nie ſo was Fürchterliches geſehn und wußte mir keinen Rath

mehr, als endlich Narbonne kam. — Sein Erſtes war, von den augenblicklichen Anſtalten zur Reiſe nach Paris zu ſprechen; das Zweite, daß man einen Kourier hinſenden müſſe, — der Kourier wurde gleich geholt und fortgeſchickt; — das Dritte, es ſei am beſten, nur bis Dover ſelbſt zu reiſen, und da die Zurückkunft des Kouriers abzuwarten! — Sein Benehmen war unübertrefflich ſchön; er führte ſie in Zeit von anderthalb Stunden wieder zurück zur Vernunft und Ruhe, und ſeine geiſtvolle Geſchäftigkeit um Madame herum während der fünf folgenden Tage war eins der ſchönſten Schauſpiele, die man ſich denken kann.

Am ſechſten kam die Nachricht von Jaucourt's Freilaſſung. Madame de Stael war zu Manuel gefahren, damals Procureur de la Commune. Sie hatt' ihn beinahe fußfällig gebeten, ſich für Jaucourt zu verwenden. Manuel, ſtill, finſter, in ſich gekehrt, von Kindsbeinen an Republikaner, war übrigens kein böſer Menſch. Er that das Seinige, und Jaucourt entkam aus der Abbaye am Abend vor dem Gemörd' am 2. September. — Es würde Schad' um ihn geweſen ſein, hätt' er ſterben müſſen. Er iſt ein guter Mann, in dem kein Falſch iſt.

Dieſe gute Nachricht von Jaucourt's Freilaſſung errieth ich nur, — förmlich mitgetheilt wurde ſie mir nicht. — Ich hatte einigen Antheil an dem Kummer von Madame de la Châtre genommen, und da ſie mich ſehr zu intereſſiren anfing, ſo verdroß mich's um ſo mehr, daß man mich nicht Theil an der Freude nehmen ließ. Ich wollte auf der Stell' aus dem Hauſe, und verſchwieg Narbonne nicht, warum. „Sie werden mir dieſe Krän-

kung nicht anthun“, ſagt' er, „die Weiber ſind ſchamhaft mit ihren Geliebten; der Schmerz treibt über alle Schranken hinaus, aber mit der Ruhe kehrt die Ueberlegung wieder.“ — Er hatte gleich mit Madame de la Châtre geſprochen, ſie nahm den erſten Anlaß, um mir weitläufig und vertraulich von den erhaltenen guten Nachrichten zu ſprechen. — Ich blieb! Von dieſem Augenblick an ſagten ſie, ich ſei empfindlich und ſonderbar wie Jean Jaques Rouſſeau, — und dieſen Karakter hab' ich hernach behalten.

Indeſſen war ich verdammt, die ſchöne Madame de la Châtre vom Morgen bis zum Abend zu betrachten. Ihr Weſen war nicht ſanft, nicht gütig, nicht empfindſam, ſie war vielmehr raſch, lebhaft, mannhaft, heftig, ſchneidend zuweilen, und dieſe Frauenzimmer rühren mich ſonſt nicht; aber ſie war ehrlich, fein, offen, hatte die ſchönſte, vollkommenſte weibliche Form, Händ' und Füße zum Mahlen, und eine Haut ſo weiß und fein, daß es ſogar in England vergeblich geweſen ſein würde, eine ſchönere aufzuſuchen. Ich ſah ſie morgens ehe ſie aufſtand, abends ehe ſie einſchlief, und den ganzen Tag über bald ſitzend, bald ſtehend, bald liegend auf dem Sopha in den ſchönſt=möglichſten Attitüden, immer voll Leichtigkeit und Anmuth in ihren Bewegungen, — ſie begegnete mir überdies ſehr freundſchaftlich, und hatte die Art von Freud' an mir, die man an einem Weſen von beſondrer Art hat, deſſen Freimüthigkeit gefällt. — Es war mir nicht möglich, unter dieſen Umſtänden gleichgültig zu bleiben.

Nach und nach kamen von Paris Talleyrand, Jaucourt, Montmorency, und eine große Menge andrer

Herren. Die Zirkel bei Madame de la Châtre wurden ſehr brillant. Wir ſpeiſten oft zu achtzehn bis zwanzig Perſonen. Gegenſtände aller Art wurden verhandelt, Syſteme aller Art wurden vertheidigt, Anekdoten aller Art erzählt. Witz und Laune wurden vergoſſen! — Natürlicherweiſe konnt' ich mit dieſem Herrn in ihrer Art nicht wetteifern; ich hielt mich daher deſto genauer an meine eigne; ich war ſo unfranzöſiſch wie möglich. Meiſtens kalt, ſtreng wahr in allem, was ich ſagte, naiv aufrichtig, unverbindlich in Worten, und äußerſt zuvorkommend, wo ich gefällig ſein konnte, vorzüglich fehlte meiner Madame de la Châtre keine Nadel, kein Etwas, ſo unbedeutend es auch ſei, das ich ihr nicht entgegentrug, — treffend zuweilen in meinen Bemerkungen, vorzüglich wenn die Herren im Disputiren ſich erhitzten und gegenſeitig einander nicht verſtanden, uneitel, ſtolz-männlich, verſchafft' ich mir eine Art von Exiſtenz, die mir nicht unangenehm war, wobei mein wirklicher Karakter, glaub' ich, gewann, und die ſich beſſer fühlen als beſchreiben läßt.

Ob indeß dies Leben auf die Dauer gut für mich geweſen wäre, weiß ich nicht. Ich las Voltaire und Rouſſeau, ſtudirte die franzöſiſche Sprache und die Menſchen, die um mich waren, aber meine närriſche Leidenſchaft machte mich zuweilen mißmuthig, und ſtörte die Freiheit meiner Seelenkräfte. Zum Glück zerſtreute ſich die ganze Geſellſchaft. — Narbonne, Madame de la Châtre, Jaucourt, Montmorency, hatten ein Landhaus gemiethet, wo natürlicherweiſe für mich nichts zu thun war. Die Uebrigen gingen anderswo hin, und ich ſelbſt

ging nach London, wo mein guter Heiſch eben angekommen war. —

Kurz zuvor hatt' ich einen ſehr freundſchaftlichen Brief von Madame de Stael erhalten, worin ſie mich bevollmächtigte, zu jeder Zeit meines Lebens, dies ſind ihre eignen Worte, die Rechte eines Bruders, eines Freundes, eines Wohlthäters auf ſie geltend zu machen! — Die Folge hat bewieſen, daß dieſer Brief ſehr ehrlich geſchrieben war.

Ich erhielt auch einen Brief von Zimmermann in Hannover, welcher mich mit Lobſprüchen überhäufte, mir die ſchönſten Ausſichten öffnete und ſogar ſchrieb, der König würde mich ſprechen, und hernach würde mein Glück gemacht ſein. — Ich gab den Brief Narbonne zu leſen, er war geſcheidter wie ich, und ſagte nur bloß: „Der Mann ſchreibt ſehr gut franzöſiſch!“ — Wiewohl er Recht haben mochte, ſo hab' ich dennoch ihm lange Zeit dieſe Antwort nicht verziehen. —

Ueberhaupt hatte Narbonne, zuverläſſig aus dem oben angegebenen Grunde, ſeit geraumer Zeit ſich ſehr zurückgezogen; er hatt' auch übel genommen, daß ich ihm von meinen Empfindungen für Madame de la Châtre nichts ſagte, von denen er ſah, daß ſie mich quälten. — Bei verſchiedenen freundſchaftlichen Unterhaltungen, die ich in der letzten Zeit in Kenſington mit ihm einzuleiten ſuchte, blieb er kalt. Er verließ mich übrigens unter vielen Freundſchaftsverſicherungen, verſprach, mich in London zu beſuchen, mich zu Lord Grenville zu führen, an meinem Glücke zu arbeiten, u. ſ. w. — Heiſch, der ihn beſuchte, hatt' er mit vieler Artigkeit empfangen und ihn gebeten, von ſeinen Empfehlungsbriefen noch keinen

Gebrauch zu machen, indem er ſelbſt bei verſchiednen angeſehenen Kaufleuten in London von ſeiner Bekanntſchaft ſich bemühen wolle, ihm einen guten Platz zu verſchaffen. Heiſch war erfreut darüber, und verſprach Nachricht von ihm zu erwarten. —

Die Trennungen in Kenſington gingen wie im Sturm, ich habe ſeitdem Madame de la Châtre, welche bald darauf nach Frankreich zurückkehrte, wo ſie noch iſt, nicht wiedergeſehn. — Ich logirte mich vorläufig mit Freund Heiſch in London-Coffeehouse, Ludgatehill, einem großen Gaſthof in London, und freute mich bald recht königlich meiner wiedererlangten moraliſchen Freiheit. —

Ich hatte damals fünfzig Louisd'or, welche man mir in Paris gegeben hatte, um nicht ohne alle Hülfsmittel zu ſein, im Falle wir arretirt würden, oder daß uns ſonſt etwas zuſtieße. — Ich ſprach in Kenſington vom Zurückgeben, Narbonne fragte mich ſtatt aller Antwort, ob ich nicht geſcheidt ſei?

Dies führt mich, liebe Frau Baſe, wieder auf Ihren Brief. Sie ſchreiben: „In Paris war Ihnen der Gedanke bitter, Ihren Nebenmenſchen gegen baare Bezahlung zu kuriren und doch.“ — Geſetzt, ich hätte Narbonne geradezu für's Geld gerettet, ſo ſehe ich kaum, was in der Sache juſt Unmoraliſches wäre. Alles ehrliche Geldverdienen in der Welt iſt Verdienen durch Dienſtleiſtungen, die höheren Pflichten nicht widerſprechen, und mich däucht nicht, daß es mehr ſtrafbar iſt, für ein gerettetes Leben mit Gefahr des eignen ausgezeichnete Belohnung zu empfangen, als für ein gerettetes Leben durch ein kühnes Aderlaß, ein kühnes Brechmittel

mit Gefahr des guten Rufs. Sein Leben vernünftig zu wagen, — d. h. mit der Wahrſcheinlichkeit es davon zu bringen, und für einen hinlänglich wichtigen Zweck, — iſt ſo wenig einer Pflicht zuwider, als vernünftigerweiſe ſeinen guten Ruf zu wagen. — Aber die Stael war ſchwanger, und Narbonne's Tod wäre zuverläſſig der Untergang dreier Geſchöpfe geweſen! — Das Einzige, was ein feines Gefühl dabei Bedenkliches findet, und was auch Sie, liebe Freundin, bei Ihrem Briefe geleitet hat, iſt die Bemerkung, daß es gewiſſe Dienſtleiſtungen giebt, die zu edel ſind, um bezahlbar zu ſein, und die man nach Rouſſeau nicht für Geld thun kann, ohne ſich ſelbſt und die Sache zu erniedrigen! Dies iſt unſtreitig wahr! — Aber ich hab' auch mit Narbonne keinen Handel gemacht; es iſt nicht mit Einer Silbe von Geld als von Motiv unter uns die Rede geweſen. Ich bin innig überzeugt, daß ich nicht um ein haarbreit verſchieden gehandelt haben würde, ſelbſt bei der Gewißheit, keinen Pfennig dadurch zu gewinnen; aber ich geſteh' auch eben ſo aufrichtig, daß unter dem Berechnen der möglichen Folgen jener Handlung der Gedanke mir lieb war, meine Glücksumſtände dadurch vermuthlich zu verbeſſern. Ich wollte mir einen Freund auf Koſten der größten Gefahr machen, deſſen Ueberfluß ich nicht umhin konnte als vortheilhaft für mich ſein könnend mir vorzuſtellen, aber ich würde das Geld nicht als Beweggrund haben denken können, ohne mich vor mich ſelbſt zu ſchämen. Ich habe deßwegen in jener Ihrer Aeußerung die zärtliche Freundin tief gefühlt, habe über Ihre Liebe, über Ihre Beſorgniſſe mich gefreut, und ich würde dieſen weitläufigen Brief, dies Stück Roman nicht

ſchreiben, fürchtet' ich nicht, daß Sie von manchen Vorfällen ſchief unterrichtet ſein möchten, und wünſcht' ich nicht, Sie zu überzeugen, daß ich, troß der mancherlei begangnen Fehler, doch wenigſtens die Gefahren nicht gelaufen bin, für welche Sie am meiſten zu fürchten ſcheinen.

Ich fing nun an, mit meinem treuen braven Heiſch, den ich wieder zu haben mich freute, London zu beſehn, legte mich mit Eifer auf die Sprache, ſtudirte Zeitungen, um das Volk kennen zu lernen, worunter ich mich befand.

Acht Tage waren ungefähr ſo verfloſſen, als mir Narbonne eine gerichtliche Obligation zuſchickte, worin er ſich und ſeine Erben verpflichtete, mir Zeit meines Lebens fünfzig Louisd'or jährlich zu bezahlen, als einen Beweis, wie es in der Obligation hieß, ſeiner Dankbarkeit für meine ihm geleiſteten Dienſte. Dies Papier war von einem Billet begleitet, worin er mich in ſehr höflichen Ausdrücken bat, das Beikommende anzunehmen, worin er es bedauerte, daß Geſchäfte ihn verhindert hätten, mich zu beſuchen, und worin er am Ende ſagte, nichts würd' ihn abhalten können, in den nächſten Tagen zu mir zu kommen und mich zu ſehn. — Ich war geſonnen, ſeine Obligation zu behalten, im Fall' ich ſie, durch Narbonne's künftiges Betragen berechtigt, als ein freundſchaftliches Geſchenk würde anſehn können, und ſchrieb ihm daher zurück, ich ſähe ſeinem Beſuche, um ihm meine Dankbarkeit bewieſen zu können, mit heißer Erwartung entgegen. — Ich war dies um ſo mehr berechtigt zu ſchreiben, da Narbonne ſelbſt in ſeinem Billet mir anzeigte, er ſei gegenwärtig bald hier, bald dort,

und da das Landhaus, wo er eigentlich zu ſuchen war, zwanzig engliſche Meilen von London lag.

Um die Zeit machte ich im Coffeehouse durch einen Dritten, den ich ſchon in Paris gekannt hatte, die Bekanntſchaft eines gewiſſen Erichſen, eines ſchwerreichen Kaufmanns aus Kopenhagen. Er war ein ſehr hübſcher Mann, frei, offen, ſtolz, großmüthig in ſeinem Weſen, dreißig Jahr alt, aber ſeit ſeinem dreizehnten beſtändig auf Reiſen; er war zweimal in Oſtindien geweſen, war, ohne gelehrte Kenntniſſe zu haben, durch eigne Erfahrung über unendlich viele Dinge äußerſt richtig und umſtändlich belehrt. Er verſtand ſich gut auf Menſchen, und kannte vorzüglich England, wo er wie zu Hauſe war, mit allen ſeinen Verhältniſſen durch und durch! — Nach einigen Unterhaltungen fing er an, ſich für mich zu intereſſiren, und dies Intereſſe wuchs bald zu einem ſolchen Grade, daß er ohne mich nicht fertig werden konnte. Er nahm ſich vor, mich London kennen zu lehren. Wir beſahen eine Merkwürdigkeit nach der andern, gingen täglich in's Schauſpiel, beſuchten alle öffentlichen Häuſer, alle öffentlichen Zuſammenkünfte, und drei Wochen verflogen ſo im Taumel. Erichſen verſtand in einem hohen Grade die Kunſt, zu beobachten. Sein Verſtand brachte mannigfaltig zuſammen alles, was ſeinen Blicken begegnete. Er ſah nichts ohne zu denken, und überraſchte mich oft in großen Zirkeln mit Aufſchlüſſen über einzelne Perſonen, die es unmöglich ſchien ohne genaue Bekanntſchaft mit denſelben geben zu können, und die er doch, wie er mir nachher bewies, nur aus einzelnen Bemerkungen ſchöpfte. Er machte mich aufmerkſam auf alles, was einem jungen Reiſenden merkwürdig ſein kann, er führte

mich zur Kenntniß engliſcher Sitten und engliſchen Karakters; er ſprach mir von der engliſchen Staatsverfaſſung und von den eingeſchlichnen Mißbräuchen in dieſelbe, mit Einem Worte — ich war keinen Augenblick bei ihm, ohne etwas Nützliches zu erbeuten! — Von den Koſten unſrer Zerſtreuungen bezahlt' ich kaum nur den fünften Theil, er wollte durchaus nicht, daß ich alles zur Hälfte bezahlte, auch hätt' ich's nicht können! Er ſagt', ihm mache das alles nichts aus, ſein Glück ſei gemacht, er wünſche mich zur Geſellſchaft zu haben, und ſo weiter, und er that alles mit einer ſo guten Art, daß mir darum, weil ich ihm Verbindlichkeiten ſchuldig ward, auch nicht ein bischen in ſeinem Umgange weniger leicht, weniger behaglich war! —

Heiſch hatt' unterdeß Gebrauch von ſeinen Empfehlungsbriefen gemacht und wieder einen ſehr guten Platz bekommen. Narbonne ließ durchaus nichts von ſich hören, und das verdroß mich um ſo mehr, weil dadurch ſeine Obligation das Anſehn einer Bezahlung erhielt. Ich wollte ſie zu wiederholtenmalen zurückſenden, aber Erichſen hielt mich immer davon zurück. Er ſagte: „Die Großen taugen nichts; ihr Geld iſt beſſer wie ſie ſelbſt; Narbonne würde ſich freuen, ſein Papier wieder zu haben, und Sie noch obendrein auslachen; behalten Sie, was Sie haben, und begehn Sie keine Thorheit aus falſcher Delikateſſe.“ — Dieſe Gründe verzögerten wohl die Ausführung meines Vorhabens, aber ſie befriedigten mich nicht, — die Obligation war mir drückend. —

Erichſen faßte den Entſchluß, nach Paris zu gehn, um eine Unternehmung in Getraide zu machen. Er hatt' einen eignen Reiſewagen und folglich einen leeren

Platz. Er dacht' in drei Wochen wieder nach London zurückzukommen, und drang heftig in mich, ihn zu begleiten. — Es ging mir mit Paris, wie's oft geht; wenn man aus einem Orte weg iſt, fällt' einem erſt bei, was man noch hätte erforſchen, wornach man hätte ſehn, wovon ſich unterrichten können; drum war mir ein neuer kurzer Aufenthalt in Paris ſo unrecht eben nicht. Die Gefahr war überdies nur geringe, denn theils kannte man meine Geſchichte mit Narbonne nur wenig, theils wußt' ich, daß man Niemand ohne Nutzen verfolgt. Die Gelegenheit war ſchön; ich entſchloß mich und gab mein Verſprechen! — Erichſen war froh darüber. Er ſagte, die ganze Reiſe, mein Aufenthalt in Paris, alles kurzum, ſolle mir keinen Pfennig koſten, er habe mir für's Mitgehn, nicht ich ihm für's Freihalten Verbindlichkeit. —

Alles wäre gut gegangen, wenn wir allein geblieben wären, aber es war in London ein gewiſſer Herr Rilliet, Banquier von Paris, mit ſeiner Frau. Er war ſo halb und halb mit Aufträgen nach England geſandt worden, aber die Sache war nicht ganz klar. Er fürchtete ſich ein bischen, wieder nach Frankreich zu gehn, weil man ſchon harte Dekrete gegen die Ausgewanderten gegeben hatte. Er hatte Erichſen kennen gelernt, und bat ihn, in ſeiner Geſellſchaft reiſen zu dürfen, weil er dies für einen kleinen Schutz hielt; Erichſen war's zufrieden. Wir fuhren ab in zwei Reiſewagen, Rilliet mit ſeiner Frau und einem Kammermädchen, Erichſen und ich; ein Bedienter war zu Pferde. Wir wechſelten auf jeder Station die Plätze! Natürlicherweiſe kam ich auf meiner Tour bei Madame Rilliet zu ſitzen, und ich entdeckte

bald an ihr einen köſtlichen Schatz. Sie war nicht ſehr groß, aber äußerſt fein gebaut und ohne Fehler im Verhältniß. Ihre gebogene Naſe allein hätte ein bischen kleiner ſein können, aber der Mund darunter war deſto hübſcher, und ihre großen ſchwarzen, nie ſtummen, ſanften Augen waren unbeſchreiblich ſchön! Sie war auferzogen worden zugleich mit Madame de Stael von dem berühmten Abbé Raynal, welcher nichts verſäumt hatte, ihrem von Natur ſchon regen und thätigen Geiſte Reichthum und Bildung zu geben. Sie hatte überdies, was mehr werth war, ein ſehr empfindſames Herz, eine reine fleckenloſe Seele und einen ſehr feinen Sinn für's moraliſche Schöne. — Alle dieſe Genußfähigkeiten und Kräfte blieben in ihrem täglichen Leben ungebraucht und unbefriedigt, denn ihr Mann, den ſie hatte nehmen müſſen, war nur ein guter Kaufmann. Sie war vier und zwanzig Jahr alt. Sie war eine vertraute Freundin von Madame de Stael, wiewohl ſie nicht alle Handlungen derſelben billigte. Sie kannte den Dienſt, welchen ich derſelben geleiſtet hatte. Sie war ſehr beklommen, wieder nach Frankreich zu gehn, und ſehr traurig, weil ſie in England einen vielgeliebten Sohn zurücklaſſen mußte, der erſt drei Jahr alt war. — Nehmen Sie alles dieſes zuſammen, und urtheilen Sie ſelbſt, ob unſre Unterhaltungen im Wagen lange gleichgültig bleiben konnten!

Ich bin nie verliebt geworden in Madame Rilliet, aber ſie wurde meine innigſte Freundin. „Sie ſind ein Mann aus meinem Lande", ſagte ſie, nachdem wir ein paar Tage beiſammen geweſen waren, und ich fühlte, daß ſie eine Frau aus dem meinigen war. Nie hab'

ich eine ſchönere Reiſe gemacht; ſie dauerte ſehr lange; wir waren beinahe vierzehn Tage unterwegs. Die Rilliet hatte ſich davor gefürchtet, nnd ihre Furcht wurde betrogen. Ich hatte mir Vergnügen verſprochen, aber ſo viel nicht! — Wie viel hätt' ich zu thun, wollt' ich Ihnen nur halb mittheilen, was all Intereſſantes und Schönes zwiſchen uns vorfiel! — Ungeſtört blieb indeſſen die Freude nicht lange. Erichſen war zu fein, um nicht bald zu merken, wieviel die Rilliet anfing auf mich zu halten. Er hielt ſelbſt zu viel auf ſie, und war zu ehrgeizig, um nicht eiferſüchtig zu werden. Ich hätte ſein ſchwache Seite ſchonen ſollen, aber ich kannte ſie nicht, und nachdem ich ſie kennen gelernt hatte, war es zu ſpät. Er fing an kalt zu werden, fing an, ſich gern an mir zu reiben und bitter zu disputiren. Manche Umſtände trugen dazu bei, ſeine üble Stimmung zu vermehren! —

Widrige Winde hielten uns vier Tage lang in Dover zurück. Die Rilliet war neugierig, meine Verhältniſſe mit Narbonne zu kennen, und ich erzählt' ihr alles, wie wir nach und nach vertrauter zu werden anfingen. Sie unterſtützte ſehr den Entſchluß, die Obligation an Narbonne zurückzugeben. Ich ſchrieb an ihn auf der Stelle, ſeine Obligation würde mir lieb geweſen ſein, hätt' ich ſie betrachten können als wie ein Geſchenk, ſo wie es ein Freund dem andern giebt, ſelbſt ohne vorhergegangene beſondre Dienſtleiſtung; ſeine Zurückgezogenheit mache daraus eine Bezahlung; ich ſei aber nicht gewohnt, mit ähnlichen Handlungen zu wuchern, und ſende ihm ſein Papier zurück, um mich von einer Sache zu befreien, die mich nicht weniger drücke als entehre; zu gleicher

Zeit bekannt' ich mich als ſeinen Schuldner für die fünfzig empfangenen Louisd'or, und bedauert' es recht ſehr, ſie nicht gleich zurückgeben zu können. — Heiſch, an welchen ich dieſen Brief ſandte, mußte die Obligation beifügen, und alles an die Behörde befordern! — —

Erichſen merkte, was geſchehen war, und ob er gleich nichts ſagte, ſo haben doch ſpätere Aeußerungen mir bewieſen, daß die Hintanſetzung ſeines Raths ihn nicht wenig gekränkt hatte.

Es zeigte ſich endlich ein günſtiger, wiewohl ſehr ſchwacher Wind, und wir ſchifften uns ein des Abends um 10 Uhr.

Es war eine trübe, halbhelle, ziemlich rauhe Novembernacht; die Rilliet befürchtete ſehr, krank zu werden, und ich bewog ſie daher, auf dem Verdecke zu bleiben, weil man ſich da gewöhnlich beſſer befindet. Sie ſetzte ſich wohl eingehüllt auf eine Art von niedrigem Stuhl. Ich gab ihr hernach noch meinen Oberrock und meinen Mantel. Ich ſetzte mich ſelbſt hinter ſie auf einen erhöhten Theil des Schiffes, und ſie mußte Schultern und Kopf auf meine Knie legen, um das Schwanken des Schiffes weniger zu fühlen. Sie lag auf meinem Schoß wie eine ägyptiſche Mumie, und ich bot alle Kräfte meiner Seele auf, um durch eine intereſſante Unterhaltung ſie von der Idee der Gefahr abzuwenden. Mitunter kam Schneegeſtöber; der Schaum der übereinanderſtürzenden Wellen phosphoreszirte. Herr Rilliet lag in der Kajüte und war krank. Erichſen, gleich einem alten Seehelden, ſaß mitten auf dem Verdeck bei einer Lampe, ſchnitt Roaſtbeef vor, und theilte Portwein aus. — Es war eine der ſchönſten Nächte meines Le-

bens, wiewohl vor Froſt meine Knie zitterten und meine Zähne klappten!

Erichſen fand ſehr ſonderbar für einen Doktor, in einer kalten Novembernacht, mit bloßem Rock und ohne Unterweſte, ſich ſo preiszugeben. Die Rilliet wollte durchaus, daß ich meine Bedeckungen wiedernähme, und ſie in die Kajüte gehn ließe. Ich demonſtrirt' aber aus Leibeskräften, daß mir wohl ſei; daß ſie dann in der Kajüte unfehlbar krank werden würde, und daß die Kälte allein noch niemand geſchadet habe. — — Erichſen fütterte mich und tränkte mich, und es gelang mir, das zarte Geſchöpfchen vollkommen wohl nach Calais zu bringen, woran ihre Beſorgniſſe für mich keinen geringen Antheil hatten.

Kaum angekommen, erhob ſich ein fürchterlicher Sturm, und wir freuten uns nicht wenig, in Sicherheit zu ſein.

Wir hatten nicht mit dem großen Schiffe bis Calais kommen können, weil Ebbe war, und der Anblick entzückt' uns, wie wir, in einer kleinen Barke davon fliegend, das Packetboot ſchwebend auf der Fluth zurückließen. Nach und nach kamen wir bis Rouen, wo die Rilliet's bleiben, und Erichſen und ich ſetzten die Reiſe fort bis Paris.

Wir beſahen da vieles und verlebten während drei Wochen manche intereſſante Augenblicke, aber die alte Harmonie kam nicht wieder. Wir entfernten uns vielmehr immer weiter von einander, und dazu trug die Verſchiedenheit unſrer politiſchen Meinungen und die fortdauernde Korreſpondenz zwiſchen mir und der Rilliet nicht wenig bei. Erichſen war wüthender Republikaner,

und kannte nur wenig die geheime Geſchichte der Revolution und die Schlechtigkeit der Menſchen, welche anfingen, ſich derſelben zu bemächtigen. Unſre Urtheile waren daher faſt immer ſich entgegengeſetzt, und das war um ſo trauriger, weil man beſtändig überall faſt nur politiſche Gegenſtände verhandelte. Sein Aufenthalt zog ſich überdies in die Länge, wir mußten uns trennen; wir thaten es ohne Bitterkeit, aber das gegenſeitige Verhältniß zwiſchen uns war ſo ſehr verändert, daß ich unwillkürlich ſagte, ich woll' ihm hundert und fünfzig Livres in Aſſignaten, ungefähr drei Louisd'or in Gold, die er mir zur Reiſe gab, weil ich mit Geld nicht reichlich mich verſehen hatte, in London zurückgeben. Er antwortete nicht hierauf, und ich reiſte fort. —

Meinen Weg nahm ich, wiewohl es Erichſen ſonderbar fand, über Rouen, wo ich einige köſtliche Tage zubrachte. „Sehn Sie", ſagt' eines Tages die Rilliet, welche nach und nach meine ganze Lage kennen gelernt hatte, „ſehn Sie, dieſe Börſe iſt im eigentlichen Sinne mein unbeſchränktes Eigenthum; betrachten Sie dieſes als das Ihrige, denn wenigſtens bin ich's nicht unwerth, daß Sie von mir nehmen", und die Thränen liefen ihr über's Geſicht. — Ich drückt' einen glühenden Kuß auf ihre Hand, — die größte Kühnheit, welche ich mir jemals mit ihr erlaubte, — entwand mich ſo gut ich konnt', und verſprach, mich ihrer zu erinnern, wenn ich jemals in Verlegenheit kommen ſollte.

Ich ſchiffte mich zu Dieppe ein, landete nach ſechsunddreißig Stunden morgens früh am 23. Januar in Brigthelmſtone, und kam noch am Abend deſſelben Tages nach London. — —

Ich richtete mich mit Heiſch wieder auf denſelben Fuß ein, wie in Paris, ſuchte Bekanntſchaften zu machen, beſuchte Hoſpitäler, legte mich ganz auf's Engliſche, ſtudirte die Geſchichte, die politiſchen Verhältniſſe, die Sitten des Landes, und brachte ſo vier Monate, ich darf ſagen, fleißig zu. Ich darf von England nicht anfangen zu reden, ſonſt würde dieſer Brief, welcher ſo ſchon zu einer ungeheuren Größe anſchwillt, vollends ein Buch. Es iſt mit Einem Worte das Land der Freiheit, der geſunden Vernunft, der Männlichkeit, der Großmuth und Behaglichkeit. — Das Gouvernement verflicht ſich überall in die Sitten und in den Karakter der Völker, und ohne zu wiſſen, daß man über die Gränze gekommen iſt, darf man zuweilen nur einen Bauern, ein Dorf anſehn, um ſich zu überzeugen, daß man auf dem Gebiet eines andern Landesherrn iſt. Nirgends iſt dies auffallender, als wie in England. Ordnungsſinn, Reſpekt für's Ganze, Halten auf Regel, Beſcheidenheit, Feſtigkeit, Formgang, Ruhe, Ehrfurcht für die Sitte der Vorväter, Nationalſtolz, laſſen ſich beinahe in jedem Einzelnen vernehmen. Es giebt in England Mißbräuche, ſo gut wie anderswo, und wer ſich Mühe geben will, der kann davon ein wahres und häßliches Gemälde zuſammenbringen. Aber das verſteckte wenige Häßliche muß aufgeſucht werden, das vorwiegende, überall verbreitete Schön' und Gute bietet ſich entgegen! — Sie können denken, liebe Freundin, daß, von den Vorzügen Englands innig durchdrungen ſein und der Wunſch dort ſich anzubauen, für einen jungen Mann in meiner Lage nicht lange zwei geſonderte Dinge ſein konnten; nur wie dieſer Wunſch auszuführen ſei? Das

war die große Frage! Ich hatte wieder angefangen unter guten Bekannten zu praktiziren, und hatte ſogar einige glückliche Kuren gemacht, die aber geheim gehalten wurden, um ältere, umſonſt ſich bemüht habende Hausärzte nicht zu beleidigen. Aber theils begriff ich, daß ein großes Kapital dazu erfordert würd', um es auszuhalten bis zum entfernten Zeitpunkt, wo nach und nach erworbene große Bekanntſchaft, Ruf und Glück mir eine hinlängliche Praxis verſchafft haben würden, um davon anſtändig leben zu können; theils war die Liebe zu meinem Fach, durch nähere Bekanntſchaft damit, ſchon ſeit geraumer Zeit beträchtlich erkaltet. — Die Arzneikunſt hat wirklich keine feſten Prinzipien, und kann keine haben und keine erhalten, weil wir wohl die groben Theile unſers Körpers, aber nicht die feinere Struktur deſſelben kennen, nicht die innern bewegenden Kräfte, nicht die Art und Weiſe, wie die Zerrüttungen in ihnen entſtehen, weil wir eben ſo wenig die innere Natur der Heilmittel und ihrer nächſten Wirkungen erforſchen können, und weil es nicht möglich iſt, in der Medizin reine Erfahrungen zu machen, indem die ungeheure Menge der nicht in Anſchlag zu bringenden mitwirkenden Umſtände und Zufälle die vorſichtigſten Schlüſſe der beſten Logik ſchwankend und unzuverläſſig macht. Die Erfahrung beweiſet dies Raiſonnement! — Glauben Sie mir auf mein Wort, liebe Frau Baſe, in demſelben Falle, wo man in Deutſchland purgirt, läßt man zu Ader in Frankreich und gibt Opium und China in England. Letzteres in Deutſchland thun, hieße tödten, und dort werden die Leute geſund davon, und würden es höchſt wahrſcheinlich noch beſſer, wenn ſie gar nichts nähmen.

So viele geſcheidte, weiſe Leute haben ſeit *zweitauſend* Jahren gedacht, geforſcht und geſchrieben, *und dennoch* lacht noch immer der von heute über den von geſtern, und nicht einmal über die Behandlung eines einfachen Fiebers iſt man in's Reine! — Um in der Laufbahn eines praktiſchen Arztes glücklich zu ſein, muß man entweder keinen Verſtand haben, oder ſeinen Verſtand gefangen nehmen, und gläubig werden an Ein Syſtem, oder roh genug ſein, um vom Vorurtheil der Leute Nutzen ziehn, das Geld in den Beutel ſtreichen, und in's Fäuſtchen lachen zu können.

Alle praktiſchen Aerzte befinden ſich entweder durch Kärglichkeit der Natur, oder durch Gewohnhett und Nothwendigkeit, oder durch die Nichtswürdigkeit ihres Karakters in einem der drei beſagten Fälle, und die wenigen edeln, welche nur gezwungen und vermöge der Ueberzeugung, daß es beſſec iſt, irgend ein ehrbares Handwerk, als gar keins zu treiben, auf der unwiſſend gewählten Laufbahn fortgehn, geſtehn unter vier Augen mit Kummer ihre Bedrängniß. — Von allen vier Klaſſen hab' ich kennen gelernt! —

Geſetzt aber auch, die obigen Bemerkungen wären nicht wahr, geſetzt, die praktiſche Arzneikunſt wär' eine feſtgegründete Wiſſenſchaft, ſo würde die Nützlichkeit derſelben dennoch nur gering ſein, indem die hitzigen Krankheiten ſich meiſtens von ſelbſt kuriren, und indem die langwierigen ihren Grund faſt immer in phyſiſchen, moraliſchen und bürgerlichen Verhältniſſen haben, die abzuändern außer der Gewalt des Arztes liegt! —

Alle dieſe Vorwürfe treffen indeß nur die innere Heilkunde vorzüglich; in der Wundarzneikunſt iſt mehr

Gewiſſes, ihr Nutzen iſt mehr außer Zweifel; aber theils würde die Ausübung derſelben immer empörend für mein Gefühl ſein, theils erfordert ſie eine lange Uebung, die ich nicht Gelegenheit gehabt habe mir zu verſchaffen.

Auch weiß ich wohl, daß trotz der Ungewißheit der Heilkunde im Ganzen dennoch die Kurart von einigen wenigen Uebeln ziemlich ſicher iſt. Aber die Anzahl derſelben iſt ſo äußerſt gering, daß zuverläſſig unter hundert verſchriebenen Rezepten keine 'acht ſind, deren Zweckmäßigkeit, bei einer gewiſſenhaften und vollſtändigen Unterſuchung, beweisbar wäre. Und wie gering, wie kümmerlich iſt dieſe Genugthuung für ein ſo mühſames und trauriges Leben, als das eines praktiſchen Arztes, wenn er ein fühlendes Herz hat!

Ich begreife endlich, daß die Aerzte in der Welt, wie ſie nun einmal beſchaffen ſind, nothwendig ſind, wär's auch nur wegen des einmal verbreiteten Glaubens an die Kunſt. Ein Arzt rettet ſchwerlich mehr Leiber, als ein Prediger Seelen, aber aus der gegenwärtigen Ordnung der Dinge laſſen ſich Prediger ſo wenig als Aerzte verbannen.

Und dazu kömmt noch, daß ein weiſer Arzt ſchon darum Gutes thut, weil er das Böſe, das ein ſchlechter an ſeinem Platz thun würde, verhindert, und weil er unendlich viel Gelegenheit hat, als Menſchenfreund noch heilſam zu wirken, wo ſeine Kunſt ihn verläßt.

Dieſe verſchiedenen Gründe ſind hinreichend, um einen geſcheidten Mann zu verhindern, nicht wider die Aerzte im Allgemeinen zu Felde zu ziehn, und um den zu beruhigen, welcher nun einmal das Unglück hat, Arzt ſein zu müſſen; aber ſie ſind zu ſchwach, für mich wenig-

ſtens, um nicht begierig ein andres Handwerk zu ergreifen, wenn es vernünftigerweiſe geſchehn kann.

Ja, wenn man gleich ein Arzt mit gemachtem Ruf und alſo von Autorität ſein könnte, — aber das mühſelige Quälen bis man dahin kömmt, das Wartenmüſſen auf Arbeit, die man ſich menſchenfreundlicherweiſe nicht einmal wünſchen darf, der beſtändige und ſo gefährliche Gegenſatz des eignen Vortheils und des Vortheils des Kranken, der ewige Kampf mit den mancherlei Vorurtheilen, die Nothwendigkeit, den Charlatan zu machen! — Ich möchte beſoldeter, von der Polizei angeſetzter Geſundheitsrath ſein, aber ein praktiſcher Doktor, der zu den Kranken um's Brod läuft, deſſen Einnahme mit der Menge der Rezepte im Verhältniß ſteht, und der um dieſer ſchändlichen Sklaverei willen faſt niemals ſagen und thun darf, was er möcht' und ſollte! — Die Praxis öffnet auch kein beſtimmtes, regelmäßiges Feld der Thätigkeit, vorzüglich im Anfange nicht, und dies iſt vorzüglich für mich etwas ſehr Nothwendiges. Bald giebt's etwas zu thun, bald wieder nichts; man muß immer warten auf Beſcheerung!

Manche dieſer Unannehmlichkeiten finden auch bei andern Fächern ſtatt, aber durchaus bei keinem häufen ſie ſich ſo zuſammen, als wie bei der praktiſchen Heilkunſt. Ich bin indeſſen nie aus dieſem Fache ganz herausgetreten, liebe Frau Baſe, ſondern habe das Erlernte behalten und zu vermehren geſucht; aber zugleich haben die obigen Betrachtungen, unterſtützt von meinen Meinungen und Wünſchen, mich bewogen, alles Mögliche anzuwenden, um für die politiſche Karriere mich geſchickt zu macheu. Ich habe geſucht in eins der Bureaus

von Pitt oder Grenville zu kommen, und auf dieſen Zweck los arbeit' ich noch! —

Ich machte vom Januar an bis zu Ende Mai ziemlich viel, mehr oder weniger intereſſante Bekanntſchaften, aber im Ganzen lebt' ich ſehr eingezogen und ſtill.

Sophia Hoffmann darf ich nicht übergehn. Ich lernte ſie kennen durch eine Empfehlung, welche Heiſch an ihren Mann hatte; wir wurden beide, Heiſch und ich, ſehr bald im Hauſe derſelben wie Kinder. — Sie iſt eins der ſeltenen Geſchöpfe, deren natürlicher Liebenswürdigkeit die Kunſt nichts würde hinzuſetzen können. Ohne ſchön zu ſein, iſt ſie äußerſt intereſſant. Sie hat ein ſehr warmes Herz, und einen gewiſſen romantiſchen Schwung, der ihre Geſellſchaft äußerſt angenehm macht. Sie iſt überdies ſehr lebhaft; mit Einem Worte, ſie gleicht einem deutſchen Fräulein der guten alten Ritterzeit!

Ich hab' ihr pflegemütterliche Rechte über mich eingeräumt, und ſie hat die Pflichten, welche daraus entſprangen, mit einer Güte, mit einer Sorgfalt, mit einer Aufopferung erfüllt, welche ein mehr förmliches Denkmal von mir verlangen würden, wären dies weniger flüchtige Zeilen.

Erſt im Mai kam Erichſen aus Frankreich wieder. Er ließ mich ſeine Ankunft wiſſen. Mein Herz pochte, denn ich hatt' ihn lieb. Ich ging nicht, ſondern ich flog zu ihm. Er empfing mich freundlich, aber mit Herablaſſung, welches meine Stimmung ſo blitzſchnell veränderte, daß ich mich vor's Kaminfeuer ſtellte und von Müdigkeit ſprach. Er hatte wirklich ein Feuer, weil der Morgen ſehr kalt war.

Es fehlte Erichſen, um ein ganz liebenswürdiger oder

wenigſtens mein Mann zu ſein, eine gewiſſe edle Erhebung der Seele. Mein Blick beim Hereintritt, mein Glühn der Freude hätt' ihn entwaffnen ſollen, ſelbſt im Fall eines begangenen Verbrechens, aber er behauptete ſich, und mein Zurückfahren wie Jemandes, der ſich verbrannt hat, hätte ſeine Rache ſein können, wär' anders ſein Betragen Kunſt und nicht Temperamentsfolge geweſen.

Ich ſah ihn während ſeiner fünftägigen Anweſenheit in London noch einigemal, aber nur flüchtig. — Ich wagte nicht im eigentlichen Sinne von den drei Louisd'or zu ſprechen, die er mir Reiſegeld gegeben hatte; er ſchrieb mir ein halb ſatiriſches Billet und forderte ſie. Ich ſandte ſie ihm auf der Stell', und ſah ihn ſeitdem nicht wieder. Dieſe Art Demüthigung war ſeine wirkliche Rache.

Er ſchiffte ſich noch denſelben Tag ein und fuhr nach Kopenhagen — wo ihn ſeine Frau ſehnlichſt erwartete, — und in einem eignen, für fünftauſend Guineen gekauften Schiffe.

Es hat mir oft leid gethan, mit ihm zerfallen zu ſein. Ich habe verſchiedenemal an ihn ſchreiben wollen; — nicht ſein Forderungsbillet, aber ſeine Mienen beim erſten Wiederſehn haben mich immer davon abgehalten.

Während dieſer ganzen Zeit hört' ich durchaus nichts von Narbonne. An die Stael hatte ich gleich nach Zurückgabe der Obligation von Rouen aus — ſie war damals in Genf — geſchrieben und ihr alles aufrichtig erzählt. Mit der Rilliet blieb ich im Briefwechſel, ſo lange bis die Aufhebung aller Verbindung zwiſchen

Frankreich und England die Fortſetzung deſſelben unmöglich machte.

In den erſten Tagen des Juni kam die Stael nach London. Sie ſchrieb mir ein freundſchaftliches Billet, worin ſie mich nur bat, ſie zu beſuchen.

Ich ging. Sie war mit Narbonne. „Willkommen, willkommen, mein lieber Bollmann", rief die Stael. „Sie ſind ein böſer Mann", ſagte Narbonne, „Sie haben mir einen kleinen Streich geſpielt; Sie ſchrieben mir, Sie gingen nach Frankreich, und ſind hier." Er wußte ſehr wohl mein Gehn und Wiederkommen. Dies war alſo eine von den franzöſiſchen nichtsſagenden Reden, worauf ich nichts erwiederte. —

„Wir müſſen allein zuſammen ſprechen", ſagte die Stael, und ſomit nahm ſie mich beim Arm und führte mich die Treppe hinunter zu ihrem Wagen, denn ſie war gerad im Begriff, einen nothwendigen Beſuch abzulegen. Als wir eben einſteigen wollten, kam der genfer Geſandte, um ihr aufzuwarten; ſie gab ihm gleichfalls Audienz in dem Wagen. Angekommen, wo ſie hinwollte, ging der Geſandte fort; die Stael ſtieg aus, bat mich, im Wagen zu warten, und ließ mich ſo eine halbe Stunde allein. — Als ſie wiederkam, brachte ſie die Freundin mit, welche ſie beſucht hatte, um ſie anderswo niederzuſetzen, — dann fuhren wir nach Hauſe.

Sie war im Morgenhabit, und als wir auf ihre Stube kamen, rief ſie ihr Mädchen, um ſich entkleiden zu laſſen — nun endlich waren wir allein, denn in den franzöſiſchen Sitten ſind die Domeſtiken ſo gut wie Niemand. — Ich ſtand an der einen Ecke des Kamins, ſchwarz angezogen von Kopf bis zu Fuß, gar herrlich

gepudert, und meinen Hut in der Hand haltend; ſie an der andern im Unterröckchen und bloßen Hemde, ein Stückchen Papier zwiſchen den Fingern rollend, ohne welches ſie nie ſein kann. Sie ſteht damit auf, und geht damit zu Bette. — Unter dieſen Umſtänden fing ſie an, Narbonne's Vertheidigung und Lobrede zu machen, mit einer ſeltnen Wärm' und einer außerordentlichen Fluth von Worten. — Ich wußte dem allem nichts entgegenzuſetzen, als: die Obligation habe mich gedrückt, ich wiſſe nicht warum, ich habe ſie zurückgegeben, nicht um Jemand zu kränken, ſondern um von einer Laſt mich zu befreien. „Sie ſind empfindlich wie Jean Jaques Rouſſeau", ſagte ſie, und damit war unſre Unterhaltung für diesmal zu Ende. Beim zweiten Beſuch war ſie vertraulich, ſie erzählte mir manches aus der Geſchichte ihres Lebens, ſprach vorzüglich viel von ihrer unglücklichen Verheirathung, von ihren dermaligen Verhältniſſen mit Monſieur de Stael, und beklagte vorzüglich das Schickſal der Großen, die, mehr Sklaven wie Jemand, mannigfaltigem Druck unterworfen wären, woraus vielerlei Uebel entſprängen. Sie ſagte, Narbonne ſei ihre erſte, ihre einzige Liebe; er hab' umſonſt um ſie geworben als Mädchen; er ſei ihr Mann, u. ſ. w.

Beim drittenmal, wo Narbonne zugegen war, ſagte ſie: „Wir ſind alle gute Kinder, und müſſen nicht zuſammen kritteln." So war die Geſchichte wieder in Ordnung. Wir waren noch einige Tage zuſammen in London; hernach ging die Stael mit Narbonne auf's Land, wo ich ſie mehrmals beſucht habe. Sie unterließ nicht, mir ſcherzend ſehr ſanfte italieniſche Arien vorzuſingen

und vorzuſpielen, wir wurden nach und nach ganz freundſchaftlich, und alles Vergangene wurde vergeſſeu.

Die Stael iſt ein Genie. Eine außerordentliche, excentriſche Frau in allem was ſie macht und thut. Sie ſchläft nur wenige Stunden, und iſt die ganze übrige Zeit hindurch in einer ununterbrochenen fürchterlichen Thätigkeit. Ihre Reden ſind Abhandlungen, oder eine zuſammengehäufte Maſſe von Laune und Witz. Sie kann nur nicht alltägliche Leute um ſich leiden. Während ſie friſirt wird, während ſie frühſtückt, — im Ganzen genommen ein Drittel von jedem Tag bringt ſie mit Schreiben zu. Sie hat nicht Ruhe genug, um das Geſchriebene wieder vorzunehmen, um auszubeſſern, um zu vollenden; aber ſelbſt die rohen Ausgüſſe ihrer unabläſſig gedrängtvollen Seele ſind von dem äußerſten Intereſſe, und enthalten Bruchſtücke voll des feinſten Scharfſinns und der lebendigſten Kraft. Sie hat mehrere Werke von ſehr ernſtem Inhalte fertig zum Druck liegen, und arbeitet immer noch fort. Ich habe manches von ihren Sachen geleſen, indem ſie's ſchrieb. Ihre Briefe über Rouſſeau, herausgegeben, als ſie ſiebzehn Jahr alt war, ſind bekannt. Sie hat manche Fehler, aber auch manches, das bei Andern Fehler ſein würde, iſt bei ihr keiner. Sie erfordert ihren eignen Maßſtab.

Sie iſt ziemlich gut gewachſen, aber ihr Geſicht iſt nicht ſchön. Sie iſt ein bischen kupferig und hat einen etwas aufgeworfenen Mund. Sie iſt nichts weniger als eitel. Sie hat durchaus nicht das Anſehen einer gelehrten Frau. Sie hat ein offenherzig freimüthiges, ganz ungezwungenes und durch einen gewiſſen Karakter von Biederkeit und Wahrheit ſehr für ſie einnehmendes Weſen.

Sie thut ſich durchaus nichts auf ihr Wiſſen zu Gute, und ich habe ſie sehr naiv ſagen hören: „Einem Manne gegenüber, der nur Geiſt hat, behaupt' ich mich; einem gegenüber, der nur unterrichtet iſt, auch; aber wer beides verbindet, läßt mich fühlen, daß ich doch nur ein Weib bin!“

Sie ſuchte mir nützlich zu ſein, und machte mir verſchiedene Bekanntſchaften. Unter andern die eines gewiſſen Herrn Lox, eines reichen Güterbeſitzers, eines Mannes voll Geiſt und Kenntniß, welcher ſeiner ſchwächlichen Geſundheit halber von allen öffentlichen Geſchäften entfernt, zwanzig engliſche Meilen von London auf einem Gute, das Norbury heißt, ſich ſelbſt und ſeiner Familie lebt. Er iſt allgemein geſchätzt, und hat zwei erwachſene Söhn' und zwei Töchter, wovon die jüngſte Emilie heißt. Ich hatt' ihn hier anführen wollen, weil er in einer Fortſetzung dieſer Geſchichte wieder vorkommen dürfte.

Sie lehrte mich auch den berühmten Grafen de Lally-Tolendal und eine gewiſſe Prinzeſſin von d'Hénin kennen. Beide aus Frankreich, aber die jetzt in England leben.

Ungefähr nach ſechs Wochen verließ Madam de Stael England. Ich habe ſeitdem wieder einen Brief von ihr erhalten. Narbonne betrug ſich während ihrer Anweſenheit und auch nachher ſo äußerſt freundſchaftlich, daß wir vollkommen gut zuſammen geworden ſind. Ich habe ſogar in einer kleinen Verlegenheit einmal Geld von ihm gefordert, welches ihn entzückt hat. — Er iſt nicht bös, aber ſo äußerſt leichtſinnig, daß er ſeine Stael ſelbſt vergeſſen könnte. Ueberdies gewohnt, viel Einfluß zu haben, großmüthig, verſchwenderiſch zu ſein, und alles zu können,

war ihm nicht ganz wohl in England, wo er nichts konnte, und er hatte mir zu mancherlei verſprochen, um mich nicht zu meiden. Ich hatt' ihn überdies gleich anfangs in Verlegenheit geſetzt, indem er mir nicht genugzuthun wußte. Auch konnt' er mir nicht genugthun, denn ich wollte Herzlichkeit, und das iſt grade das Einzige, was er nicht hat. —

Tolendal und d'Hénin fingen an, ſich für mich zu intereſſiren. Die letztere, eine Dame von vierzig Jahren, eine nahe Verwandte und vertraute Freundin von Lafayette, iſt was man gradezu eine ſehr gute Frau zu nennen pflegt. Sie hat nie den Ruf der ſtrengſten Sittlichkeit verloren. Sie meint es redlich mit jedermann und vorzüglich mit ihren Freunden. Sie würde noch vollkommner in dieſem Karakter ſein, und vorzüglich davon die ſchöne Außenſeite mehr tragen, wenn ſie keine Franzöſin wäre. —

Tolendal iſt von Allen, die ich aus Frankreich habe kennen gelernt, der Mann, welchen ich am meiſten ſchätz' und liebe. Er iſt ein Tugendfreund, ein redlicher, gefühlvoller, — mit Einem Wort', ein herziger und wackrer Mann. Er iſt ein ſyſtematiſcher Denker, ein fleißiger Arbeiter, ein warmer Patriot; er hat Beharrlichkeit in ſeinen Unternehmungen, und bleibt ſeinen Ueberzeugungen treu! Von ſeiner Geſchichte kann ich hier nicht weitläufig reden.

Er ſpielt' eine glänzende Rolle im Anfange der franzöſiſchen Revolution. Er war Eines Sinnes mit Clermont-Tonnere, Mounier und noch einigen Andern. Seine Mémoires à mes Commettans und ſeine Schutzſchrift für den unglücklichen Ludwig den Sechzehnten,

die beſte von allen, welche erſchienen ſind, kennt man überall.

Meine Verbindungen mit dieſen zwei Leuten ſind ſehr enge geworden, und es iſt in ihren Angelegenheiten, oder wenigens durch ihre Beſtrebungen für einen Dritten ſchon genannten Unglücklichen, für Lafayette, daß ich gegenwärtig in Deutſchland bin. Tolendal hat eine Abhandlung gemacht, welche die Unſchuld des ſchändlich Gefangengenommenen und ungerecht Gefangengehaltenen auf die ſchönſte Art an den Tag legt, und welcher eigenhändige Briefe, zwiſchen ihm und dem König in den erſten Tagen des Auguſt 1792 gewechſelt, als Belege beigefügt ſind. Ich ſoll dieſe Abhandlung auf eine geſchickte Art an ihre Behörde, an den König von Preußen befördern, ſoll ſie bei den Miniſtern perſönlich unterſtützen, ſoll Einwürfen begegnen, ſoll die Sache in Bewegung ſetzen, mich nach allen Umſtänden erkundigen, und ſo weiter.

Man giebt mir die Reiſekoſten, aber ich weiß nichts von einer andern Belohnung. Ich mußte zuerſt zu Prinz Heinrich gehn in Rheinsberg, dem Bruder des vorigen Königs. Ich habe bei ihm zehn Tage zugebracht, die ich unter die ſchönſten meines Lebens rechne, aber das Ausführliche davon, ſo wie von allem, was ſeit dem 1. Auguſt vorgefallen iſt, muß ich bis auf ein andermal verſchieben! — Ich habe große Wahrſcheinlichkeit, den Zweck meiner Sendung zu erreichen. Eingezogene Nachrichten, die Lage der politiſchen Verhältniſſe, der Umſtand, daß manche Leidenſchaften erkaltet, und manche Perſonen, die nächſten Werkzeuge des unglück-

lichen Schickſals des Gefangenen, außer Kredit gekommen ſind, laſſen es vermuthen. —

Tolendal iſt naher Verwandter von dem Lordkanzler, Lafayette hat viele Freunde in England, und die Staaten von Nordamerika rechnen ihn als einen ihrer Erretter; Pitt und Grenville wiſſen um die Sache, und ich erwarte von dieſen durch Tolendal Briefe, um das Unternehmen zu unterſtützen. Dies Unternehmen ſelbſt iſt gerecht und edel. Die Geſchichte mit Narbonne hat mir keinen übeln Kredit verſchafft, und ich ſuche durch mein gegenwärtiges Geſchäft den Ruf der Brauchbarkeit und die Aufmerkſamkeit der Leute mir zu verſchaffen, die mir nützlich ſein können, — hierauf gründen ſich meine Ausſichten und Hoffnungen! —

Ich erwarte die Zurückkunft des Königs von Preußen aus Polen, werd' aber übermorgen ſchon nach Berlin abgehn. —

Da haben Sie, liebe Freundin, im Kurzen meine ganze Geſchichte vom Januar 1792 an bis jetzt. — Ich habe drei Tage daran geſchrieben und ohne Ermüdung, weil ich mir dacht', Ihnen damit eine Freude zu machen, nicht ſo wohl durch die Sachen, — manches, welches nicht angenehm und ſchön iſt, wie manche Umſtändlichkeiten im Betragen der Stael, hab' ich nur angeführt, um Sie mit den Perſonen bekannt zu machen, — als durch die Genugthuung, welche entſteht, wenn man umſtändlich von Jemand hört, dem man gut iſt. Manches hätte beſſer geſagt ſein können, und ich finde beim Wiederdurchleſen, daß hie und da franzöſiſche Wendungen in meinen Brief gekommen ſind, — halten Sie eins und das andere mir zu gut, denn ich habe nicht Zeit

zum Wiederabſchreiben und Verbeſſern. — Vieles Uebergangene und viele unterdrückte Ausführungen würden das Ganze intereſſanter gemacht haben, aber ich bin gezwungen geweſen, mich möglichſt kurz zu faſſen, und habe nur ſagen wollen, was mir das Nothwendigſte ſchien, um Sie wieder mit mir bekannt zu machen, und um Sie in den Stand zu ſetzen, mich ſelbſt und meine gegenwärtige Lage zu beurtheilen.

Ich weiß, daß ich über vieles Tadel verdiene, aber ich hoffe, Sie werden nicht zweifeln, daß ich wenigſtens nicht noch gut, brav, und unverdorben ſei. Ich liebe das Schön' und Gute noch eben ſo warm als jemals, und ſuch' es mir täglich mehr zu eigen zu machen. Ich bemühe mich, aus meinen Fehlern zu lernen, und glaube gewonnen zu haben als Menſch und Mann; ob ich nicht zunächſt für den künftigen Staatsbürger meine Zeit hätte beſſer anwenden können, weiß ich nicht! Ich erwarte nun ſehnlichſt einen recht langen Brief von Ihnen; aber ſchreiben Sie ja recht freundſchaftlich, ſonſt komm' ich ſelbſt, und wie böſe Sie dann auch ſein mögen, Sie ſollen mich nicht ſehn, ohne mich wieder zu lieben.

Vorzüglich inſtändig bitt' ich um den Rath des lieben Herrn Vetters. Der Weg, den ich vor mir habe, ſcheint mir ſchön zu ſein. Die Weite des Wirkungskreiſes, wozu er führen könnte; die Unabſehbarkeit ſeines Endes; die beſtimmte und große Thätigkeit, die er mir verſpricht, ſobald ich nur einmal feſten Fuß darauf gefaßt habe; die Gelegenheit, alle meine Kräfte zu üben und mich ſelbſt immer mehr zu bereichern; die Freude, mich einem großen und edeln Volke einzuverleiben; die Genugthuung, mir ſelbſt eine kühne Bahn gebrochen zu

haben; die Ueberzeugung, meinen Freunden und meinen Brüdern, die ich innig liebe, künftig äußerſt nützlich ſein zu können, und wozu mein bloßer Aufenthalt in London mir ſchon manche kleine Gelegenheit gegeben hat, wovon ich gern erzählte; das Angenehme endlich einer mir bald zu verſchaffenden regelmäßigen, wenn ſchon kleinen Einnahme, — dies ſind die Reize, welche mich locken! Zweifel und Beſorgniſſe heben ſich aber auch mitunter, und ich weiß ſehr wohl, was ich auf das Obige einem Freund' antworten würde, welchen ich das Intereſſe hätte von der beſagten Laufbahn abzuziehen. — Vieles macht mich kühn wieder. Das Sonderbare meines bisherigen Schickſals ſelbſt, und die Umſtände, ſcheinen mich zu ermuntern. Faſt noch kein Plan, kein Unternehmen iſt mir bisher mißlungen!

Der Gründ' und Gegengründe ſind ſo viel, daß ich entweder durch einen Machtſpruch der Unterſuchung ein Ende machen, oder mich ganz der Entſcheidung eines Dritten überlaſſen muß. Der Beifall und die Aufmunterung eines guten, mich liebenden, einſichtsvollen Mannes, wie des Herrn Vetters, würde mir doppelte Kraft und doppelte Feſtigkeit geben! Ich habe Stärke genug, um ruhig bei einem Unternehmen zu Grunde zu gehn, ſobald ich nur überzeugt bin, vernünftig gewollt zu haben; aber darauf kömmt's an!

Zurück kann ich noch! ich kann nach geendigtem Geſchäfte und nach einer kurzen Anweſenheit in England, wo ich wieder hin muß, nach Bremen gehn, um dort zu praktiziren! Wollen Sie mich nach Bremen zur Ruhe verweiſen, lieber Herr Vetter? gefolgt würden Sie — vermuthlich — Sie ſehn, daß ich ehrlich bin,—

aber zuverläſſig koſtete mich dieſer Entſchluß eine ſehr bittre halbe Stunde!

Ich wiederhole noch Einmal, daß ich Briefen aus Karlsruhe mit vieler Sehnſucht entgegenſehe.

Ich bitt' ausdrücklich, in Ihren Briefen keine Perſonen zu nennen, und von der Angelegenheit, welche mich gegenwärtig beſchäftigt, nur für mich verſtändlich zu reden; auch Niemand vor der Hand mündlich etwas davon anzuvertrauen, von deſſen Diskretion Sie nicht auf's vollkommenſte überzeugt ſind. Viele Gründe machen dieſe Bitte von Wichtigkeit! —

Ich wünſche ferner, daß Sie mir Empfang dieſes Briefes ſo ſchnell wie möglich, wär's auch nur mit zwei Worten, beſcheinigen möchten, weil ich bis dahin über die richtige Ueberkunft deſſelben etwas in Sorgen ſein werde. —

Mein guter Vater, welcher mich ſehr, ſehr liebt, und welcher mein Thun und Laſſen ganz mir ſelbſt übergeben hat, wird in dieſen Tagen an Sie ſchreiben. Seine Antwort iſt dadurch verzögert worden, daß er nicht wußte, was von mir ſagen? ich hab' ihn gebeten, ſich nur auf dieſen meinen Brief zu berufen. Haben Sie die Güte, ihm nichts zu ſchreiben, was ihn meinetwegen beſorgt machen könnte. Er iſt von meiner gegenwärtigen Reiſe und von der Urſache derſelben, ſo wie von allem, was mir bisher begegnet iſt, unterrichtet. —

Schreiben Sie mir auch vor allen Dingen recht umſtändlich, wie's Ihnen geht und was die Kleinen, was die Offenbacher machen, u. ſ. w., damit auch Sie und was Ihnen angehört mir nicht fremd werden möge.

Leben Sie, meine liebe, unvergeßliche Freundin und

Pflegemutter, herzlich, herzlich wohl, und grüßen Sie all' die guten Leute von mir, welche ſich noch freundſchaftlich meiner erinnern! J. E. Bollmann.

N. S. Ihren Antworten ſeh' ich entgegen unter Kouvert der Herren Fetſchow und Jury in Berlin! —

Haben Sie die Güte, dieſen Brief aufzuheben, weil der Fall kommen könnte, daß ich bei der einen oder andern Gelegenheit, wenigſtens auf eine kurze Zeit, darüber verfügen zu können wünſchen würde. —

7.

Rotterdam, den 21. Januar 1794.

Ich bin, liebe Freundin, wieder auf meiner Rückreiſe nach England begriffen. Morgen gehe ich von Helvoetſluis und dann von da nach Harwich. Weil es mit dem Waſſer allemal etwas mißlich iſt, ſo will ich lieber zuvor noch für Ihren gütigen, lieben, herzlichen Brief vom 31. Oktober Ihnen danken. Giebt's dann ein Unglück — nun wohl! ſo werde ich doch dermaleinſt wenigſtens nicht mit Vorwürfen empfangen! —

Meine Bemühungen ſind vergeblich geweſen, und haben es ſein müſſen aus dem ſimpeln Grunde, weil die gewöhnlichen Menſchen keinen Glauben an Tugend haben, ſondern jeden ungefähr für eben ſo ſchlecht halten, als ſich ſelbſt, und andere Leute, die in ihrer Gewalt ſind, deßwegen behandeln, wie ſie ſelbſt behandelt zu werden verdienten. Meine Reiſe iſt indeſſen meinen Kommittenten indirekt nützlich geworden. Ich ging von Berlin nach Hamburg, wo ich ſechs Wochen zugebracht habe. — Am 11. reiſete ich von dort ab; ſah im Vorbeigehn meinen Schwager in Lüneburg, meinen Vater in Hoya,

meinen Vetter in Bremen, fuhr dann Tag und Nacht durch, kam am 17. nach Amſterdam, und bin nun hier. Ich bin in größter Eile, um nach London zu kommen! —

Die weitläufige Geſchichte dieſer letzten vier Monate behalte ich Ihnen vor, und verſichere nur einſtweilen, daß ſie in ſehr vieler Rückſicht Sie ſehr intereſſiren wird. Vorzüglich von Hamburg habe ich Ihnen recht ſehr viel zu erzählen.

Ihr Brief ſowohl als der vom Herrn Vetter hat mir ſehr viele Freude gemacht. Der Ihrige hat mich in vielen Stellen gerührt. Gute, liebe Freundin! Sein Sie feſt überzeugt, daß meine innige, liebevolle Anhänglichkeit durch nichts wird erſchüttert, wird lau gemacht werden können. Sie haben Recht, wenn Sie ſagen, daß mein Herz weit ſei. Es kann viele Edle ſtark und dauerhaft umfaſſen.

Dem lieben Herrn Vetter danke ich herzlich für ſeinen großen ſchönen Brief. Er iſt mir ſchon nützlich geweſen, und wird es noch oft in der Folge ſein können! — Es iſt nichts darin, was mir nicht Freude gemacht hätte, ausgenommen der Ausdruck, welcher eine kleine Bezweiflung der guten Aufnahme deſſen zu verrathen ſcheint, was er über religiöſe Dinge ſchrieb. Wie auch meine gegenwärtigen Grundſätze in dieſem Punkt beſchaffen ſein möchten, ſo ſtützen ſie ſich wenigſtens auf ehrliche Ueberzeugung, nicht auf Hängen an Mode. Wie abweichend ſie auch von denen mancher Anderen ſein mögen, ſo werden ſie mich doch nie verhindern, die Ueberzeugungen Anderer als ſolche zu reſpektiren. Der Herr Vetter hätte mir ſtatt des philoſophiſchen Briefes, den ich empfangen habe, kraß abſurde Sachen ſchreiben können, und ſein Brief

11 *

würde noch Gefühle des Dankes erregt haben. Das innige Bewußtſein der wohlwollenden Abſicht hätte jeden hohnlächelnden Gedanken ſchon in der Ferne erſtickt. Uebrigens erlaubt meine Zeit mir gegenwärtig nicht, ſeinen Brief weitläufig und gründlich, ſo wie ich's gerne möchte, zu beantworten. Einſtweilen meinen ehrlichen Dank, das andre künftig! —

Leben Sie herzlich wohl! ich glaube ſtark, auf dem Wege zur zeitlichen Ruhe zu ſein! Mein nächſter Brief ſoll Sie hoffentlich mit angenehmen Nachrichten überraſchen! Ich bin ſehr eilig! J. E. Bollmann.

N. S. Mein Bruder Ludwig iſt, durch meine Bemühungen, vom Onkel weg, und zu einem Manne, einem ſehr anſehnlichen Kaufmann in London, gekommen, den ich genau kenne, den ich als vortrefflichen Menſchen und erfahrenen Geſchäftsmann hochſchätze und liebe. Er bekömmt hundert Pfund Sterling Gehalt.

8.

Wien, den 9. Auguſt 1794.

Ich habe den lieben Roſenfels hier gefunden! Sie erfahren alſo, daß ich hier bin — das wird der Fortſetzung meines Romans um eine Ueberraſchung Schaden thun — aber, nun dem ſo iſt, warum erführen Sie's nicht eben ſo gut auch durch mich ſelbſt?

Nicht viel diesmal! Nur bloß, daß ich wohl bin und daß mir's gut geht! Freilich bleibt da noch immer viel zu wünſchen, aber wer möchte auch ſchon am Ende ſein? Vor mir wird die Ausſicht immer ſchöner, weiter, heller; hinter mir der Rückblick immer intereſſanter. Ich bin mit der Gegenwart zufrieden; mein Wirkungskreis

wird größer! Kleine Succeſſe ſpannen meine Thätigkeit! Ich bin in den letzten Jahren ſehr viel reicher geworden an Leuten, die mich lieben, und habe keinen von denen, die mich ſchon vorher liebten, verloren. Der Fonds angenehmer, wohlthätiger Rückerinnerungen, den ich mir ſammle, iſt ſo groß, daß ich meine innerliche Unabhängigkeit zunehmen fühle, und überzeugt bin, auch unglücklich wenigſtens Jahre lang in der Vergangenheit Entſchädigung und Freude finden zu können!

Ich bin wieder auf Reiſen! Es iſt eine ſchöne Exiſtenz, liebe Freundin, ſo von Ort zu Ort zu den beſten, den denkendſten Menſchen ſich zu nähern! In dem weiten Gebiete der Wiſſenſchaften von Gegenſtand zu Gegenſtand mit ihnen fortzugehn; von dem, was jeder über jeden dann das Beſte gedacht, gefühlt oder gelernt hat, ſich gegenſeitig zu entbinden; in Lieblingsideen, in ſeltnen Geſichtspunkten, ſich einig zu begegnen; ſich anzuſchließen, liebzugewinnen, liebgewonnen zu werden, und ſo mit den Vortrefflichſten ſeines Zeitalters gleichſam eine unſichtbare Kirche zu ſtiften! — Da haben Sie, was ich als Nebenſache treibe, von der Hauptſache in der künftigen Fortſetzung meines großen Briefes!

Wenn ich nur Allen ſo wohl machen könnte, wie mir iſt! Wenn ich nur Sie recht wohl wüßte! — Aber ich bin überzeugt, die ſanfte Freundin der Ruhe und des ſtillen Genuſſes wird in dieſen ſtürmiſchen Zeiten manche bange Stunde haben! — Aber nur getroſt, liebe Frau Baſe! nur nicht zu finſter geſehn! Glauben Sie mir, wir leiden weit mehr von den Uebeln, die wir nie erfahren, als an denen, die uns wirklich befallen! Denken Sie nicht daran, was es wohl geben würde, wenn die

böſen Nachbarn einmal nach Karlsruhe kämen, ſondern daran, was Sie wohl empfinden würden, wenn unerwartet Ihr Pflegeſohn einmal wieder vor Ihnen ſtände. Ich will nicht vorbereiten, um Sie, wenn's kömmt, angenehm überraſchen zu können, und wollte, daß ich deſſen eben ſo gewiß wäre, als ich gewiß bin, daß, wenn die Andern kommen ſollten, ſie ſich artiger und gebührlicher aufführen würden, als Sie wohl denken.

J. E. Bollmann.

III.

Wir haben Bollmann in ſeinen eignen Briefen bis nach Wien begleitet, müſſen aber nun für ihn die Erzählung wieder aufnehmen, und den Zuſammenhang ſeiner Abſichten und Ereigniſſe durch einige frühere Bezüge erläutern, ehe wir zu ſeinen ferneren Schickſalen übergehen.

Die zu Gunſten Lafayette's eingeleitete Unterhandlung war fehlgeſchlagen. Die von Lally-Tolendal verfaßte Denkſchrift, welche die Ungerechtigkeit der Verhaftung Lafayette's darſtellen ſollte, und alle Beweggründe zu ſeiner Freilaſſung eindringlich vortrug, hatte dem Prinzen Heinrich von Preußen ungemein gefallen und deſſen lebhafteſte Theilnahme angeregt; er hatte ſeine eifrigſte Unterſtützung verſprochen. Wie in Rheinsberg war Bollmann auch in Berlin günſtig angehört, und ihm von angeſehenen und einflußreichen Perſonen gute Hoffnung gemacht worden. Die herrſchende Stimmung, welche ſogar in den höchſten Kreiſen laut für die Sache Frankreichs und wider den Krieg zu ſprechen wagte,

hatte hieran nicht minder Theil, als die bedeutenden Empfehlungen Pitt's und Grenville's, und der perſönliche Eindruck ſelber, welchen der jugendliche Sachwalter machte. König Friedrich Wilhelm der Zweite, an welchen die erwähnte Denkſchrift gerichtet war, hatte wenigſtens von ihrem Inhalte — denn ſie ſelbſt konnte nicht übergeben werden — Kenntniß genommen, und erklärt, er wolle nicht, daß das Verhaßte dieſer Gefangenſchaft länger auf ihm haften ſolle; auch ſonſt waren ſeine Aeußerungen im menſchenfreundlichſten Sinne der Sache günſtig, wie auch der Sendung und Perſon Bollmann's insbeſondere. Allein der Gefangene befand ſich nicht mehr in preußiſchem Gewahrſam, ſondern war in öſterreichiſchen ausgeliefert worden, weil man von dieſer Seite den Umſtand geltend gemacht hatte, daß Lafayette, bei ſeinem Herüberkommen aus Frankreich, zuerſt auf öſterreichiſche Vorpoſten geſtoßen, und von dieſen aufgenommen, dann aber nur zufällig durch preußiſche Truppen weitergeführt worden ſei. Das Begehren erſchien begründet, und wurde gewährt. Lafayette war jetzt öſterreichiſcher Staatsgefangener, und wurde zu Olmütz in ſtrenger Haft gehalten. Auf ſein Schickſal konnte Preußen keine unmittelbare Einwirkung mehr haben; höchſtens war eine diplomatiſche Verwendung zu verſuchen, deren Erfolg bei den in Wien herrſchenden Geſinnungen ſehr zu bezweifeln ſchien, und obwohl es Perſonen gab, welche zu ſolchem Verſuche eifrig riethen, ſo fand die Ausführung doch gerade bei denjenigen Staatsmännern, welche dabei hätten amtlich auftreten müſſen, zu große Bedenklichkeiten, und die Sache blieb auf ſich beruhen.

Doch hatte Bollmann genug erkannt, wie allgemein

die Theilnahme für den Gefangenen auch in den Ländern und Kreiſen, die man ihm als feindlich geſinnt vorausſetzen mußte, verbreitet war, wie günſtig und ſchmeichelhaft der Eifer für ihn überall aufgenommen wurde, und wie geneigt auch die ſonſt unbiegſamſten Geſinnungen ſchienen, alles ſchön zu finden und gut zu heißen, was ſeine Befreiung fördern konnte. Dies entzündete Bollmann's Hoffnungen auf's neue, und er glaubte auf kühneren Wegen erreichen zu können, was er auf dem bisherigen glimpflichen verſagt ſehen mußte. Sein Entſchluß war ſchnell reif, ſein Plan ausgedacht.

Für die Beurtheilung der reizbaren und leidenſchaftlichen Stimmung, welcher ſein Gemüth in dieſer Zeit hingegeben war, iſt es wohl bemerkenswerth, daß er während dieſer bewegten Zurüſtungen, die ihn auch in Leipzig eine Weile feſthielten, daſelbſt ein verliebtes Abentheuer beſtand. Eine flüchtige Bekanntſchaft, in aller Lieblichkeit unbefangener Jugend ſich darbietend, war die erſte, welche den bisher ſtrengen jungen Mann zugleich mit ſinnlichen Lockungen umſtrickte. Zwanzig Jahre ſpäter, als er in Wien während des Kongreſſes durch einen liebenswürdigen Brief einer ihm bis dahin unbekannt gebliebenen Tochter an jene frühere Zeit erinnert wurde, ſprach er noch mit dankbarer Innigkeit und lebhaften Schilderungen von der Anmuth des idylliſchen Begegniſſes, und wandte gern den Ausdruck ſeiner liebevollen Sorgfalt darauf zurück. Während des nächſtfolgenden Zeitraums aber hatte der Leichtſinnige dies Abentheuer bald vergeſſen, nachdem ihn ſein Geſchäft ſchnell wieder von Leipzig abgerufen und nach Hamburg geführt hatte. Hier im Gegentheil verliebte er ſich neuerdings, und

hegte ein zartes Glück reinſter Zuneigung im erfriſchten Herzen! Nichts aber vermochte ſeinen Eifer in dem gefaßten Vorſatze zu ſchwächen, keine Neigung und Leidenſchaft ihn von der Ausübung abzuziehen. Er verließ Hamburg, ſobald es die Umſtände erforderten, widmete den Orten, wo er liebe Angehörige mit treuem Sinn aufſuchte, nur die nöthigſten Stunden, und eilte über Rotterdam nach London, wo für ſeinen neuen Plan die ſchließlichen Verabredungen zu nehmen waren.

Die Freunde Lafayette's waren hier in größter Beeiferung. Sie hatten auf wunderbar geheimen Wegen dringende Briefe des Gefangenen erhalten, der flehentlich bat, für ihn zu wirken, ihn zu befreien. Aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika gingen die ſtärkſten Aufforderungen ein, Alles für Lafayette zu wagen, dem die dortigen Bürger als dem Kämpfer für ihre Freiheit ſich zur höchſten Dankbarkeit verpflichtet hielten. Der amerikaniſche Geſandte in London betrieb die Sache mit Lebhaftigkeit, alle Hülfsmittel wurden berathen, vorbereitet, die Theilnehmer erboten ſich wetteifernd zu jedem Opfer, zu jeder Thätigkeit. Jedoch erkannte man zuletzt nur Eine Auskunft übrig, die einer gewaltſamen Befreiung; und kein Andrer vereinigte ſo alle Eigenſchaften zu dem verzweifelten Unternehmen, wie Bollmann. Er ſelbſt hatte den Gedanken ausgeſprochen, den vorläufigen Plan hingeworfen, er ſchien der Einzige, dem die Ausführung gelingen könne. Er wurde aufgefordert, die Sache zu wagen; der Ruhm des Gelingens mußte ihn überſchwänglich belohnen, in Deutſchland, Frankreich und England erwarb er ſich die Zuſtimmung von Tauſenden, in den Vereinigten Staaten die unabweislichſten Anſprüche

auf jede Dankbarkeit; im Falle des Mißlingens blieb ihm der Ruhm des kühnen Wagniſſes, und in dem Anſehn und den Mitteln ſeiner Freunde noch manche Zuflucht und Rettung offen. Seine Begeiſterung für Lafayette brauchte nicht geſteigert zu werden, er ſah in ihm das ſchuldloſe Opfer der redlichen Denkart, den wahren Vermittler und Herſtëller des Königthums und der Freiheit, den Feind aller Gräuel und Zerrüttungen, in welche die Revolution ausgeartet war. Dieſen Mann aus der Gefangenſchaft zu befreien, in welche, wie man behauptete, er wider alles Recht, mit Verletzung von Treu und Glauben, die man den Schutzbedürftigen ſchuldig ſei, geworfen worden, ſollte keine unmoraliſche Handlung heißen; und wenn dabei eignes und fremdes Leben auf das Spiel geſetzt wurde, ſo ſollte dies nur als ein Fall gelten, wie er im Kriege ſich jeden Tag ereignet. Mit ſolchen Vorſtellungen ging Bollmann, den wir als einen Gegner revolutionairen Schwindels, als einen Freund geſetzlicher Ordnung geſehen, der ſo früh und beſonnen von den franzöſiſchen Bewegungen ſich abgewendet, in größter Seelenruhe und heitrer Entſchloſſenheit einem Unternehmen entgegen, vor dem er, in nur wenig anders geſtelltem Verhältniſſe, und bei minderer perſönlichen Bezauberung, als vor einem Staatsverbrechen geſchaudert hätte!

Mit Empfehlungen und Wechſeln reichlich verſehen, reiſte Bollmann im Sommer des Jahres 1794 von London wieder nach dem Feſtlande. Die zurückbleibenden Vertrauten gelobten das tiefſte Schweigen; Lafayette's Name wurde nicht mehr genannt, er ſollte möglichſt vergeſſen ſcheinen; man könne nichts für ihn thun, hieß

es, man müſſe den Frieden abwarten; ihm ſelbſt aber kamen zwei Worte zu, welche ihn benachrichtigten, ſein Retter ſei unterwegs.

Als naturforſchender und neugieriger Reiſender nahm Bollmann ſeinen Weg durch das nördliche Deutſchland nach Schleſien, wo er ſich einige Zeit aufhielt, mancherlei Ausflüge machte, und viele Bekanntſchaften anknüpfte, darunter auch ſolche, die ihm für ſeinen Zweck wichtig werden konnten. Er gewann einige Freunde, auf deren Herz er rechnen konnte, denen er aber durch ſein Vertrauen nicht voreilig und unnütz eine Laſt auflegen wollte, und daher ſeine Abſichten noch verſchwieg. Er beſuchte Tarnowitz, an der polniſchen Gränze, und beſah die dortigen Bergwerke; dann begab er ſich über Ratibor nach Olmütz. Hier war er an einige Perſonen empfohlen, unter dieſen an einen Arzt, mit dem er durch wiſſenſchaftliche Anregungen ſogleich in lebhafte und bald auch trauliche Verbindung gerieth. Nach einigen Tagen, da von pſychologiſchen Erſcheinungen die Rede war, bemerkte Bollmann, als käme dieſer Einfall ihm nur eben jetzt, hier müſſe ja der berühmte Lafayette gefangen ſitzen. Man wiſſe den Namen nicht, wurde erwiedert, aber einige Franzoſen ſeien unter den Staatsgefangenen, die in dem ehemaligen Jeſuitercollegium ſtreng bewacht würden, und die Vermuthung, daß Lafayette unter ihnen ſei, habe viel für ſich; ſoviel ſei gewiß, daß einer derſelben ſehr niedergeſchlagen und in tiefe Traurigkeit verſunken ſei. Bollmann meinte, da dürfte der Verſuch, dem Gefangenen einige Schriftzüge in engliſcher Sprache vorzulegen, leicht Aufklärung verſchaffen; ſei es Lafayette, ſo würde der bloße Anblick

von Worten in der ihm von Amerika her wohlbekannten Sprache ihn plötzlich erheitern, und es müßte intereſſant ſein, die Wirkung eines ſolchen Eindrucks zu beobachten, wie ſtark dieſelbe ſei, welchen Vortheil ſie bringe, wie lange ſie daure. Nach einigen Bedenklichkeiten ſchien die Sache thunlich, es fand ſich eine Vermittelung, dem Gefangenen, der nur durch ſeine Nummer bezeichnet und niemand namentlich bekannt war, ein beſchriebenes Blatt zuzuſtellen. Bollmann ſchrieb auf der Stelle einige Worte nieder, und der Arzt, nachdem er ſie mit prüfendem Bedacht geleſen und ganz unverfänglich befunden, verſprach ihre Beſorgung. Sie enthielten den Spruch eines engliſchen Dichters, worin der Leſer aufgefordert wurde, die Schwermuth zu fliehen; jedoch hatte Bollmann, als rede noch der Dichter fort, die Mahnung hinzugefügt, dieſen Zuruf nicht kalt, ſondern mit der nöthigen Wärme aufzunehmen. Als Lafayette, — denn die Nummer, unter der man ihn vermuthete, traf richtig zu, — dieſes Blatt zu leſen bekam, verſtand er ſogleich den geheimen Sinn, ließ ſich aber nichts merken, ſondern that, als ob hiebei für ihn weiter kein Bezug ſei. Sobald er aber allein war, hielt er das Papier vorſichtig über ſein Lampenlicht, und durch die Wärme deſſelben traten neben den offenbaren die geheimen Schriftzüge hervor, in welchen Bollmann ihn von allem unterrichtete, was ihm zu wiſſen noth war; er fand in unzweifelhaften Zeichen die Beglaubigung, daß er dem von ſeinen Freunden Abgeſendeten unbedingt vertrauen könne, er fand den Plan zu ſeiner Befreiung hinreichend angedeutet, und beſchloß, ohne Zögern ſich dieſer Leitung hinzugeben. Er gab ſtatt des empfangenen

Zettels eine Zeile Antwort zurück, die gleichfalls in einem Spruche, doch nur ganz allgemein, eine feſte Bejahung ausdrückte. Bollmann ſah, daß er verſtanden worden; er freute ſich gegen den Arzt des gelungenen pſychologiſchen Verſuchs, und ließ die Sache vorläufig ruhen. Nach ein paar Tagen aber kam er darauf zurück, und wünſchte einen zweiten Zettel auf gleiche Weiſe zu befördern. Wir wiſſen nicht, ob auch dieſesmal die Mittelsperſon arglos geblieben, oder in ſtillſchweigendem Einverſtändniß, vielleicht auch nur aus der unvermeidlichen Folgerung gehandelt, die ſich durch die erſte Gefälligkeit für die zweite zu ergeben ſchien, genug, der Zettel wurde befördert, ohne daß Bollmann ſein Geheimniß auszuſprechen oder einen Mitſchuldigen zu gewinnen brauchte. Nachdem er auf ſolche Weiſe den Gefangenen unterrichtet, was er in der nächſten Zeit thun und erwarten ſolle, mit dem freundlichen Arzt aber zur Fortſetzung der angeknüpften Unterhaltungen einen vertraulichen Briefwechſel verabredet hatte, reiſte er von Olmütz nach Wien. Unterwegs, in Brünn, ſchloß er mit dem rühmlich bekannten Erzieher und Wirthſchafter André, der ſeine gemeinnützige Thätigkeit von Schnepfenthal nach Mähren verpflanzt hatte, und viele Jahre ſpäter nach Stuttgart übertrug, einen engen Freundſchaftsbund; ſie hatten viele gemeinſame Berührungspunkte, ihre Geſinnungen und Gemüthsarten ſtimmten zuſammen; es war für Bollmann wichtig, hier einen Mann zu haben, dem er ganz vertrauen dürfte; doch wollte er auch dieſen Freund, der manches errathen konnte, nicht ohne Noth durch gefahrvolles Mitwiſſen beunruhigen.

In Wien angekommen, wurde Bollmann als wohl-

empfohlener und durch ſeine ganze Erſcheinung einnehmender Gelehrter in den angeſehenſten Lebenskreiſen bald einheimiſch; er fand nach allen Seiten die günſtigſten Verhältniſſe, und ſchien außer den wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden kein andres Intereſſe zu haben, als in den Zerſtreuungen des Tages mitzuleben. Er ſelbſt aber war unaufhörlich mit ſeinem Vorhaben beſchäftigt, und harrte voll Ungeduld auf Nachrichten. Sie ſagten bloß, Lafayette ſei krank, und werde immer kränker; dies war ein willkommenes Zeichen, daß Bollmann's Rath wirkte, allein der entſcheidende Wink, daß der zum Handeln günſtige Augenblick erſchienen ſei, blieb aus.

Der letzte Theil des Sommers verſtrich, ohne daß Bollmann ſich gefördert ſah. Nur der Herbſt war noch übrig; blieb auch dieſe Jahreszeit unbenutzt, ſo mußte das Unternehmen, das durchaus nicht im Winter zu vollbringen war, bis zum nächſten Frühjahr aufgeſchoben werden. In dieſer Verlegenheit reiſte Bollmann ſelbſt wieder nach Olmütz. Hier empfing er am 10. Oktober den erſten und einzigen Brief von Lafayette, der ihn dringend bat, ohne Verzug zu handeln. Der Brief, der uns in Lafayette's Denkwürdigkeiten mitgetheilt worden, war mit Tuſch auf den weißen Rand der Blätter eines Romans geſchrieben, und enthielt Dankausdrücke, Fragen nach Freunden, Nachrichten von ſeiner Geſundheit. „Meine Kräfte ſind noch gut, ſchrieb Lafayette, und wenn man meine Freilaſſung erlangte, würde ich ſchnell genug bei meinen Freunden ſein; aber meine Bruſt leidet ſehr. Ich ſehe meine Spazirfahrten, die einen Tag um den andern Statt finden, als das wirkſamſte Heilmittel an. Sie haben, dünkt mich, einen

andern Gefangenen für mich gehalten. Ich fahre alle ungraden Tage aus, in ſchlichtem Ueberrock, mit rundem Hut, und nicht von einem Offizier, ſondern von dem Stabsprofoß begleitet, der die Uniform eines Korporals trägt. Uebermorgen, am Sonntage, fahr' ich ſpaziren.“ Dies alles durfte der Arzt und der nachſichtige Gefängnißaufſeher allenfalls noch leſen, es ſchien ihnen, die keine Ahndung von dem Befreiungsanſchlage hatten, bloß die perſönliche Theilnahme zu befriedigen. Aber mit Citronenſaft war noch hinzugefügt: „Ich habe nicht Zeit, mein theurer Freund, in's Einzelne zu gehen. Ich werde es thun, wenn der Doktor einwilligt mir ein andres Buch zu bringen; ich ſage nur in Kürze, daß gegen eine gewöhnliche Entweichung alle Vorkehrungen getroffen ſind, daß uns nur übrig bleibt ein ganz unerwartetes Unternehmen zu wagen. Meine Freunde Maubourg und Puſy ſind davon überzeugt; deßhalb grade habe ich die Erlaubniß zum Spazirenfahren begehrt, und ſie haben dieſe nicht für ſich nachſuchen wollen, damit ich mehr Gelegenheit hätte zu entkommen. Je verwegener das Unternehmen ſein wird, deſto mehr wird es überraſchen, deſto mehr kann es gelingen. Wir müſſen mit dem Dichter ſagen:

Presence of mind and courage in distress
Are more than armies to procure success.“

Aber nur erſt gegen Ende des Septembers war die Erlaubniß zu Spazirfahrten ertheilt, und erſt wenige Fahrten, unter gehöriger Vorſicht und Bedeckung, waren verſucht worden. Bollmann ertheilte den Rath, Lafayette möchte nun den guten Erfolg dieſer Ausfahrten allmälig merkbar werden laſſen, auf dieſen geſtützt, ſie

häufiger begehren, durch ausgeſprochene Vorliebe für eine beſtimmte Gegend ihnen möglichſt immer dieſelbe Richtung geben, und ſie in möglichſt weite Entfernung von der Stadt auszudehnen ſuchen. Da dies zu gelingen ſchien, ſo kehrte Bollmann nach Wien zurück, um dort die letzten Anſtalten zu bereiten.

Bis jetzt hatte er in Oeſterreich keinen eigentlichen Mitwiſſer, außer einem jungen Arzt aus Sachſen, Doktor Karl Weigel, der ſein vertrauter Freund geworden war, und voll feurigen Muthes ſich bereit erklärte, jedes Wagſtück mit ihm zu theilen. Rückſichten jedoch, deren Verletzung Bollmann ſeinem Freunde um keinen Preis zumuthen wollte, mußten dieſen abhalten, an einem gewaltſamen Handſtreiche, wobei es Leib und Leben galt, unmittelbar Theil zu nehmen. Er begab ſich aber nach Olmütz, um an Ort und Stelle durch Kundſchaft und Wachſamkeit nützlich zu ſein. Bollmann fand in Wien einen andern Helfer, der ganz nach ſeinem Sinne und in allen Beziehungen geeignet war, bei dem Unternehmen ſein Gefährte zu ſein. Ein Amerikaner aus Süd-Karolina, Namens Huger, ein Jüngling voll Eifer und Muth, der auf Reiſen zufällig in Wien war, und ſchon den glühendſten Antheil für Lafayette ausgeſprochen hatte, ging auf die Eröffnungen Bollmann's lebhaft ein, und meinte, wenn er für Lafayette ſein Leben wage, ſo zahle er damit nur eine Schuld ſeines Vaterlandes, deſſen Freiheit jener habe erkämpfen helfen. Die Kürze der Zeit, innerhalb welcher die Sache vollführt werden mußte, wenn ſie noch vor dem Winter ſtatt haben ſollte, erlaubte nicht, alle Maßregeln ſo genau und umſtändlich anzuordnen, wie es zur Sicherung

des Erfolges nöthig geweſen wäre. Allein der Ausgang konnte durch vervielfältigte Anſtalten und größere Zahl der Theilnehmer einerſeits zwar ſicherer gemacht, andrerſeits aber auch gefährdet werden; nach reifer Ueberlegung beſchloſſen die beiden Freunde, nur zu Zweien das Wagniß zu beſtehen, und ihren Plan in größter Einfachheit zu halten. Sie betrieben ihre Abreiſe ganz offen, ließen ihre Päſſe nach Mähren und Schleſien ſtellen, und verließen Wien gegen Ende des Oktobers. Sie führten ihren Wagen bei ſich, außerdem aber auch zwei Reitpferde nebſt einem Reitknecht; der letztere war gewöhnt worden, bald mit dem Wagen, bald mit den beiden Pferden vorauf zu gehen, je nachdem die Reiſenden es vorzogen, gemächlich der Straße zu folgen, oder zu Pferd und nach Umſtänden zu Fuß querfeldein auf Merkwürdigkeiten und Schönheiten der Gegend auszugehen. Um den Mangel eines dritten Pferdes zu erſetzen, deſſen ſie in der Folge benöthigt ſein mußten, und das ſie doch nicht rathſam fanden, zu ihren beiden hinzuzufügen, hatten ſie das eine derſelben abgerichtet, zwei Reiter zu tragen. So vermieden ſie möglichſt jeden Verdacht; ſie galten für naturforſchende Engländer, und durchſtreiften einen großen Theil von Mähren, indem ſie allmälig Olmütz näher kamen, wo ſie am 7. November eintrafen. Ein verabredetes Zeichen benachrichtigte den Gefangenen von ihrer Ankunft, der nächſte Tag war einer der zu den Spazirfahrten feſtgeſetzten, und wurde daher ſogleich als gute Gelegenheit gewählt.

Am 8. November ſandten die beiden Freunde Morgens um 11 Uhr ihren Wagen mit dem Reitknecht fünf Meilen weit nach Hoff, auf der Straße nach

Schleſien, und ließen dort Poſtpferde um 5 Uhr bereit halten. Nachmittags gegen 2 Uhr ſetzten ſich Bollmann und Huger zu Pferde, um Lafayette aufzuſuchen, der gleichfalls auf jener Straße und wohl eine Stunde weit zu fahren pflegte. Sie trafen ihn ziemlich fern von der Stadt, er ſaß in einem verdeckten Wagen, ihm zur Seite ein Stabsprofoß, ein Soldat als Kutſcher auf dem Bock, ein andrer ſtand hinten auf. Augenblicklich ſprengten die beiden Freunde heran, geboten dem Kutſcher Halt, und während Huger abſaß, um die Pferde bereit zu halten, that Bollmann desgleichen, um Lafayette aufzunehmen. Dieſer hatte auf den Anruf ſeiner Befreier ſchon den Kutſchenſchlag aufgeſtoßen, und warf ſich mit ſeinem Begleiter, der, entſchloſſen genug, ſich an ihn hing, gewaltſam hinaus auf den Weg. Beide lagen ringend am Boden. In demſelben Augenblick aber ſtürzte Bollmann herzu, machte Lafayette'n los, und hielt den Gegner, den er entwaffnete, mit ſtarker Hand niedergedrückt. Inzwiſchen war der eine Soldat hinten vom Wagen abgeſprungen, und in das Feld geflohen, der andre auf dem Bock, ſobald er ſich unbeachtet ſah, hatte den Wagen umgelenkt, und jagte zur Stadt zurück. Schon hatte Bollmann auch ſeinen Gegner losgelaſſen, der allein und ohne Waffen nichts thun konnte, als dem Wagen nacheilen. So ſtand denn der befreite Lafayette mit ſeinen nie vorher geſehenen Freunden auf der offenen Landſtraße, und es galt nun für alle drei ſchleunige Flucht. Allein im Augenblicke des Ringens waren die Pferde wild geworden, hatten ſich gebäumt, und als Huger, um Bollmann beſorgt, dieſem helfend näher treten wollte, war ihm das eine Pferd entſprungen,

und lief nun im Felde umher. Zeit war nicht zu verlieren, in Olmütz mußte bald Lärm werden, und Eifer und Mittel zum Nachſetzen konnten dort nicht fehlen. Ueberdies hatten eine Menge Landleute, die auf dem Felde beſchäftigt waren, den Vorgang zum Theil ganz in der Nähe mit angeſehen; noch ſtanden ſie unthätig, aber wie leicht konnten ſie ſich beſinnen und weitere Flucht erſchweren! In dieſem Drange war Lafayette's Rettung das einzige Augenmerk. Bollmann gab ihm kurze mündliche Weiſung über das Nächſtnöthige, einen Zettel mit ausführlicheren ſchriftlichen Angaben, eine Börſe mit Geld, und beſchwor ihn, das eine noch vorhandene Pferd zu beſteigen, und allein fortzureiten, auf der großen Straße bis Hoff, dort eine halbe Stunde auf die Andern zu warten, ſie würden Mittel ſuchen, ihm zu folgen; kämen ſie aber in dieſer kurzen Friſt nicht nach, ſo möchte er für ſich allein weiter nach Schleſien zu kommen ſuchen; Orte, wo er ſichre Zuflucht fände, waren ihm namhaft gemacht. Nach einigem Widerſtreben, dem aber ſeine großmüthigen Retter nachdrücklich ein Ende machten, ritt er ſpornſtreichs davon, und war ihnen bald aus dem Geſicht.

Inzwiſchen hatte nur dreihundert Schritt von dem Tummelplatz ein Bauer das entlaufene Pferd aufgefangen; Bollmann und Huger eilten dorthin; der Bauer gab das Pferd für ein Trinkgeld willig zurück. Jetzt ſchien ihre eigne Rettung nicht zweifelhaft; allein das ungebärdige Thier wollte durchaus keinen zweiten Reiter aufſitzen laſſen; das hiezu abgerichtete Pferd hatte Lafayette bekommen. Da kein Zwang und keine Kunſt half, und die größte Eile drängte, ſo rief Huger: das

Unheil mit den Pferden verſchulde er, er ſei auch weiter nicht für die Sache nöthig, Bollmann ihr aber noch fernerhin unentbehrlich, derſelbe ſolle für ſich und Lafayette ſorgen, er ſelbſt werde ſchon zu Fuß durchkommen. Und ohne weiter Antwort abzuwarten, entfernte er ſich raſchen Laufes dem Walde zu.

Bollmann ſpornte ſein Pferd, und kam ohne Aufenthalt nach Sternberg; nur zehn Minuten vor ihm war der Reiter, nach dem er fragte, durchgekommen. In größter Haſt folgte ihm Bollmann. Als er aber nach Hoff kam, fand er ihn nicht, derſelbe mußte einen falſchen Weg eingeſchlagen haben. Zurückzukehren wäre fruchtlos geweſen, ja konnte ſogar für Lafayette ſchädlich werden; noch war die Hoffnung vorhanden, ihn am nächſten Zufluchtsort in Schleſien glücklich wiederzufinden. Um 10 Uhr Abends war Bollmann jenſeits der öſterreichiſchen Gränze, um 1 Uhr Nachts traf er in Ratibor ein, um 7 Uhr des andern Morgens konnte er in Tarnowitz ankommen. Dies war das erſte Ziel, wohin er Lafayette in Sicherheit bringen wollte, dort konnten ſie unbeſorgt drei Wochen verſteckt bleiben, und alle Zeit für weitere Maßregeln gewinnen. Sie konnten auch gleich durch Polen nach Danzig gehen, wofür im voraus Päſſe und Empfehlungen bereit lagen. Die Umſtände des Augenblicks würden beſtimmt haben, welcher Entſchluß wäre vorzuziehen geweſen. Für die eigne Sicherheit hätte Bollmann den Weg nach Danzig ſogleich wählen müſſen. Allein er dachte nicht an ſich, ſondern nur an Lafayette. Nach vergeblichem Harren, da Niemand kam, da ſich an keinem der Orte, wo ſichre Kundſchaft zu erwarten war, die geringſte einfand, nicht

von Lafayette ſelbſt, aber auch nicht von ſeinem Entweichen, und noch zum Troſte eben ſo wenig von ſeiner Wiedereinfangung, ſo faßte Bollmann die Hoffnung und Beſorgniß, derſelbe könne auf einem andern Wege über die Gränze gekommmen ſein, und nun ohne Hülfe umherirren. Dieſe Vorſtellung bewog ihn, ſich alsbald wieder aufzumachen, und von Ratibor längs der Gränze hin mehr als zwanzig Meilen weit nach Waldenburg zu gehen. Dort hatte er einen Freund, deſſen Pferde er nehmen, und mit einem der Gegend kundigen Mann dieſe durchſtreifen wollte, um Lafayette aufzuſuchen, ihm fortzuhelfen. Er traf die mannigfachſten Anſtalten zu dieſem Zwecke, ſuchte ſeine Mittel für alle denkbare Fälle einzurichten. Doch ſchon für jenen zu ſpät, und für ihn ſelber unglücklich! Lafayette war bereits wieder in Gefangenſchaft, und Bollmann wurde, als er kaum ſeine kühnen Nachforſchungen beginnen wollte, verhaftet und zuerſt nach Olmütz, dann aber nach Wien abgeführt.

Wir müſſen uns nach Lafayette umſehen. Dieſer war von Sternberg, gleich vom Thore ab, einer falſchen Richtung gefolgt; nicht ganz aus Irrthum, er wollte einem öſterreichiſchen Reiterregiment, welches zufällig auf dem Marſche ſich in dieſer Gegend befand, ausweichen, und ſpäterhin auf die große Straße wieder einlenken. Durch den ſtarken Ritt aber war ſein Pferd erſchöpft, und ſtürzte zuſammen; er mußte es liegen laſſen, und ſeinen Weg zu Fuß fortſetzen. Von einem Bauer, dem er einige Goldſtücke bot, erhandelte er bald ein andres Pferd, und ritt ſo gut es gehen wollte weiter. In der Nähe von Braunſeifen wurde er des Weges unſicher, ſeine Erkundigungen machten ihn verdächtig, er wurde

angehalten und vor den Dorfſchulzen geführt. Dieſer wußte nichts von Staatsgefangenen, hielt aber den Fremden für einen Landſtreicher, und wollte ihn nicht ſogleich losgeben. Lafayette benahm ſich jedoch ſo klug und gemeſſen, daß man ſchon im Begriff war, ihn wieder fortreiten zu laſſen, als ihn ein Ladendiener, vielleicht der einzige Menſch in der ganzen Gegend, der ihn ſo genau geſehen hatte, erkannte und namhaft machte. Man hielt ihn nun auf's neue feſt, ohne jedoch ſeine Wichtigkeit zu ahnen. Aus Olmütz hatte man ihm auf der großen Straße nachgeſetzt, und glaubte, in Bollmann's Spur die ſeinige zu haben; an die Nebenſtraße hatte Niemand gedacht. Drei Tage lang ſaß er hier, wo die Kühnheit und Gewandtheit ſeiner Freunde ihn noch allenfalls hätten freimachen können; erſt am vierten Tage kam auf die ſpät empfangene Meldung ein Commando von Olmütz, um ihn dahin abzuholen. Er wurde in ſtrengſten Gewahrſam genommen, und in ſein früheres Gefängniß zurückgebracht. Dies war für ihn der Ausgang des allzu kühnen und doch wunderbar ſchon halb gelungenen Unternehmens! Bekanntlich blieb er ſeitdem noch drei Jahre in Gefangenſchaft, bis die öſterreichiſche Regierung endlich einwilligte, ihn gegen andre Gefangene, welche die franzöſiſche Republik für ihn losgab, auszuwechſeln.

Huger entkam aller Verfolgung glücklich; ſeine Perſon und ſein Name hatten die wenigſte Aufmerkſamkeit au ſich gezogen; er ging bald nach Amerika zurück, und lebte in ſeinem Vaterlande, wo er die Stelle eines Oberſten bei der Miliz erhielt, in angeſehenen Verhältniſſen; wegen ſeiner Theilnahme an dem Verſuche zu

Lafayette's Befreiung wurde er dort allgemein geprieſen; Lobreden und Gedichte feierten ſeinen Ruhm noch ſpät bei allen wiederholten Gelegenheiten, wo die Begeiſterung für Lafayette ſich in den Vereinigten Staaten ſo glänzend ausſprach. Weigel wurde verhaftet, da er jedoch bei dem Unternehmen nicht perſönlich zugegen geweſen, auch die Schriften und Geldſummen, welche ihm für mögliche Fälle anvertraut waren, ſchon in Sicherheit gebracht hatte, und ſich unter ſeinen Papieren nichts Verdächtiges fand, ſo wurde er bald wieder frei gelaſſen, und er entging weiteren Verdrießlichkeiten durch die Anſtellung, die er bei dem portugieſiſchen Geſandten am däniſchen Hofe, dem Grafen Souza-Coutinho, erhielt, der ihn als Arzt in portugieſiſche Dienſte und mit nach Italien nahm, wohin er ſelber ſeiner Geſundheit wegen alsbald abreiſte.

Das härteſte Loos ſchien für Bollmann fallen zu müſſen; er war der Urheber und Anführer eines räuberiſchen Ueberfalles, eines Angriffs gegen die öffentliche Gewalt, welchen dieſe nicht ungeſtraft laſſen konnte. Seine Freunde zitterten für ſein Leben; das gelindeſte Urtheil ſchien ewige Gefangenſchaft über ihn ausſprechen zu müſſen. Er wurde in Ketten gelegt; kein Licht erhellte ſeinen Kerker; Alles um ihn her war ſtumm, jede Verbindung mit der Welt abgeſchnitten. Gleich bei ſeinem erſten Verhör machten aber ſeine rückhaltloſe Aufrichtigkeit, ſein freimüthiges Bekenntniß, und die edle Stärke ſeines ruhigen und einfachen Weſens einen für ihn höchſt vortheilhaften Eindruck. Seine That erregte in der Welt unglaubliches Aufſehen, überall wurde ſie beſprochen, gerühmt und bewundert, letzteres faſt am

meiſten in Wien ſelbſt, wo die beſondern Umſtände des romantiſchen Abentheuers mit lebhafter Begier vernommen wurden, und bald auch das Ergebniß der Verhöre nicht mehr geheim blieb. Eine Menge von Menſchen ſprachen für ihn mit wärmſtem Eifer, ſuchten ihn zu rechtfertigen, zu entſchuldigen, beſonders zeigten die Frauen großen Antheil. Perſonen vom höchſten Range, durch menſchenfreundliche Regung aufgefordert, verwandten ihren ganzen Einfluß zu ſeinen Gunſten; manche ſcheuten nicht, ihre ſonſtigen Grundſätze einen Augenblick zu verläugnen, und hier eine Ausnahme zu verlangen; die Richterſtrenge ſelbſt fühlte ſich erſchüttert. Durch die Kraft dieſer allgemein verbreiteten Stimmung, und durch andre Einwirkungen, deren letzter Zuſammenhang noch jetzt mit dem Schleier des Geheimniſſes bedeckt, wahrſcheinlich aber in menſchenfreundlichen Verbrüderungen zu ſuchen iſt, geſchah das Wunder, welches beſonders in den damaligen Zeitumſtänden als ſolches gelten muß, daß Bollmann's Geſchick, dem nur die dunkelſte Wendung vorbehalten ſchien, unvermuthet die glücklichſte nahm. Die öſterreichiſche Regierung, welche im Praktiſchen von jeher einen freien Geiſt gezeigt, der bei außerordentlichen Dingen nicht karg am Hergebrachten haftet, behandelte Bollmann's Sache in ganz beſondrer Weiſe. Nach ſieben Monaten Gefängniß und Unterſuchung, die leicht eben ſo viele Jahre werden konnten, wurde er plötzlich weniger ſtreng gehalten, und ihm bald nachher unerwartet angekündigt, daß er frei ſei, und gehen könne, wohin er wolle, ohne andre Strafe, als daß man ihm auferlegte, die öſterreichiſchen Staaten ſogleich zu verlaſſen und künftig hin zu meiden.

Dieſe wunderbare Milde, welche nur ihn perſönlich betraf, aber auf Lafayette nicht überging, ſetzte mit Recht alle Welt in Erſtaunen, und der Dank vieler Herzen wandte ſich ſegnend dahin, wo ein ſo großartiges Verfahren entſtehen konnte. Wie Bollmann lange nachher die Schuld der Dankbarkeit werkthätig abgetragen, werden wir ſpäter zu ſagen haben.

Bollmann's damalige Stimmung und Anſicht in Betreff des Vergangenen und ſeiner nächſten Zukunft erkennen wir zum Theil aus dem Bruchſtück eines Briefes, den er an dieſelbe bewährte Freundin richtete, in deren Vertrauen wir ihn ſchon die früheren Bekenntniſſe niederlegen ſahen. Zwei ſpätere Briefe geben uns einen Blick auf den ferneren Verlauf ſeines Lebens, welchem jenſeits des Weltmeers ein neuer Wirkungskreis ſich glücklich eröffnete.

9.

Leipzig, den 10. Auguſt 1795.

Alſo von Karlsruhe aus wäre die erſte Nachricht meiner wiedererlangten Freiheit nach Bremen gekommen! Und wer denn, liebe Freundin, iſt Ihr Korreſpondent in Olmütz? Warum hat er mich nicht beſucht, da ich doch in den letzten vierzehn Tagen Freunde ſehen durfte? Oder iſt's wohl gar der gute Roſenfels geweſen, der Ihnen die erſte frohe Nachricht gab? Schreiben Sie mir darüber, denn ich bin recht ſehr neugierig, das zu wiſſen! —

Daß ich nicht bei Ihnen ſein kann! Ich hätte Ihnen ſo viel zu erzählen! Meine Plane haben ſich ſeit 1793 nicht geändert. Mit den Memoiren ging's nicht, konnte

es nicht gehen, um der Schlechtigkeit einiger einzelner Menſchen willen. In Hamburg, wo ich ſchon vorhatte, was in Mähren fehlgeſchlagen iſt, wurde ich von einem Manne, der Aufſehen in der litterariſchen Welt macht, auf's ſchändlichſte hintergangen. Lafayette hatte dann von neuem dringende Briefe geſchrieben. Der Miniſter der Vereinigten Staaten intereſſirte ſich für die Sache. Er und Viele glaubten, ich ſei der Einzige aus ihrer Bekanntſchaft, der nützlich werden könne; ſie forderten mich auf! — Ich liebte Lafayette, ich hatte durch die fehlgeſchlagene Reiſe nach Berlin noch mehr Enthuſiasmus für ſeine Freiheit bekommen. Ich hielt die Handlung, wozu man mich aufforderte, — eben der Fruchtloſigkeit aller andern angewandten Mittel wegen, weil nur Privatrache, Furcht, ſich ein Dementi zu geben, und eine thörichte Politik ihn verfolgte, weil ſeine Gefangenſchaft an und für ſich höchſt ungerecht war, — weil man mit der größten Verletzung von Treu und Glauben ſich ſeiner bemächtigt hatte, weil eben deßwegen ſogar bei'm Frieden ſich wenig für ihn hoffen ließ, — nicht für moraliſch unrecht. — —

— Zu fragen würden Sie viel noch haben. Sie würden ſehn, daß man mir keinen gegründeten Vorwurf machen kann; daß ich that, was ich thun mußte; was ſich unter den gegebenen Umſtänden nicht beſſer thun ließ. Ausführlich kann ich jetzt nicht ſchreiben! —

Ich habe Ketten getragen! Ich bin ohne Licht, ohne Luft, ohne Bette, ohne Buch, ohne irgend eine Nachricht von meinen Freunden, für eine geraume Zeit geweſen. Man behandelt im Preußiſchen einen Straßenräuber beſſer, als ich im Anfang in Olmütz behandelt

wurde. Dennoch bin ich immer geſund und heiter geweſen; ich habe nicht gelitten. Man leidet mehr von Uebeln, die man fürchtet, als die man erfährt. Jeder unglückliche Zuſtand trägt in ſich ſeine Hülfsmittel. Das Geringfügigſte iſt ein Schatz, wenn man durchaus in der größten Beraubung ſich befindet. Darin liegt Hülfe. — Um keinen Preis gäbe ich die gemachten Erfahrungen. Es war ſehr konſequent, zu leiden, gefangen zu ſein. Aber ich bin ſehr glücklich geweſen. Meine Gefangenſchaft von Anfang bis zu Ende war ein Triumph der Freundſchaft. Sonſt verliert man Freunde im Unglück. Ich habe neue gemacht. Mir iſt Hülfe von Menſchen gekommen, die ich vorher nie kannte, deren Thätigkeit, um mir nützlich zu werden, außerordentlich mit Aufopferung verbunden geweſen iſt. Wie wäre ich auch ſonſt ſchon frei? Daß ich darüber nicht mehr ſchreiben kann, nicht mehr ſchreiben darf! — Das Geſchöpf, welches mir auf der Welt am liebſten iſt, und zuverläſſig eines der gebildetſten Mädchen in Deutſchland — ach! daß Sie ſie kennten, liebe Freundin! ſie wohnt in Hamburg — mit dem habe ich, eben der Ungewißheit meines Schickſals wegen, nie korreſpondiren wollen! Ich hatte mich ihr gebunden — ſie war frei! Auch ſie wollte mir, durfte mir, um ihrer Eltern, ihrer Freunde willen, nie ſchreiben. Mein Unglück überkam ihre Grundſätze! Hundert Mittel wurden verſucht, doch mit Vorwiſſen des Mannes ihrer Schweſter, meines Freundes. Endlich — den erſten Brief an mich, den erſten, den ich je von ihr ſah — er war in die Hände meines Richters gefallen, er las ihn mir vor! — Bald hernach erhielt ich einen andern von ihr, innerhalb der

Mauern meines Gefängniſſes! — Ich hatte in Gedanken Abſchied von meiner Freundin genommen, wie man mich nach Olmütz brachte! — Sie ſo wiederzufinden! ich glaubte, ich ſollte ſterben vor Freude! — Bin ich nicht zu beneiden? Iſt's nicht der Mühe werth, ſo unglücklich zu ſein? Und was liegt nun vor mir? — Selbſt um Lafayette's willen wollte ich nicht, daß nicht geſchehen wäre, was geſchehen iſt! Es wird Alles gut, ſehr gut werden! Zwei meiner Brüder ſind im Begriff, nach Amerika abzugehen! Wenn ich Sie nur ſehen könnte, und den lieben Herrn Vetter! Warum ſind Sie auch nicht ein bischen näher! — Die freundſchaftlichen Genüſſe, die ich jetzt habe, bei ſo Vielen, die ſich freuen, daß ich wieder da bin, ſind unbeſchreiblich! — Ich gehe über Deſſau, Braunſchweig, Hannover nach Hoya, dann, wie Sie wohl denken können, nach Hamburg; dann nach England! — Von dort aus mehr! — Verzeihen Sie dieſen wilden Brief, liebe Freundin; ich habe zu viele zu ſchreiben, um ruhiger ſchreiben zu können! Er wird Ihnen dennoch, hoffe ich, lieb ſein. — Grüßen Sie herzlich Ihre ganze Familie. Auch die Offenbacher. Alle die Lieben, die mir gut ſind! —

Was macht Boeckh? In Wien habe ich einen Brief von ihm erhalten, worauf ich nicht antworten konnte, eben weil ich ſah, daß er mit Allem gänzlich unbekannt war. Er glaubte, ich ſei in Wien als Arzt! — Ich möchte, aus manchen Gründen, den Faden mit ihm gern wieder anknüpfen! Wenn Sie ihn doch den weſentlichſten Inhalt meiner Briefe wiſſen laſſen könnten. Er iſt ja nicht weit von Ihnen; kömmt vermuthlich zuweilen nach Karlsruhe! Er mag immer, wenn Sie's

erlauben, meinen großen Brief ganz leſen! — Was macht Ihre Schweſter, Schwager, Bruder? was Ihre Kinder? Luiſe habe ich in Offenbach im letzten Jahre geſehn. Sie iſt immer das gute, ſanfte, liebe Mädchen! — Ich ſchlich mich damals nur durch Frankfurt! — Mir war ſonderbar. Es iſt unangenehm, wenn man heimlich ſein muß, wo man offen gern ſein möchte. Wenn man keine klare Rechenſchaft von ſich ſelbſt geben kann! —

Leben Sie recht wohl. Vermuthlich ſchreibe ich Ihnen noch Einmal von Hamburg. Sie ſollen mich gewiß nie verlieren; erhalten Sie mich auch hübſch bekannt mit Ihrem Hauſe. Wer weiß, wo Sie und ich, oder ich und die Ihrigen, uns noch begegnen? —

Briefe nach Hamburg adreſſirt, kommen mir immer zu, ſelbſt wenn ich nicht in Hamburg bin, die gegebne Adreſſe iſt bleibend. Adieu, liebe, theilnehmende Freundin! Adieu, lieber Herr Vetter! —

Glauben Sie nicht, daß Ehrgeiz oder wilde Begierde mich treiben oder mich trieben. Ich glaube, konſequent gehandelt zu haben. Die Umſtände warfen mich wider Willen in ſonderbare Lagen. Auf dem kürzeſten Wege möchte ich gern dem häuslichen Glück und der ſtillen Freude zueilen. Ich glaubte und glaube noch, ſie ſo auf dem kürzeſten Wege zu finden. Selbſt die dabei intereſſirt ſind, die ſie theilen ſollen, denken ſo. Drum geſchah, was geſchehn iſt. Mehr kann ich darüber nicht ſchreiben.

J. E. Bollmann.

10.

London, den 24. October 1795.

Ihren Brief, liebe Freundin, vom 16. Auguſt, habe ich richtig erhalten. Er hat mir viel Freude gemacht. Gern hätte ich den verſprochenen vom Herrn Vetter noch erwartet. Er iſt nicht gekommen, und ich muß nun fort. — Es ſind noch ſonderbare Dinge ſeit meinem letzten Briefe vorgefallen. Eine unglückliche Verbindung von Umſtänden hat mich in Hamburg von dem Gegenſtand geriſſen, deſſen Andenken, deſſen Briefe im Gefängniß mir Troſt waren. Ob auf immer, auf wie lange, das weiß ich nicht! — Wir ſind aber Freunde, alle Freunde. — Sie glaubte ſich ihrer Pflicht opfern zu müſſen, und das kann man ja nicht tadeln! —

Ich gehe mit ſchönen Erwartungen, an denen ich jedoch nicht hänge —, mit vielen Mitteln nach Amerika. Was ich ſelbſt und die Umſtände daraus machen können, muß die Zeit lehren. Auf jeden Fall werde ich mit den ausgezeichnetſten Menſchen dort bekannt werden, und Gelegenheit haben, mich von Vielem zu unterrichten. — Die Gewalt der Umſtände wird auch Lafayette bald befreien. Ich hoffe, in Geſchäften bald wieder nach Europa zurückzukommen.

Es ſchmerzt mich, daß Boeckh nicht glücklich iſt; mehr noch, daß er keine Ausſicht hat, es zu werden. Alles um ihn herum muß ihm verdrießlich ſein. Wo man einmal ſehr unglücklich geweſen iſt, da hat man die Meinung wider ſich; da kömmt man zu nichts mehr. Fort in's Weite, das wäre am beſten! Ich wollte, daß ich Ausſichten in Amerika für ihn finden könnte.

Dahin kommen kann man leicht. Neue Umgebungen machen einen neuen Menſchen. Wo ein reiner Anfang, da iſt ein beſſerer Fortgang! — Die Kriegsunruhen umgeben Sie nun wieder. Ich hoffe, daß Sie davon nicht leiden! — Sollte ein Krieg zwiſchen England und Amerika ausbrechen, ſo iſt es beſſer, die Briefe für mich an Herrn Sieveking in Hamburg zu ſenden, mit der Bitte, ſie zu beſorgen. Die Sachen, wobei viele kleine intereſſante Dinge ſind, liegen mir ſehr am Herzen. — Danken Sie ja dem lieben Roſenfels recht herzlich in meinem Namen. Ich glaube, er hat in Brünn die Akten gern ſehn wollen. Ich denke, meine Unternehmung wird noch nützliche Folgen haben. Mein Gehn nach Amerika wird dadurch veranlaßt. Schreiben Sie mir ja, liebe Freundin, wenigſtens zweimal im Jahr, und dann hübſch von Allem. Sie und die Ihrigen müſſen mir nicht fremd werden; ich will's eben ſo machen. Nichts iſt unangenehmer, als wenn man durch Entfernung ſich allmählich abſtirbt. — Amerika iſt ein ſchönes, vielverſprechendes Land, das große Vortheile vereinigt; das keine Vorurtheile, keine alte fehlerhafte Einrichtungen, und die zahllos daraus entſpringenden Schwierigkeiten zu bekämpfen hat; daher von den Erfahrungen der verfloſſenen Jahrhunderte mehr Nutzen ziehn kann, wie nie kein Land noch konnte! —

Die liebe Griesbach muß ſich mehr ermüden, muß allein, in einem luftigen, geräumigen Zimmer ſchlafen. Sie muß ſich mit dem eignem Verſtande mehr als mit Medizin kuriren; muß härter leben, zuweilen durch dick und dünn waten. — In Leipzig wurde eine allerliebſte Dame, die zehnjährige Noth ihrer Aerzte, geſund, wie

der Mann Bankrott machte! — Es ſollte mich nicht wundern, wenn die Nachbarſchaft der Franzoſen für den verſchleimten Magen gut wäre! — Sie ſehn, ich kann das Doktern noch nicht laſſen. In jedem Rath iſt meiſtens etwas Gutes. Nehmen Sie ſo vorlieb!

Leben Sie wohl, meine gute, inniggeliebte Freundin! — Leben Sie wohl, mein lieber Herr Vetter. Sein Sie überzeugt, daß ich auch jenſeits der Meere und überall treu und unwandelbar Ihr und der Ihrigen Freund ſein werde! — J. E. Bollmann.

N. S. Ich muß heute kurz ſein. Morgen geht's zu Schiff; und es iſt ärger, wie eine Vorbereitung zum Tode; ſo viel Einrichtungen hat man zu machen, wenn man in eine andere Welt geht, die noch zu dieſer gehört. —

IV.

Bevor Bollmann nach Amerika übeſchiffte, hatte er noch in Betreff Lafayette's eine große Unannehmlichkeit zu erleiden, welche ihm der Unbedacht eines Freundes zuzog. Die erwähnte Denkſchrift, welche zu Gunſten Lafayette's dem Könige von Preußen hatte überreicht werden ſollen, war durch Bollmann von Hamburg aus, mit Lally-Tolendal's und Clermont-Tonnere's Vorwiſſen, abſchriftlich an Huber geſandt worden, der damals in der Schweiz lebte. Derſelbe ſollte ſie jedoch geheim halten, und nur dann erſt im Druck mittheilen, wenn ihm von den Leitern dieſer Angelegenheit deßfalls eine beſtimmte Weiſung zugegangen wäre. Auch beging Huber gegen dieſe Vorſchrift keinen Fehler, machte jedoch einen weit gefährlicheren Miß-

brauch. Georg Forſter, ebenfalls Bollmann's Freund, aber in die franzöſiſche Revolution tiefer verflochten, und mit der heftigen Parthei fortſchreitend, in deren Augen die gemäßigte, zu welcher Bollmann und ſeine franzöſiſchen Freunde gehörten, ſchon als Feinde und Verräther galten, war von Paris an die ſchweizeriſche Gränze geſandt worden, und hatte dieſe, um Huber und ſeine eigne bei demſelben lebende Familie in Travers zu beſuchen, ohne Erlaubniß überſchritten. Hieraus konnte ihm in Paris ein Todesverbrechen gemacht werden, und er ſann auf eine gültige Ausrede. Huber hatte ihm die Denkſchrift für Lafayette gezeigt, ſie enthielt mancherlei, was den damaligen Gewalthabern in Frankreich wichtig ſein konnte, unter andern den Beweis, daß der Feldmarſchall Luckner als General der franzöſiſchen Republik gegen dieſe einen Verrath begangen habe. Luckner war ſchon ſeiner Befehlführung entſetzt, die Anklage gegen ihn vollſtändig, ſein Todesurtheil gewiß; ihm konnte demnach nichts mehr ſchaden; Forſter hielt es aber für ſich nützlich, wenn er eine Abſchrift jenes Aufſatzes, für den Fall, daß er ſelbſt angeklagt würde, vorzeigen, und den Zweck, ſich dieſe Abſchrift zu verſchaffen, als den ſeines Beſuches bei Huber angeben könnte. Huber gab ihm die Abſchrift, welche zwar glücklicherweiſe nicht als das Zeugniß gegen Luckner, der bereits guillotinirt war, noch für Forſter, der unangeſchuldigt blieb, zu dienen brauchte, allein durch deſſen bald erfolgten Tod, in fremde Hände gerieth, und in Paris unter dem Titel: Mémoire de Lally-Tolendal au roi de Prusse, pour réclamer la liberté de La Fayette, öffentlich im Druck erſchien.

Groß war das Aufſehn, welches dieſe Bekanntmachung verurſachte, und der Verdruß Bollmann's, der dieſelbe unmittelbar von Huber ausgegangen glaubte. Er machte dieſem daher bittre Vorwürfe. Huber konnte ſich rechtfertigen, daß wenigſtens die Bekanntmachung nicht durch ihn unmittelbar verſchuldet worden; er theilte den ganzen Hergang dem Freunde aufrichtig mit, und dieſer war, in Betracht der ſchwierigen Verhältniſſe, und daß es ſich um Forſter's Rettung gehandelt, für das Vergangene leicht befriedigt, entnahm aber auch dieſem Verdruſſe die warnende Lehre, wie gefahrvoll die beſte Meinung ſich verwickle, wenn ſie, anſtatt ſtrengen Pflichtgeboten zu folgen, willkürlichem Gutdünken ſich überläßt.

11.

Philadelphia, den 27. November 1797.

Mit vielem Vergnügen, liebe Freundin, ſehe ich aus den letzten Briefen von Hamburg, daß das Schiff daſelbſt angekommen, und meine Briefe vom 31. Juli Ihnen und Boeckh alſo wahrſcheinlich geworden ſind. Als einen Beweis meiner Aufmerkſamkeit und meines Andenkens, und weil ich weiß, daß Sie an meinem Geſchicke Theil nehmen, bin ich ſo frei, Ihnen ein Exemplar eines gedruckten Zirkularbriefes zuzuſenden, welcher ſelbſt Ihnen vermuthlich nicht ganz unintereſſant ſein dürfte, und wovon ich mir viele Vortheile verſpreche.

Unſer junges Etabliſſement hat übrigens einen guten und glücklichen Fortgang, daß wir unſere Erwartungen zuweilen übertroffen fühlen, und wenn nur unſer Vater einwilliget und unſer Mittel etwas vergrößert, ſo hoffe ich bald ihm noch mehr Reſpektabilität und Solidität durch eine Verbindung zu geben, die ſo vernünftig ſein

wird, als wenn ſie nur Konvenienzſache, und ſo herzlich, als wenn ſie nur romantiſch wäre. — Wir kennen uns ſeit achtzehn Monaten, und ſeit zwölf arbeite ich dieſem Plan entgegen.

Dann ſind meine größten Sorgen einſtweilen vorüber, und dann will ich Ihnen auch recht lange Briefe ſchreiben.

Der beikommende Brief war ſchon vor ſechs Monaten gedruckt. Aber Nachfrage und einige andere Umſtände veranlaßten uns, davon eine vermehrte und verbeſſerte Auflage zu machen. — Haben Sie die Güte, ihn meinem Freund Boeckh mitzutheilen.

Ich bedaure auch um Ihrentwillen, daß der Frieden von Deutſchland noch nicht nahe ſcheint. Aber Sie entwichen ſchon ſo mancher Gefahr, daß ich hoffe, Ihr gutes Geſchick wird Sie und die Ihrigen förderhin unverſehrt erhalten. —

Ich hoffe, bald von Ihnen, vom Herrn Vetter, von Boeckh, von allen Freunden zu hören — wo iſt Herr von Roſenfels jetzt? — und empfehle mich einſtweilen der Fortdauer Ihrer Liebe. J. E. Bollmann.

N. S. Sollten vermögende Leute aus Ihrer Gegend und in Ihrer Bekanntſchaft, etwa der Kriegsunruhen halber, wie das der Fall ſein könnte, ihre Kapitale in einem fremden Lande in Sicherheit zu bringen wünſchen, ſo bitte ich den Herrn Vetter, ſolchen dieſen Brief mitzutheilen, und unſer Haus ihnen zu empfehlen. — Kaspar Voght und Sieveking in Hamburg — Männer von der erſten Reſpektabilität —, werden, wenn es erforderlich wäre, unſern kaufmänniſchen guten Karakter bezeugen. — Ich ſchreibe dies ſehr ernſt-

lich. — Man hat bisher Gelder in Holland und England angelegt. Sie werden wiſſen, und auch aus unſerem Briefe ſehn, warum ſie da nicht mehr ſicher ſind. — Nichts ſcheint vernünftiger, als ſie in den Vereinigten Staaten anzulegen. — Wir können hier beſſer beurtheilen, wie ſie hier gut untergebracht werden können, als wie ſich das in Europa thun läßt. — Die Art, wie ſich Gelder uns am füglichſten übermachen laſſen, iſt im Brief angegeben. — Wir empfehlen uns daher, wenn Gelegenheiten vorkommen, der vorzüglichen Aufmerkſamkeit des Herrn Vetters. Es iſt ſonderbar genug, wie Dinge herumkommen. Unſere vorzüglichſten Geſchäfte ſind jetzt mit Schleſien, deſſen Manufakturwaaren wir zugeſchickt erhalten und hier verkaufen. Meine Abentheuer in dem Revier verſchafften mir dort Zutrauen und Freunde! —

Sie wundern ſich wohl ein bischen, liebe Freundin! — Sein Sie unbeſorgt! Wiewohl ein Wucherer, wenn Sie wollen, kein Roſt von niedrigem Eigennutz ſoll jemals auf meinem Karakter haften!

Intereſſen berechnen, Preisverzeichniſſe ſtudiren, Proben ſammeln, Briefe ſchreiben, Verkäufe machen, — das wechſelt ab mit Dichter leſen, Aufſätze ſchreiben, Politik ſtudiren; — dies iſt ein gutes Leben genug. Und ſoviel weiß ich wenigſtens, daß ſelbſt das ſpirituellſte Metier ſeinen guten Antheil von Tagelöhnerarbeit hat.

Außer Lewis iſt noch ein jüngerer Bruder, Andreas Bollmann, mit uns, der unſerm Entwurf zufolge ſich künftig mit uns verbinden wird. Er iſt erſt ſiebzehn Jahr alt, und lernt die Handlung jetzt!

Es freut mich oft, daß der Herr Vetter vom kaufmänniſchen Stand eine ſo gute Meinung hatte.

Bleiben Sie meine Freundin, liebe Baſe. Sie ſollen noch Freude an mir erleben!

V.

In Amerika war Bollmann mit offenen Armen aufgenommen worden; die zahlreichen Freunde und Verehrer Lafayette's hatten ſich ſogleich ihm angeſchloſſen, ihm ihre wärmſte Dankbarkeit bezeigt, und ihm die eifrigſten Anerbietungen gemacht. Sein thatkräftiger Sinn, ſein ruhiges feines Benehmen, und ſeine beſcheidene Selbſtſtändigkeit erweckten allgemeines Wohlwollen. Mannigfache glänzende Vorſchläge, die man ihm that, lehnte er ab, und wollte ſein Fortkommen nur auf die eigne freie Thätigkeit gründen. Nur Raum für dieſe und vorläufiges Zutrauen wünſchte er, und beides fand er reichlich. Wir haben geſehen, daß er mit ſeinen Brüdern in Philadelphia ein Handlungshaus gründete. In dem ſchon erwähnten Umlaufſchreiben, durch welches das Haus ſeine Errichtung anmeldete, ertheilte Bollmann umſtändlichen Bericht vom allgemeinen Zuſtande der Dinge in den Vereinigten Staaten, von dem Umfange und den Bedingniſſen der dort möglichen Geſchäfte, von den perſönlichen Verbindungen und Ausſichten, welche ſich ſeinen Unternehmungen günſtig zeigten. Dieſe Darſtellung, vier Druckbogen ſtark, iſt ein merkwürdiges Zeugniß der gründlichen Kenntniß und des reifen Sinnes, ſo wie der rechtlichen Denkart des jungen Verfaſſers und noch jüngeren Geſchäftsmannes, und dürfte

wohl verdienen, bei andrer Gelegenheit wieder abgedruckt und als ein ſprechendes Bild der damaligen, jetzt ungemeſſen fortgeſchrittenen Verhältniſſe bewährt zu werden.

Das Unternehmen hatte den glücklichſten Erfolg, und Bollmann ſtand bald in der mannigfachſten und ausgebreitetſten Geſchäftsthätigkeit. Dabei ſtudirte er unabläſſig die Natur in allen ihren Richtungen, die Bezüge der Kunſtfertigkeiten, des allgemeinen Verkehrs, des Staatslebens, und ſelbſt der Religion. Die thatſächlichen Anſchauungen ſtützten ſein Denken, dieſes gab jenen ein helleres Licht. Das Glück begünſtigte ihn; er gelangte zu bedeutendem Anſehn und Wohlſtand, und lebte geſchätzt und geliebt unter ſeinen neuen Mitbürgern, in deren Mitte er ſich nun auch durch die Hand einer edlen und liebenswürdigen Frau heimathlich feſtgehalten ſah. Seine glückliche Ehe gab ihm zwei Töchter. Sein Wirkungskreis erweiterte ſich fortwährend; er machte eine große Reiſe durch die ganze Ausdehnung der Vereinigten Staaten, durch die Urwälder, zu den fernſten Bergen, über die Seen. Er nahm nicht minder Theil an dem politiſchen Leben ſeines neuen Vaterlandes, wo ſich in den damaligen Umſtänden zwei beſtimmte Partheien einander gegenüberſtellten, die Demokraten und die Föderaliſten. Bollmann gehörte zu den letztern, in welchen ſich vorzugsweiſe die Hinneigung zu England und zu gemäßigtem Freiheitsſinne zeigte, dem ſogar ein ariſtokratiſches Element nicht zuwider war. Mit den Häuptern dieſer Parthei, höchſt achtungswürdigen und bedeutenden Männern, ſtand er in naher Verbindung, und durfte erwarten, auch als Staatsmann einſt in angeſehener Wirkſamkeit aufzutreten.

Inzwiſchen hatte die franzöſiſche Revolution in Europa die wunderbarſten Wandlungen durchlaufen, und in Napoleon's Herrſchaft den höchſten Gipfel ihrer dem Anfange ſchon längſt ungleichartigen Erſcheinungen erreicht, bis endlich auch dieſe Geſtalt zuſammenſtürzte, und eine glückliche Zukunft in der Wiederherſtellung ehemaliger Zuſtände und allgemeinen Friedens verheißen wurde. Schon oft hatte Bollmann gewünſcht, Europa wiederzuſehen, und ſeine lieben Verbindungen dort, welche durch den Krieg faſt ganz unterbrochen worden, zu erneuern. Er hatte das Unglück gehabt, ſeine Gattin zu verlieren, und fand ſich dadurch um ſo mehr gemahnt, die noch lebenden Angehörigen in Deutſchland aufzuſuchen. Aber auch der Umfang und die Bedeutung ſeiner Geſchäfte, und neue Unternehmungen, die ſich ihm eröffneten, machten ſeine Gegenwart in der alten Welt nothwendig. Er hatte wichtige Entdeckungen im Gebiete der praktiſchen Phyſik und Chemie gemacht, aus welchen große Vortheile zu ziehen ſein konnten. Die bedeutendſten Aufträge wurden ihm anvertraut. Ja ſogar politiſche Zwecke konnten von ſeinem Beobachtungsgeiſte förderliche Ausbeute hoffen. Er kam nach England, wo er mit den erſten Staatsmännern ſogleich in Verbindung trat; für die Geſchäfte des Handels und betriebſamer Unternehmungen bot ihm das große Haus Baring einen feſten Anhalt, der jeden andern entbehrlich machte. In Frankreich, wohin er ſich dann begab, lebte noch ſein Andenken im beſten Ruhme bei den alten Freunden fort, die zum Theil jetzt in den höchſten Aemtern und im größten Einfluſſe ſtanden. Auch hier eröffneten ſich ihm eine Menge von

Verhältniſſen, die gewöhnlich dem Einwirken des Privatmannes verſchloſſen ſind, deren Behandlung aber in dem Lande, wo ſich ein Franklin entwickeln konnte, der ächten Bürgerbildung, wie anderswo der Amtswürde, zuſtändig und geläufig wird. Doch London und Paris konnten ihm nicht genügen; nicht nur ein romantiſcher Trieb, der ſich leicht begreifen läßt, ſondern auch geſchäftliche Anläſſe von großer Wichtigkeit, denen er zu folgen hatte, zogen ihn durchaus nach Wien, wo zum großen Congreße die machtvollſten und glänzendſten Vertreter der europäiſchen Welt ſich ſchon verſammelten.

Eingedenk der früheren Verwarnung, fragte er bei dem öſterreichiſchen Geſandten an, ob ihm der Zutritt in Oeſterreich wohl erlaubt werden möchte? Wie fern lag jener alte Vorgang dem jetzigen Zuſtande, wie tief begraben in der Erinnerung! Der Bürger der Vereinigten Staaten, der wirkſame Geſchäftsmann, der von Lord Caſtlereagh und von dem Fürſten Talleyrand eifrig Empfohlene, hatte nichts mehr gemein mit jenem tollkühnen Abentheurer; der Mann, für den er Leben und Freiheit gewagt, war kaum noch ein Gegenſtand der Aufmerkſamkeit, geſchweige denn des Haſſes. In der Noth des Kampfes und in der Freude des Sieges waren ganz andre Ausſöhnungen erfolgt, ganz andre Unbilden vergeſſen worden! Bollmann's vorſichtige Anfrage wurde daher ſehr gut aufgenommen, und durch die Verſicherung beantwortet, er dürfe ohne Scheu nach Oeſterreich reiſen, niemand werde ihn dort wegen der alten Geſchichte beunruhigen. Er empfing die nöthigen Päſſe, und reiſte nach Wien.

Im Oktober 1814 traf er daſelbſt ein, als die

Geſchäftsarbeiten noch wenig im Gang, das Gedränge der geſelligen Bewegung aber am größten war. Hier, wo die glänzendſten Perſönlichkeiten ſo leicht verblichen, fand der einfache, aber mit Sachkunde und Bildung auftretende Bürger alsbald die ausgezeichnetſte Beachtung. Er hatte der öſterreichiſchen Regierung mancherlei Anträge zu machen, bei welchen er theils in eignem Namen, theils in dem des Hauſes Baring auftrat. Mit den Häfen des adriatiſchen Meeres hatte Oeſterreich einige Linienſchiffe zurückbekommen; in Idria lag Queckſilber angehäuft, das ſeit mehreren Jahren wegen des Krieges nicht hatte nach Amerika verſchifft werden können; dieſe Gegenſtände, im Betrage ſehr großer Summen, wollte er ankaufen; auf der Donau ſollte die Dampfſchifffahrt eingeführt, und darüber ein Vertrag abgeſchloſſen werden. Während Bollmann dieſerhalb Unterhandlungen anknüpfte, wurde ſeine Aufmerkſamkeit auf den Zuſtand der Finanzen hingezogen, und beſonders auf die große Maſſe Papiergeldes, welche aus den frühern Kriegsjahren übrig war und das Land als ein empfindliches Uebel drückte. Der Finanzminiſter Graf von Stadion, an welchen Bollmann wegen ſeiner Geſchäfte gewieſen war, gewann bald ein großes Vertrauen zu deſſen Einſichten und praktiſchen Fähigkeiten, und klagte über den ſchwierigen Kampf, den er gegen dieſes unaufhörlich ſchwankende Papiergeld zu führen habe; die Verminderung deſſelben ſei durchaus nothwendig, nur vermöge man die beſten Hülfsmittel dazu noch nicht aufzufinden. Bollmann verfaßte hierauf eine Denkſchrift, worin er bündig und klar, in der einfachſten Darſtellung, dieſe Hülfsmittel angab. Seine Anſichten und

Vorſchläge machten Eindruck, und wurden von allen öſterreichiſchen Staats- und Geſchäftsmännern, denen ſie mitgetheilt wurden, durchaus gebilligt. Der Fürſt von Metternich nahm den Urheber perſönlich mit großem Wohlgefallen auf, und äußerte den Wunſch, derſelbe möchte durch den Präſidenten der Vereinigten Staaten eine dauernde diplomatiſche Anſtellung in Wien erhalten. Gentz, der auch in den Finanzſachen öfters zu Rath gezogen wurde, konnte nicht aufhören, Bollmann's Einſicht zu rühmen, und ſuchte eifrig ſeinen Umgang. Auch der Banquier Freiherr von Eskeles, durch vertraute Kenntniß der Oertlichkeit und innern Verhältniſſe, ſo wie durch umſichtige Geſchäftskunde und durchdringenden Scharfſinn höchſt ausgezeichnet, erklärte ſich einverſtanden mit dem vorgelegten Plane. Wirklich wurden in den nachherigen heilſamen Finanzmaßregeln, ſo wie bei den Grundlagen der bald hervortretenden Nationalbank, einzig Bollmann's Angaben und Entwürfe befolgt, und er iſt ſonach als der eigentliche Stifter dieſer in den öſterreichiſchen Finanzen neuen Epoche zu betrachten, deren ſegenreiche Wirkſamkeit noch ſtets fortdauert. Er arbeitete ohne Eigennutz und Belohnung, aber mit dem ſüßen Gefühl, dem Staate nützlich und dankbar zu ſein, in deſſen obrigkeitliche Gewalt er einſt frevlentlich eingegriffen, und der ihn dafür mit Großmuth und Nachſicht behandelt hatte!

Nicht nur den Staatsmännern Oeſterreichs, auch denen andrer Länder wurde Bollmann in Wien vortheilhaft bekannt. Der preußiſche Finanzminiſter, Freiherr von Bülow, beſprach mit ihm den Plan, durch Dampfſchiffe die Elbe zu befahren. Der ruſſiſche Finanzminiſter, Graf Gurieff, trat in Briefwechſel mit ihm

über den Vorſchlag, aus Platina Geld zu münzen, der viele Jahre ſpäter in Rußland wirklich zur Ausführung kam, und wozu Bollmann eine damals noch geheime Verfahrungsart anzubieten hatte. Auch der hannöverſche Staatsminiſter, Graf von Münſter, freute ſich ſeines ausgezeichneten Landsmannes, und ſetzte großes Vertrauen in ihn. Mit Cotta, der zu Wien in einem großen, ſowohl politiſch als litterariſch bedeutenden Kreiſe wirkte, fand Bollmann viele Anknüpfungspunkte. Der deutſche litterariſche Zuſtand aber befriedigte ihn im Ganzen wenig; Goethe'n ausgenommen, waren die neueſten Dichter und Philoſophen ihm faſt unzugänglich, und er verhehlte nicht, wie ſehr ſie ihn befremdeten. Dagegen war er einer der Erſten, der in jener Umgebung mit lebhaftem Rühmen von Walter Scott und mit hoher Begeiſterung von Lord Byron ſprach.

Der Gang aller Verhandlungen und Geſchäfte war weitausſehend; Bollmann konnte ihre Entwickelung für jetzt in Wien nicht abwarten, denn andre wichtige Verhältniſſe forderten dringend ſeine Gegenwart in England. Er reiſte vor beendigtem Kongreſſe dahin ab.

Die Rückkehr Napoleon's von der Inſel Elba nach Frankreich, welche die Völker Europas in abermalige Verwirrung geſetzt hatte, wurde nach kurzer Dauer durch den Sieg Blücher's und Wellington's bei Bellealliance wieder ausgelöſcht, und der Thron der Bourbons zum zweitenmale hergeſtellt. Während der hundert Tage dieſer zweiten Herrſchaft Napoleon's war aber auch Lafayette aus ſeiner Zurückgezogenheit hervorgetreten, und als Mitglied der Repräſentantenkammer das eigentliche Werkzeug der zweiten Abdankung des Kaiſers und ſeiner Ent-

fernung aus Paris geworden, zugleich hatte er für die Unabhängigkeit Frankreichs, und gegen die Einmiſchung der Verbündeten in deſſen innere Angelegenheiten, ſich ſtark erhoben und ſich zu dieſem Zweck eine ſchwierige Sendung mit übernommen. Bollmann, der in dieſer Zeit eine kurze Anweſenheit in Paris machen mußte, ſah den alten Freiheitsfreund ganz in alter Weiſe handeln, in denſelben Grundſätzen wie ehemals, und fand nicht nur dieſe folgerecht, ſondern auch das Benehmen des vielgeprüften Mannes tadellos. Dieſer hatte jedoch an der Spitze der Angelegenheiten nur eben erſcheinen, aber nicht ſich behaupten können, wie dies ihm und allen denjenigen immer begegnet iſt, welche in den wogenden Ereigniſſen nicht dem Strome, ſondern unnachgiebig einer ſtarren Richtung folgen wollen. Der Haß und Unglimpf aller Partheien ſchüttete ſich darauf heftig gegen ihn aus, man ſagte laut, neben begründetem Tadel, auch die falſcheſten Dinge von ihm. Dies wollte Bollmann nicht leiden, und ſo grobe und unwahre Anklagen ſeinem theuern Lafayette abwehren. Er ſchrieb zu dieſem Behuf eiligſt einen Aufſatz unter dem Titel: „Einige hiſtoriſche Notizen, die neuerlichen Ereigniſſe in Frankreich betreffend", ſandte denſelben an Cotta, und dieſer ließ ihn in der Allgemeinen Zeitung und in den Europäiſchen Annalen, an letzterem Orte mit hinzugefügten Belegen, ſofort abdrucken. In der Fluth politiſcher Stimmen machte ſich dieſe bemerklich genug; ſie fiel durch ſchlichte Entſchiedenheit auf, und brachte Thatſachen und Anſichten zur Sprache, welche tief in den Streit der Partheien eingriffen. Gentz erhob ſich als Gegner, und ſchrieb heftig gegen den unbekannten Verfaſſer, nicht

ahndend, daß dieſer derſelbe Mann ſei, mit welchem er eifrig Briefe wechſelte, und welchem Oeſterreich eine ſeiner wichtigſten Angelegenheiten vertraut hatte! Bollmann lächelte zu dem wunderlichen Zuſammentreffen, und mochte den Streit nicht weiterführen, da kein Ergebniß davon zu hoffen ſein konnte. Ihn ſelbſt beſchäftigten wieder ganz andre Gegenſtände. Er war bereits wieder in England, und ſchiffte ſich nach Amerika ein, um ſeine dortigen Angelegenheiten zu ordnen, und ſeine beiden Töchter nach Europa abzuholen.

Hier ſchließen ſich aus dieſer und der nächſtfolgenden Zeit einige an Varnhagen gerichtete Briefe an, aus welchen die Geſinnungen, Verhältniſſe, Thätigkeiten und Ausſichten, in welchen Bollmann unermüdet ſtrebte, einigermaßen zu erſehen ſind. Sie machen übrigens keinen andern Anſpruch, als die Züge ſeines Bildes, die wir von ſeiner Jünglingshand mitgetheilt haben, durch einige hinzugefügte Striche von der Hand des gereiften Mannes zu vervollſtändigen.

12.

London, den 13. September 1815.

Sie wollen mir alſo keine Ausſchnitte ſenden? wollen nichts dazu beitragen, daß ich meinen Töchtern zeigen könne, wie vielerlei Talente es in Deutſchland giebt!

Und Frau von Varnhagen — iſt ſie mit Ihnen — geſund — heiter? das Letzte iſt ſchwer in der Mitte von ſo viel bedrängten und ſo viel eklichen Leuten — ich verſtehe hierunter nicht die Pariſer.

Ich wollte, ſie wäre hier. Wenn ihr in Wien des alten würdigen Pouthon's Thätigkeit zuſagte, ſo würde

ſie hier nicht aus der Exſtaſe kommen, wenn ſie ſähe, wie man groß ſein kann in der Arbeit, und magnifik in Anſtalten des Nützlichen! Demungeachtet ſind die Engländer beſchränkt, kalt, ſteif, wenn ſie wollen. Es läßt ſich ſchwer alles vereinigen!

Der Prinz-Regent ſagt nun laut, man habe Unrecht gethan, den alten König hinzuſetzen — denn er verhindert uns, ſetzt er hinzu, Exempel zu ſtatuiren! — Die Welt liegt im Argen!

Ich laſſe Frau von Varnhagen bitten, ſich vor den Doktoren zu hüten — ſelbſt vor Koreff, wiewohl einer der beſten. — Meinen Gruß an Oberſt von Pfuel. Ich bedaure, daß ich ihn ſo kurze Zeit gekannt habe. Und recht viel Schönes, Herzliches an Schlabrendorf. — Auch ſeinetwegen verlaſſ' ich Europa ungern, und glichen ihm Viele, ſo ſollte nichts mich abhalten, zurückzukommen, ſelbſt auf Kartoffeln und Waſſer! —

— Was wollen denn Sie — Sie Alliirte — zuletzt noch in Frankreich anfangen? — Haben Sie von Cotta gehört?

E. Bollmann.

13.

London, den 15. Juli 1816.

Ihren Brief, lieber Varnhagen, vom 25. September, mit den ſchönen Ausſchnitten, erhielt ich erſt in Amerika, ſpät im Frühjahr. Er war mir recht erfreulich, und meine Mädchen haben die Ausſchnitte ſehr bewundert.

Sie ſehn, daß ich Wort halte. Am 16. Mai gingen wir von Philadelphia ab, am 12. Juni waren wir in Liverpool — nach einer kurzen, ſchönen Ueberfahrt — nur wären wir am 10. an der Küſte von Irland bei-

nahe geſcheitert. Ein dichter Nebel verbarg das Land, der Kapitain war unvorſichtig, und verlor nachher alle Gegenwart des Geiſtes, wie wir umringt waren mit Felſen und nicht wußten, wohin uns wenden. Die Mädchen benahmen ſich recht heroiſch, und wir zogen uns glücklich aus der böſen Lage.

Seit drei Wochen ſind wir hier. Ich ſchrieb gleich an Schlabrendorf, zu erinnern, wo Sie wären, er hat aber nicht geantwortet. Ich laſſe dieſen Brief auf's Gerathewohl nach Berlin gehn. —

Mehrere Angelegenheiten werden mich für's Erſte hier aufhalten. Meine weiteren Bewegungen werden von Umſtänden abhängen. Die Abſicht iſt, wenigſtens einige Jahre in Europa zuzubringen. Da meine Töchter nun mit mir ſind, ſo zieht mich nichts mehr ſtark nach Amerika zurück, es ſei denn beſſere Ausſichten für dieſe. — Es erſchreckt mich zuweilen, ſie nun in einer Welt zu ſehn, wo, außer mir, ſie niemand kennt und liebt, und wo ſie niemand angehören. — Mein Leben ſchien mir nie ſo nothwendig. Weibliche Geſchöpfe, vorzüglich wenn ſie mehr Werth als Schönheit beſitzen, vertragen das Verpflanzen nicht gut. Ich denke oft an Sie und Ihre liebe Frau, und wollte, wir wären uns näher. —

Stadion — wie ich ſo eben gehört — bringt nun alle meine Pläne zur Ausführung. Bedeutend iſt dieſe Revolution doch gewiß, und von mir ging ſie aus, wiewohl mich in der Sache niemand nennt, und mir auch daraus bis jetzt noch nicht der mindeſte Vortheil entſprungen. Mein Plan iſt in allen Zügen — im Weſentlichen, wie im Beſondern, beibehalten worden, nur hat man ſich Eine Abweichung erlaubt, die mir gefährlich

ſcheint. Die allmählige Einziehung der im Umlauf bleibenden Scheine, nach Errichtung der Bank, ſollte nach meiner Idee durch den Verkauf der neuen 2½ Prozent tragenden Staatsobligationen bewirkt werden. Die Bank ſollte dieſe gegen Scheine verkaufen, und der Staat der Bank für die ſo eingezogenen Scheine neue Obligationen geben — die ſie dann hätte wieder verkaufen können — und ſo fort. — Dann hätte man den Gang des Geſchäfts in ſeiner Gewalt behalten, der Staat hätte den Vortheil des Markts genoſſen, und der Kours hätte ſich allmählig gehoben. Statt deſſen erbietet man ſich, ²⁄₇ baar Geld den Inhabern zu bezahlen, und ⁵⁄₇ zu 1 Prozent zu fundiren. — Die ganze Papiermaſſe dürfte ſich alſo plötzlich zur Umgeſtaltung vordrängen — das iſt weniger vortheilhaft, ja gefährlich — wenn man nicht wenigſtens 50 bis 60 Millionen in Münze in Bereitſchaft hat, und es können daraus viel Unbequemlichkeiten für's Publikum entſtehn. Hat man indeſſen die Münze, ſo bin ich's zufrieden; im entgegengeſetzten Fall, und wäre man der Nothwendigkeit ausgeſetzt, zu den Eingeladenen ſagen zu müſſen: ihr müßt wiederkommen, — halte ich den guten Erfolg des ganzen Syſtems für gefährdet, — ihr Knaben, hütet euch, die Klugheitslinie auch nur ein Haar breit zu verfehlen! — An Stadion und Gentz habe ich ſeit meiner Ankunft hier geſchrieben. Ob ſie mich wohl brauchten? — Eſterhazy hier war dieſen Morgen ausnehmend freundlich — fragte mich auch gleich, ob ich wohl Luſt hätte, nach Wien zu gehn? — Das müßte ſich aber doch der Mühe verlohnen, und dann iſt Berlin nicht weit davon — das wäre recht ſchön. — An einen bleibenden regelmäßigen Aufenthalt

in Wien würde ich nicht denken. Das Schöne iſt weg, ſobald man jemand im Wege ſteht, und Sie wiſſen, es kommt nicht leicht wieder. —

Der Aufſatz über die Vereinigten Staaten blieb in Gentz's Händen. Was daraus geworden, weiß ich nicht! —

Iſt Adam Müller jetzt in Leipzig? — und wo iſt Wieſel? und Schlegel? — Was erwarten Sie vom Kongreß in Frankfurt? — Alles dies wüßt' ich gern, und von Ihnen, aber vor allen Dingen, und ganz beſonders, und vorzugsweiſe ſchreiben Sie mir recht viel von Ihrer lieben Frau — wo ſie iſt, und wie ſie iſt, und wo ſie ſein wird, damit ich berechnen könne, wie ich mich bewegen muß, um Ihnen Beiden recht bald wieder zu begegnen!

Machen Sie keinen Gebrauch von dieſem Brief, der jemand in Wien in üble Laune ſetzen könnte, ich habe mich über niemand zu beſchweren.

Ich ſetze hier Verſchiedenes in den Künſten in Gang, das mir ſehr vortheilhaft werden dürfte.

An Ihre Frau viel Hochachtungsvolles, Schönes und Liebes von meinen Töchtern und mir ſelbſt. — Schreiben Sie mir recht bald — initiiren Sie mich in dem Bedeutenden, das vorgeht, und ſich zubereitet — ein freundlich Wort an Auguſte Brede, wenn ſie in Ihrer Nähe iſt. Der Ihrige, wie immer, warm und wahr.

E. Bollmann.

Wo iſt Karl Sieveking? —

14.

London, den 25. Oktober 1816.

Ihren freundſchaftlichen Brief vom 8. Auguſt ſo lange nicht beantwortet zu haben, iſt durchaus unver-

zeihlich. Sie hätten indeſſen — Sie Beide — ganze Bände von mir zu durchleſen, wenn man niederdenken könnte ſtatt niederſchreiben. — Ich bin ſehr beſchäftigt, um ein großes chemiſches Etabliſſement zu organiſiren, das mir die Mittel abwerfen ſoll, künftig herumzureiſen, zu thun und zu ſagen, was mir gefällt, und was ich für Recht halte, ohne mich um jemand zu bekümmern. Es läßt ſich auch an, als ob mir das vollkommen gelingen ſollte.

Den 1. November.

So weit war ich gekommen, wurde unterbrochen, und der Brief blieb unvollendet. Dieſen Morgen empfing ich Ihren zweiten vom 23. Oktober, welcher nicht der dritte iſt, denn die Italiäner haben ſich noch nicht ſehen laſſen. Die Gewiſſensbiſſe werden nun zu groß. Ich ſetze mich alſo gleich hin, und will nicht aufſtehn, bis der Brief expedirt iſt.

Im Juli, als ich Ihnen zuerſt ſchrieb, hielt ich's für wahrſcheinlich, daß man mich veranlaſſen würde, nach Wien zu gehn, und dann hofft' ich Sie zu ſehn. Die Erwartung hab' ich aber längſt fahren laſſen. Die Sachen gefallen mir überhaupt mehr und mehr beſſer wie die Menſchen, und im chemiſchen Manufakturfach iſt hier noch vieles zu thun. — Einer meiner Freunde, Edward Howard, hat das Raffiniren der Zucker ſo ſehr vervollkommnet, daß er ⅕ mehr Ertrag erhält, als nach der gewöhnlichen Art. Man bot ihm für ſeine patentirte Erfindung 40,000 Pfund Sterling, die er ausſchlug. — Er veräußerte aber, an Einzelne, das Recht, ſich derſelben zu bedienen, und hatte ſich ſchon ein jährliches Einkommen von 6000 Pfund Sterling verſchafft, als

ihn der Tod abholte. Er ſtarb vor einigen Wochen. Eine Tochter und ſein Bruder, der Herzog von Norfolk, ſind untröſtlich über ſeinen Verluſt. — Ich fürchte mich, ich weiß nicht warum, vor einem ähnlichen Schickſal. Wenn mir's in weltlichen Dingen mal recht gelingt, ſo wird's gewiß nicht lange dauern. — Dies hindert mich aber nicht, fortzuarbeiten. Seit ich hier bin, hab' ich eine Aſſociation zu Stande gebracht zwiſchen mir ſelbſt, einem reichen jungen wiſſenſchaftlichen Mann, deſſen Steckenpferd die Chemie iſt, und einem Schwaben, der in Frankreich zu großen chemiſchen Operationen erzogen worden. — Wir kauften ein großes Etabliſſement an der Themſe, eine halbe deutſche Meile von der Stadt, deſſen Beſitzer kürzlich ſtarb. — Da deſtillirt und reinigt man Holzeſſig nach einer neuen patentirten Methode, und fabrizirt alle die Waaren oder Artikel, die mit Eſſig was zu thun haben — als Spangrün, Bleizucker, auch Soda — und viele andere. Der Gewinn darauf iſt von 100 bis 200 Prozent, ſo viel einfacher, ſchneller und beſſer iſt unſere Art zu arbeiten. Es fehlt aber an Schwierigkeiten nicht. — Die Nachbarn ſagen, die Fabrik verfälſcht die Luft, und wollen uns forttreiben, vorzüglich weil unſere Arbeiter alle Deutſche ſind. Die Konſumteurs ziehn die gekannte, ſchlechte, theuere Waare der ungekannten, wohlfeileren, ſchönern vor, u. ſ. w. — und dieſe Schwierigkeiten machen vorzüglich mir zu ſchaffen, denn der Engländer giebt das Geld, der Schwabe dirigirt die Fabrik, und ich das Ganze. — Ueberdies hab' ich noch ſelbſt ein Laboratorium, wo ein Arbeiter unter meiner Anleitung den Chromat von Blei fabrizirt, — die ſchöne neue gelbe Farbe, — wozu ich die Materialien

mit von Amerika brachte. — Wir haben auch ein Patent für eine neue Art, das Holz zu verkohlen. — Man erleuchtet hier mit Steinkohlengas die Stadt. — Mit dem Holzgas verkohlen wir das Holz. Das eingeſchloſſene Holz iſt oben. Sein heruntergeleitetes Gas wird Flamme unten. Es verkohlt ſich mit ſeiner eigenen Hitze. — Ich verhandle jetzt mit dem Gouvernement die Anwendung dieſer Erfindung in ſeinen Pulverfabriken. — Und ſo bin ich denn den ganzen Tag, von 8 Uhr Morgens, auf den Beinen, während die Mädchen leſen, ſchreiben, ſpielen, ſingen, Muthwillen treiben u. ſ. w. — um 5 Uhr wird gegeſſen — von 7 bis 9 nehmen die Geſchäftsſchreibereien weg — um 9 Uhr wird Thee getrunken, von 9 bis 12 Uhr beſchäftigen wir uns mit Phyſik, Mineralogie und dergleichen, machen allerlei Experimente mit Luftpumpen, elektriſchen Maſchinen u. ſ. w., und amüſiren uns höchlich. — Gegen 1 Uhr gehen wir zu Bette und ſchlafen ohne uns zu rühren. — Dies iſt buchſtäblich unſere Tagesgeſchichte, worin nur gelegentlich das Schauſpiel, die Oper, ein Ball, eine Einladung, eine Spazirfahrt — einige Veränderungen machen. — Es ſoll mir indeſſen künftig, wenigſtens an Sie und Ihre liebe Frau zu ſchreiben, ein Stündchen übrig bleiben. — Ich freue mich der vielen Dinge, die ich in den letzten 12 Monaten in Anregung gebracht, und zum Theil zu Stande gebracht habe. Wenn mir's vollkommen gelingt, ſo habe ich für meine übrigen Lebenstage Ruhe. — Auch hoffe ich, während des Winters die Maſchine ſo vollkommen und regelmäßig in Gang zu bringen, daß wir im Sommer eine Ausflucht nach Frankreich und Deutſchland machen können, wonach uns Allen recht lüſtet. —

Von Gentz habe ich, ſeit fünf Wochen, einen noch unbeantworteten Brief von dreizehn Seiten. „Er ſelbſt habe ſich in das Finanzfach geworfen, da doch die Politik jetzt nicht viel zu thun gebe — die vielen Gründe, warum man im Plan die von mir mißbilligte Veränderung (oder vielmehr den Zuſatz) habe machen müſſen, würden ein Buch erfordern. Die Leute ſeien ſo dumm, das Mißtrauen ſei ſo groß, das Andringen ſo unbändig. Es ſolle indeſſen alles gut werden am Ende. Mein Hinüberkommen wäre recht ſchön. Auch woll' er, bei der Zurückkunft nach Wien (er war im Bade), gleich ſehn, daß man mir zur Reiſe Luſt mache" u. ſ. w. u. ſ. w. — Der Zuſatz hat, für die gute Sache, beinahe alles unwiederbringlich verdorben, wenigſtens das Erreichen des guten Zwecks unendlich erſchwert. — Mit einem ungeheuern baaren Geldvorrath wäre die Maßregel kaum vernünftig geweſen; mit einem beſchränkten (wo denn die ſchon erfolgte Einſtellung derſelben unausbleiblich) war ſie ganz ungeheuer dumm. — Die Bank ſollte das Mittel, das Werkzeug der ruhig durchzuführenden, großen Operation werden. Guten Glauben und Vertrauen wieder zu begründen, war die erſte Rückſicht. — Der Ueberfluß des geſunkenen Papiergeldes disponirte das Publikum, zur Bank begierig zu unterſchreiben. Der Münzvorrath des Gouvernements konnte der neuen Inſtitution Gewicht und Kraft geben. Statt dieſe günſtigen, zum Zweck ſchnell führenden Umſtände klug zu benützen, wirft man die Alternative hin, läßt durch's angebotene Abbezahlen der 2/5 (der Kours war zwiſchen 300 und 360) einen augenblicklichen Gewinn von 30 bis 40 Prozent wahrnehmen, ohne die Obligationen für die 3/5 auch

nur in Anſchlag zu bringen. Die Bankſubſcription wird nun vernachläſſigt, auf die ²/₅ ſtürzt ſich alles hin — die Banknoten ſind dem Publikum nur Anweiſungen auf Geld, um ſo mehr, weil doch jeder ſchon fühlt, es könne ſo nicht fortgehn. Das Gouvernement muß endlich die Maßregel zurücknehmen, die Zahlungen einſtellen, und der Kredit der Bank wird ſchon zertreten, ehe ſie einmal angefangen hat zu exiſtiren, — und dies hätte Gentz nicht vorhergeſehen? — Die Erſten, welche im Geheimniß waren, die Erſten für die ²/₅ an der Thür — waren doch in großem Vortheil —! Daß meine ehrlich gemeinten, uneigennützigen, vernünftigen Vorſchläge eine Einleitung, ein Inſtrument zu Privatſpekulationen geworden ſind — iſt doch ärgerlich, wenn man ſich über's Alltägliche und Gemeine ärgern dürfte! — Es iſt aber ſehr natürlich, daß man nicht ſehr begierig ſein kann, mich in Wien zu ſehn. — Wenn ich Zeit hätte, und es der Mühe ſich lohnte, ſo ließe ſich ein recht intereſſantes Pamphlet über dieſe Geſchichte ſchreiben. —

Meinen Aufſatz gegen Niebuhr hat Gentz noch. Ich ſchreib' ihm, ihn zu verbrennen. — Niebuhr iſt abweſend, und der Zeitpunkt vorüber. — Daß der Aufſatz von Paris aus den Eindruck gemacht, und die Bewegung veranlaßt hatte, wovon Sie ſchreiben, war mir ganz unbekannt. Ich wäre gern in Deutſchland, wo ich doch vieles fände, das mir fehlt — auch Sie Beide — und wo mir's recht wohl ſein würde, vorzüglich wenn ich alles mitbrächte — wo ich auch noch manches wirken könnte — aber es iſt am beſten, jetzt hier fortzuarbeiten, um mich, vielleicht, nach einiger Zeit dort in der gewünſchten Lage

zu befinden, wenn ich nicht alt werde, und ſteif und kalt, eh's ſo weit kommt. —

Es überraſchte mich recht, Sie in Karlsruhe zu wiſſen. — Da machte ich meine erſten Studien. Der vor einiger Zeit verſtorbene Staatsrath Brauer (dort in hohem Andenken) war mein Vetter. Mit ihm lebt' ich drei Jahre im Hauſe. — Auf der Reiſe nach Wien — nach zwanzigjähriger Abweſenheit — kam ich durch Karlsruhe. Ich kam an in der Nacht. — Der Vetter — todt. Hofrath Böckmann — den ich ſehr geliebt, dem ich vieles dankte — todt. Dieſer todt — jener todt — nur Titel, der Kirchenrath (Logiker, Metaphyſiker), an dem hing noch Leben. — Wenn die Gekannten, Geſchätzten, ſo allmählig ſterben, bemerkt man's nicht, aber nach ſo langer Abweſenheit iſt's wie eine Schlacht. — Ich wanderte im Dunkeln durch die wohlbekannten Straßen — durch die Schneckengänge und Alleen im Garten hinter dem Schloß — die Bäume, die Sitze waren noch da, die Atmoſphäre herum war dieſelbe — die Sterne ſtanden auf den alten Plätzen, und die Erinnerung erſter romantiſcher Gefühle und Abentheuer war in mir lebendig. Aber ich fühlte mich äußerſt allein — was ich noch liebte, jenſeits des Meeres — ich fuhr in derſelben Nacht noch weiter. — Jetzt bin ich hier, und die ſind mit mir; und Sie in Karlsruhe! —

Ueber dies Land und vieles hätte ich Ihnen viel zu ſagen. Dies muß ich verſparen.

Mein Vetter Brauer hat eine Wittwe hinterlaſſen, eine zweite Frau, die eine vortreffliche Frau ſein ſoll, die ich nie perſönlich kannte. — Sie können vielleicht mit ihr bekannt werden. An ihre Vorgängerin, meine

Pflegemutter, ſchrieb ich im Jahre 1793 von Leipzig aus einen ſehr langen Brief, ein Stück Biographie von dreißig bis vierzig Seiten, das viel Eindruck machte, und das ich gern hätte, wenn's noch exiſtirt. —

Die Domeier war kürzlich in Cheltenham, und erkundigte ſich nach mir. Wenn ſie zur Stadt kömmt, will ich ſie aufſuchen. Graf Bentheim hat London ſchon lange verlaſſen. Paul Eſterhazy iſt ein guter Menſch, und recht freundlich. Das etwas herzliche, öſterreichiſche Weſen der hübſchen Fürſtin ſticht mit der engliſchen Kälte recht ab. Gräfin Münſter hat ein kleines Mädchen, — ſehnt ſich nach Deutſchland.

Prinz Koburg und ſeine Prinzeſſin ſind recht bürgerlich in einander verliebt. — Die unglückliche Lage, worin dieſe aufgewachſen iſt, hat ſie glücklich erzogen, — das heißt, hat die höfiſche Abnutzung und Verärmlichung verhindert, die im Hochleben ſo gemein ſind. Sie fühlt ſtark, und will ſtark. Im Trauerſpiel weint ſie Güſſe, lacht im Luſtſpiel, daß der Buſen ſchüttert. Sie nickt auch im Schauſpiel ohne Umſtände denen zu, welchen ſie wohl will — eine ſonderbare Prinzeſſin, aber ein intereſſantes Geſchöpf. — Prinz Koburg hat mich gefragt, wo Profeſſor Röſel ſei? Wiſſen Sie's? —

Herr Küper — Hofprediger hier — vormals ſechs Jahre Lehrer oder Hofmeiſter in meines Vaters Hauſe, war viel um die Prinzeſſin Charlotte, und unterrichtete ſie im Deutſchen. — Ich habe viel Intereſſantes, ſie betreffend, von ihm gehört. —

Adam Müller ſchreibt in Leipzig allerlei, das mir nicht gefällt, allerlei Beſchränktes. Die ungeheuren Ausgaben Englands auf den Kontinent während des Krieges

brachten den Kours herunter, in natürlichen Worten — machten engliſches Geld, machten Pfund Sterling ſpottwohlfeil; folglich kamen auch die engliſchen Waaren dem auswärtigen Konſumenten wohlfeil zu ſtehn; folglich war der Abſatz groß; folglich vermehrte ſich — unverhältnißmäßig — die fabrizirende Klaſſe; folglich fütterten — indirekt, aber doch recht wirklich, die ungeheuern, von den Bemittelten bezahlten, im Auslande ausgegebenen, als Prämie auf Ausfuhr operirenden Taxen — die arbeitenden Aermeren. Der Krieg, die Taxen hören auf, oder vermindern ſich, der Kours wird beſſer (wie man zu ſagen pflegt), alſo engliſche Waaren theurer, und die Ausfuhr bedeutend geringer. Man findet, daß man für die regelmäßigen Weltverhältniſſe, und Englands natürlichen Antheil an der allgemeinen Thätigkeit, ein paar Millionen Menſchen hier zu viel hat — die Noth und Elend allmählig aufreiben muß. — Dies iſt die wahre Erklärung des jetzigen Zuſtandes der Dinge hier. Dazu kommt noch, daß des Krieges Aufwand und Verſchwendung nicht mehr exiſtiren; daß die vorzüglich leiden müſſen, welche davon lebten; und daß immer die neuen Leidenden ſchreien und Lärm machen, während die Leidensgewohnten in der vergangenen Zeit, und denen es nun wohl wird, ſich ganz ruhig halten. — Es giebt hier viel einzelne Bewegungen, und wird deren noch mehr geben, — aber das Lebensprinzip des Staats iſt ſtark und ungeſchwächt, und alles wird ſich in's Reine arbeiten.

Während dieſer Kriſe iſt es ganz natürlich, daß die, in ungebührlicher Menge verfertigten, angehäuften Waaren verſchleudert, weggegeben werden, aber es iſt nothwendig, daß dieſer Zuſtand vorübergehend ſein muß. —

Warum erhebt denn Adam Müller ſeine Stimme, und macht anerkannt wahren Grundſätzen den Krieg? — Wenn Manufakturiſten vorübergehend leiden, ſo befinden ſich auf der andern Seite die Konſumirenden — die größere Anzahl — um ſo viel beſſer. Ein Staatsmann ſollte auch Ohren haben für die Stillen!

Daß in der Staatenfamilie, wie in der einzelnen Stadt, jeder mache, was er am beſten verſteht, und daß ſich die Produkte frei und ungeſtört vertauſchen: das iſt die wahre Lehre; dabei kommt ungezweifelt heraus das Beſtbefinden der Maſſe; daran ſollte man ſich halten, wie ſich die Natur an die großen Grundſätze hält, trotz gelegentlicher Erderſchütterungen und Peſtilenzen. — Wer immer den flüchtigen Umſtänden begegnen will, wird nie fertig, und erzielt nichts am Ende. —

Hier wird man gewahr, daß der Handel nicht wegen des Syſtems, ſondern trotz des Syſtems geblüht hat, und daß das Syſtem nichts taugt. — Und Adam Müller predigt, man ſolle das Syſtem nachahmen! —

Hier wird man gewahr, daß, wer abſetzen will, auch brauchen muß; daß aller auswärtiger Handel — daß aller Handel — ſich in Tauſch auflöſt. Daß, wenn eine Nation nur verkaufen will, der Kours nothwendig ſich ſo heben muß, daß aller Abſatz aufhört; daß man alſo keine Art von Induſtrie zwangsweiſe haben muß, wenn man einen geſunden Handel haben will, ſondern alles gehen laſſen muß ſeinen natürlichen Gang. — Nach dieſer Anſicht hat man im letzten Traktat mit Amerika gehandelt — nach dieſer möchte man immer handeln, nur daß man vom langbefolgten fehlerhaften, alten, kurzſichtigen Syſtem auf Einmal nicht abkommen

kann. — Und dies Syſtem will nun Müller den Deutſchen anempfehlen, den Deutſchen aufbürden! Oder iſt die chineſiſche Mauer wünſchenswerth? Das will mir nun einmal nicht in den Sinn, — denn die Reibung — individuell, oder national — bringt den Menſchen doch eigentlich erſt heraus, und vollendet ihn, und erhebt ihn! — Ich muß wohl aufhören, — die Mädchen kommen immer herein, und denken, daß ich ungebührlich lange ſitze — Auch haben Sie für diesmal wohl genug! Ich habe nicht Zeit das Geſchreibene zu durchleſen — entſchuldigen Sie mein Deutſch u. ſ. w. —

Laſſen Sie Ihren Brief nicht regiſtriren. Der letzte machte mir die Reiſe einer deutſchen Meile, und beinahe eine halbe Guinee Unkoſten, doch war das Vergnügen wohlfeil erkauft. Leben Sie Beide herzlich wohl.

E. Bollmann.

15.

London, den 28. November 1817.

Beide Ihre Briefe, lieber Varnhagen, und den von Ihrer lieben Frau, habe ich richtig erhalten. Wie ſoll ich Ihnen erklären, daß ich den erſten ſo lange nicht beantwortet? Ich bin immer in einem Gedränge von Geſchäften geweſen — ich ſchrieb mehrmals mehrere Seiten — wurde unterbrochen — nachher paßte das Geſchriebene nicht mehr zu den veränderten Umſtänden — der veränderten Stimmung. So gerieth die Antwort denn in Aufſchub, und Sie wiſſen, wie's in ſolchen Fällen geht.

Ich danke Ihnen recht ſehr für Ihre Bemühungen in Betreff der Papiere. Sie ſind in guten Händen.

Wenn Sie wieder eine Gelegenheit haben, wie die mit Bülow, ſenden Sie mir dieſelben zu.

Meine Lage hier iſt noch immer zu ungewiß, ich bin ſelbſt hier zu wenig feſt, um dem von den Karlsruhern Empfohlenen dienen zu können; als junger Mann war er überdies von ſehr beſchränkten Fähigkeiten, und flüchtig. Wie er ſich ausgebildet haben mag, weiß ich nicht.

Mein intimſter Jugendfreund, Doktor Boeckh, wohnt in Lörrach, ohnweit Baſel. Ich möchte gern ſeine Art von Exiſtenz und gegenwärtigen Verhältniſſe kennen. Wenn Sie in die Gegend kommen, beſuchen Sie ihn! Mein Name iſt genug. Wir wechſelten einige Briefe, wie ich in Wien war. Er iſt gebürtig von Karlsruhe.

Ich habe, ſeit ich Ihnen zuletzt ſchrieb, viel Mühe und Arbeit gehabt. — Einen fatalen Aſſocié in meinen Geſchäften hatte ich los zu werden — Vorurtheile wider neue Konſumtionsartikel zu bekämpfen — mit der Excis-Behörde (Excise-Office) mich abzufinden — beunruhigte Koncurrenten zu beſänftigen u. ſ. w. — Alles das habe ich nun ziemlich in's Reine gebracht, und wenn die Maſchine einmal gehörig im Gange iſt, ſo wird ſie wohl von ſelbſt gehn; oder nur wenig unmittelbarer Aufſicht benöthigt ſein. — Ich bilde jetzt einen geſetzten Mann, dem ich dann die Leitung anvertrauen kann, damit meine eigenen Bewegungen frei bleiben, welches ich vorzüglich wünſche.

Ihr letzter Brief, und der recht liebe von der Frau, fanden mich krank im Bette — ein Herbſtfieber, — das den Mädchen mehr Noth machte, als mir. Ich wußte nicht, ob's nicht anſteckend ſein könnte, und es

war doch unmöglich, ſie von mir abzuhalten. — Wie ich beſſer war, ging ich nach Paris — nur auf eine Woche, ein Geſchäft mit A. Baring abzumachen — mich zu erfriſchen. Beſonderes fiel nichts vor. Indeſſen hörte ich die Catalani ſingen, und Schlabrendorf ſprechen. Das verlohnt ſich ſchon der Mühe. Ich habe auch Henriette Mendelsſohn geſehen, A. W. Schlegel, die Herzogin Broglie, und einige Andere.

Die franzöſiſche Sache ſcheint allmählig Geſtalt und Feſtigkeit zu gewinnen, aber die deutſche — giebt es denn eine deutſche Sache? Es gährt doch gewaltig, und wenn ich etwas von moraliſcher Chemie verſtehe, ſo muß es beim Gemiſch ſo mancher heterogener Elemente bald zum Aufbrauſen und Platzen kommen. Dann wird's allerlei dramatiſches Spektakel geben, und das wird Ihnen eben recht ſein.

Herrn von Humboldt habe ich vor ein paar Tagen geſehn, — er iſt recht freundlich, findet die engliſchen Nebel ganz anders wie die deutſchen — ſie ſind pittoresk und impoſant. Uebrigens ſcheint er ſich den Allgemeinen hinzugeben, und würde auch in der größten Spannung noch das Alberne und Groteske des zweckloſen Gedränges bemerken. — Bülow ſcheint ein wackerer junger Mann zu ſein. Graf Münſter hat zwei Kinder, und nimmt ſich häuslich ſehr würdig aus, auch arbeitet er viel. Seine Frau — mit allen Vortheilen — fühlt ſich doch verpflanzt, und ſehr verpflanzt.

Der Tod der Prinzeſſin Charlotte hat viel ungeheuchelte Thränen fließen gemacht. Meine Töchter konnten, viele Tage durch, die gewohnte Herzensruhe nicht wiederfinden, und dieſe Stimmung war allgemein.

Das ſchöne Beiſpiel einer moraliſch reinen und höchſt glücklichen Exiſtenz hatte für die Prinzeſſin und den Prinzen ein ſehr großes, allgemeines, lebhaftes Intereſſe erweckt, dem viele, nun zerſtörte Hoffnungen ſich anſchloſſen. Eine ganze Reihe von Ideen und Gefühlen treiben ſich nun im Leeren herum, ohne ſich wo anſchließen zu können. Denn mit der künftigen Succeſſion ſieht's nun weitläufig aus. — Prinz Koburg ſteht ſchön vor der Nation da. Wenn er in der öffentlichen Meinung die Aſſociation mit der geliebten Verſtorbenen nicht unterbricht, und hervorſtechend der edle Mann, von unbeſcholtenen Sitten, unter dem corrumpirten Geſindel bleibt, ſo können, meiner Meinung nach, weitere Ereigniſſe ſeine Tage ſehr bedeutend machen. — Aber da liegt noch ſo viel dazwiſchen, und ſo Wenige bleiben unter veränderten Umſtänden dieſelben! —

Es freut mich recht, daß Ihnen — liebe Freundin — die Engländer in Brüſſel ſo gefielen. Das Sinnige, Vernünftige, Gutbeſorgte, Ueberlegte, Geordnete, der Regel, ſtatt der Willkür und Laune Unterworfene — würde Sie hier in Allem — im Vieh wie im Menſchen, im Lebloſen wie im Belebten anſprechen. Sie würden überall bemerken, das es hier zu Lande gerichtliche Gerechtigkeit giebt für ein mißhandeltes Pferd, für eine mißhandelte Ziege (man hat juſt zwei ſolche Prozeſſe entſchieden), wie für einen mißhandelten großen Herrn, und ſelbſt den Straßen und Heerſtraßen ſehen Sie's an, daß der Fußgänger im Staat eben ſo viel gilt, als der ſich in Karoſſen Herumtreibende, oder doch etwas, und was Bedeutendes gilt. In dem Allen — in der **durchgängigen** Herrſchaft der Regel, ſtatt des Anſehns

und der Willkür, liegt eben das Freie. Das möchten ſie auch jenſeits der See wohl, aber das geht doch aus dem Geweſenen hervor, und kann auch nur aus dem Geweſenen bleibend hervorgehn. Das ſcheint man nicht begreifen zu können! Deßwegen ſetzt ſich der Despotismus ſublimer Konzeptionen, die dann doch auch an Narrheit gränzen, ſo oft an die Stelle des Despotismus verjährten Dünkels, und wird in ſeiner Ruhe bald wieder ein Opfer des kräftigern Despotismus gemeiner Ränke, und grundſatzloſer Konſequenz. — Alles bleibt am Ende oft beim Alten, weil man anfängt, wo man endigen ſollte. Möchten doch Ihre wackeren Studenten auf drei oder vier Jahre unter den engliſchen Bauern auf Univerſität gehen!

Ich liebe die Engländer in Maſſe, und wer ſie nur im Auslande einzeln ſieht, der kennt ſie nicht. Das Nationalgefühl iſt indeſſen weſentlich zur glücklichen Exiſtenz unter ihnen. Mir Fremden — wiewohl ich's nun kaum bin — iſt für den Lebensgenuß das heitere Frankreich lieber. — Ein Engländer iſt mir immer nur ein Theil eines Ganzen, dem ich nicht angehöre, und der mich nicht braucht, während im Deutſchen und Franzoſen oft ein Ganzes mich anſpricht, dem ich viel ſein kann. — Ueberdies iſt Vieles auf dem feſten Lande ſo gemüthlich und zuſagend, mir wenigſtens, der früheren Aſſociationen wegen! Kurz, — ich ſuche hier frei zu bleiben, und mich ſo einzurichten, daß ich bald — vielleicht nächſten Sommer — meinen Töchtern das Vergnügen einer Reiſe nach Frankreich und Deutſchland machen kann. — Wenn ich mit einem Frauenzimmer bekannt werden könnte, das etwas Schönheit, etwas Geld und

viel Vernunft beſäße, und mich leiden möchte, ſo würde ich mich wieder verheirathen — denn ſo allein zu ſein in der Welt mit zwei jungen Dingern hat viel Unbequemes, und der Gedanke, künftig, ohne ſie, noch mehr allein zu bleiben, iſt wenig erfreulich. — Laſſen Sie mich alſo immer wiſſen, wo Sie ſind, damit wir Sie finden, und Ihnen begegnen können.

Politiſch iſt alles hier ſehr ruhig. Der Wohlſtand hebt ſich. Die Folgen des ſchnellen Ueberganges vom langen Kriege zum allgemeinen Frieden — die Stockungen und partielle Noth, die dadurch veranlaßt wurden, vermindern ſich täglich, wie die Induſtrie in einen regelmäßigen, dem verminderten Zuſtand der Zeiten angemeſſenen Gang zurücktritt. —

Iſt Malthus letzte (dritte) Ausgabe ſeines Werks „On population“ in's Deutſche überſetzt und geleſen worden? Wie ſteht's denn mit Adam Müller? Es ſcheint mir, als ob ihm etwas den Kopf verdreht hätte! — Gentz ſchreibt mir viel Artiges — man brauche in dieſen verkehrten Zeiten ruhige, ſinnige Leute, wie ich u. ſ. w. — das ſagt ſich wohl, doch ſcheint es niemand zu wollen.

Wenn Sie's nicht müde ſind, an mich zu ſchreiben — halten Sie mich unterrichtet mit dem, was in Deutſchland vorgeht, und das ich aus anderen Quellen nicht lernen kann. Ich werde künftig mehr Muße haben zum Antworten. —

Leben Sie recht herzlich wohl, erfreuen Sie mich bald wieder mit einem Brief und laſſen Sie mich wiſſen, daß Sie Beide ſo wohl und glücklich ſind, wie ich's wünſche. Briefe, ganz einfach an mich adreſſirt, werden

mir ungeöffnet zukommen. Auch können Sie mir, wenn Sie Gelegenheit haben, durch die engliſche oder hannöverſche Geſandtſchaft ſchreiben, oder auch durch die preußiſche, wenn Sie's vorziehn. E. Bollmann.

16.

London, den 13. April 1819.

Sie werden daraus, daß ich Ihren und Ihrer Frau Gemahlin Briefe ſo lange nicht beantwortet habe, hoffentlich nicht ſchließen, daß ſie mir gleichgültig waren. Im Gegentheil, ich habe ſie recht mit Freude geleſen, aber zum Schreiben und Antworten kann ich oft nicht kommen. Es liegt mir ſo Vieles auf, das beſorgt ſein will — und dann denke ich immer, ich werde Sie Beide bald ſehn. Aber der gewünſchte Augenblick, wiewohl er ſich immer zu nähern ſcheint, will immer noch nicht kommen.

Ich habe kürzlich über die bedeutende Frage der Zurückkehr zu Münzzahlungen an der Bank ein kleines Werk geſchrieben, worin ich ſage, was Viele denken, aber doch zu ſagen ſich fürchten. — Ich ſchickte einige Exemplare an Treuttel und Würtz in Paris, mit der Bitte, Ihnen eins davon zukommen zu laſſen. Ich hoffe, Sie haben's erhalten.

Die Frage iſt hier, wie alle ähnliche, Partheifrage geworden, und das rein Vernünftige wird hoffnungslos gepredigt, und der Prediger nicht ausposaunt, weil ſich die regen Leidenſchaften ſolcher Lehre am innigſten anſchließen. Die Oppoſition — worunter ich meine beſten Freunde hier habe — ſucht vor Allem und in Allem, was das Miniſterium in Noth bringen könnte — das

Gemeinbeſte iſt nur Nebenſache. Das Miniſterium ſucht vor allem und durch alles ſich zu erhalten, und deßwegen wagt auch Vanſittaert, mit den Uebrigen, nicht die beſte Maßregel auszuſprechen, und zu ſuchen, wenn er denkt, ſie könnte der Menge doch mißfallen, die noch abergläubiſch, und mit engliſcher Zähigkeit, an der Idee des Goldes hängt. — Indeſſen werden meine Verhältniſſe immer intereſſanter, und die Schrift ermangelt nicht, viel Aufmerkſamkeit zu erregen.

Ich ſehe, Sie haben kürzlich Kouriere abgefertigt, — ſagen Sie mir denn doch, ob man dieſe That Sand's als eine individuelle betrachten muß, oder als den erſten Ausbruch einer Dispoſition, die ſich weiter, vielfältiger, und erſchütternder äußern wird. Laſſen Sie mich doch wiſſen, wie Sie das alles anſehn?

Wieſel, wie ich von Gentz höre, iſt von Wien abgegangen. — Ich ſtelle mir vor, er hat bei Ihnen angeſprochen, auf ſeinem Wege hierher, und vielleicht iſt er noch in Ihrer Nähe. In dem Fall ſagen Sie ihm doch, die Idee der Ueberkunft aufzugeben. Er wird Zeit und Mühe und Geld verlieren, denn ſeine Erfindung iſt nichts werth.

Meine Töchter ſind geſund und wohl, und beſchäftigen ſich jetzt mit der Erlernung der deutſchen Sprache. — Wer wird denn hierher kommen an Humboldt's Stelle, und was macht dieſer? —

Es iſt alles hier in England ſo geſpannt, daß einige bedeutende Fehler, von der Adminiſtration begangen, und ſie iſt deren fähig — leicht ſeriöſe Folgen haben könnten. In Amerika iſt es anders. Der junge Staatskörper iſt dort ſo voll von natürlicher Lebenskraft, daß

ſelbſt Unordnung und ein bischen wüſtes Leben ihm nichts anhaben können.

Grüßen Sie Ihre liebe Frau recht herzlich von mir. Dieſen Sommer ſehn wir uns vielleicht. Laſſen Sie mich Ihre wahrſcheinliche Bewegungen kennen, und ſagen Sie mir auch, was für Gedanken Sie denn jetzt am meiſten beſchäftigen. Leben Sie herzlich wohl, und antworten Sie mir prompt, — ich will auch gewiß ein beſſerer Korreſpondent ſein künftig.

E. Bollmann.

VI.

Mit dieſem letzten Briefe hören unſre Nachrichten auf; nur durch die öffentlichen Blätter erfuhren wir nach einiger Zeit, daß Bollmann im Jahre 1821 eine neue Reiſe nach Amerika unternommen, und zwar diesmal nach Weſtindien und den ehemaligen ſpaniſchen Beſitzungen des Feſtlandes, um wichtigen Anleihe- und Waaren-Geſchäften, bei welchen wiederum das Haus Baring betheiligt war, perſönlich vorzuſtehn. Im Laufe dieſer Betreibungen, denen ein unermeßliches Feld eröffnet, und großer Gewinn vorauszuſehen war, ereilte ihn unvermuthet der Tod. Er ſtarb am 10. Dezember 1821 zu Kingſton in Jamaika an einem hitzigen Fieber, das er ſich durch zu große Arbeitſamkeit zugezogen hatte. Seine beiden Töchter, Karoline und Eliſabeth, waren in London geblieben, und ſind ſpäterhin, nachdem ſie das Ableben ihres theuern Vaters tief betrauert, wie wir hören, in glücklichen Verhältniſſen nach Nordamerika zurückgekehrt. Wir aber ſchließen

unſern Abriß mit der Betrachtung, daß, wie es als das ſchönſte Loos des Menſchen erſcheint, wenn ſeinem eingebornen Streben aus allen Verwirrungen der Welt die richtige Bahn ſich immer wieder klar hervorhebt und unabſehbar neue Zielpunkte zeigt, wir es auch in dem Scheiden Vollmann's tröſtlich anerkennen dürfen, daß er, ſeinem Sinne, ſeinen Fähigkeiten und Wünſchen gemäß, bis zuletzt in ſeinem Elemente kräftig fortſchwimmt, und nicht in trauriger Abnahme, ſondern in freudiger Steigerung ſeines Wirkens und Hoffens, bei noch friſchem Wetteifer der Geiſtes- und Lebenskräfte, zum dunkeln Uebergange abgerufen wird, welchen als den verheißungsvollen Eintritt zu höheren Entwickelungen und Thätigkeiten er längſt gewohnt war feſt und muthig anzuſchauen.

1834.

Lafayette. — Bollmann. — Huger.

Durch die „Denkwürdigkeiten Bollmann's“ iſt neuerlich die Aufmerkſamkeit auf den abentheuerlichen Gewaltſtreich gelenkt worden, den dieſer eben genannte Hannoveraner, in Gemeinſchaft mit dem Amerikaner Huger, zur Befreiung des Generals Lafayette aus dem Staatsgefängniſſe zu Olmütz mit eben ſo viel Schlauheit als Unerſchrockenheit unternommen, und für den erſten Augenblick wirklich ausgeführt hatte. In England iſt auf Veranlaſſung jener Denkwürdigkeiten auch der Berichte wieder gedacht worden, die über jenen Vorfall dort aus Huger's Mittheilungen aufbewahrt liegen. Wir haben keine Spur gefunden, daß dieſe Berichte in Deutſchland irgendwo mitgetheilt worden, oder auch nur bekannt wären, und glauben daher unſern Leſern einen Dienſt zu erzeigen, indem wir dieſelben hier in Ueberſetzung vorlegen, wobei wir nur hin und wieder einiges Unnöthige weggelaſſen und einiges Weitläufige abgekürzt haben.

Huger, bevor er nach Nordamerika — wo er noch jetzt in großem Beſitz und Anſehen lebt — zurückkehrte,

beſuchte ſeine in England lebenden Verwandten, und erzählte dieſen ſeine Schickſale. Nach ſeiner Abreiſe brachte einer ſeiner Vettern, ein engliſcher Baronet und bedeutender Staatsbeamter, die mündlichen Erzählungen Huger's in dieſe ſchriftliche Geſtalt zuſammen. Er that dies aus dem Gedächtniß mit beſter Befliſſenheit, in manchen Punkten auch wohl durch briefliche Angaben unterſtützt. Allein wir dürfen doch die Unſicherheit dieſer Art von Abfaſſung nicht überſehen, beſonders wo ſo verwickelte, auf genauen Umſtänden beruhende und leicht mißzuverſtehende Verhältniſſe zur Sprache kommen, und Perſonen, Oertlichkeiten und Einrichtungen zu behandeln ſind, mit denen ſowohl der Erzähler ſelbſt, als auch der Zuhörer und nachherige Abfaſſer ſich als durchaus fremd und unbekannt erweiſen. Nicht bloß in den Thatſachen, ſondern auch in den Anſichten iſt dies auffallend. Was man über Lafayette's Gefangenhaltung denken mochte, iſt eine Sache für ſich, die wir dahin geſtellt ſein laſſen. Daß aber die beiden jungen Männer, welche mit offener Gewalt ihn zu befreien verſucht hatten, ſich noch wunderten, als Staatsverbrecher und mit aller Strenge behandelt zu werden, und weil nicht engliſche und amerikaniſche Formen beobachtet wurden, ſich über Ungerechtigkeit und Härte beklagen zu dürfen glaubten, da ſie doch beiſpielloſe Milde und Nachſicht erfuhren, iſt eine Naivetät, die nur beweiſt, wie fremd ſie nicht nur in Oeſterreich, ſondern überhaupt in der Welt waren!

Zwiſchen der Erzählung, die nach Bollmann, und zwiſchen der, die nach Huger genommen iſt, finden ſich bedeutende Abweichungen. Einige dieſer Verſchiedenheiten laſſen ſich zwar leicht aufklären und auf die Irrthümer

zurückführen, die der gewöhnliche Vortrag des Erzählens bei Hörern, die nicht ſchon in manchen weſentlichen Stücken unterrichtet ſind, faſt unvermeidlich hervorbringt. Inſofern wir von Bollmann doch in manchen Punkten den eignen ſchriftlichen Ausdruck haben, von Huger aber nirgends die eignen Worte, ſondern nur die von einem Dritten daraus geſchöpfte Ueberlieferung, ſteht im Allgemeinen auch die Bollmann'ſche Erzählung etwas höher und beſſer, als die Huger'ſche.

So iſt es z. B. in der letztern ein offenbarer Irrthum, wenn der engliſche Erzähler die erſten geheimen Eröffnungen an Lafayette erſt in der Zeit geſchehen läßt, als Bollmann mit Huger nach Olmütz kam; ſie geſchahen unbezweifelt lange vorher, als Bollmann das erſtemal allein in Olmütz war, ehe er noch Huger kannte, den er dann ſpäterhin in Wien erſt kennen lernte, und für das ſchon eingeleitete Wagſtück als Genoſſen anwarb. Hiermit hängt auch das Krankwerden und Spazirenfahren Lafayette's zuſammen. Nichts iſt natürlicher, als die Verwechſelung, welche bei mündlicher Erzählung, wo bald das Frühere nachgetragen, bald das Spätere vorausgeliefert wird, und manche Unterſcheidungen für den Augenblick völlig unbedeutend werden, zwiſchen ſolchen Umſtänden vorgehen konnte. Aehnliches geſchah ſichtlich aber auch bei Bollmann's Erzählung, denn indem er ſeine eignen Schickſale vortrug, mußten die ſeines Freundes Huger in einigem Hintergrunde bleiben, wobei die Vorausſetzung entſtehen und die Gewißheit ſich feſtſetzen konnte, dieſer ſei glücklich entkommen. In dieſem Punkt iſt die nach Bollmann's Aeußerungen aufgefaßte Darſtellung entſchieden ſowohl irrthümlich, als mangelhaft,

und wir bitten die Leſer der „Bollmann'ſchen Denkwürdigkeiten", die dortigen Angaben durch die hier mitgetheilten zu berichtigen.

Andere Umſtände jedoch, beiden Theilnehmern völlig gemeinſam, beiden perſönlich und in faſt gleichen Maßen angehörig, bleiben in unaufgelöſtem Widerſpruche. Unſere Kritik vermag dieſen nicht auszugleichen, ſofern nicht neue, authentiſche Angaben beigebracht werden. So wird der Hauptauftritt, der eigentliche Anfall und Angriff der Befreier, ganz verſchieden von ihren Nachſchreibern dargeſtellt. Bollmann's und Huger's eigne Berichte, hätten wir dieſe, würden wohl leichter zu vereinbaren ſein; unter dritter und vierter Hand ſind die Abweichungen ſchon zu weit gediehen, wir können ſie nicht mehr herumholen, ohne alles in farbloſe Unbeſtimmtheit zu werfen.

Ein willkommenes Hülfsmittel wäre, wenn wir von Seiten des dritten unmittelbar Betheiligten, von Seiten Lafayette's nämlich, eine Erzählung des ganzen Vorgangs zur Vergleichung bringen könnten. Es iſt eine ſolche Erzählung vorhanden, aber leider auch keine von Lafayette ſelbſt, ſondern ebenfalls nur eine nach ihm von fremder Hand verfaßte. Doch ſelbſt dieſe iſt uns noch nicht zu Geſicht gekommen.

Aus den Aktenſtücken der öſterreichiſchen Behörden, z. B. dem Berichte des Offiziers, deſſen Händen ſich Lafayette gewaltſam entwand, dürfen wir wohl kaum nähere Aufſchlüſſe erwarten. Nicht unmöglich aber wäre es, daß ſich von Bollmann noch irgend Briefe vorfänden, oder auch daß Huger, der Einzige von den Dreien, der noch lebt, ſeine Erinnerungen noch ſelbſt authentiſch

zuſammenfaßte. Glauben würden wir ihm unbedingt, ſowie auch hinwieder Bollmann und Lafayette'n, wenn wir ihre ausdrücklichen Ausſagen hätten; denn die Wahrheit würde jeder von ihnen redlich ſagen wollen.

Der Reiz eines Problems und einer den Leſer mitauffordernden Unterſuchung giebt dieſem ganzen Zuſammenhange von Vorfällen und Verhältniſſen ein nur deſto höheres Intereſſe. Und ſo laſſen wir denn, zur Vermehrung der Akten, einſtweilen die aus Huger's Erzählung dem engliſchen Verwandten deſſelben in die Feder gefloſſene Berichterſtattung hier folgen.

Berlin, im April 1837.

Lafayette's Befreiung aus Olmütz.

(Nach Huger's mündlichen Nachrichten. Aus dem Engliſchen.)

Unter den vielen außerordentlichen Karakteren, welche die bedeutende Zeit, worin wir leben, der Welt vorgeführt hat, dürfen wir Lafayette mit ſeinen wandelbaren Schickſalen gewiß obenan ſtellen. — Zu einer Zeit ſehen wir ihn ſich den Verführungen des üppigſten Hoflebens entziehen, den Elementen trotzend, eitlen Ruhm zu gewinnen ſtreben, fechtend für die Sache der Freiheit unter Waſhington's Fahnen. Zu einer andern finden wir ihn den Samen der Verwirrung in ſeinem Vaterlande ausſtreuend, angebetet von einer enthuſiaſtiſchen Menge, und von ſeinen emanzipirten Mitbürgern zu den höchſten Ehrenſtellen erhoben. Dann wieder verbannt und verfolgt von denſelben Verbündeten, die ſeiner Hülfe nicht länger bedürfen; ein Flüchtling in fremden

Ländern, gezwungen eine Zuflucht bei ſeinen Feinden zu ſuchen, und endlich als Verräther feſtgenommen, und dem deutſchen Kaiſer ausgeliefert, der ihn in feſten Gewahrſam nach Olmütz bringen läßt. Das große Intereſſe, welches ſein Mißgeſchick erregte, zeigte ſich bald in den mannigfachen Verwendungen, welche von allen Seiten für ihn in Anregung gebracht wurden. Der Kaiſer blieb unerbittlich, und Lafayette ſchmachtete zwei lange Jahre in ſeinem Gefängniß, bis ein Fremder, ein Ausländer, aus reiner Menſchenliebe und nur von dem Wunſche beſeelt, einem Manne nützlich zu ſein, der ſo viel für die Sache der Freiheit gethan hatte, für ihn auftrat.

Bollmann, ein Hannoveraner von Geburt, jung, thätig und klug, begab ſich allein und zu Fuß nach Olmütz, um ſich ſelbſt zu überzeugen, welche Mittel am Beſten anzuwenden wären, um Lafayette's Flucht zu bewirken. Er ſah bald ein, daß ohne irgend einen zuverläſſigen Beiſtand die Schwierigkeiten, die ſich ihm darboten, unüberſteiglich ſein würden. Der Zufall ließ ihn demjenigen begegnen, der von Natur und durch Erziehung ganz für die Unternehmung geſchaffen ſchien. Nach Wien zurückgekehrt, fand er Eingang in eine Geſellſchaft, welche ganz aus jungen Amerikanern beſtand, alle leidenſchaftliche Anhänger Lafayette's; und hier wählte er einen aus, und mit gehöriger Vorſicht theilte er ihm ſein Geheimniß mit. Francis Huger war der Sohn des Oberſten Huger aus Charlestown, der ſein Leben im Dienſte ſeines Vaterlandes verloren hatte, als die engliſchen Truppen unter dem General Provoſt die Stadt belagerten. Ein Jahr vor ſeinem Tode hatte er ſich

nicht weit von Charlestown mit ſeiner Familie auf einer kleinen Inſel niedergelaſſen, um dort Seebäder zu gebrauchen. Eines Abends, wo ein heftiger Sturm wüthete, wurde gegen Mitternacht heftig an die Thür des kleinen Landhauſes geklopft, und Oberſt Huger ſtand auf, um zu öffnen. Zwei Herren traten ein, und theilten dem Oberſten in einem fremden Accent mit, daß ihr Schiff vom Sturme an die Küſte verſchlagen worden, und daß die Schiffsmannſchaft die Inſel durchſtreife, um Hülfe zu ſuchen. Sie wurden gaſtfreundlichſt empfangen und mit allem Nöthigen verſehen, und als beim traulichen Geſpräch die Fremden mit den politiſchen Meinungen ihres Wirthes bekannt wurden, verhehlten auch ſie nicht länger ihre Namen und den Zweck ihrer Reiſe. Der eine war der Marquis Lafayette, damals ungefähr achtzehn Jahre alt, und der andere ein ältlicher Herr, ein Ritter des Ludwigsordens, war, ein zweiter Mentor, dem jungen Telemach gefolgt. Sie betrachteten, ſagten ſie, nur mit Abſcheu die Tyrannei, welche Nordamerika vom Mutterlande zu erdulden habe, und beſeelt vom Geiſte der Freiheit, wollten ſie für die Sache des Kongreſſes fechten, und entweder an dem Glücke der Emanzipation theilnehmen, oder ſich unter ihren Trümmern begraben laſſen.

Oberſt Huger verließ die Inſel mit ſeinen Gäſten, und begab ſich mit ihnen in's Hauptquartier, wo er ſie dem General Waſhington vorſtellte, der jedem von ihnen ein Kommando bei der Kontinentalarmee anvertraute. Francis Huger war nur vier Jahre alt, als ſich dieſes zutrug, aber der Vorfall hatte ſich ſeinem Gedächtniß tief eingeprägt, und obgleich er Lafayette ſeit dieſer Zeit

niemals wiedergeſehen hatte, ſo bewahrte er doch die größte Anhänglichkeit an ſeine Perſon, und die höchſte Bewunderung für ſeine Thaten. Mit Enthuſiasmus faßte er daher Bollmann's Plan auf, ſeinen Lieblingshelden zu befreien.

Huger ſchützte ſchlechte Geſundheit vor, und Bollmann gab ſich für einen jungen Arzt aus, der ihn deßhalb auf Reiſen begleitete. Sie kauften drei der beſten Pferde, welche ſie finden konnten, und von einem Bedienten begleitet, machten ſie ſich zu einem Ausflug auf den Weg. Nachdem ſie einige Wochen umhergeſtreift waren, und ſich gefliſſentlich an manchen Orten aufgehalten, um ſich ganz den Anſchein von Reiſenden zu geben, deren einziger Beweggrund die Neugierde iſt, erreichten ſie endlich Olmütz. Nachdem ſie alles nur Sehenswerthe in der Stadt beſucht, gingen ſie nach dem Schloſſe, um die Befeſtigungen zu beſichtigen, machten Bekanntſchaft mit dem Gefangenwärter, und nachdem ſie die Erlaubniß erhalten hatten, den nächſten Tag das Innere des Schloſſes beſuchen zu dürfen, gingen ſie in ihre Wohnung zurück. Sie wiederholten ihre Beſuche daſelbſt häufig, und gewannen nach und nach das Vertrauen des Gefangenwärters. Eines Tages fragten ſie ihn ganz gelegentlich, welche Gefangenen er denn eigent lich zu beaufſichtigen habe. Er nannte Lafayette. Ohne irgend Verwunderung zu bezeigen, äußerten ſie den Wunſch, zu wiſſen, wie er ſeine Zeit zubrächte, und welche Vergünſtigungen er genöſſe. Man ſagt ihnen, daß er ſtreng bewacht würde, ihm jedoch erlaubt ſei, ſich Bewegung außerhalb der Wälle zu machen, in gehöriger Begleitung, und daß ihm außerdem Bücher, Federn,

Tinte und Papier geſtattet wären. — Sie fragten weiter, ob, da ſie verſchiedene neue Bücher bei ſich hätten, die ihn wohl unterhalten könnten, man ihnen erlauben wollte, ſie ihm anzubieten. Der Gefangenwärter meinte, dagegen würde niemand etwas einzuwenden haben; freilich aber müßten ihm die Bücher offen eingehändigt werden, damit er ſich überzeugen könnte, daß ihr Inhalt kein verfänglicher ſei. In dieſe Vorſichtsmaßregel willigten ſie, und am ſelbigen Abend ſchickten ſie die Bücher und ein Billet, an Lafayette adreſſirt, und in franzöſiſcher Sprache geſchrieben; und obſchon es ſich ſpäterhin ergab, daß der Gefangenwärter dieſe Sprache gar nicht verſtand, ſchöpfte er doch nicht den geringſten Verdacht, weil alles ſo offen betrieben wurde.

Das Billet enthielt Entſchuldigungen, daß ſie ſich die Freiheit nähmen, zu ſeiner Unterhaltung beizutragen; ſie hofften, er würde das beifolgende Buch mit einiger Aufmerkſamkeit leſen, und wenn einige Stellen darin ihm vielleicht auffielen, ſo bäten ſie ihn, ihnen ſeine Meinung darüber mitzutheilen. — Er empfing das Billet, und da er fand, daß es nicht die gewöhnlichen Höflichkeitsphraſen enthielt, ſo fing er an zu argwöhnen, daß mehr damit gemeint ſei, und las nun das Buch mit der größten Aufmerkſamkeit durch; bald entdeckte er auch, daß auf manchen Blättern ein Wort mit Bleiſtift geſchrieben ſtand, und als er dieſe Worte ſorgfältig aneinander reihte, erſah er daraus die Namen, Verhältniſſe und Pläne der Fremden, und die Bitte, ſie mit ſeinen Geſinnungen bekannt zu machen, ehe ſie weiter etwas unternähmen. — Er ſchickte ihnen das Buch zurück, von einem offenen Billet begleitet, worin

er ihnen dankte, und hinzufügte, daß der Inhalt des Buchs ihm ſehr gefallen habe. Somit war die Korreſpondenz im Gange, und es verging nun ſelten ein Tag, wo nicht offene Billette gewechſelt worden wären; einige davon zeigte der Gefangenwärter ſolchen Perſonen, welche franzöſiſch verſtanden; da jene aber nichts enthielten, was irgend Verdacht erregen konnte, ſo wurde dieſer ſcheinbar unſchuldige Briefwechſel geſtattet. — Als ihr Plan endlich reif war, ſo wurden die näheren Umſtände mit Citronenſaft auf ein Blatt Papier geſchrieben, und auf der andern Seite ein Billet, welches Erkundigungen nach Lafayette's Geſundheit enthielt, und mit den Worten ſchloß: Quand vous aurez lu ce billet, mettez le *au* feu. Indem er das Blatt an das Feuer hielt, wurde er von allen Einrichtungen, welche ſie getroffen, unterrichtet.

Der folgende Tag war zur Ausführung beſtimmt. Olmütz iſt dreißig Meilen von der ſchleſiſchen Gränze entfernt, und liegt in einer Ebene, welche ſich von allen Seiten drei Meilen weit erſtreckt. Dieſe Ebene iſt von Hügeln begränzt, welche mit Büſchen und Felſentrümmern bedeckt ſind, ſo daß jemand, der auf den Wällen ſteht, genau alles ſehen kann, was in der Ebene vorgeht. Schildwachen waren aufgeſtellt, um gleich Lärm zu ſchlagen, wenn ein Gefangener den Verſuch zu entfliehen wagen ſollte, und jedermann war angewieſen, zu deſſen Wiederergreifung hülfreiche Hand zu leiſten. Das Gelingen eines ſolchen Verſuchs ſchien deßhalb kaum möglich. Durchdrungen von dieſen Schwierigkeiten, ließen ſich Bollmann und Huger nicht davon abſchrecken, ſondern nur zu größerer Vorſicht veranlaſſen. Unter dem

Vorwande, daß ſeiner Geſundheit freie Luft und Bewegung nothwendig ſeien, hatte Lafayette die Erlaubniß erhalten, jeden Tag in der Ebene in einem offnen Kabriolet ausfahren zu dürfen, von einem Offizier begleitet und bewacht durch einen bewaffneten Soldaten, der hintenauf ſtand. Während dieſer Ausflüge hatte er das Vertrauen des Offiziers ſo weit zu gewinnen gewußt, daß, wenn der Wagen in einiger Entfernung von den Wällen war, ſie auszuſteigen pflegten, und mit einander zu Fuße gingen.

Der auf die Umſtände gegründete Plan war folgender: Bollmann und Huger ſollten zuſammen aus der Stadt reiten, und der letztere ein drittes Pferd bei ſich haben; da keiner von ihnen Lafayette kannte, ſo war ein Zeichen zwiſchen ihnen verabredet worden. Lafayette ſollte ſich bemühen, eine ſo große Entfernung von der Stadt, als nur möglich, zu erreichen, und, wie gewöhnlich, dann ausſteigen, und den Offizier ſo weit fortzuziehen ſuchen, als es nur irgend thunlich, ohne ihn aufmerkſam zu machen. Die beiden Freunde ſollten dann näher kommen, und wenn es nöthig wäre, den Offizier überwältigen, Lafayette'n behülflich ſein, das dritte Pferd zu beſteigen, und dann mit verhängtem Zügel bis Banntropp, fünfzehn Meilen entfernt, reiten, wo ein Wagen mit Pferden ſie erwarten und ſie bis Troppau bringen ſollte, der nächſten Stadt im preußiſchen Gebiet, ungefähr zwanzig Meilen von Olmütz, wo ſie vor jeder Verfolgung geſichert wären.

Am Morgen ſchickte Huger einen treuen Bedienten nach dem Schloſſe, um genau die Zeit zu erfahren, wann Lafayette ausfahren würde. Nach läſtigem Zögern

kehrte er zurück, um ſie zu benachrichtigen, daß der Wagen ſo eben die Thore paſſirt hätte. Mit klopfendem Herzen machten ſie ſich auf; als ſie die Ebene erreicht hatten, konnten ſie keinen Wagen ſehen, ſie ritten langſam weiter bis faſt zum Gehölz, kein Wagen war zu erblicken. Erſchreckt und fürchtend, daß irgend ein unvorhergeſehener Umſtand ſie verrathen haben könnte, zögerten ſie einen Augenblick, doch da ihnen einfiel, daß ihre Bewegungen geſehen werden könnten, lenkten ſie ihre Schritte wieder heimwärts, und waren nur noch auf Schußweite von der Stadt entfernt, als ſich ihnen das langerſehnte Kabriolet zeigte, zwei Perſonen darin, und der Musketier hintenauf. Beim Vorüberreiten gaben ſie das verabredete Zeichen, welches erwiedert wurde, und der Wagen fuhr weiter. Sie ſetzten ihren Weg zur Stadt fort, kehrten dann um, folgten langſam dem Wagen. Sie zögerten, um Lafayette Zeit zu laſſen, ſeinen Antheil am Plane auszuführen. Sie ſahen die beiden Herren ausſteigen und Arm in Arm fortgehen, ſie näherten ſich ihnen behutſam, und da ſie bemerkten, daß Lafayette und der Offizier in eifrigem Geſpräch über des Letztern Degen waren, welchen Lafayette grade in der Hand hielt, ſo glaubten ſie dieſen Gegenſtand den günſtigſten, und gaben ihren Pferden die Sporen. Der Lärm, den dies verurſachte, erſchreckte den Offizier, und als er, ſich umwendend, zwei Reiter in vollem Galopp auf ſich losſprengen ſah, eilte er dem Kabriolet zu, indem er Lafayetten mit ſich fortzog. Da dieſer ſich widerſetzte, ſuchte er ſeinen Degen ihm wieder zu entreißen, und es begann ein Kampf darum. Jetzt war Huger zur Hand: „Nehmt das Pferd! rief er, Ihr ſeid frei, und

das Glück möge uns günſtig ſein!“ Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als ein Sonnenſtrahl auf die blanke Klinge des Degens fiel, und der Glanz davon das Pferd ſo ſcheu machte, daß es ſeinen Zügel zerriß, und eiligſt über die Ebene ſprengte. Vollman ritt ihm nach, um es zu fangen. Unterdeſſen beſtand Huger darauf, daß Lafayette ſein Pferd beſteigen mußte, und bald war er, — indem er Huger'n zu Fuß zurückließ, — dieſem aus den Augen. Huger hatte ihn in der Eile beſchworen, ſich ſchleunigſt nach dem Orte ihrer Zuſammenkunft zu begeben, da ſchon Lärm geſchlagen, und die Bauern aufgeboten waren. — Bollmann hatte unterdeſſen umſonſt das ſcheue Pferd verfolgt, und als er ſah, daß es grade auf die Stadt losſprengte, kehrte er um, erreichte Huger, und dieſen mit auf ſein Pferd nehmend, jagten ſie iu größter Eile davon. Sie waren noch nicht weit gekommen, als das Pferd, der doppelten Bürde nicht gewachſen, ſtolperte und fiel, und Bollmann war von dem Falle ſo zerſchlagen, daß er nur mit Mühe vom Boden wieder aufſtehen konnte. Huger half ſeinem Freunde wieder aufſtehen, und bat ihn, Lafayette'n zu folgen, und dieſem beizuſtehen, während er — Huger — leicht zu Fuß davonkommen könnte, da er ein geübter Läufer und die waldige Gegend ganz nahe ſei. Bollmann gab nach vielem Widerſtreben nach.

Der Soldat, welcher mit dem Kabriolet zurückgeblieben war, kehrte, ſobald er die beiden Reiter ſah, ſtatt ſeinem Offizier zu Hülfe zu kommen, ſchleunigſt in die Stadt zurück. Doch lange vor ſeiner Ankunft war ſchon Lärm geſchlagen, denn der ganze Hergang war von den Wällen geſehen worden. Die Kanonen wurden gelöſt,

und das Land aufgeboten. Bollmann entkam ſeinen Verfolgern leicht, da er vorgab, ſelbſt zu ihnen zu gehören. Huger war nicht ſo glücklich, er war von einem Trupp Leute erkannt, die ihn nicht aus den Augen ließen; da ſie aber, wie er, nur zu Fuß waren, ſo würde es ihm doch vielleicht geglückt ſein, ſeinen Schlupfwinkel zu erreichen, hätten ſich ſeinen Verfolgern nicht noch andere beigeſellt, die, noch nicht ſo ermüdet, ſchneller ihm nachjagen konnten. Im Augenblick, als er einen verſteckten Ort zu erreichen ſtrebte, um nur ein paar Sekunden ſich ausruhen zu können, ſank er ganz erſchöpft und athemlos zu Boden. Ein Bauer kam auf ihn zu; Huger bot ihm ſeine Börſe, wenn er ihn nicht verrathen wollte, der Bauer griff mit der einen Hand nach der Börſe, während er, ihn mit der andern feſthaltend, ſeinen Gefährten zurief, ihm zu Hülfe zu kommen. Jeder Widerſtand war nutzlos, Huger wurde im Triumph nach Olmütz zurückgeführt, innerlich ganz aufgerichtet durch deu Gedanken, daß er das Werkzeug geweſen, einen Mann aus dem Elende zu befreien, den er als den größten Karakter auf Erden ſchätzte. Er wurde als Staatsgefangener in den Kerker von Olmütz eingeſchloſſen.

Unterdeſſen ſchlug Lafayette den ihm vorgeſchriebenen Weg ein, und kam ohne Hinderniß bis zu einer kleinen Stadt, ungefähr zehn Meilen von Olmütz entfernt; hier trennten ſich die Wege, der nach Troppau lag rechts. Unglücklicherweiſe wählte er den andern. Bald argwöhnte er, den falſchen eingeſchlagen zu haben, und fragte einen Mann, der ihm begegnete, ob dies der Weg nach Bantropp wäre? Der Mann ſah ihn neugierig an, und ſagte ihm endlich, er hätte den rechten Weg

verfehlt, und ihm einen andern zeigend, fügte er hinzu, der werde ihn bald wieder zurecht bringen. Dieſer Mann, dem Lafayette's ganzes Weſen, ſein mit Schaum bedecktes Pferd, ſein fremdartiger Accent auffielen, argwöhnte bald, es könnte ein entwichner Staatsgefangener ſein, und zeigte ihm daher einen Weg, welcher wieder zurück in die kleine Stadt führte, eilte ſelbſt dahin und theilte der Magiſtratsperſon daſelbſt ſeine Vermuthung mit, ſo daß Lafayette, während er ſich auf dem rechten Weg wieder wähnte, ſich plötzlich von Bewaffneten umringt ſah, die ihn vor den Richter brachten. Er blieb jedoch ſo kaltblütig und unerſchrocken, daß er bei dem Verhör, welches er jetzt zu beſtehen hatte, die beſonnenſten, wahrſcheinlichſten Antworten gab. Er ſagte aus, er ſei ein Acciſebeamter aus Troppau, der zum Beſuch bei Freunden in Olmütz geweſen, und daß er, weil ihn Unwohlſein länger, als er gewollt, dort aufgehalten, nun nach Hauſe eilen müßte; er bat daher dringend, ihn nicht aufzuhalten, denn wenn ſein längeres Ausbleiben in Troppau bemerkt würde, ſo könnte er leicht deßhalb um ſeinen Dienſt kommen. Der Richter war ſo ſehr durch dieſen Bericht von ihm eingenommen, daß er ſich für völlig zufrieden geſtellt erklärte, und eben im Begriff ſtand, ihn zu entlaſſen, als die Thür eines innern Zimmers ſich öffnete, und ein junger Mann eintrat, der dem Richter Papiere zum Unterzeichnen brachte; während dieſer ſich dazu anſchickte, faßte der junge Mann Lafayette'n in's Auge, und flüſterte dem Richter in's Ohr: „Wer ſagt Ihr, ſoll es ſein? Das iſt der General Lafayette, ich war gegenwärtig, als die Preußen ihn den Oeſterreichern übergaben; er iſt es, ich bin meiner Sache ganz

gewiß.“ — Lafayette beſchwor den Richter, ihn zu hören, der Richter entgegnete: Worte wären hier nutzlos, er müſſe ſich gefallen laſſen, ſogleich wieder nach Olmütz abgeführt zu werden. Entmuthigt und überwieſen, unterwarf er ſich ſeinem harten Schickſal, und ward auf der Stelle nach Olmütz zurückgebracht.

Bollmann, dem es geglückt war, jeder Verfolgung zu entkommen, gelangte ohne Aufſchub nach dem Orte, wo der Wagen auf ſie warten ſollte; da er dieſen hier noch fand, und noch keine Spur von Lafayette, ſo fing er an, unruhig zu werden, und Böſes zu ahnden. Er ſchickte den Wagen wieder fort, und ritt nun auf Umwegen weiter, immer noch hoffend, ſeine Freunde könnten auf einem anderen Wege entkommen ſein; aber nirgends konnte er Auskunft bekommen, bis endlich am dritten Tage das Gerücht, Lafayette hätte entfliehen wollen, und ſei wieder eingeholt, auch ihn erreichte, und all ſeinen Hoffnungen auf einmal ein Ende machte. Angſtvoll beeifert, die Wahrheit zu erfahren, ging er nach Olmütz zurück. Hier hörte er bald das traurige Ereigniß, und auch, daß ſein Freund Huger gefangen ſei. In Verzweiflung, von deſſen Unglück die erſte Urſache geweſen zu ſein, und feſt entſchloſſen, alles mit ihm zu theilen, übergab er ſich freiwillig, und wurde als Gefangener auf das Schloß geführt.

Wir müſſen den Leſer bitten, von nun an ſeine Aufmerkſamkeit hauptſächlich auf Huger zu beſchränken, von deſſen Leiden der Schreiber dieſes beſſer unterrichtet iſt, als von denen Bollmann's, da Huger ihm ſelbſt alles ſelbſt mitgetheilt hat. Tags darauf als er feſtgeſetzt worden, meldete ihm der Gefangenwärter, er möge ſich

auf ein Verhör vor der erſten Magiſtratsperſon des Or-
tes vorbereiten. Er wäre angeſchuldigt, an einer Ver-
ſchwörung gegen die öſterreichiſche Regierung Theil ge-
nommen zu haben. Das Verhör wurde durch einen
Dollmetſcher vermittelt, einen jungen Mann von wohl-
wollendem Aeußern, der Mitleid mit Huger's Lage zu
fühlen ſchien, und der, wenn Huger ſolche Antworten
gab, die dem Anſchein nach ſeine Lage verſchlimmern
konnten, ſie ihn immer wiederholen ließ und ihren Sinn
zu mildern verſuchte, ſowie auch ihm immer verſicherte,
er hätte wohl dieſes oder das ausdrücken wollen, und
ihn bat, ſich doch noch zu beſinnen. Huger erkannte
bald die gute Abſicht, und entſchloß ſich, ganz der beſ-
ſeren Einſicht des jungen Mannes zu vertrauen.

Nach dieſem und vielen darauf folgenden Verhören
erklärte ihm der Richter, er hätte keine Gnade zu erwar-
ten, und möchte auf das Aergſte gefaßt ſein. Dieſe
Ermahnung, die ihm ſo oft wiederholt wurde, fing an,
einigen Eindruck auf ihn zu machen, und, ſich zurück-
rufend, daß er in der Gewalt eines abſoluten Herr-
ſchers ſei, konnte er ſich der allertrübſten Vorſtellungen
nicht erwehren. Der Ort, worin er in Gewahrſam ge-
bracht, war ein dumpfer Kerker, ohne Licht, die gröbſte
Koſt ſeine Nahrung, nachts wurde er angekettet, ſeine
eigenen Kleider waren ihm genommen, und er mit ſol-
chen bekleidet worden, die ſchon manche unglückliche Ge-
fangene vor ihm getragen hatten. So verbrachte er die
erſten drei Monate ſeiner Gefangenſchaft. Nach dieſer
Zeit wurde er in ein beſſeres Gefängniß gebracht, von
einem künſtlichen matten Licht ſpärlich erleuchtet, beſſere
Kleider und geſundere Koſt wurden ihm gegeben, und

ſeine Lage verbeſſerte ſich auf alle Weiſe. Eines Tages überraſchte ihn der Beſuch ſeines jungen Freundes, des Dollmetſchers. Seine Freude, endlich ein gütiges menſchliches Antlitz zu ſehen, war unbeſchreiblich. Jener unterrichtete Huger'n, daß der öſterreichiſche Hof geglaubt habe, die Garniſon von Olmütz ſei in die Verſchwörung verwickelt geweſen; da man aber bis jetzt hiervon nicht den geringſten Beweis habe, ſo ſei man überein gekommen, Bollmann und Huger den Prozeß zu machen, und man habe deßhalb nach Wien geſchrieben, damit einige Rechtsgelehrte von dort die hieſigen Richter bei dieſem Prozeß unterſtützen möchten. Zum erſtenmal erfuhr jetzt Huger das gänzliche Mißlingen ihres Plans, und daß Bollmann mit ihm unter einem Dache wäre. Bald entdeckte er ſogar, daß er das Gefängniß grade über dem ſeinigen bewohnte. Von nun an wurde er viel milder behandelt, und der Gefangenwärter, der bis jetzt das tiefſte Stillſchweigen beobachtet hatte, ließ jetzt in ſeiner Strenge ſehr nach, und kam oft ihn zu beſuchen, und obſchon es ein Mann war, der nicht viel Worte machte, ſo unterbrach ſeine Gegenwart doch die Todtenſtille, und Huger war glücklich, wenn er ihn eintreten ſah.

Er machte nun vielfache Verſuche, irgend eine Verbindung mit Bollmann ſich zu erſinnen, und endlich gelang es ihm. Er bemerkte, daß daſſelbe Fenſter, welches ein künſtliches Licht in ſeine Zelle warf, zugleich auch Bollmann's Gefängniß erleuchtete. Er bröckelte ein Stück Kalk von der Wand ab, und kritzelte damit auf ein ſchwarzſeidenes Tuch, welches er um den Hals trug, einige Worte; dieſes band er an einen Stock feſt, kletterte nun die Wand hinan, und hob den Stock ſo hoch

als möglich an dem gemeinſchaftlichen Fenſter empor, bis es Bollmann's Aufmerkſamkeit erregt hatte, welcher, nach vielen Anſtrengungen, ſich deſſen bemächtigte, und bald eine Antwort, durch daſſelbe Hülfsmittel, ihm zuſtellte. Entzückt, dieſe Kommunikation gefunden zu haben, verging nun kein Tag ohne irgend eine Mittheilung. Dem jungen X. verdankten ſie überdieß noch manche Erleichterung ihrer Lage, denn durch einige Geſchenke wußte er die Frau des Gefangenwärters für ſie zu ſtimmen, die ihnen heimlich Bücher, Eſſen, Wein und wärmere Kleider verſchaffte, und endlich auch ein Zuſammenkommen der beiden Freunde bewerkſtelligte; das erſte war nur kurz; nach und nach jedoch wurde ihnen vergönnt, jeden Tag einige Stunden mit einander zuzubringen. Die folgenden Zeilen ſind der Auszug eines Briefes, den Huger damals an einen nahen Verwandten ſchrieb, und den wir, da er eine genaue Schilderung ſeiner Gefühle giebt, den Leſern nicht vorenthalten wollen.

„Es iſt mir ebenſo unbekannt, wie dieſe Sache mag dargeſtellt worden ſein, als wie man überhaupt in jetzigen Zeiten über einen Verſuch, Lafayette zu befreien, denken mag. Die Motive jedoch, welche mich veranlaßt haben, dazu mitzuwirken, dürfen nicht von denen beurtheilt werden, welches jedes Unternehmen nur von dem Erfolge oder dem Mißlingen deſſelben abhängig machen. Glauben Sie mir, es war weder leichtſinnig unternommen, noch unbedachtſam ausgeführt, ſondern es mißlang durch Zufälligkeiten, welche keine Vorſicht hätte abwenden können.... Zu der Kränkung des Mißlingens geſellte ſich noch das Elend eines Gefäng-

niſſes, welches jeden Begriff, den man in England davon hat, überſteigt. In einem engen Raume, gerade groß genug für ein Strohlager, acht Kreuzer zu meinem Unterhalte, nachts angekettet, ohne Bücher und ohne Licht, ſo verbrachte ich die erſten drei Monate meiner Gefangenſchaft. Nach dieſer Zeit wurde meine Lage nach und nach beſſer; aber es war mir weder erlaubt, meinen Freunden zu ſchreiben, noch von meinen Ketten befreit zu werden, oder irgend den kleinſten Zuſammenhang mit der Welt zu haben, bis vierzehn Tage vor meiner Befreiung. In ſolcher Lage kann nur die Ueberzeugung, nichts Entehrendes gethan zu haben, uns diejenige innere Befriedigung gewähren, und uns mit dem erforderlichen Muthe ausrüſten, welche nöthig ſind, einen ſo raſchen und entſetzlichen Wechſel des Glückes zu ertragen; aber es hat mir auch auf der andern Seite die Gewißheit verſchafft, daß, wenn man ein ruhiges Gewiſſen hat, man in keiner Lage der Welt ganz unglücklich ſein kann. Die tägliche Gewohnheit verſöhnt uns bald mit dem Anblick manches im Anfang widerlichen Gegenſtandes; die Hoffnung verläßt uns nie gänzlich, und die Seele findet durch ſie immer Beſchäftigung. — Bollmann war in demſelben Hauſe, und unſere Bemühung, eine Verbindung zwiſchen uns möglich zu machen, gab uns angeſtrengte Beſchäftigung. Durch die Schwierigkeit, zu unſern Wünſchen zu gelangen, wuchs nur unſer Eifer, und das kleinſte Gelingen belohnte uns reichlich für tagelanges Verſuchen und Arbeiten. — Eines Tages fand ich auch die Mittel, meine Ketten loszumachen, und ein unbeſchreibliches Entzücken durchſtrömte mich. — Der Sklave, dem ſein Herr die

Freiheit ſchenkt, kann nichts Aehnliches empfinden, denn ihn drückt das Gefühl der empfangenen Wohlthat; aber ein Menſch, der früher frei war, und dann ſeine Ketten zerreißt, hat die doppelte Genugthuung, einmal ſeinen Feind zu bewältigen, und dann ſeine Befreiung nur ſich ſelbſt zu verdanken. Meine Freiheit war zwar nur in der Einbildung, denn ich war immer noch mit Mauern und Wachen umgeben; ich ließ mir von der Wirklichkeit meine Freuden aber nicht trüben, und ich glaube, ich war glücklicher in jenem Augenblicke, als viele Andere während ihres ganzen Lebens, und ſo iſt meine lange Gefangenſchaft denn nicht ganz troſtlos oder ganz freudenleer geweſen."

Endlich nach ſieben Monaten wurden ſie unterrichtet, daß die Kronfiskale angekommen, und bei der Unterſuchung wurde nur das einzige Faktum gegen ſie angeführt, daß ſie einen Verſuch gemacht hätten, einen Staatsgefangenen zu befreien.

Nachdem dieſes Faktum einmal feſtgeſtellt und erwieſen, wurden ſie nach ihrem Gefängniß zurückgebracht, um daſelbſt ihr Urtheil zu erwarten, welches der oberſte Richter fällen ſollte. Jede Erleichterung wurde ihnen fortan gewährt. — Einige Tage vergingen, ehe ſie ihren jungen Freund X. ſahen, und als er kam, waren ſie nicht wenig verwundert, von ihm zu hören, daß ihnen die Strafe lebenslänglichen Gefängniſſes würde zuerkannt werden. Er tröſtete ſie jedoch, indem er ihnen den Wink gab, daß dieſes ſtrenge Urtheil wohl gemildert werden könnte, da der Richter die ausgedehnteſte Vollmacht erhalten habe, und es ihm ſogar freiſtände, ihnen alle Beſtrafung gänzlich zu erlaſſen.

Vor allem bedurften die Gefangenen jetzt der Geldhülfe. Bollmann beſaß kein Vermögen, und da Huger keinen Kredit in Oeſterreich hatte, ſo hätte es einer langen Zeit bedurft, ehe er ſich einen Wechſel von London verſchaffen könnte. — In der Nähe von Olmütz wohnte ein ruſſiſcher Edelmann von den feinſten Sitten und dem wohlwollendſten Herzen; er hatte ſchon früher an dem Schickſale der Gefangenen lebhaften Antheil genommen, ihnen manche Erleichterung zufließen laſſen, und auch jetzt erbot ſich der edelmüthige Mann, ihnen jede nöthige Summe vorzuſchießen und ihnen Reiſegeld bis Hamburg zu geben.

Da nun hiermit die größte Schwierigkeit überwunden war, ſo war es nun an der Zeit, die Geſinnungen des Richters zu ſondiren. Dies konnte X. leicht thun, da er als Dollmetſcher in beſtändigem Verkehr mit ihm war. Er merkte bald, daß der Richter es nicht übelnahm, wenn er zu ihren Gunſten ſprach. Da nun dieſer Punkt gewonnen, kam es bald zu Erklärungen. X. ſtellte ihm vor, daß man ſich in Wien von allen Seiten für die Gefangenen verwendete, und der amerikaniſche und der engliſche Geſandte dort ihren ganzen Einfluß für ſie geltend machten. Die Gefangenen ſelbſt hatten auch ſchon eine Bittſchrift nach Wien an den Kaiſer ſenden dürfen, die ſehr gute Aufnahme gefunden hatte.

Der Richter gab endlich Gehör, und verſprach, ſeine Vollmacht ganz zu Gunſten der beiden Gefangnen anzuwenden. Ihre Gefängnißſtraße wurde erſt auf vierzehn Jahre verringert, dann auf ſieben, dann auf Ein Jahr, dann auf einen Monat, und zuletzt auf eine Woche,

nach deren Verlauf man ſie aus dem Gefängniß entließ. Sie begaben ſich ſogleich zum Richter, um ihm für die Erleichterungen zu danken, welche er ihnen geſtattet, und drückten ihm beim Abſchiede die Hand.

Es iſt nicht zu erwarten, daß ſie länger in Olmütz blieben, als nöthig war, um dem ruſſiſchen Edelmanne ihren Dank abzuſtatten, beſonders aber dem edlen X., deſſen Güte ſie jede Erleichterung verdankten, die ihnen im Gefängniß zu Theil geworden. — Lafayette blieb im Gefängniß bis zum Ende des Jahres 1797, wo er, nachdem zwiſchen Oeſterreich und Frankreich Friede geſchloſſen, auf den Antrag des General Bonaparte freigelaſſen wurde.

Brief des Generals Lafayette an Herrn Huger.

(Dem engliſchen Herausgeber von Letzterem mitgetheilt.)

Hamburg. (Das Datum fehlt.)

Mein theurer Huger! Derſelbe Freund, deſſen Befreiung Sie ſo großmüthig unternommen, und deſſen klopfendes Herz im Augenblicke, wo er dem Leben und der Freiheit wiedergegeben, ſich Ihnen zuwendet, ſpricht hier zu Ihnen, und beeilt ſich, Ihnen den Tribut ſeiner unausſprechlichen und gränzenloſen Dankbarkeit zu zollen. Was Sie für mich gethan, und wie Sie es gethan, knüpft mich auf ewig an Sie mit den Banden der Bewunderung und der Liebe. Ihre Leiden und Ihre Gefahren, die Sie mit ſo viel Kraft und Seelenſtärke ertragen haben, fanden in mir nicht ſo viel Feſtigkeit,

und inmitten der Schrecken und der Angſt, von welchen man nicht erlaubt hatte mich zu befreien, von dem Tage Ihrer Gefangenſchaft bis zu Ihrer Befreiung, war ich ſo grauſam durch dieſe Vorſtellung gemartert, daß es mir wahrſcheinlich das Leben gekoſtet haben würde, hätte mich die geſegnete Nachricht Ihrer Befreiung nicht troß der Befehle, ſie mir zu verſchweigen, erreicht. Es würde vergeblich ſein, wollte ich Ihnen meine Gefühle ſchildern. — Wie hart hat man Sie behandelt, mein bewunderns=würdiger Freund! ich fürchte ſehr, daß Ihre Leiden während Ihrer Gefangenſchaft Ihrer Geſundheit geſchadet haben könnten. Ich beſchwöre Sie, mich von allem, was Ihr Wohlergehen betrifft, und was mich ſo nah angeht, auf das Genaueſte zu unterrichten. Ich wünſchte, es wäre mir geſtattet, die genauen Umſtände unſeres Unternehmens mit Ihnen zu beſprechen, und den groß=müthigen, aufopfernden Antheil, den Sie daran hatten, mit dankerfülltem Herzen anzuerkennen. Damals fort=zueilen, ehe ich Sie zu Pferde ſah, war unmöglich, und ich kehrte um, als ich durch Ihr Ausbleiben be=fürchten mußte, daß Ihnen etwas zugeſtoßen ſei. Dann vermuthete ich wieder, daß Sie, während ich Sie geſucht, auf einem andern Wege davon gekommen, und obſchon ich einſah, daß es beſſer für mich wäre, das öſterreichiſche Gebiet zu verlaſſen, ſo hätte ich doch, wäre mir Ihr Schickſal bekannt geweſen, unmöglich meinen Weg fortſetzen können, und da ich es dennoch gezwungen tat, ſo konnte ich es nicht bereuen, daß man mich wieder ergriff.

Sie wiſſen, daß zwölf Monate ſpäter meine Frau und Töchter meine Gefangenſchaft theilten. Durch ſie

ward mir der Troſt, von Ihnen zu hören. Sie wähnten, daß es ihnen erlaubt ſein würde, Ihnen von Olmütz aus zu ſchreiben, und ich hoffte, durch ſie Ihnen und Bollmann meine Dankbarkeit ausdrücken zu können. Wie groß unſer Leidweſen war, brauche ich Ihnen nicht zu ſagen, da Sie gehört haben werden, daß ſelbſt einige Zeilen, welche die Mutter ihrem Sohne zu ſchreiben wagte, und welche ſie dem amerikaniſchen Konſul zuſchickte, in Wien angehalten und ihr wieder zurückgeſchickt wurden.

Meine beiden Freunde, Latour-Maubourg und Puzy, bitten mich, Ihnen den Ausdruck Ihrer Achtung und Liebe zu Füßen zu legen, welche ſie bis zum letzten Athemzuge ſtolz ſein werden für Sie zu empfinden.

Es war den 19. September, fünf Monate, nachdem die Feindſeligkeiten aufgehört hatten, daß man uns freiließ. Dies war von Seiten Frankreichs gefordert worden am erſten Tage der Konferenzen zu Leoben, und Verſprechungen wurden gemacht, aber nicht erfüllt, den wiederholten Anträgen wurde wiederholentlich ausgewichen. Endlich wurde mein früherer Adjutant, Louis Rouin, von Buonaparte und Clarke nach Wien geſchickt, um dieſen Zögerungen ein Ende zu machen, und obgleich wir kürzlich einige Vorſchläge, welche man uns gemacht, zurückgewieſen hatten, ſo kam man doch überein, uns hierher zu bringen, wo wir in amerikaniſche Hände abgeliefert werden ſollten, da man früher ſchon verſprochen, uns zu vermögen, das deutſche Gebiet in zehn Tagen zu verlaſſen. Da aber die Geſundheit meiner Frau den Gedanken gar nicht aufkommen läßt, uns in einer ſo vorgerückten Jahreszeit einzuſchiffen, ſo ſind wir

im Begriff, uns für den Winter auf Däniſchem Gebiete niederzulaſſen, wahrſcheinlich im Holſtein'ſchen, welches, obgleich eine deutſche Provinz, doch dem Könige von Dänemark gehört, einem Freunde der Republik und einer ſehr unabhängigen Macht.

Meine Geſundheit iſt beſſer, als ich erwartet habe, und wenn gleich ich noch ſchwach und erſchöpft bin, ſo werde ich mich doch bald erholen. Meine beiden Freunde, und beſonders Puzy, ſind angegriffener als ich; doch werden auch ſie hoffentlich bald wieder hergeſtellt ſein. Von unſerer Dienerſchaft iſt einer in einem beſorglichen Zuſtande; die andern haben viel gelitten, ſind jedoch auf dem beſten Wege. Meinen Töchtern geht es ganz leidlich. Meine Frau iſt ſeit funfzehn Monaten in einem beklagenswerthen Zuſtande. Friſche Luft und einige Bewegung hätten vielleicht ihr aufhelfen können, aber dieſe Erleichterungen wurden ihr fortwährend verweigert. Sie iſt abgemagert und ſchwach. Das Uebel, welches früher in den Armen ſaß, hat ſich nun in das eine Bein feſtgeſetzt, glücklicherweiſe ſind die innern Theile befreiet geblieben, und nur die Extremitäten angegriffen. — Alle Aerzte ſtimmen darin überein, daß es ein Wahnſinn wäre, den Ozean zu durchſchiffen, bevor ſie einigermaßen hergeſtellt; und ſo ſind wir denn im Begriff, gemeinſchaftlich ein Lazareth zu bilden, und uns gänzlich darauf zu beſchränken, unſere Geſundheit zu pflegen.

Sie ſehen, mein theurer Freund, daß ich Ihnen das Beiſpiel gebe, recht umſtändlich zu ſein, und ich hoffe, Sie werden mir nicht das Geringſte verſchweigen, was meinen Helden und Wohlthäter betrifft. Ich brauche

Ihnen wohl nicht erſt zu ſagen, daß die Freude an meiner Freiheit mir ſehr durch die Nachricht verbittert worden, daß Mißhelligkeiten zwiſchen der Republik und den Vereinigten Staaten ausgebrochen. Die genauern Umſtände ſind mir noch gänzlich unbekannt, aber das weiß ich gewiß, daß nichts unpolitiſcher für beide Theile ſein kann, und daß meine heißeſten Wünſche darauf gerichtet ſind, alles auf freundſchaftlichem Wege beigelegt zu ſehen. Dergleichen hätte gar nicht vorfallen müſſen. Ich hoffe, es wird alles gut werden, wollte Gott, ich könnte dazu mitwirken!

Leben Sie wohl, mein theurer Huger. Grüßen Sie alle unſere Freunde in Ihrer Gegend der Vereinigten Staaten. Wann werde ich wohl des ſüßen Glückes theilhaftig werden, Sie wiederzuſehen, um mir mit Ihnen alle Umſtände zurückzurufen, die ſo ehrenvoll für Sie, ſo unſchätzbar für mich ſind, alle Umſtände Ihres edlen, gütigen und bewunderungswürdigen Betragens bei dem großmüthigſten Unternehmen, von welchem ich je gehört habe! Wann werde ich Ihnen nur den kleinſten Theil meiner Ehrfurcht und Dankbarkeit ausdrücken können, die Ihr perſönlicher Karakter, Ihre heldenmüthige Freundſchaft, Ihre Aufopferung für mich, mir einflößen, und die mich auf ewig an Sie knüpfen mit allen Gefühlen, die ein von Dank und Liebe erfülltes Herz nur durchglühen können! Ihr ewig ergebener und dankbarer Lafayette.“

1836.

Louiſe Herzogin von Bourbon.

Ein franzöſiſches Buch, in Barcelona während ſturmvoller Kriegsjahre gedruckt, ohne namhaften Verfaſſer, nicht öffentlich ausgegeben, ſondern nur in wenigen Abdrücken an Freunde verſchenkt, und außerdem eines höheren, von den Richtungen der Zeitläufte ganz abgewendeten Inhalts, — ein ſolches Buch war gewiß beſtimmt, ungekannt und unbeachtet an ſeinen Zeitgenoſſen vorüberzugehen. Die große Seltenheit, welche ſonſt wohl zum Anreiz wird, ſogar Werthloſes aufzuſuchen, verbarg diesmal auch das Werthvolle wirklich, und entzog der ohnehin anders beſchäftigten Aufmerkſamkeit einen Stoff, auf den ſie in manchem Betracht wohl hätte begierig ſein können.

Nicht ohne freudiges Genügen, wie es der eifrige Sammler empfindet, dem ein langegeſuchtes Stück endlich zu Theil geworden, ſeh' ich dieſen litterariſchen Schatz vor mir ausgebreitet, ſchon den Blicken ein Wohlgefallen, noch mehr aber dem forſchenden Sinn, der in den merkwürdigen Inhalt vertrauter einzudringen ſtrebte. Durch

glückliche Sorgfalt eines Freundes iſt jahrelangen fruchtloſen Nachfragen und Bemühungen endlich der Erfolg gewährt, und eine hohe und eigenthümliche Erſcheinung, von der bisher nur einzelne Schimmer durchgedrungen, tritt in hellerem Lichte hervor, an welchem, ich zweifle nicht, manches Auge ſich erfreuen, manches innre Gedeihen ſich weiterbilden wird. In dieſer Vorausſetzung möge folgender Bericht und Auszug hier ſeine Stelle finden.

Der Titel des Buches, von dem die Rede iſt, lautet wie folgt: „Correspondance entre Mad. de B . . . et Mr. R . . . sur leurs opinions religieuses DCCCXII.“ Der Druckort iſt nicht angegeben, allein es ſteht außer Zweifel, daß derſelbe Barcelona ſei, Papier und Lettern bezeugen die ſpaniſche Ausſtattung, und kleine Ungenauigkeiten und Irrungen des Textes die ſpaniſche Setzerhand. Zwei Bände, jeder gegen fünfhundert Seiten ſtark, dem Drucke nach in Oktav, dem breitrandigen Papier nach aber in Quart, laſſen ſchon in dieſem Aeußern ein Werk erkennen, bei welchem buchhändleriſche Rückſichten nicht vorwalteten. Nur wenige Abdrücke wurden genommen, und darauf die Formen zerſtört. Einzig für einen engen Kreis gleichgeſinnter Freunde beſtimmt, konnten doch nicht alle Abdrücke ſo bewacht werden, daß nicht in der Folge einige auch in fremde Hand gerathen wären. Daher konnte die franzöſiſche Zeitſchrift „Chronique religieuse“ von dem Buche reden, die ſpaniſche Inquiſition im Jahre 1819 davon Kenntniß nehmen, der Biſchof Grégoire in ſeiner Histoire des sectés religieuses darüber Bericht geben. Schwerlich iſt des Buches noch an andern Orten, als dieſen dreien, irgend gedacht worden.

Herausgegeben, und dem größern und bedeutendern Theile nach geſchrieben, hat dieſe beiden Bände die Herzogin von Bourbon, eine Prinzeſſin, deren Name ſchon längſt allen Freunden Saint-Martin's theuer und verehrt war, der ſie als ſeine Freundin und Glaubensverwandte geprieſen hatte. „Zwei Weſen giebt es in der Welt — ſagt er an einer Stelle — in deren Gegenwart Gott mich geliebt hat; und wiewohl eines dieſer Weſen eine Frau iſt (meine B.), ſo habe ich doch beide ſo rein lieben können, wie ich Gott liebe, und ſie folglich in der Gegenwart Gottes lieben können"; ein Lob, welches, jemehr man darüber nachdenkt, an Bedeutung wächſt, und in Saint-Martin's Munde zur unwiderſprechlichen Bürgſchaft wird, daß die ſchönſte und reinſte Blüthe höheren Menſchenlebens in ſeiner Freundin erſchloſſen war. Werfen wir zuvörderſt einen Blick auf die äußern Lebensumſtände dieſes eigengearteten Weſens, dem an geiſtiger Lieblichkeit und Stärke ſchwerlich viele aus ſo hohen weltlichen Sphären dürften gleichzuſtellen ſein.

Louiſe Marie Thereſe Batilde, Tochter des Herzogs von Orléans, war geboren am 9. Juli 1750, und hatte als Prinzeſſin von Geblüt eine zwar ſorgfältige, aber zugleich beſchränkte und vorurtheilsvolle Erziehung erhalten, deren nächſter Zweck dahin ging, ihr vor der Welt ſoviel als möglich perſönlichen Glanz und Anſehn zu geben. Allein das von innerem Drange bewegte Gemüth bedurfte höherer Richtungen und Gegenſtände, und wandte ſich, nach ſchnell vorübergegangenem Anreiz der großen Welt und ihrer Leidenſchaften und Kämpfe, zu den Gebieten der Religion und der Wiſſenſchaft. Da ihr Geiſt

jedoch beide in einem andern Sinne nahm, als damals gewöhnlich war, ihre Frömmigkeit ſich ohne düſtern Eifer und dumpfen Wahn zeigte, ihre Forſchung nicht bei oberflächlichen Ergebniſſen dünkelhaften Witzes ſtehen blieb, ſo war ſie den Frommen wie den Weltgeſinnten unverſtändlich. Dem Aufſehn, welches ihre Geiſteswendung hätte machen können, entging ſie durch den natürlichen Hang, ihr Leben ſtill nach innen zu richten, und das Aeußere leicht aufzugeben oder harmlos hinzunehmen, indem ſie durch launige Heiterkeit den Widerſpruch ausglich oder milderte.

Ihre Verheirathung mit dem Herzoge von Bourbon, Sohne des Prinzen von Condé, war ohne beiderſeitige Neigung und Wahl erfolgt; in den Verhältniſſen der königlichen Familie ſchien die Verbindung vortheilhaft, und man überſah dabei ſogar, daß der Herzog, um ſechs Jahre jünger als ſeine Gemahlin, gegen ſie faſt noch ein Kind war. Anfangs lebten beide in zärtlicher Eintracht, und dem noch nicht ſiebzehnjährigen Gatten gebar die Herzogin am 2. Aug. 1772 einen Sohn. Die Mutter litt achtundvierzig Stunden bei der Niederkunft, und ſie ſelbſt und das Kind ſchwebten in größter Gefahr, letzteres, kaum athmend, mußte durch Umſchläge von Weingeiſt aufgereizt werden, und gab nun erſt Lebenszeichen. Gleich darauf ſetzte ein Lichtfunken die weingeiſtgetränkten Tücher in Flammen, und nur die ſchleunigſte Hülfe rettete den Prinzen, der aber wieder durch ein Entzündungsfieber noch längere Zeit tödtlich bedroht wurde. Dieſe Umſtände und Vorgänge mußten auf das Gemüth und Gedeihen der Mutter trübend einwirken. In dieſe Zeit fiel zugleich der Anfang der Erkaltung und Entfernung, welche

zwiſchen dem jugendlichen Herzog und ſeiner Gemahlin ſeitdem ſtets bemerklicher wurde.

Wer auf die Sitten und Einrichtungen damaliger Zeit, beſonders aber auf das Leben der höchſten Klaſſen zurückblickt, der wird nicht erwarten, daß die Herzogin einen Erſatz des häuslichen Glückes, deſſen Anlagen hier täglich deutlicher fehlen mußten, in der Sorgfalt für das Wohl und die Erziehung ihres Sohnes habe finden können. Die Mutter hatte dabei wenig zu ſagen, noch weniger zu thun; in vorgezeichneten Bahnen ging alles ſeinen Weg, und eine Prinzeſſin von Geblüt hatte andre Obliegenheiten und Aufgaben, als Wärterin oder Lehrerin eines Kindes zu ſein, welches im Ueberfluſſe der zu Hofämtern und Dienſtehren gewordenen Anſtalten und Fürſorgen grade der mütterlichen Pflege am meiſten entzogen war. Wundern wir uns daher nicht, daß dieſes Verhältniß weder im Leben der Mutter, noch in dem des Sohnes bedeutend hervortritt! Die nächſtfolgenden Ereigniſſe konnten nicht dazu beitragen, die getrennten Richtungen zu verbinden, im Gegentheil mußten ſie zwiſchen Mutter und Sohn die Fremdheit nur vergrößern, ohne daß dieſe doch jemals einen beſtimmten Ausdruck erhalten hätte.

Wir finden von dem Leben der Herzogin während der nächſtfolgenden Jahre wenig Bemerkenswerthes aufgezeichnet, einen Vorfall ausgenommen, der ſie plötzlich zum Gegenſtande der allgemeinen Aufmerkſamkeit und Theilnahme erhob, welcher Auszeichnung ſie doch gern entbehrt hätte. Gleichzeichtige Berichte erzählen die Sache wie folgt. Auf einem der letzten Maskenbälle des Karnevals von 1778 machte ſich der Graf von Artois unter

dem Schutze der Verkleidung den Scherz, die gleichfalls maskirte Herzogin mit empfindlichen und zuletzt unerträglichen Neckereien, zu denen ihn eine Dame, die er am Arme führte, stets heftiger aufreizte, so hartnäckig zu verfolgen, daß ſie endlich wiſſen wollte, wer ſich dergleichen erlaube, und eine Bewegung machte, dem Gegner die Maske etwas zu lüpfen; allein dieſer wollte nun ſeinerſeits die kleine Maske, welche der Herzogin kaum zur Hälfte das Geſicht deckte, herunterreißen, wobei er ſo ungeſtüm verfuhr, daß die Herzogin auf der Wange leicht geritzt wurde. Schnell verbreitete ſich das Geſchehene nun am Hof und in der Stadt, und bei dem Aufſehen, das hiedurch entſtand, konnte die Herzogin nicht umhin, ihre Beſchwerden durch den Prinzen von Condé und durch ihren Vater den Herzog von Orléans bei dem Könige anbringen zu laſſen. Der Herzog von Bourbon aber wollte für ſeine Gemahlin als Ritter auftreten. Der König befahl Verſöhnung, und die Königin ſuchte dieſe wirklich herbeizuführen, allein vergebens. Die öffentliche Meinung verurtheilte allgemein den Grafen von Artois, und beſonders alle Frauen, welche bisher dieſen Prinzen vergöttert hatten, erklärten ſich heftig gegen ihn und für die Herzogin, deren Sache als die des ganzen weiblichen Geſchlechts angeſehen wurde, und hiemit faſt alle Stimmen für ſich hatte. Das allgemeine Geſchrei und das Gebot der Ehre zwangen am Ende den Grafen von Artois, dem ausdrücklichen Befehle des Königs entgegen, ſich am 16. März im Gehölz von Boulogne dem Herzoge von Bourbon zum Zweikampfe zu ſtellen. Nachdem ſie fünf oder ſechs Minuten gegen einander gefochten, erhielt der Graf von Artois eine kleine

Schramme am Arm, die Sache wurde für beendigt erklärt, und die beiden Gegner ſpeiſten darauf ganz fröhlich zuſammen. Der Graf von Artois ſchrieb ſodann an den König, und bat für ſich und den Herzog gleiche Verzeihung, er ſelbſt aber eilte zu der Herzogin in das Palais Bourbon, und machte ihr in der edlen und anmuthigen Weiſe, die ihm natürlich war, die vollgültigſten Entſchuldigungen. An demſelben Tage war Abends die erſte Vorſtellung der Irene von Voltaire, und die ganze glänzende Welt von Paris und Verſailles, die Königin ſelbſt mit dem ganzen Hofe, wohnten dem Schauſpiele bei. Kaum erſchien die Herzogin von Bourbon in ihrer Loge, als das ganze Haus von Beifall und Jubel erſchallte, der ſich bei'm Eintritt ihres Gemahls und Ritters noch zu verdoppeln ſchien. Aber auch der Graf von Artois wurde wegen ſeines letzten Benehmens mit Beifall empfangen, vielleicht nur deßhalb weniger allgemein, weil ein Theil der Zuſchauer von dem Ausgange noch nicht unterrichtet war. So erwuchs für die Herzogin aus dem anfänglichen Aergerniß der ſchönſte Triumph und der Vorfall ſchien ſie mit ihrem Gemahl nur näher zu verknüpfen.

Allein dieſer letztere Gewinn mußte ſich bald als Täuſchung erweiſen. Der Herzog hatte nur dem äußern Antriebe der Ehre gehorcht, und weder ſein eignes Auftreten, noch das ſchmeichelhafte Bezeigen der Welt, konnte ihm neue Gefühle für ſeine Gattin geben. Ihm erſchienen die ſechs Jahre, um welche dieſe älter war, fortwährend als ein drückendes Uebergewicht, und er wollte ſich mehr und mehr dieſer Einwirkung entziehen. Er gerieth immer tiefer in den Strudel eines Weltlebens,

daſs uns in zahlreichen Denkſchriften genug geſchildert iſt, um hier keiner näheren Erörterung zu bedürfen. Ungezähmter Leichtſinn und leidenſchaftliche Willkür brachten ſteigende Mißverhältniſſe hervor, die endlich bewirken mußten, daß die Herzogin von ihrem Gemahl förmlich getrennt wurde. Sie konnte auch diesmal ihr Geſchick nur hinnehmen, nicht ſelbſtſtändig daſſelbe beſtimmen oder ordnen. Dies geſchah im Jahre 1781.

Zwietracht und Widerſtreit herrſchten auch ſonſt in der Königlichen Familie, und verurſachten Unruhen und Schwankungen zu einer Zeit, wo mehr als ſonſt feſtes Zuſammenſtehen nöthig geweſen wäre. Die politiſche Gährung wurde ſtets bedenklicher, und als im Jahre 1789 die Stürme der Revolution losbrachen, zeigte ſich die Auflöſung am erſchreckendſten in der Nähe des Thrones ſelbſt. Der König hatte guten Willen, der aber auf keiner Seite durchgreifen konnte, dem Eifer der Königin fehlte Einſicht und Klugheit, die Brüder des Königs trennten ſich von ihm feindlich, der Herzog von Orléans trat als entſchiedner Gegner auf, und förderte die Revolution aus allen Kräften.

Die Herzogin von Bourbon, in ihrer ſtilleren Weiſe wenig beachtet und dadurch um ſo freier, hatte ſich inzwiſchen ganz dem Hange hingegeben, den ſie für die tiefere Erkenntniß der Glaubenswahrheiten fühlte. Ihr ſchwungvoller und kräftiger Geiſt war in das Gebiet myſtiſcher Wiſſenſchaft gedrungen und bald in deren Geheimniſſe völlig eingeweiht. Sie hatte Saint-Martin kennen lernen, und in ihm einen geiſtigen Führer und Freund gefunden, der in ihr fortan auch getrennt immer gegenwärtig und wirkſam blieb. Wir dürfen wohl ſagen,

kein edleres Geſchenk habe der Himmel für den Menſchen, als daß er ſich ihm mittelſt einer ſeelenverwandten Perſönlichkeit offenbare. War auch die beiderſeitige Freundſchaft nicht zu ſolchen feurigen Empfindungen geſteigert, zu denen Frau von Guion und ihr Freund Lacombe oder ſpäter Fénélon ſich erhoben, ſo beſtand doch eine höhere Gemeinſchaft und Innigkeit, welche über Zeit und Leben hinaus ſchon den Felſenboden der Ewigkeit erreicht.

Die Zahl der Myſtiker und Theoſophen war in Frankreich damals nicht gering, die Art aber ſehr verſchieden; neben dem wunderbaren Martinez-Pasqualis und dem ſtillſinnigen Saint-Martin zeigten ſich andre, zum Theil ſeltſam verzerrte Geſtalten, die ſich in abentheuerlichen Schwärmereien ergingen; unklare Naturwirker, wie Mesmer, begabte Gaukler, wie Caglioſtro, fanden ſich ein, Betrug und Wahnſinn ergriffen dieſelbe Richtung, in welcher Unſchuld und Weisheit ſtrebten. Dieſe Miſchung des Hohen und Niedrigen, des Verehrungswerthen und Verwerflichen, bleibt niemals aus, wenn irgend eine große Geisteswirkung vorſchreitet, und der gemeine, gehäſſige Sinn unterläßt dann auch nie, das Gute und Würdige nach dem Schlechten, das ſich ihm anhängt, zu beurtheilen und nach dieſem zu benennen. Kein Wunder, daß auch die Herzogin von Bourbon dieſem Schickſal nicht entgangen iſt! Ihre Gegner, deren ſie in der franzöſiſchen Oberflächlichkeit und Spottluſt viele haben mußte, ſpäter aber auch in dem heftigen Partheigeiſte der Revolution nicht wenige bekam, ſind bemüht geweſen, jene ganze Richtung als eine Verirrung und Lächerlichkeit zu bezeichnen. Selbſt der einſichtigere

Grégoire enthält ſich kaum dieſes Urtheils, dem nur das viele Gute, welches er aus den Schriften wörtlich beibringt und redlich genug anerkennt, noch glücklich widerſpricht.

Die Herzogin bekannte ſich zur katholiſchen Kirche, allein ſie unterſchied die Wahrheiten des Chriſtenthums von den Satzungen der Prieſterſchaft. Durch den Zuſtand der Religion, deren Diener in Ruchloſigkeit und Finſterniß verſunken waren, mußte eine erleuchtete Frömmigkeit allerdings in Betreff der Lehren und Wege, die ſie lieber in kindlichem Glauben angenommen und befolgt hätte, zu eigner Prüfung und Wahl hingedrängt ſein; in dieſem Sinne wird das Verderbniß der katholiſchen Kirche, wo daſſelbe nicht den Glauben zerſtört, jedesmal eigenthümliche Selbſtleitung hervorrufen, die ſich mehr oder weniger den proteſtantiſchen Richtungen nähern muß, ſofern dieſe überall anzunehmen ſind, wo Glauben und Geiſtesfreiheit einander nicht ausſchließen. Wie ſich die Herzogin hierin verhielt, wird ſpäter aus ihren eignen Aeußerungen erhellen, wir bemerken einſtweilen die Thatſache, daß ihr guter Sinn nothwendig mit einem Zuſtand entzweit ſein mußte, der nach allen Seiten nur Ausartung zeigte und einer verzerrten todten Geſtalt den Werth anmaßte, deſſen Ausdruck nur die lebendige ſein konnte!

In dieſer Stellung und Stimmung fand der Beginn der Revolution unſere Freundin; viele der anfänglichen Hoffnungen durften auch ihren Sinn, wie den ſo vieler edlen Männer und Frauen, anſprechen und verlocken, und großmüthig willigte ſie ihrerſeits in die Opfer, welche das Gemeinwohl auch von ihr fordern konnte.

Ihr eigner Bruder, der Herzog von Orléans, deſſen Abſichten und Schwächen damals noch einen Anſchein trugen, der ihr künftige Geſtalt nicht ahnden ließ, verwandte ſeinen Einfluß und ſeine Hülfsmittel für die Sache des Volks. Als die Unruhen ſtiegen und die Gewaltthaten ſich häuften, denen zu entgehen die meiſten Mitglieder der Königlichen Familie, und mit ihnen ein großer Theil des Adels und der Geiſtlichkeit auswanderten, gehörte die Herzogin von Bourbon zu den wenigen Perſonen ihres Ranges, welche das Vaterland nicht verlaſſen und ihr Geſchick auf keine Weiſe von dem ſeinen trennen wollten. Sie konnte freilich hiebei nicht vorherſehen, welche Schreckniſſe und Gräuel ihr noch zu erleben ſein würden, noch wie tief und hart ſie ſelber von den ungeheuerſten Schlägen mit betroffen werden ſollte. Allein nur allzu ſchnell entwickelten ſich die Ereigniſſe, und bevor ein Ueberblick des neuen Zuſtandes zu faſſen, neues Wählen und Entſchließen möglich war, lag das Königthum zertrümmert, ſchmachteten König und Königin im Kerker, und drohte grauſamer Tod ihnen ſelbſt wie allen ihren Anhängern, zu denen jetzt auch ſchon ihre Gegner, die erſten Freiheitsfreunde gerechnet wurden.

Die Rolle des Herzogs von Orléans in dieſen Vorgängen wurde mit jedem Tage unglücklicher und entſetzlicher. In ihm lebten nicht die Grundſätze, welche ein höheres Heil zu erringen hofften, und um des Zieles willen den ſchrecklichen Weg nicht achteten; auch hatte weder ſein Geiſt das Maß, noch ſeine Seele die Kraft, in der Verirrung innezuhalten, und Unwürdiges lieber zu leiden als zu thun. Als ein willenloſes Werkzeug

ließ er ſich in den Strudel fortreißen, und er, deſſen Ehrgeiz früher nach der Krone geſtrebt, mußte bald ihn darein ſetzen, mit der rothen Mütze der Jakobiner auf dem Haupte den nahverwandten König zum Tode verurtheilen zu helfen, und für ſich ſelbſt jedem früheren Range und ſogar dem eignen Namen zu entſagen. Die Herzogin von Bourbon ſah mit Gram und Angſt den Bruder in dieſen Abgrund ſinken, deſſen Schmach ihn doch der forttobenden Volkswuth nicht entzog. Er hatte den Namen Citoyen Egalité angenommen; der Schweſter, welche in ihrer Zurückgezogenheit und Stille dem Eifer des Tages nicht entging, und nicht mehr Bourbon heißen durfte, wurde zugemuthet, nach dem Beiſpiele ihres Bruders gleichfalls einen neuen Namen zu wählen. Die Sache war ihr ſo lächerlich als ſchmerzlich, und mit guter Laune, die ihr faſt in allen Lagen verblieb, äußerte ſie, daß ſie dann am liebſten Citoyenne Vérité heißen möchte, aber als ſolche wohl am wenigſten würde geduldet werden. Man nannte ſie wirklich ſo, und der Name blieb ihr, ohne ſie jedoch zu ſchützen. Dem angeklagten Bruder folgte bald auch die Schweſter in's Gefängniß nach, und wenn nicht ebenſo auf das Blutgerüſt, ſo ſchwebte ſie doch geraume Zeit in dieſer Gefahr.

Es bezeugt eine große Geiſteshelle und Seelenſtärke, daß die Herzogin durch dieſe Folge von Erſchütterungen in ihren urſprünglichen Anſichten und Bekenntniſſen nicht wankend wurde. Sie hielt an dem Chriſtenthume feſt, wofür ſie jeden Augenblick den Tod erleiden konnte, und verwarf doch eben ſo wenig die Revolution, wiewohl eben daher Tod und Entſetzen auf ſie eindrang. Sie

fuhr fort, in jedem Ereigniſſe die göttliche Fügung zu verehren, welche überall, auch durch Leid und Strafe, nur Segen und Heil bereite. In Betreff dieſer Anſichten iſt ein kleiner Aufſatz merkwürdig, welchen die Herzogin gleich im Jahre 1789 entworfen, aber, wie der Schluß erkennen läßt, in ſpäterer Zeit beendigt hat. Wir theilen ihn als ein Beiſpiel freier Selbſtverläugnung mit, die ſich in ſolcher Sphäre nicht häufig finden dürfte.

„Religiöſe Gedanken über die franzöſiſche Revolution.“

„Das Vaterland eines wahren Chriſten iſt der Himmel; folglich müſſen ſeine Gedanken ihn ſtets dahin zurückleiten, und ſeine Urtheile von einer tieferen, das heißt göttlichen, Wahrheit ausgehen, nicht von den politiſchen Wahrheiten. Ich verſtehe nichts von dieſen letzteren, beſchränkt wie ich bin an Geiſt und noch mehr an Kenntniſſen.“

„Die Vorurtheile haben in mir den innern Sinn nicht verdunkelt, den jeder Menſch in ſich fühlen würde, wenn die Begier alles zu genießen, was an dieſe Welt knüpft, denſelben in ihm nicht faſt erſtickt hätte.“

„Ich bin mehr abgewendet als mancher Andre von der Welt, durch den Zuſammenfluß der unglücklichen Ereigniſſe, die ich erdulbet habe, demgemäß auch geeigneter, einfache und jener tieferen Wahrheit entſprechende Ideen zu empfangen. Die weſentliche Verſchiedenheit zwiſchen den Anſichten der Menſchen, und dem Benehmen Gottes in Betreff ihrer, beſteht darin, daß jene wünſchen hienieden glücklich zu ſein, und daß Gott ſie ewig glücklich machen will. Sie wiſſen nicht, was erfordert wird,

um das große Werkzeug des Weltalls zu dem Ergebniß hinzuleiten, welches ſo viele Menſchen als möglich, indem es ſie gut und tugendhaft macht, für die Seligkeit gewinnen ſoll, und ſie wollen nach ihrem engen und theilweiſen Hinblicke die Ereigniſſe dieſer Welt beurtheilen, welche insgeſammt nichts anderes ſind als Mittel, deren ſich die Gottheit bedient, um jenen Zweck zu erfüllen."

„Ich maße mir nicht an, die Gerichte Gottes zu kennen, noch in ſeine Weisheit einzudringen, aber das unermeßliche und gewaltige Gebild, das ſich vor den Augen meines Geiſtes entfaltet, wenn ich die geiſtliche Regierung der Seelen überdenke, erfüllt mich ſo mit Staunen und Schauder, daß ich darauf die politiſchen Geſetze als Kinderſpiele anſehe, denn ſie können die Laſter und die Verbrechen nur zwingen ſich zu verbergen, und ändern nicht das Herz des Menſchen. So kann ich denn auch nicht der Meinung deſſen ſein, den ich vom Volke redend ſagen hörte: „Man kennt nicht die Gefahr, den Bodenſatz eines großen Gefäßes aufzurühren." Iſt die Vergleichung richtig im rein moraliſchen und politiſchen Sinne, — denn, in der That, man weiß nicht, bis wohin eine ſo ſtarke Kraft, als die eines von ſeinen Leidenſchaften gelenkten Volkes iſt, ihre Anordnungen ſteigern kann, — ſo dünkt mich das Gleichniß doch falſch, wenn Gott es iſt, der das Waſſer läutert, und der, indem er darauf einwirkt, alle Theile deſſelben flüſſig macht."

„Ich kann mich daher nicht freuen, wenn ich annehme, daß die Laſter nur betäubt ſind, und daß ſie im Grunde der Herzen ruhen wie der Schlamm zu Boden

eines Gefäßes, ſondern im Gegentheil, ich bin voll Hoff-
nung, wenn ich mich überzeuge, daß das Waſſer von
Gott aufgeregt iſt, und die begonnene Wirkſamkeit alle
Verderbniß daraus ſcheiden wird."

„Ich hänge keiner Regierungsform mehr als der
andern an: in allen walten Menſchen, folglich Laſter und
Tugenden. Da mein wahres Vaterland himmliſch iſt,
ſo ſehe ich meine wahren Landsleute überall, wo ich We-
ſen finde, die ſich einzig mit der Sorge beſchäftigen,
möglichſt ſicher dort anzukommen, und je mehr ich den
Weg dorthin geebnet und gebahnt ſehe, deſto mehr em-
pfind' ich Freude deßhalb. Wie Stacheln und Dornen
erſcheinen mir die Ehren, die Reichthümer, die Vorur-
theile aller Art, welche die Menſchen verblenden, und ſie
verhindern, die ſanfte Stimme der Wahrheit zu hören,
indem ihre Ohren durch den immerwährenden Lärm be-
täubt ſind, den jenes wilde Gemiſch um ſie her ver-
urſacht. Ich fühle mich, ſag' ich, beſeelt von einem Hoff-
nungsſtrahl, wenn ich zu ſehen glaube, daß Gott ſich
derſelben Arbeiten, mit welchen die Menſchen ein Werk
errichten, auch zu deſſen Zerſtörung bedient, ſobald die-
ſes weder rein iſt noch der höchſten Weisheit gemäß.
Sie ſind zu ſehr verderbt, zu weit von der Wahrheit ab,
als daß ſie auf ſanfte und überredende Weiſe zu ihr zu-
rückgeführt werden könnten; Gott muß ſich der Böſen
bedienen, die in ſeiner Hand zu Werkzeugen werden,
wie die ſcharfen Meſſer in der Hand eines geſchickten
Wundarztes, um denen Hülfe zu bringen, die noch heil-
bar ſind."

„Das Siechthum Frankreichs war um ſo mehr tödt-
lich, als daſſelbe ſchon bis zum Herzen gedrungen war,

womit ich die Unordnungen meine, welche bei den Dienern ſelber der katholiſchen Religion herrſchten. Wir müſſen alſo erwarten, daß durch göttliche und für Menſchenaugen unſichtbare Behandlung Gott mittelſt ſeines immer gleichen Wirkens dahin gelange, das verdorbene Fleiſch zu verzehren, und die Wunden zu ſchließen, welche die Menſchen ſich ſelber ſchlagen; er läßt ſie zu dieſem Zwecke durch ihr eignes Unglück die Erfahrung gewinnen, daß nur er allein es iſt, der ſie für immer glücklich machen kann, und daß in ganzem Umfange die erhabene Sittenlehre zu befolgen iſt, welche er in ſeinem Evangelium vorgeſchrieben und in unſre Herzen gegraben hat, damit wir ihn anbeten, wie er angebetet ſein will, im Geiſt und in der Wahrheit."

„Wenn die armen Menſchen noch lange zögern, dieſen höchſten Willen zu erkennen, und wenn ſie nur mehr und mehr ſich in den Irrthum verſenken, daß politiſche Geſetze hinreichen um ſo vielen Uebeln abzuhelfen, ſo iſt es wohl möglich, daß Gott ihnen noch ſchrecklichere Plagen ſendet; aber auch dieſe werde ich ſtets als von einer väterlichen und erbarmungsvollen Hand geleitete ſehen, welche niemals ſchlägt, als um zu verzeihen, und welche den unſchuldigen, unter ihren Streichen erliegenden Opfern reiche Vergeltungen bereit hält. Genug, wo ich das Wirken eines gegen den Verbrecher erzürnten Gottes ſehe, da ſehe ich auch das eines gerechten und erhaltenden Gottes; ſtets aber will ich lieber die beſſernde Strafe als das Vergeſſen eines Vaters erleiden, der bewundernswürdig ſelbſt gegen ſeine undankbaren Kinder verfährt."

„Das unermeßliche und gewaltige Gebild, ich wiederhole es, ſeiner göttlichen Weisheit in Regierung der

Seelen, erlegt meinem Geiſte Schweigen auf, und verbietet mir die Handlungen zu richten, welche jene Weisheit in dem weiten Plan ihrer Barmherzigkeit befiehlt oder zuläßt. Ich beſchränke mich alſo darauf, inbrünſtig für diejenigen zu beten, die mir der göttlichen Gnaden am bedürftigſten ſcheinen, ohne daß ich einen Tadel auszuſprechen, noch ein voreiliges Urtheil über Ereigniſſe zu fällen wage, die vielleicht im Zuſammenhange und Plan der Vorſehung Gottes unerläßlich, für meine zu beſchränkte Geiſtesfähigkeit aber unbegreiflich ſind."

„Dieſen Worten Jeſu Chriſti nach: „Seid unterthan der Obrigkeit, gebet dem Kaiſer was des Kaiſers iſt, und Gott was Gottes iſt"; und: „Wiſſet, daß ich ſanft und demüthig von Herzen bin, und daß man zum Himmel eingehet nur durch mich, denn ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben"; hab' ich alſo gefolgert: Wenn man nur durch Jeſus Chriſtus in den Himmel gelangt, ſo muß man ihm gehorchen, ihm ähnlich werden, ſeine Vorſchriften durchdenken, ſie zur Regel der Handlungen machen, und nach ſeinem Beiſpiele das Kreuz tragen; wenn er ſanft und demüthig von Herzen iſt, ſo muß man ſich erniedrigen, gehorchen, leiden, um ihn nachzuahmen und ihm zu folgen; wenn er befiehlt, den Obrigkeiten unterthan zu ſein, ſo muß man gegen jede Art von Macht, die uns regiert, die Unterwerfung in allem beobachten, was nicht gegen die göttlichen Geſetze iſt."

„Dieſe wohldurchdachten Maximen, lange Zeit durch meinen Geiſt ergründet und in mein Herz gegraben, welches ſchon der Welt überdrüſſig kein andres Glück mehr ſuchte, als das kein Menſch ihm rauben konnte, dieſe

Maximen, in Verbindung mit meinen beſchränkten Kenntniſſen, welche mir nicht geſtatteten darüber zu urtheilen, welches die beſte Regierungsform ſei, — dieſe Maximen, ſag' ich, waren die unwandelbaren Regel meiner Empfindungen und meines Benehmens; überdies, in die Welt durch meine Geburt zum Befehlen, durch mein Geſchlecht zum Gehorchen geſtellt, und alſo nach freiem Willen zu wählen verſtattet, habe ich geglaubt in meinem Vaterlande bleiben und mich den verſchiedenen Gewalten unterwerfen zu müſſen, die nach einander auf dem Schauplatz erſchienen ſind, ohne daß ich zu prüfen ſuchte, ob ihre Regierung weltlich die rechte ſei, und ihre Geſetze gut. Gott erlaubt, daß ſie die Oberſtelle einnehmen, dies genügt mir, ſie darin zu ehren, denn Jeſus Chriſtus hat nicht beſonders geſagt, man ſolle ſich den rechtmäßigen Gewalten unterwerfen, ſondern überhaupt den Gewalten."

„Geboren in Ueberfluß und Größe, ſah ich mir durch die Revolution die Mittel dargeboten, mich zu erniedrigen, ich habe ſie mit Beeiferung als chriſtliche Frau ergriffen."

„Jeſus Chriſtus hat Wehe gerufen den Reichthümern, ich habe mit frohem Genuſſe mir das wegnehmen ſehen, was mich von der Mitte des Lebens entfernen konnte."

„Schon empfange ich innerlich den Lohn meiner Opfer durch den ungeſtörten Frieden, den ich ſeit jenem Augenblick in mir beſitze, ungeachtet aller Prüfungen, durch die ich gegangen bin."

„Zwar legt man meine Handlungen und meine Empfindungen ganz anders aus; doch was liegt daran, daß

man mich, wenn ich gut handle, übel beurtheilt, daß man mich meiner Freiheit beraubt, daß man mich Demüthigungen und tauſend unverdiente Leiden erdulden läßt, — iſt das nicht jenes Kreuz, welches man nothwendigerweiſe tragen muß, um auf den Spuren unſres Herrn zu wandeln und in das Reich der Himmel einzugehen? Der große Geſetzgeber, deſſen Geſetze ich zu befolgen trachte, wird mir eines Tages alles Erlittene anrechnen, und dieſer Tag iſt nie fern für das längſte Leben, wenn man daſſelbe mit einer Ewigkeit vergleicht. Alsdann werden diejenigen, die mich beurtheilt haben, die Wahrheit erkennen ihrer oder meiner Grundſätze, und welche von beiden das vollkommenſte und dauerndſte Glück ſichere.“

Man kann dieſen Anſichten mancherlei entgegenſtellen, man kann ſie beſonders als nur hingeworfen tadeln, denen ein ſtrenger Zuſammenhang und erweiſende Schlußfolgerung fehlt, allein die wahre Meinung der Schreiberin zeigt ſich in ihnen klar genug, und man wird den eigenthümlichen Geiſt anerkennen, ſo wie die Geſinnung ehren und bewundern müſſen, die ſich darin ausſprechen.

Die Herzogin, welche gezwungen worden war Paris zu verlaſſen, wurde in Marſeille verhaftet, wo ſie bis zum Jahre 1796 in Gefangenſchaft blieb; eine Art von halber Freiheit, die für ſie dann eintrat, geſtattete ihr nicht gleich den Aufenthalt in der Hauptſtadt, und ſie lebte nun einige Zeit in Moulins, bis ſie endlich nach Paris zurückkehren durfte. Jedoch gleich im folgenden Jahre erließen die Gewalthaber der franzöſiſchen Republik

die Verfügung, daß keinem Mitgliede der Familie Bourbon der Aufenthalt in Frankreich erlaubt ſein ſollte. Der Herzogin wurde angezeigt, ſie habe ſich zur Abreiſe zu bereiten; das Land, wohin ſie geführt werden ſollte, war Spanien. Gleichzeitig erhielten andre bisher verhaftete oder beaufſichtigte Perſonen dieſelbe Beſtimmung, und ein ganzer Zug von Deportirten ſetzte ſich in Bewegung nach der ſpaniſchen Gränze hin.

Hier kehren wir nun zu dem Buche zurück, welches in dieſen Reiſetagen den Anlaß ſeiner Entſtehung gefunden, und ſeinen ferneren Inhalt, der ſich bald mit den wichtigſten Gegenſtänden befaßt, dem eben ſo aufrichtigen als anmuthigen Bericht über jene Wanderung anſchließt.

Der erſte, gleichſam zur Einleitung dienende Abſchnitt iſt überſchrieben: „Voyage tragique et tendrement burlesque", und beginnt mit der Abfahrt, deren Schilderung wir in den Hauptzügen wiedergeben.

„Zwei Matronen, aus ihrem Vaterlande wegen Staatsrückſichten ausgewieſen, nahmen Platz in einer großen Reiſekutſche, welche mit Paketen angefüllt, und übrigens in ſo ſchlechtem Zuſtande war, daß die Räder zum Theil mit Stricken zuſammengehalten wurden. Eine Kammerfrau ſaß auf dem Rückſitz, und neben ihr ein junger Mann, der von der Behörde beauftragt war, dieſe Fuhre bis über die Gränze zu geleiten. Man brachte noch immer neue Pakete, die man nach allen Seiten aufthürmte, bis ſchon gar kein Raum mehr zu freier Bewegung war, und als endlich gar nichts mehr angebracht werden konnte, mußten die drei Frauen mit Bedauern noch manches ihnen Werthe zurücklaſſen."

„Es war Nacht, ſo daß man ſich gegenſeitig nur bei dem Schimmer einer faſt erlöſchenden Kerze ſehen konnte, mit der man auf dem Hofe zum Herbeibringen der Pakete leuchtete. Nachdem unſre guten Damen von allen ihren Freunden und Dienſtboten ſchmerzlich Abſchied genommen, ſetzten ſich die Wagen — denn es waren deren mehrere zu derſelben Fahrt vereinigt — in Bewegung, und unſre armen Matronen, in Thränen gebadet, und von tiefſtem Schmerz erfüllt, ſahen ſich aus ihrem unglücklichen Lande und aus den Armen ihrer theuerſten Freundinnen fortgeführt.“

„Lange Zeit dauerte das Schweigen, und wurde nur von Seufzern oder Thränen unterbrochen. Der Begleiter ſprach kein Wort, und hielt ſich in ſeiner Ecke, ohne daß er ſich zu regen wagte. Als aber der Frühſchimmer die Gegenſtände zu erhellen anfing, bemerkten die guten Damen (nicht ohne einige Zufriedenheit), daß ihr Begleiter ein junger Mann von blonden Haaren war, und aus deſſen blauen Augen nur Sanftmuth blickte. Als man ſich wechſelſeitig betrachtet und die drei Matronen (denn ich kann wohl auch die Kammerfrau ſo nennen, da ſie, wiewohl einige Jahre jünger als die Herrſchaft, ſchon über vierzig und Mutter von acht oder zehn Kindern war), alſo die drei Matronen ſich überzeugt hatten, daß dieſer junge Mann nicht von der blutdürſtigen Art ſei, die nur Mord und Zerſtörung athmet, begannen ſie ihm einige Höflichkeit zu erweiſen. „Sind Sie nicht ſehr beengt durch all' dieſe Pakete? — fragte ihn die minderbejahrte der beiden Damen, — man könnte ſie vielleicht anders ordnen?“ — Ich bitte, achten Sie darauf nicht, antwortete der junge Mann, indem

er den Kopf vorbeugte, — ich bin ſo ganz gut. — Darauf ſah man nach der Uhr, welche Stunde es ſei, dann betrachtete man das Feld, auf welches die erſten Strahlen der Sonne vergoldend fielen. Aber weil man ſich noch fremd fühlte, und unſre armen Reiſenden von den traurigſten Gedanken erfüllt waren, ſo unterbrach man das Schweigen nur ſelten einmal durch irgend eine Redensart, die nicht viel ſagen wollte. Jedoch ſtellte man Beobachtungen an, und fällte im Stillen ſein Urtheil, was man von einander zu denken habe. So verging der erſte Tag."

„Im Gaſthof angekommen, wo unſre guten Damen nur Ein Zimmer hatten, unterhielten ſie ſich einige Zeit von ihrem unglücklichen Schickſal, und jede beklagte daſſelbe nach ihrer Weiſe; dann aber fiel das Geſpräch ganz natürlich auf den jungen Mann, der ſie begleitete. Die ältere, welche unverheirathet und noch ganz jungfräulich war, deren lebhaftes Ausſehn und runde Formen aber genug Lebensfülle verriethen, ſagte zur Andern: „Ich glaube wir haben da einen kleinen Pinſel mit uns, denn er ſpricht kein Wort"; — die Andre, ſcharfſichtiger, oder vielmehr nur aufmerkſamer auf alle Regungen ihrer Nebenmenſchen, verſetzte: „Ich bin dieſer Meinung nicht, und halte ihn für klug, grade weil er nicht geſprochen hat", — welches die Kammerfrau mit einem Kopfnicken beſtätigte."

„Dieſe zweite Dame, klein und mager, hatte wenig verführeriſchen Anſchein, nur hübſche braune Augen und ein ausdrucksvolles Geſicht. Betrachtete man ſie, ſo konnte man ſie wohl für fähig halten, bisweilen noch das Feuer der Jugend ſich in ihr wiederbeleben zu fühlen,

troţ langwierigen Unglücks und einer aufrichtigen Frömmigkeit, die man ein wenig mit der Exaltation ihres Kopfs und ihres Herzens verknüpfen wollte, welches letztere niemals durch die eheliche Liebe völlig befriedigt worden war. Ich ſpreche nur von dieſer, ſchweigen wir vom Uebrigen. Sie war damals untadlich, das iſt mir genug, und Geſchwätz veracht' ich.“ —

„Nun muß ich noch die kleine Kammerfrau kürzlich beſchreiben, die ihrer Herrin beigeſtimmt hatte, als dieſe geſagt, der junge Mann ſei nicht dumm. Dieſe Frau war in ihrer Jugend ſehr reizend geweſen, ihre Züge waren noch jetzt von großer Feinheit, ihr Wuchs niedlich, ihre Arme rund und voll, alles wohlgeeignet ein liebebedürftiges Herz einzunehmen. Man denke ſich nun die Figur, welche dieſen drei Frauen gegenüber ein junger Mann von zwanzig Jahren machen mußte; während eines Monats in demſelben Wagen, und genöthigt alle ſeine Bewegungen möglichſt zurückzuhalten! Doch enden wir dieſen zweiten Tag.“

Der Leſer wird ſchon erkannt haben, daß in dem Bilde der kleinen und jüngern Dame unſre Herzogin ſich ſelber geſchildert hat, und zwar mit der heitern Billigkeit, die ſich gar wohl die Wahrheit ſagt, aber deßfalls auch Günſtiges nicht verläugnet. Sie fährt nun fort, in kleinen, bezeichnenden Zügen die Sonderbarkeit eines ſo zufälligen und doch unausweichlichen Verhältniſſes hervorzuheben, und erzählt die langſamen, ſchüchternen, aber ungeſtörten Fortſchritte einer Bekanntſchaft, welche für beide Theile täglich als unentfliehbares Lebenselement wiederkehrte. Für Perſonen andern Standes wäre die Lage nicht ſo ungewöhnlich noch neu geweſen; die Aben-

theuer jeder Poſtfahrt, eines Badeaufenthaltes, konnten Scherz und Ernſt bunter zuſammenmiſchen; für Prinzeſſinnen aber, mit denen hier in dieſer Art zum erſtenmal das Leben keine Umſtände machte, mußte gerade das ſonſt Gewöhnliche den Reiz des Sonderbarſten haben, und es war ſehr natürlich, daß inmitten verzweiflungsvollſten Unglücks, welches hier Perſonen des höchſten Ranges traf, das Uebergewicht des früheren Zuſtandes nicht völlig erloſch, und ein geübter Geſellſchaftsgeiſt, — in galantem Scherz, höfiſcher Sicherheit und ſteter Theatereinwirkung aufgewachſen —, auch in dieſem Falle neben dem Trauerſpiel die ſich darbietende Improviſation eines kleinen Liebhaberſtücks harmlos nicht ablehnte. Hiebei wäre wenig zu bemerken, dergleichen Spiel ſeltſamer Anläſſe und Vorgänge bietet jede reichere perſönliche Lebenserfahrung dar, nur daß meiſt das eigentlich Sprechende ſolcher Art als privates Geheimniß verſchwiegen und verloren bleibt, ſo fern nicht ein Dichter es erfaßt. Die größere Merkwürdigkeit iſt hier demnach die Luſt und Offenheit, mit welcher die Herzogin, als ſeltne Ausnahme, das vertraulich Erlebte zu beſchreiben wagt. Wir dürfen auch hiebei die Freiheiten und Scherzweiſen, welche der Hof und die Nation in ihre höchſte Bildung aufgenommen hatten, nicht überſehen, und müſſen uns zugleich alles deſſen erinnern, was die franzöſiſche Litteratur von jeher in ſolcher Art dargeboten.

„Der junge Mann, welcher von Staats wegen die Damen zu begleiten hatte, war wie ſchon erwähnt etwa zwanzig Jahr alt, ſanft und fein, von guter Erziehung; er hatte bei dem erſten Kriegsrufe für die Freiheit die Waffen ergriffen, mehrere Feldzüge mitgemacht, und

endlich eine vierzehnmonatliche Gefangenſchaft erduldet; geſchwächt und noch leidend von ſo frühen Drangſalen, ſollte er ſich für jetzt ſchonen, und war deßhalb für den gegenwärtigen Ehrendienſt auserſehen worden. Die Jugend in ihm errang bald ihre Rechte wieder, und ſtellte ſein blühendes Anſehn her. Aber ſeine Beſcheidenheit und Scheu waren ſo groß, daß bei der geringſten Berührung, in welche der Wagen ihn öfters unerwartet mit den Damen brachte, er ſogleich erblaßte, ſich beſchämt in die Ecke drückte, und nur verſtohlen aufzublicken wagte. Jedoch in der täglichen und wachſenden Gewöhnung nahm er dergleichen bald leichter, und indem das Zutrauen ſich mehr und mehr anſchloß, wurde aus dem ſcheuen Beauftragten der Republik ein muntrer, ſehr naiver und faſt kindiſcher Geſellſchafter, den die um ſo viel älteren, aber gefühlvollen und aufmerkſamen Damen nun auch ihrerſeits als einen Freund und in vielen Dingen ſogar als ein wirkliches Kind behandelten, ohne doch ſein eigentliches Alter darum zu vergeſſen."

Nach mehreren Bemerkungen und Schilderungen, in welchen die wechſelſeitigen Beziehungen ſich deutlicher entwickeln, wird einer kleinen Fußwanderung gedacht, zu welcher die Damen, bei dem langſamen Fahren und den ſchlechten Wegen, ſich gern bereit fanden. Sie ſollten in Brive la Gaillarde übernachten, und waren etwa noch eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, als ſie ausſtiegen, um dieſe Strecke zu Fuß zurückzulegen. Doch wir geben die weitere Erzählung mit den eignen Worten:

„Es wurde ſchon dunkel. Der artige Führer bot der jüngern der beiden Matronen ſeinen Arm an, die ihn auch wegen des Schmutzes auf der Straße und

wegen der Löcher, in die ſie zu fallen fürchtete, gern annahm, denn Vorſicht iſt löblich, und beſonders am Abend. Das Wetter war mild, der Mond ergoß ſeine Silberſtrahlen auf das Feld und verſchönte alle Gegenſtände durch ſein ſanftes Licht. Der junge ſtützende Gefährte der guten Dame, welcher ſich vielleicht in dieſem Augenblick einer der herrlichen Entzückungen freute, die man ſo oft in der Jugend bei'm Anblick einer ſchönen Nacht und der ruhenden Natur empfindet, ſagte zu ihr: „Ich werde lange Zeit an Brive la Gaillarde denken, keine Stadt iſt mir je reizender vorgekommen, und dieſe wird fernerhin mein Vergleichungspunkt für alles Angenehme ſein; ich werde mir ſagen: Bei Brive la Gaillarde war es ſchöner.“ Der Dame entging nicht, daß er auf ſeine gegenwärtigen Bezüge anſpielen wollte, und ſie antwortete lächelnd: „Sie ſehen den Ort bei der Dämmerung, morgen zeigt die helle Sonne ihn vielleicht anders.“ Der junge Mann richtete ohne Zweifel dergleichen galante Reden auch an ſeine andern Reiſegefährtinnen, wenn der Zufall ihm Gelegenheit bot, ſie unter vier Augen zu ſprechen, oder ihnen den Arm zu geben. Aber davon iſt nichts zu meiner Kenntniß gelangt, denn Aufrichtigkeit und Einfalt ſind nicht gleicherweiſe in allen Seelen; übrigens war jedes als Frau gekleidete Weſen für unſern guten Jüngling ein Gegenſtand der Anziehung, und ich glaube eine behaubte Katze hätte ihm für einen Augenblick den Kopf verrücken können, falls ihm nicht andre Geſtalten zur Vergleichung vor Augen geweſen wären. Seine Naivetät in dieſem Betreff, und die Bemerkungen, zu denen das Zuſammenſein ſchon veranlaßt hatte, erregten öfters die Luſtigkeit der Wagen-

geſellſchaft, beſonders aber der kleinen Matrone, der nichts entging, und die es jedesmal wahrnahm, wenn die Empfindſamkeit des jungen Mannes eine neue Richtung nahm, welches gewöhnlich drei= bis viermal im Tage ſich ereignete. Sah ſie von fern eine Stadt, ſo fragte ſie ihn neckend, ob ihm dieſe nicht angenehmer ſchiene als Brive la Gaillarde, und dann lachten beide hell auf, woran genug zu erkennen war, daß ſie einander verſtanden, und daß die früheren Beobachtungen nicht getäuſcht hatten."

„Gleichwie die Sonne fortſchreitend vom Aufgange zum Niedergange den ganzen Tag die ihren brennenden Strahlen ausgeſetzte Erde erhitzt, eben ſo ſuchte unſer feuriger Jüngling vom Morgen bis zum Abend die halberfrornen Herzen der drei guten Damen zu erwärmen, mit denen er ſich den ganzen Tag eingeſchloſſen fand. Dieſe ſinnreiche Anſpielung war ſchon ausgeſprochen, als die Blicke unſres jungen Mannes in aufmerkſamer Betrachtung des Profils der kleinen Kammerfrau betroffen wurden, und die ältere Matrone ſagte dabei, in das Feld hinaus blickend: „Ah, die Sonne neigt ſich zum Niedergang!" Er faßte den Scherz gleich auf, und lachte wie toll. Eine zufällige Berührung ſeines Ellbogens mit dem der Kammerfrau ſchien elektriſch zu wirken und ihn ſo zu begeiſtern, daß er einige Verſe mit Zartheit herzuſagen begann, worin die Worte vorkamen: „Ja, dein Profil entflammet mich!" Die Kammerfrau, wohl ſehend, daß ſie gemeint ſei, zog ſchweigend ihre Tabacksdoſe hervor, und bot ihm ſogleich eine Priſe; denn ein Herz iſt ja nicht von Erz, wie ehrbar und zurückhaltend es auch ſei, und man weiß wohl, daß alles dienen muß,

wenn die Sprache, aber nicht das Gefühl *ſtumm iſt*. So war bald keine unſcheinbare Handlung, keine zufällige Bewegung mehr, die nicht etwas zu ſagen, zu bedeuten haben mußten. Für unſre Beobachterin war nichts komiſcher, als alle die kleinen Liſten der menſchlichen Empfindſamkeit, die niemand einzugeſtehen wagt, aber jeder wohl bei ſeinem Nebenmenſchen bemerkt oder doch zu bemerken glaubt. Unſre kleine Matrone jedoch machte ſich dergleichen zum Vorwurf, und wollte ſich in dieſer Art nichts erlauben; ſie hätte den Andern eben ſolche Zurückhaltung gewünſcht, als ſie ſelber ſeit vielen Jahren ſich auferlegt hatte; aber der Verſucher iſt ſo ſchlau, die Jugend ſo verführeriſch, und die gegenwärtige Gelegenheit ſo fortgeſetzt, daß ich nicht zu behaupten wage, ſie habe die Würde ihres Alters während dieſer grauſamen Reiſe nicht etwas aufgegeben, und nicht auch bisweilen die Tugendſtrenge, deren ſie damals ſich rühmte, bei Seite geſetzt."

„Der junge Mann, ſo muthwillig als zärtlich, ſuchte jede von uns beſonders zu bereden und glauben zu machen, ſie allein ſei es, und keine ihrer Gefährtinnen, die ihn beſchäftige. Jüngere, als unſre Matronen, hätten ſich vielleicht durch dieſes Spiel täuſchen laſſen, aber ich glaube nicht, daß man billiger Weiſe ſie deſſen beſchuldigen könne." —

Doch wir tragen Bedenken, unſre wörtlichen Auszüge fortzuſetzen, wobei wir dem guten Willen der Leſer bei allem Vertrauen doch vielleicht allzuviel zumuthen müßten. Solcher kleinen, von idylliſchem Reiz erfüllten, und keineswegs bedeutungsloſen Vorgänge, die an manche Schilderung in Rouſſeau's Bekenntniſſen erinnern, und

an Zeichnung und Wärme ihnen nicht nachſtehen, werden nach und nach mehrere dargeſtellt, und mit freier Munterkeit behandelt. Als ein Wunder wird der Wagen erwähnt, der in ſeinem jämmerlichen Zuſtande täglich die ſchlechteſten Wege durcharbeitete, und dabei trefflich hielt, ohne auch nur eines neuen Nagels zu bedürfen. Die heftigſten Stöße und Rucke, die öfters die Geſellſchaft gegeneinander warfen, dienten ihr zur Beluſtigung, und man meinte, ein guter Engel müſſe für den alten Kaſten beſondre Sorgfalt haben, daß er nicht bei ſolchen Anläſſen zuſammenbreche. Die Herzogin rief im Schrekken immer den Engel Michael zu Hülfe, und da der junge Mann dieſen als ſeinen Schutzpatron bekannte, ſo kam man überein, ihn ſelber als guten Engel zu bezeichnen, welcher Namen ihm dann, auch bei den ernſthafteſten und traurigſten Dingen, und bis in die ſpäteſten Jahre, verblieb. So natürlich und unſchuldig war der Urſprung dieſer Anrede, welche der Unverſtand in der Folge mißdeuten und als Unſchicklichkeit auslegen wollte, wie ſelbſt Grégoire zum Theil noch thun möchte! Es kann nicht genug wiederholt werden, daß dergleichen individuelle Lebensäußerungen nur in ihrer eignen Sphäre anzuſchauen und zu würdigen ſind.

Führen wir aber auch einen großen Theil des in dieſer Erzählung Auffallenden und Bedenklichen zu dem Gewöhnlichen zurück, das ſich aus dem gemeinſamen Elemente des Zeitalters, der Nation und des Standes hervorgegangen zeigt: immer bleibt noch genug übrig, um dieſe Produktion auf dem Gipfel der Seltſamkeit zu erhalten, und ſie als eine der reizvollſten, wunderlichſten, in ſpielender Anmuth ernſthaft gehaltreichſten zu bezeichnen.

Denn das Eigenthümlichſte derſelben iſt, daß aller Scherz und alle Laune, die ſich in der Sache wie in dem Vortrag finden, nur gleichſam die muntern Wellen ſind, nicht nur der Anlaß und das Mittel, ſondern ſogar der Stoff ſelber, woraus die höchſten Erörterungen und der reinſte Gewinn ſich erheben. Mit der Heiterkeit und Laune iſt die tiefſte Frömmigkeit vereint, die hier unter ſolcher Hülle lebendiger und kräftiger wirkt, als unter der eines finſtern Ernſtes möglich wäre, der ohnehin nur immer eine niedre Stufe andeutet.

Der junge Mann hatte gleich von Anfang neben der Munterkeit, die ſeinem Alter natürlich war, ſowohl die beſten Geſinnungen überhaupt und einen aufrichtigen Hang zur Tugend, als auch eine ſo innige Liebe zu ſeiner Mutter gezeigt, daß man ihm auch jedes andre Gute zutrauen durfte. Die Herzogin benutzte dieſe günſtige Gemüthsart, um von den Gegenſtänden mit ihm zu ſprechen, von denen ſie ſtets erfüllt war, und die allein ihr wahrhafte Beſchäftigung gaben. Die Wahrheiten der Religion ihm aufzuſchließen, ſie wenigſtens ihm zu nähern und ſeinen Geiſt für ſie zu bereiten, wurde ihr gleich Bedürfniß, und dieſer Aufgabe widmete ſie fernerhin mit ſeltener Beharrlichkeit den beſten Eifer. Die verſchiedenſten Anſichten ſtanden ſich hier entgegen, und wurden freimüthig ausgetauſcht. Der junge Mann bekannte ſich als franken Deiſten, dem das Chriſtenthum ein leidiges Pfaffenwerk war, und nur in ſeiner reinen, von den Bekennern aber unaufhörlich entſtellten und verläugneten Moral noch Werth hatte; in den Philoſophen des achtzehnten Jahrhunderts war er wohlbeleſen, und trug deren Meinungen mit Geläufigkeit vor. Dies

erweckte jedoch keinen Unfrieden, und wenn im Widerſpruche der Ernſt die Freundlichkeit doch zu verſcheuchen drohte, ſo führten Scherz und Neigung ſie immer leicht zurück.

Indem wir dieſes ganze Verhältniß uns lebhaft vorzuſtellen ſuchen, werden wir unwillkürlich auf die Bemerkung geleitet, daß fromme Innigkeit, je ſichrer und reiner ſie iſt, um ſo leichter in kindliche Tändelei und ſpielenden Muthwillen übergeht, beſonders wenn in zarten Gemüthern eine vornehme und feine Bildung fortwirkt; auf ſolche Weiſe ſehen wir Fénélon und Frau von Guion einen vieljährigen, faſt kinderhaften Briefwechſel führen, Zinzendorf in ſeinen Liedern bis in's Alberne verfallen, Saint-Martin frommen Witz ausſprechen; auch ſonſt mag Lieblichkeit und Wärme des Herzens oft keine andre Aeußerung finden, als in Luſtigkeit und Poſſen, wie dies an der edlen Gräfin Agnes Stolberg ſichtbar war, von der Goethe ſagt: „Durchaus ſpielt ſie die Stelle des Engels Grazioſo in ſolchem Grade lieblich, ſicher und wirkſam, daß mir die Frage blieb: ob es nicht einen Calderon, den Meiſter dieſes Fachs, in Verwunderung geſetzt hätte?“ Den Ausdruck „Engel Grazioſo“ ſprechen wir für unſere Herzogin beſtens an, und fänden für deren Verhältniß und Benehmen vielleicht noch ein glücklicheres Gleichniß, wenn wir die Einzelheiten des Umganges der Fräulein von Klettenberg mit dem jungen Goethe aufweiſen könnten.

In der That iſt es ſchon auffallend genug, was Goethe von ſeiner frommen Freundin erzählt, daß er ſie durch ſeine Zweifel und Widerſprüche niemals erzürnt habe, und ſie wegen ſeines Seelenheils in völliger Ruhe

geweſen ſei. Ganz in derſelben Weiſe verhält ſich unſre Herzogin gegen den jungen Deiſten und Freigeiſt, und was er auch ſagen mag, die für ſie frevelhafteſten Aeußerungen nimmt ſie gelaſſen auf, verſucht ſie als Irrthümer darzulegen, und Güte und Zuverſicht für den Irrenden bleiben unerſchüttert.

Freilich war ſie auch ſelbſt in dem Falle, ſolcher Nachſicht vielfach zu bedürfen, und ein ſtrengkirchlicher Katholik würde ihren Glauben in vieler Beziehung mangelhaft gefunden haben. Doch für den jungen Deiſten kam dergleichen nicht in Betracht, für ihn war ſie die von dem Erlöſungswerk innigſt überzeugte und heiß durchdrungene Chriſtin, und als ſolche ein Phänomen, wie ihm bisher nicht begegnet war.

Eine veränderte Anordnung des Reiſezuges, welcher ſich auf vernachläſſigten Straßen, bei Pferdemangel, durch Unſicherheit der Gegenden, und ſelbſt wegen abſichtlicher Zögerungen der Reiſenden nur langſam fortbewegte, trennte unerwartet unſre Damen von ihrem jungen Begleiter, und da er mit einem Theile der Wagen zurückbleiben mußte, ſo wußte man nicht, ob man ihn je wiederſehen würde. Die zwei Tage voll Trauer, Unruhe, Beſorgniß und Verlangen, welche in der Ungewißheit verſtrichen, ließen ſchneller, als es das fortdauernde Zuſammenſein gekonnt hätte, die Empfindungen reifen und aufbrechen, welche man gegenſeitig im Stillen für einander nährte. Als der junge Mann am dritten Tage wieder ſeinen frühern Platz einnahm, war auf beiden Seiten die größte Befriedigung ſichtbar. Hiezu kam, daß die Herzogin den jungen Mann ſchon als ihren geiſtlichen Pflegebefohlnen betrachtete. Sie hatte ihn bei

einer traurigen Erzählung in leidenſchaftliche Rührung ausbrechen ſehen, und ſogleich die heißeſten Gebete zum Himmel aufgeſandt, daß ſein Herz in dieſem Augenblicke durch heiligende Gnade berührt werden möchte, die ihn zu Gott führen könnte. Sie empfing überzeugende Beweiſe, daß ihr Gebet erhört worden, und fühlte ſich nun nur deſto inniger angezogen, für die Rettung dieſer Seele ferner thätig zu ſein. In Perpignan, wo der Zug der Verwieſenen einige Tage verweilen mußte, und ſchon die bevorſtehende Trennung auf unſre Reiſenden betrübend einwirkte, nahmen auch die religiöſen Unterhaltungen eine höhere Stimmung an. Die Herzogin hatte ſchon einige Tage früher unter dem Titel: „Ideen über den Menſchen" für ihren guten Engel einen beſondern Aufſatz niedergeſchrieben, den jener hier ſchriftlich beantwortete. Der Gegenſatz trat auf das ſchärfſte hervor, die Entfernung zwiſchen beiden Theilen ſchien unermeßlich, und das nahe Scheiden nahm ſchon jede Zeit und Gelegenheit der Erörterung.

Allein die zarte Neigung und das vertrauliche Wohlwollen, welche in beiden Herzen Wurzel geſchlagen, hielten nur feſter die Seelen verbunden, in welchen die Ueberzeugungen noch ſo weit auseinander lagen. Die letzten kleinen Vorgänge und Begegniſſe, durch welche die Gemüther jene Neigung ſchon offner bekannten, und in denen das Vorgefühl der nahen Trennung dem früheren Scherz nun auch etwas leidenſchaftlichen Ausdruck beimiſchte, laſſen wir die Herzogin wieder ſelbſt erzählen:

„Am Tage vor der Abreiſe, als unſre Reiſenden mit den Beamten der Regierung zu Tiſche ſaßen, ließ einer derſelben das Bild ſeiner Geliebten herumgehen,

die ſehr hübſch, aber etwas hoch in Farbe war; unſre kleine Matrone, nachdem man aufgeſtanden war, ſagte dem guten Engel dieſe Bemerkung, und als er darauf erwiederte, der Mahler habe die Perſon gewiß in einem Augenblick aufgefaßt, wo das Feuer der Liebe für ihren Freund ſie entflammte, ſo verſetzte ſie lachend: „Gewiß, das iſt es, aber mir, ich geſteh' es, ſind die Wangen lieber, die ſich entfärben.“ Bei dieſem Worte ſtützte er die Hand gegen die Mauer, an der er ſtand, und wurde blaß wie der Tod. Unſre arme Fromme fühlte aber zu ſpät, daß ſie eine Unvorſichtigkeit begangen. Erröthete ſie? erblaßte ſie? ich weiß es nicht. Aber wie ſich benehmen bei ſolch' unvorhergeſehenen Umſtänden? Thun als bemerke man nichts, und für ein andermal die Uebereilung der Zunge beſſer zügeln! Dies that ſie auch, und gelobte ſich es für die Zukunft; wiewohl zu ſchweigen, wenn man gewohnt iſt laut zu denken wie die Kinder, nicht ſo leicht iſt, als man glauben könnte.“

„Tages darauf waren alle ihre Reiſegefährten mit den Beamten der Regierung ausgegangen, und die kleine Matrone mit dem guten Engel allein geblieben, der ſie ſogleich fragte, was ſie vorzunehmen wünſchte. Obgleich das Wetter nicht beſonders ſchön war, meinte ſie doch, ein Spazirgang um die Stadt würde ihr angenehm ſein. „Wollen Sie, fragte er, ſie auf den Wällen umgehen?“— Recht gern! — Sie gingen. Aber ſie nahm nicht ſeinen Arm wie in der Nähe von Brive la Gaillarde. Die Kammerfrau mit einer andern Dame der Geſellſchaft befand ſich gerade auf einer Terraſſe, und als ſie jene beiden in der Ferne kommen ſah, klatſchte ſie ihnen mit den Händen zu; Leſer, wenn du ſcharfſinniger biſt als

ich, ſo wirſt du mir den Grund ſagen, ich hab' ihn nicht errathen können."

„Als unſre beiden Spazirgänger um die Stadt herum waren, ſchlug der junge Mann der Dame vor, ihren Gang noch etwas zu verlängern und den botaniſchen Garten zu beſuchen, welches angenommen wurde. Aber unſer gute Fromme war ſehr müde, und ſetzte ſich an einer ziemlich ländlichen Stelle, wo ſie die Berge und den Untergang der Sonne ſehen konnte. Der gute Engel ſetzte ſich neben ſie, und hier unterhielten ſie ſich bis zur ſinkenden Nacht, wie leid es ihnen ſei, nur auf ſo kurze Zeit einander gekannt zu haben, und nun ſich trennen zu müſſen, um ſich vielleicht nie wiederzuſehen. Sie kamen überein, daß man durch einen Monat, ſo zuſammen verlebt, täglich vom Morgen bis zum Abend, einander beſſer kennen lerne, als durch mehrere Jahre im gewöhnlichen Lebensgange, und wirklich darf ich glauben, daß zwiſchen beiden eine wechſelſeitige, ſehr zärtliche Beziehung, wie zwiſchen Sohn und Mutter, ſich hätte bilden und fortſetzen können, wäre die durch die Umſtände gebotene Trennung nicht ſo bald eingetreten."

„Während dieſer lieblichen Unterredung kam die Nacht heran, und die kleine Matrone erhob ſich raſch, indem ſie ſagte: „Aber es iſt ſchon beinahe dunkel, und wir müſſen zurückgehen." Als ſie im Gaſthof anlangten, trafen ſie die ganze Geſellſchaft verſammelt, die von dem langen Spazirgange mit dem guten Engel denken mochte was ſie wollte. Am andern Tage ging die Reiſe weiter, aber da man ſich nun der Gränze näherte, wo man ſich trennen mußte, ſo war alles traurig, und unſre armen Damen fühlten nur heftiger den Schmerz,

ihr Land und ihre Freundinnen zu verlaſſen, jemehr der verhängnißvolle Augenblick, der ſie völlig davon ſcheiden ſollte, näher kam. Alles nahm nun für ſie eine trübe und ſchwermüthige Färbung an."

Zuletzt erbat der junge Mann noch die Erlaubniß, bisweilen ein ſchriftliches Wort an die Herzogin den Briefen einzulegen, die er an eine andre Dame von der Geſellſchaft würde zu ſchreiben haben. Dies wurde mit Vergnügen angenommen, und auch die Erwiederung zugeſagt. Als unſre Matronen nun wirklich ihren Begleiter verloren hatten, fühlten ſie die größte Leere und Traurigkeit. Bald aber wurden ſie durch ihre chriſtliche Philoſophie aufgerichtet und getröſtet. Beſonders die Herzogin ergab ſich der Gelaſſenheit, indem ſie mehr und mehr der Welt abzuſterben ſtrebte, und dieſen myſtiſchen Tod als das größte Heil pries. Mit dem Ausdruck innigen Verlangens nach dieſem Heil und einem in gleichem Sinne dem Leſer gewidmeten Segenswunſche ſchließt ſie ihren anmuthig ſeltſamen und in ſeiner Art einzigen Reiſebericht. —

Nun folgen die Briefe, deren vom Jahre 1799 bis 1812 hundert und vierzehn mitgetheilt ſind.

Die Herzogin war in Barcelona glücklich angelangt, von den ſpaniſchen Behörden mit größten Ehren aufgenommen, und bewohnte ein artiges Haus von herrlicher Lage, faſt unter den Kanonen der Feſtung. Sie führte hier ein ſehr eingezogenes Leben, und beſchränkte ſich faſt nur auf den Umgang einiger Schickſalsgenoſſinnen. Beſonders wollte ſie keinen Franzoſen ſehen, da ſie von den Landsleuten aller Partheien bisher nur Verdruß und Verläumdung erfahren hatte. Das Gegentheil des Haſſes

und der Bitterkeit, in welchen die meiſten Emigrirten befangen waren, zeigte ſie eine Sanfmuth und Ergebung, die das Unglück ihrer Lage milderten, aber freilich auch wieder zum Vorwurf gegen ſie dienen mußten. „Wozu war ich reich und Prinzeſſin, ſagte ſie, als um deſto mehr verpflichtet und fähig zu ſein zum Wohlthun? Ich würde mich jetzt in meiner Armuth ſogar glücklicher fühlen, als in jener Zeit, wenn ich nur im Stande wäre, meine Schulden jeder Art, beſonders aber die der Dankbarkeit gegen meine Umgebung, abzutragen.“ Die ihr ausgeſetzten Jahrgelder ſtockten bald, und ſie war genöthigt, ſich öfters die dringendſten Bedürfniſſe zu verſagen, um nur einige Hülfsmittel für Nothleidende zu erübrigen, denen ſie perſönlich zu nahen pflegte, mit Gaben, mit Krankenpflege, mit Tröſtungen. „Ich bin gar nicht unglücklich, ſagte ſie, beſonders ſeitdem ich meinen Marſtall nun in Ordnung habe, und beim Spaziren meine ſchwachen Füße ſchonen kann.“ Was ſie, nach altem Sprachgebrauch, ihren Marſtall nannte, beſtand aber in einem einzigen Eſel, und ihr Spaziren nur in Armen- und Krankenbeſuch. In ähnlicher Weiſe klein und dürftig war ihre ganze Einrichtung.

Sie gedachte ihres Sohnes mit wärmſter Zärtlichkeit, hoffte ſtets ihn wiederzuſehen, machte ſich die lieblichſten Bilder von ihrer Vereinigung mit ihm, die ſie ſogar in Frankreich möglich glaubte, ſofern nur der Prinz ſeinen politiſchen Anſprüchen entſagen wollte, die ſie ihrerſeits völlig aufgegeben hatte. Wegen dieſer gewünſchten Rückkehr ſchrieb ſie am 10. Januar 1800 an den Erſten Konſul Bonaparte, dem ſie vorſtellte, ſie wünſche nur deßhalb im Vaterlande zu leben, weil ſie daſelbſt

mehr als anderswo würde Gutes thun können. Ihr Schritt blieb erfolglos, und gab denen, welche davon hörten, nur neuen Anlaß ſie mit Spott und Verläumdung zu verfolgen.

Das Andenken ihres jungen Freundes, des guten Engels, wie er fortwährend hieß, blieb ihr lebhaft gegenwärtig, und ſie ſchrieb ihm zuerſt, eifrig bedacht, ſeinen Geiſt auf das Heil zu lenken, das er zu empfangen berufen ſchien. Durch die Schuld der Umſtände vergingen aber faſt anderthalb Jahre, bevor ihm zu antworten möglich war; dann aber ſetzte ſich der Briefwechſel mit geringen Stockungen regelmäßig fort. Die Herzogin ſchreibt mit Wärme, mit mütterlicher Zärtlichkeit, der Scherz tritt mehr und mehr zurück, der hauptſächliche und faſt ausſchließliche Inhalt beſteht in religiöſen Erörterungen, Winken, Bitten und Hoffnungen. Bewundernswerth iſt die ſtandhafte Ausdauer, die unermüdliche Geduld und Güte, mit denen ſich die beglückende Ueberzeugung hier immerfort anbietet, ja aufdringen möchte, ſo wie der Verſtand und Scharfſinn, welche gegen Zweifel und Widerſpruch mit ſteigendem Vortheil kämpfen. Der junge Mann erkennt dankbar den liebevollen Eifer, die Güte und Auszeichnung, deren er gewürdigt wird; er antwortet mit zutrauensvoller und ehrerbietiger Neigung, aber auch mit einer Aufrichtigkeit in Betreff der Hauptſache, daß man lange Zeit für unmöglich hält, in dieſer Denkart den Keim des Glaubens aufgehen zu ſehn.

Die Herzogin, welche in dem Kopfe des jungen Freundes das Werk eines ganzen Jahrhunderts zu bekämpfen findet, den Witz, den Verſtand, die Vernunft-

ſchlüſſe der ausgezeichnetſten Geiſter, ſo wie den Trug und die Lüge im Innern der Kirche ſelbſt, welche ſie verwerfen und preisgeben muß, um die Wahrheit zu retten, fühlt ſich dieſer Arbeit doch nicht gewachſen, ſondern verweiſ't auf einen Freund, der die Sache beſſer führen würde, auf Saint-Martin. Jeder Schimmer aus dem Leben dieſes Mannes iſt erfreuend und werthvoll, und ſo mögen die Stellen, wo ſeiner gedacht wird, hier Platz finden. Schon im neunten Briefe ſchreibt die Herzogin: „Ich kann auf das Einzelne mit Ihnen nicht eingehen, noch will ich Ihre Meinungen zu bekämpfen ſuchen: ich fühle mich dazu nicht fähig, beſonders ſchriftlich, aber ich wünſchte, daß Sie die Bekanntſchaft eines Mannes machten, der ein Brunnquell natürlicher und geiſtlicher Wiſſenſchaft, und deſſen Aeußeres dabei das einfachſte von der Welt iſt; der die große Kunſt beſitzt, ſich der Faſſungskraft Aller, die mit ihm ſprechen, anzuſchmiegen, und der ſogar Kind mit Ihnen ſein wird, wenn Sie ihm bloß Kindereien vorbringen. Er vereinigt hiemit die ſanfteſte Gemüthsart, die liebevollſte Seele, aber er ſcheut die Welt und ihre Geſellſchaften, das macht ihn unumgänglich, und ſehr widerſpenſtig gegen die Zuvorkommenheiten, durch die man ihn anziehen will. Ich benachrichtige Sie hievon, damit Sie ſich nicht abſchrecken laſſen, wenn Sie meiner Aufforderung folgen. Durch ihn werden Sie Licht empfangen, er wird Sie Schritt für Schritt zum Glauben leiten, durch Ihre Vernunft ſelber als die einzige Fackel Ihres Weges; glauben Sie mir, und beweiſen Sie mir in dieſer Nachforſchung die unbedingte Ergebenheit, deren Sie mich am Schluſſe Ihres Briefes verſichern. Hier iſt ein

kleines Blatt, das Ihre Bekanntſchaft mit ihm er-leichtern wird, mit dem weiſeſten Manne auf der Welt, den die Unſinnigen für den thörichtſten halten. Stellen Sie Ihr Urtheil über ihn ein, bis Sie die Eigenſchaften ſeines Geiſtes und ſeines Herzens haben ergründen können, und dann werden Sie mir für ſeine Bekanntſchaft danken, ich bin es gewiß.“

Der junge Freund war indeß nicht allzu eifrig, und ließ durch untergeordnete geſellige Bedenken ſich abſchrecken, der empfohlenen Bekanntſchaft nachzugehen. Die Freundin aber, welche mehr und mehr erkennt, daß hier die gangbaren Formeln der Kirche nicht ausreichen, ſondern gegen die weltliche Philoſophie die chriſtliche Wiſſenſchaft nöthig ſei, läßt nicht ab, ſondern wiederholt ihre Mahnung dringender. So ſchreibt ſie nach einiger Zeit: „Die Furcht des gerechten Gottes muß der erſte Schritt zur Wahrheit ſein, der zweite iſt die Erkenntniß des zu unſrer Erlöſung menſchgewordenen Gottes. — Wer ſie nicht erfahren hat, kann dieſe Wahrheit beſtreiten, aber wer ſie empfunden hat, wie ich, vermag nicht mehr daran zu zweifeln. Ueber die Macht dieſes Gottmenſchen, und über ſeinen Urſprung, hierüber, mein Theurer, müſſen Sie ſich unterrichten laſſen wie ein gutes kleines Kind durch diejenigen, welche weit entfernt dies zu belächeln, Ihnen mit der Zeit, und mit Gelehrigkeit von Ihrer Seite, die Dinge in einem ganz andern Lichte werden zeigen können, als Sie bis jetzt dieſelben wahrgenommen haben. Ich glaube Herrn von Saint-Martin den Mann hiefür, aber man muß nicht ungeduldig gegen ihn ſein, nicht ſtreitſüchtig, ſondern ſich unterweiſen laſſen; ſonſt

zieht er ſich zurück, wie die Schnecke in ihre Schale, und man bringt nichts mehr aus ihm heraus."

Endlich kommt die Bekanntſchaft doch zu Stande, und der junge Freund berichtet darüber am 27. September 1800 wie folgt: „Ich habe Herrn von Saint-Martin vor vier Tagen geſehen; er hatte Ihnen, ſagte er mir, eben Vormittags geſchrieben. Ich hatte bis dahin gezögert, mich ihm vorzuſtellen, weil ich durch das einfache Blatt, das Sie mir für ihn zugefertigt hatten, mich nicht genugſam berechtigt hielt. Ich hätte einen verſiegelten und anders begründeten Brief gewünſcht, denn als ich ihm jenes Blatt überreichte, fragte er mich kalt: „Welche Dienſte kann ich Ihnen leiſten, von welcher Art ſind ſie?" Ich war betroffen, und um aus der Verlegenheit zu kommen, war ich genöthigt ihm zu erzählen, welchen Umſtänden ich die Ehre Ihrer Bekanntſchaft verdanke, und welcher Art unſer Briefwechſel iſt. Da öffnete die Uebereinſtimmung unſres Sinnes, und der wechſelſeitige Antrieb unſrer Herzen in Bezug auf Sie, zwiſchen uns das Vertrauen, und ich konnte mich frei ausſprechen; wir kamen bald überein, daß jeder Menſch mehr oder minder fähig ſei, die geheime Wiſſenſchaft zu ergründen, welche zum Heile führt: daß jeder auch mehr oder minder Werth darauf lege, im Allgemeinen aber die Erfüllung der geſelligen Pflichten ſchon genüge, um ſein Tagwerk in dieſer Welt zu vollbringen. Uebrigens, meinten wir, iſt es faſt unmöglich, daß in zwei ſo verſchiedenen Lebensaltern, in welchen der Geſchmack, die Anſicht und das Gefühl ſo entgegengeſetzter Art ſind, ſich die Gegenſtände unter demſelben Geſichtspunkt darbieten. — Ich kam alſo nach allem dieſen mit Herrn von Saint-

Martin überein, daß wir uns fürerſt, wenn wir uns wiederſähen, auf das einfache Vergnügen des gewöhnlichen Geſpräches beſchränken wollten, und daß, wenn ich durch einen entſchiedenen Hang oder durch ſolche Umſtände, die ſo häufig auf unſer ſittliches Weſen einwirken, zu einem gründlichen Studium dieſer Dinge mich beſtimmt fühlte, ich dann mich an ihn wenden würde. Mir thut es leid, nicht ſo oft als ich es gewünſcht hätte, ſeine lehrreiche Unterhaltung benutzen zu können, aber er ſagte mir, daß er einen Theil des Jahres auf dem Lande zubringe. Er iſt ein wahrhafter Weiſer, deſſen Umgang mir von höchſtem Intereſſe geweſen wäre; er ſprach mir vom Glück als ein Mann, der es kennt. Aeußerſt gemäßigt in allem, ſcheint er mir als ein Muſter aufzuſtellen.“

Allein der junge Freund war für dieſen Umgang noch nicht reif, und daher auch nicht begierig genug ihn fortzuſetzen. Eine Wohnungsveränderung Saint-Martin's, ein Aufenthalt auf dem Lande, ſtellen ſich als Hinderniſſe entgegen. Die Herzogin läßt ſeine Säumniß wenigſtens nicht unbemerkt; ſie ſchreibt ihm: „Was die bloße Erkenntniß der Vernunft und der erlernten Wiſſenſchaften unvollkommen bewirken, das bewirkt der Glauben in Verbindung mit der geiſtlichen Wiſſenſchaft ſehr vollſtändig, und dies iſt es, was Sie auf die Länge wohl hätten erlernen können, hätten Sie Herrn von Saint-Martin, an den ich Sie gewieſen, oft beſuchen wollen.“ Zur Entſchuldigung des Säumigen muß allerdings geſagt werden, daß er, durch ſeine Geſundheit und Sinnesart in ein ruhiges, mäßiges Amt gewieſen, bald auch nach Wunſch und Neigung verheirathet, und von

dieſen Verhältniſſen erfüllt und beſchäftigt, ſich innerhalb eines kleinen Lebenskreiſes hält, aus dem an Fremdes und Neues heranzutreten nicht leicht war.

Die Verhandlung religiöſer Gegenſtände konnte nicht fortſchreiten, ohne bald auch die politiſchen anzuſtreifen, beſonders in einer Zeit, wo die letzteren in jedes einzelne Leben wie in die Geſammtheit der Geſellſchaft unwiderſtehlich eingriffen. Den Kern ihrer politiſchen Ideen hat die Herzogin uns in einem Aufſatz überliefert, den ſie dem Freunde zu näherer Verſtändigung einſandte, und dem wir ſeine Stelle hier nicht verſagen. Schon ſeine Ueberſchrift iſt bezeichnungsvoll.

„Hier iſt meine Träumerei in Betreff des Regierungsweſens, aber ich verzweifle, ſie je verwirklicht zu ſehen.“

(Geſchrieben im Jahre 1800.)

1. „Die Menſchen tugendhaft und frei machen, aber den menſchlichen Geſetzen wie Gott unterwürfig.“

2. „Alles zum Leben Nöthige ſei ihnen gegeben, und durch die Geſetze geſichert für den Fall, daß phyſiſche Unfähigkeit ſie hindert, daſſelbe durch ſich ſelbſt oder durch ihre Kinder zu erwerben.“

3. „Kein Unterſchied beſtehe zwiſchen ihnen, als den die Tugend, der Geiſt, die Talente und die Kenntniſſe begründen müſſen.“

4. „Jedem Menſchen durch öffentliche Anſtalten die Mittel geben, den Grad oder die Art der Unterweiſung zu erlangen, welche ſeine natürlichen Fähigkeiten ihm zu erreichen geſtatten.“

5. „Es beſtehe Freiheit der Religion, aber die Re-

ligion Jeſu Chriſti ſei die herrſchende, ſie werde öffentlich gelehrt durch eifrige und reine Diener, die keine andre Regel als das Evangelium und kein andres Haupt als Jeſum Chriſtum haben, die mit Einem Worte Apoſtel ſeien, einzig geführt und geleitet durch den Glauben und die Liebe, wie in den erſten Zeiten des Chriſtenthums."

6. „Die Geſetze haben die Ueppigkeit zu beſchränken, die Frechheit, die für die Sitten gefährlichen Vergnügungen, die großen Reichthümer; es ſei eine Schande, zu reich zu ſein und ſich darin ſehr hoch über Andre zu ſtellen. Die Furcht vor Mißachtung müſſe darin jede Begier zügeln."

7. „Es iſt nöthig, daß es Diener und Herren gebe, und daß derjenige, welcher Lohn empfängt, fühle, er werde hiedurch dem, der ihn bezahlt, untergeben, und ſei ihm Ehrerbietung und Gehorſam ſchuldig, ohne daß der, welcher ſein Herr iſt, dies mit Strenge und Härte fordern dürfe."

8. „Es iſt weſentlich, daß das Alter bei den jungen Leuten in Ehren ſei: die Väter und Mütter müſſen von den Kindern geehrt werden; die Uebereinſtimmung der Herzen begründe die Heirathen, aber nie der Reichthum."

9. „Alle Stände ſeien gleicherweiſe ehrenhaft und geehrt, ſofern man ſich in ihnen nur redlich, gerecht und geſittet benimmt."

10. „Die Geſetze müſſen das Verbrechen ſtrafen, aber nicht durch den Tod, damit der Schuldige Buße thun und Reue üben könne; wenn er nur aus der Geſellſchaft entfernt iſt, und ſie nicht mehr zu ſtören

vermag, ſo iſt die Gerechtigkeit der Menſchen erfüllt, Gott allein darf über das Leben verfügen."

11. „Es iſt höchſt wichtig, daß die Richter unbeſtechlich ſeien, und daß Geld und Gunſt nichts über ihre Entſcheidung vermögen."

12. „Alle Staatsbürger ſeien geborne Krieger, aber nur um das Vaterland zu vertheidigen, nie um das Land Anderer anzugreifen; das Volk ſei als friedenſtiftend, mehr denn als kriegeriſch, bekannt."

13. „Um nicht erkünſtelte Bedürfniſſe der Ueppigkeit und Weichlichkeit einzuführen, iſt es weſentlich, daß die Gewerbe ſoviel als möglich nur die Erzeugniſſe des Landes verarbeiten, denn um ein tugendhaftes Volk zu bilden, muß man daſſelbe zu einem mäßigen, einfachen, arbeitſamen, keuſchen und gerechten machen."

14. „Aber um dieſes Ziel zu erreichen, müſſen diejenigen, welche regieren, die Erſten ſein, das Beiſpiel aller dieſer Tugenden zu geben, und keine andern Wachen um ſich haben, als die Liebe ihrer Mitbürger, und ihre unwandelbare Gerechtigkeit für alle ohne Ausnahme."

15. „Ich möchte, daß ihre Wahl durch das Volk geſchähe nach einer Liſte, auf der die Namen der tugendhafteſten und zum Regieren fähigſten Leute ſtünden, und daß dieſe Liſte durch die Diener des Kultus angefertigt würde, welche ich als Weſen vorausſetze von mehr göttlicher als menſchlicher Art."

16. „Was die Form dieſer Regierung betrifft, ſo hab' ich darüber gar keine Meinung, da ich viel zu unwiſſend bin, als daß ich einen Ausſpruch wagen dürfte, welche von dieſen Formen die beſte ſei. Aber mich dünkt, die Regierung, welche nur alle eben von mir aufgeſtellten

Vorſchriften in Kraft ſetzte, würde nothwendig eine gute ſein, welches auch ſonſt ihre Form ſein möchte; ein zur Tugend gebildetes Volk würde leicht im Innern zu regieren ſein, und ſich von außen die Ehrfurcht aller andern Völker zuziehen.“

Gewiß, dieſe Gedanken und Forderungen, wie ſehr auch derjenige Staatsmann, dem nur daran liegt, die gemeine Gegenwart auszubeuten, nicht aber eine beſſere Zukunft heranzuführen, darüber hinſehen und ſpotten mag, bezeugen ein warmes Herz und einen kraftvollen Sinn, der die ergriffenen Richtungen beharrlich feſthält, und ſich durch nichts irren läßt. Offenbar ſind hier noch Grundſätze und Anſprüche von 1789 in vollem Leben und zugleich ſchon Elemente ſichtbar, die ſpäter in Fichte, Saint-Simon, Ballanche und Andern ſich hervorgethan, und wenn wir bedenken, daß es eine Frau, eine Franzöſin, eine Prinzeſſin von Geblüt iſt, welche dergleichen in ſich zuſammenfaßt, ſo müſſen wir die Auszeichnung, die ſich hier kund giebt, nur um ſo größer anerkennen.

Der junge Freund, welchem der Aufſatz mitgetheilt wird, entgeht der Verſuchung nicht, die ſich bei ſolchen Gelegenheiten immer als die bequemſte und wohlfeilſte anbietet, und meint ſehr weiſe zu ſein, indem er die Ausführbarkeit verneint. Aber wie ſchön wird er zurechtgewieſen! Die Herzogin antwortet auf ſeine Einwürfe mit größter Ueberlegenheit:

„Ihre Prüfung meiner Regierungs-Träumerei ſucht mir zu beweiſen, was der Titel, den ich ihr gegeben, Ihnen ſchon genugſam als auch meine Anſicht zu erkennen giebt: denn hielte ich die Ausführung für möglich,

ſo würde ich nicht den Namen Träumerei dafür gewählt haben. Aber, weil die Menſchen zu blind, zu bösartig, zu ſelbſtſüchtig ſind, um freiwillig auf alles zu verzichten, was ſie ſo macht, iſt das ein Grund für mich, ihnen Recht zu geben und ſie nachzuahmen? Nein, ich werde meine Gedanken, meine Gefühle behalten, ſollte ich mit meiner Meinung auch ganz allein ſtehen, ich werde muthig die Entbehrungen und die Demüthigungen ertragen, die ſich für mich daraus ergeben können, und ich werde nie glauben, daß es, wie Sie es nennen, eine nutzloſe Beſchäftigung ſei, gerechte und tugendhafte Ideen auf das Papier zu ſtellen und in mein Herz zu graben; denn dergleichen Entwürfe, wenn ſie für das Allgemeine nicht angenommen werden, können doch im Beſondern gelten, und Weſen für den Himmel bilden, wo die Freuden nicht, wie in dieſer Welt hienieden, bloß für einen Augenblick ſind, noch die Wahrheit traurig und kalt, wie bei den weltlichen Seelen. Im Gegentheil, die Wahrheit allein iſt es, die uns entflammt, und die Hitze unſrer Einbildungskraft vernichtet, wie die Sonnenhelle alle künſtlichen Feuer verſchwinden läßt, die uns während der Nacht unſrer Irrthümer leuchten; die Wahrheit deſſen, was man wünſcht, und deſſen, was man hofft, hilft uns alles das ertragen, was hienieden vorgeht und geſehen wird. Was Ihre Anführung des Spruches Jeſu betrifft, wer tödtet ſei des Todes werth, ſo muß ich Ihnen ſagen, daß dies nicht die wahre Anwendung iſt, wie mir ſcheint, die er davon hat machen wollen. Die Rede iſt von dem Geſetze der Vergeltung, das in Kraft war im Geſetze Moſis, aber nicht im Geſetze Jeſu Chriſti. Ich bleibe daher in meiner Meinung

feſt, und glaube, daß, je ſchuldiger einer iſt, es um ſo unmenſchlicher iſt, ihn zu tödten, bevor er Zeit haben gekonnt Buße zu thun, weil dies ihn einem ewigen Tode überliefern heißt: ich möchte ſogar, daß die Sorge für die Gefangenen ſo weit ginge, ihnen Reue über ihr Verbrechen einzuflößen, anſtatt in ihnen Verzweiflung und ſchreckliche Wuth aufzuregen, denn das heißt ſie in den Fall ſetzen, ihrem Verbrechen neue Stufen hinzuzufügen. Doch was ich hier ſage, kann nur eine Regierung angehen, die auf unerſchütterlichen Grundlagen befeſtigt iſt, nicht aber eine Zeit der Revolution, wie die, in der wir leben, und wo alles nur durch Gewaltthat und Erſchütterung vorgeht, wo endlich die Verbrechen und die Schuldigen in ſo großer Anzahl ſind, daß man ſie weder abtheilen noch zählen kann."

In Wahrheit, es iſt zum Frohlocken und Beifallrufen, wie ſicher und leicht die zarte Frauenhand hier die gewichtigſte Waffe führt, und wie tapfer und entſcheidend ihre Schläge ſind. „Dergleichen Entwürfe, wenn ſie für das Allgemeine nicht angenommen werden, können doch im Beſondern gelten" und „die Wahrheit deſſen, was man wünſcht und hofft, hilft uns alles das ertragen, was hienieden vorgeht und geſehen wird", dergleichen Ausſprüche gehören zu der glücklichen Geiſtesbeute, in welcher ſich Einfalt und Witz vereinigt haben.

Die Herzogin ſagt in ihrer Antwort dann noch weiter: „Ich bin völlig Ihrer Meinung, daß Politik und Gerechtigkeit niemals ſynonym geweſen ſind, aber ich möchte nicht hinzufügen, daß ſie es nie ſein werden, denn ich will lieber glauben, daß die Menſchen endlich der Wahrheit ihr Herz erſchließen,

und fühlen und erkennen werden, daß es keine mächtigere Politik giebt, als ſich durch gerechte Handlungen innig mit der ewigen Gerechtigkeit zu verbinden, von der ihnen das Weſen und die Macht kommt. Zweifeln wir nicht, daß eine Regierung, deren Häupter ſich durch Willen und That mit Gott vereinigten, um in ſeinen Händen nur das leidende Werkzeug ſeiner Abſichten zu ſein, in wenig Jahren ein merkliches Uebergewicht über alle andern erlangen würde.“ Die nächſte Anwendung hievon, welche der Freund, einigen Aeußerungen in ſeinen Briefen zufolge, wohl geneigt ſein möchte, voreilig auf Bonaparte hinzuleiten, will die Herzogin doch nicht ſo ſchnell geſtatten. Sie ſagt: „Ich will gern glauben, daß Gott auf dieſen Menſchen ſeine Blicke gerichtet hat, aber ich zweifle wieder an jedem Erfolge, ſo lange mir das Gemählde vor Augen ſteht, welches Sie mir von Frankreich entwerfen; denn da, „wo man ſeinen Vater verkaufen möchte, um reich zu werden“; da, „wo die Gewinnſucht überall eingreift, der Geldwucher auf ſeinem Gipfel iſt, ſo wie die Ausgelaſſenheit der Sitten“, da kann ich nicht dieſe göttliche und reine Macht als Bewegerin all dieſer Dinge erkennen, die ihr im höchſten Grad entgegen ſind. Ich werde alſo mehr und mehr an meiner Träumerei feſthalten, wie unausführbar ſie auch erſcheine, und welches auch die Folgen der Revolution geweſen ſein mögen. Ich werde niemals den Zweck tadeln, den man ſich vorgeſetzt hatte, wohl aber die Mittel, welche man angewendet. Einen tugendhaften und dafür erkannten Zweck nur einzig deßhalb aufgeben, weil ſeine Erreichung ſchwierig iſt, kann nur aus einer feigen, kleinlichen oder ſelbſtſüchtigen Seele hervorgehen,

die mir weder Vertrauen noch Achtung einflößen würde; im Gegentheil, unabläſſig auf ihn hinarbeiten, alle mächtigen Mittel einer thätigen Tugend und eines von den Häuptern einer großen Nation unterſtützten Beiſpiels dafür aufbieten, eine mehr barmherzige als ſtrenge Gerechtigkeit für alle üben, und mit Einem Worte Kraft und Erleuchtung in Gott, nicht aber in dem menſchlichen Stolze ſuchen, dies würde mich das Werk eines Weſens dünken, deſſen Tugenden ich nicht aufhören würde zu bewundern und zu lieben, welches auch ſonſt die Ergebniſſe ſein möchten, die jedoch, ich darf es glauben, nur vortrefflich ſein könnten, denn es iſt der gute Saft, der den guten Baum hervorbringt."

Auch für ihre perſönlichen Wünſche, die mit aller Lebhaftigkeit, welche der gottergebne Sinn für Irdiſches noch haben kann, die Rückkehr in das Vaterland erſehnen, hofft die Herzogin nur zweifelnd, und nicht lange auf Bonaparte's Gerechtigkeit; die Emigrirten, welche freiwillig und feindlich das Land verlaſſen hatten, rief er zurück, die Deportirten, gewaltſam aus der Heimath entführt, ſchloß er ferner aus. Sein ganzes Weſen flößte ihr kein Vertrauen ein; jedoch den furchtbaren Schlag, der ſie bald von ihm treffen ſollte, konnte ſie nicht ahnden.

Schon frühe war die Herzogin, wie bereits erwähnt, von ihrem Gemahl getrennt worden, und die Ferne, in welche ſchon die Anſtalten und der Gang der prinzlichen Erziehung den Sohn ihr rückten, konnte durch jenen Umſtand nicht vermindert ſein. Die Revolution brachte ſie noch mehr auseinander, die Meinungen, Entſchlüſſe und Schickſale gingen weit auseinander. Der Prinz

war blühend und kräftig herangewachſen, und unter dem Namen Herzog von Enghien ſchon als würdiger Sproſſe des Hauſes Condé rühmlich bekannt. Den Vater und Großvater in die Emigration begleitend, ſtand er feindlich gegen ſein Vaterland, und führte in Deutſchland die Waffen gegen ſeine Landsleute, während die Mutter in Frankreich hatte bleiben wollen, und nur gezwungen jetzt nach Spanien verſchlagen war. Ihre Zärtlichkeit war ſich ſtets gleich geblieben, wenn auch jetzt, noch mehr als ſchon immer, in ihren Aeußerungen verhindert. Bald ſollte dieſes Gefühl in gränzenloſen Jammer ſinken. Das Emporſteigen Bonaparte's an die Spitze der franzöſiſchen Republik ſetzte perſönliche Intereſſen an die Stelle der allgemeinen. Den Bourbon, welchen die Republik nur, ſofern er ihren Boden betrat, als Feind tödten wollte, ſuchte der eiferſüchtige Gewalthaber auch jenſeits der Gränzen auf, um ihn herüberzuſchleppen und umzubringen. Wir wollen die einzelnen Umſtände des traurigen Ereigniſſes nicht wiederholen, das am 21. März 1804 der fernen Mutter den einzigen Sohn raubte. In ganz Europa wurde der Schlag empfunden, doch gewiß nirgendwo ſchmerzlicher als in Barcelona, wo dem Mutterherzen der letzte Troſt erloſch, der ihm auf Erden noch geleuchtet hatte. —

In unſerm Briefwechſel, der in dieſen Zeiten ſchwerlich unentdeckt und dann nicht ohne Argwohn und Gefahr geführt werden konnte, beſonders da eine furchtbare Spannung nach der Unthat noch länger fortwaltete, durfte dieſe Kataſtrophe von keiner Seite näher beſprochen werden, doch finden wir einigemal deren erwähnt, von dem Freunde mit der Zartheit und Vorſicht, welche

ihm geziemen, von der Herzogin mit dem Ausdrucke des Schmerzes, den auch die Tyrannei nicht verargen kann. Sie ſchreibt in der nächſten Zeit an ihren Freund: „O leiden Sie es, mein Kind, daß ich Ihnen dieſen Namen gebe, der meinem Herzen ſo ſchrecklich und ſo theuer iſt! Ich habe ein durch das Blut mir angehöriges verloren, laſſen Sie mich ein andres in Ihnen wiederfinden, dem Geiſte nach. Ach! in Schmerzen gebar ich ihn, den Sohn: zu meinem Schmerze fern von mir ward er erzogen: er ging in Richtungen ein, die mir viele Schmerzen verurſacht haben, und in Folge dieſer Richtungen verlier' ich ihn unter den tödtlichſten aller Schmerzen! Sie, mein lieber Engel, waren ſeit den erſten Augenblicken unſrer Bekanntſchaft eine Linderung meinem Schmerz; Ihre ſchöne Seele ſprach zu der meinen. Ihre Briefe haben oft meine Schmerzen unterbrochen; was Sie mir zuletzt geſchrieben, iſt eine Art von Balſam auf die blutende Wunde meines Herzens; ich hoffe, daß das Ihre einſt alle Schmerzen aus ihm ſcheuchen wird, denn welche Freude würde ich empfinden, wenn mir gelungen wäre, dem Herrn einen Geiſt zu gebären, der ſein ewiges Heil mir verdankte, als dem treuen Werkzeuge der Einwirkung Gottes auf ſeine Seele! Welche Befriedigung für mich, wenn Ihre Seele ſo gewonnen wäre!“ Der Freund hatte ſchon ſeit einiger Zeit angefangen, von ſeinen bisherigen Meinungen abzugehen und den Ueberzeugungen der Freundin ſich zu nähern. Seine religiöſen Anſichten und Gefühle gewannen täglich mehr Beſtand, und verhießen, je größer und härter der Kampf war, einen deſto reicheren Sieg. So gönnte der Himmel dem frommen Herzen in ſeiner

tiefſten Nacht gleich wieder einen Strahl von jenſeits, den einzigen, der hier auch die irdiſche Bahn noch erhellen mochte!

Die Herzogin hatte einen andern Verluſt erlitten, den ihr Herz gleichfalls tief betrauerte. Saint-Martin war geſtorben, von dem ſie zwar ſchon längſt getrennt geweſen, den ſie aber ſtets gehofft hatte in Frankreich einſt noch wiederzuſehen, wie ſie denn dem Wunſche, dahin zurückzukehren, nie ganz entſagen konnte. Von dieſem ältern, dem ſchon hier durch höheres Wiſſen beglückten Freunde ſchrieb ſie dem jüngern, ſtrebenden: „Sie ſollen wiſſen, daß in der Zahl derer, die mein Herz ſehnend entbehrt, der gute Saint-Martin iſt, an deſſen Sorgfalt ich Sie hatte weiſen wollen. Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie ſehr ich ſeit ſeinem Tod es empfinde, daß ſein Geiſt ſich mit dem meinen vereinigt und meine Faſſungskraft ſteigert, daß ich ſeine Schriften verſtehen lerne.“ Die letzte dieſer, noch bei ſeinem Leben herausgekommenen Schriften war damals: „Le ministère de l’homme-esprit“, welches Buch, oder vielmehr vorläufig nur deſſen Einleitung, denn auch mit beſtem Eifer dem jungen Freunde empfohlen wird, der ſich aber für deſſen Verſtändniß einſtweilen noch unreif bekennen muß.

Aber die Herzogin läßt nicht nach, zuverſichtlich und unermüdlich ſucht ſie immer neue Wege, den Glaubenswahrheiten, von welchen ſie durchdrungen iſt, Eingang in die Seele des Freundes zu verſchaffen, von allen Seiten greift ſie das Werk an, jede Hülfe dazu ruft ſie herbei. Sie ſendet und empfiehlt Bücher; da dem Freunde die Schriften Saint-Martin’s noch zu

ſchwer ſind, ſo wünſcht ſie, daß er Fénélon, Pascal, Boſſuet leſe, ſogar die Proteſtanten Necker und Abadie. Auch an die Evangelien ſelbſt weiſet ſie ihn. Unaufhörlich befeuert ſie den oft nachlaſſenden Fleiß zur religiöſen Betrachtung. Sie ſpricht die herzlichſten Bitten aus, die rührendſten Mahnungen, den liebevollſten Antheil. Wenn alles vergeblich ſcheint, rechnet ſie auf Unglück, auf Krankheit und Lebensüberdruß, auf Alter und Todesnähe. Am meiſten doch ſtrebt ſie durch Gedankenentwicklung, und Geiſteseinſicht und Erkenntnißgründe zu wirken. Sie ſcheut keinen Gegenſtand, keine Erörterung, nimmt jeden Einwurf, jeden Irrthum auf, um bis in's Einzelne ſeine Ungültigkeit darzuthun. Im Ganzen folgt ſie hierbei dem Lichte, welches den Weg Saint-Martin's bezeichnet, allein ſie bewegt ſich mit Freiheit und Selbſtſtändigkeit. Auf Gott, auf die Liebe, auf den Erlöſer weiſet ſie beſtändig hin, und auf das eigne Herz, die eigne Seele, als das lebendige Buch, worin alles zu leſen ſei für den, der ſehen wolle.

Weitläufige Bemühung hat ſie mit dem Sündenfall, welchen der Freund nicht anzunehmen vermag, und deſſen Gewißheit ihr unwiderſprechlich feſtſteht. Mit eigenthümlichem Scharfſinn behandelt ſie dieſe Lehre, und Grégoire bekennt, ſie habe deren Wahrheit ſehr gut dargethan. Das Werk der Erlöſung ſteht ihr hiemit in engſter Verbindung, und an Chriſtus zu glauben iſt ihr der Grund alles Heils. Der Glauben der katholiſchen Kirche iſt der ihre, allein dieſe Kirche ſelbſt iſt ihr eine unſichtbare, wahrhaft allgemeine, von welcher die ſichtbare Kirche, mit ihren Prieſtern und Anſtalten, nur ein Abglanz und allzu oft nur ein Verderbniß iſt. Sie

glaubt die Wahrheiten der Religion in alle chriſtlichen Bekenntniſſe ausgeſtreut. Ferner ſchreibt ſie: „Ich glaube mit Ihnen, daß die Weiſen des Heidenthums, welche den Erlöſer weder kennen noch verwerfen konnten, Theil haben werden an ſeinem Reiche ebenſo wie die wahren Juden und die wahren Chriſten, aber alle durch ſein Verdienſt, und daß ſie nicht eingehen werden als nur durch ihn, da ſie nicht leben können als nur in ihm; dies beſtätigt ſich mir alle Tage mehr, je tiefer ich in den Schacht eindringe der unverſiegbaren Wiſſenſchaft, die meinem Denken aufgeſchloſſen iſt, und meinem Herzen ſo entzückenden Genuß gewährt.“

Mit welcher Eigenheit und Kraft ſie die Gegenſtände zu verarbeiten und zu wenden weiß, jeden Bezug immer ſchnell und rein an das Höchſte knüpft, davon ſei hier als Beiſpiel das geiſtreiche Wort angeführt, durch welches ſie das Weſen der Dankbarkeit darlegt: „Ich bewundere — ſagt ſie — den Menſchen nur, ſofern er ſich ein Nichts glaubt und alles Gott beimißt. Glauben Sie mir, nur ein ſolcher iſt fähig, das aufrichtige Gefühl der Dankbarkeit zu kennen, denn wer dankbar gegen ſeinen Schöpfer iſt, verfehlt nicht es auch gegen die Werkzeuge zu ſein, deren dieſer ſich bedient um ihm Gutes zu erweiſen, dagegen wird derjenige, welcher vergißt, daß er alles Gott ſchuldig und nur der Verwalter ſeiner Gaben iſt, ebenſo vergeſſen, was er ſeines Gleichen ſchuldig geworden, und oft die Andern nur verpflichten, in ſoweit er einen Vortheil dabei für ſich erwartet. Man macht alſo nicht Undankbare, aber man findet deren oft, weil man es ſelber gegen die Gottheit geweſen, indem man ihr jedes vorgezogen; hier

liegt die wahre Urſache der Undankbarkeit des menſchlichen Herzens, zerſtören Sie dieſe, lehren Sie Ihr Herz ſein eignes Nichts und ſeine völlige Abhängigkeit von Gott erkennen, ſo werden Sie es demüthig und unterworfen machen, denn es wird alsdann fühlen, daß es der ihm verliehenen Freiheit nur theilhaft geworden, um die Geſetze ſeines Herrn zu befolgen, und die Gaben deſſelben nach deſſen Abſicht verwende, ohne ſich ſelber ſie zuzueignen. Verliert er dieſe ewige Wahrheit niemals aus den Augen, ſo wird er keine Dankbarkeit fordern, und indem er ſie nicht fordert, wird er ſie den Guten einflößen, die der Böſen nicht vermiſſen, und ſich begnügt finden, ſeine Pflicht erfüllt zu haben, indem er ſo viel Gutes geübt als ihm möglich war, und ohne Eigenheit noch Vortheil für ſich."

Eigne Gedanken hegt ſie auch über das Abendmahl. Wie das Wort: „Seid fruchtbar und mehret euch!" durch alle Zeite fortwirke, ohne daß ſeine Wiederholung nöthig werde, eben ſo wirke, meint ſie, der Spruch bei Einſetzung des Abendmahls fort und fort, und die ſegnende Kraft ſei nicht abhängig von dem Wiederholungsakte der Prieſter, ſondern wer ſein tägliches Brot im gläubigen Andenken jenes Segens genieße, der ſei auch deſſelben unmittelbar theilhaft. Wenn daher die Prieſter der römiſchen Kirche, um dieſer und anderer ihnen feindlicher Sätze willen, ihr die Theilnahme an dem Abendmahl der Kirche verſagen, wie ſolches in Frankreich öfters und dann auch in Spanien der Fall geweſen, ſo iſt ſie darüber nicht beunruhigt, und hofft, der Erlöſer werde ſie deßhalb nicht verwerfen, daß ſie nur auf ihn

allein ſich verlaſſen habe, und darum von den Prieſtern ſei verworfen worden.

Der Freund, welchem all dieſe Beeiferung und Arbeit ſie zuwendet, iſt nicht leicht zu behandeln; er iſt verſtändig, ehrlich, hartnäckig, vertheidigt jeden Schritt des Bodens, auf dem er ſteht, und wenn er nachzugeben ſcheint, iſt es öfters nur, um deſto heftiger wieder vorzudringen. Sein ſanftes Naturell, ſein gründlich guter Wille, ſeine Ehrerbietung und wahre Seelenliebe für die treue Gottesfreundin, laſſen ihn oft wünſchen, ihr auf ihren Wegen folgen zu können; er iſt gerührt, bisweilen erſchüttert, mehrmals überzeugt er ſich von Wahrheiten, die er früher beſtritt; herbe Verluſte durch den Tod, frühe Kränklichkeit, unerfüllte Wünſche, alles drängt ihn zum Troſte der Religion, ja der Augenblick ſcheint öfters ganz nahe, in welchem er ſich als Chriſt bekennen wird. Doch Zweifel und Widerſpruch entfernen dieſen Augenblick immer wieder; und die freudigen Hoffnungen der Herzogin wenden ſich in düſtre Trauer. Einmal iſt der plötzliche Abſprung ſo groß, daß die Ausſicht eines Erfolgs faſt verſchwindet; nicht mehr der gute Engel kann der Freund heißen, ſondern ein böſer wird er genannt, weil er kaum eine beſſre Sprache führe, als jene gefallenen, für die doch auch in der unendlichen Barmherzigkeit noch nicht alle Hülfe erloſchen ſei! —

Zwiſchen alles dieſes treten widrige Unterbrechungen, durch Krankheit, durch Weltumſtände. Die im J. 1808 in Spanien ausbrechende Kriegsverwirrung ſtört oft längere Zeit allen Verkehr. Es vergehen halbe Jahre und ganze, in denen unſer Briefwechſel ſtockte. Dagegen

ergreift die Herzogin den Gedanken, die bisherigen Briefe zu vereinigen, zu ordnen, für Freunde und Gleichgeſinnte zur vertraulichen Mittheilung, aus der mancherlei Förderung hervorgehen könne. Der Freund, aus Beſcheidenheit anfangs bedenklich, ſtimmt dem Vorhaben bei, und ſendet die empfangenen Briefe, deren Urſchriften er jedoch in keinen Falle verlieren will. Nur ſpät indeß kommt die Sammlung und Auswahl zu Stande; die Herzogin nimmt nur das Weſentliche auf, rechnet aber dahin auch das Perſönliche, welches ſich mit jenem verflochten hat. Sie fügt ihre kleinen Aufſätze hinzu, wie ſie deren zu verſchiedenen Zeiten, zur eignen und fremden Belehrung, manche entworfen hat, und läßt das Ganze, anſtatt beſchwerlich und unſicher durch Abſchriften, durch den Druck vervielfältigen, doch nur als Handſchrift, bloß für den eignen und der Freunde Gebrauch. Wir danken es ihr, daß ſie zum Behuf der engeren Mittheilung den Weg gewählt hat, aus welchem der Uebergang in größere Verbreitung minder ſchwer iſt, und die Möglichkeit dieſer darf niemals ausgeſchloſſen ſein, denn was die Welt als gut und brauchbar begehren mag, darauf hat ſie auch ein Recht.

Die ſpäteren Briefe deuten ſchon entſchiedner die Sinnesänderung an, welche dem ſtandhaften Eifer und der tiefen Frömmigkeit doch endlich in dem Herzen des Freundes zu erwecken gelang. Der letzte Brief iſt von der Herzogin im Anfange des Jahres 1812 geſchrieben; eine Anmerkung ſagt uns aber, daß der Briefwechſel damit noch keineswegs aufgehört habe, und daß die Fortſetzung nachgeliefert werden ſolle, ſobald der Stoff ſich auf's neue angehäuft.

Nach den Briefen, deren Schluß in den zweiten Band hineinreicht, folgen ſodann, den meiſten Raum deſſelben einehmend, vermiſchte Aufſätze mannigfachen Inhalts und wechſelnder Form, in welchen dieſelbe Geiſteswendung, wie in den Briefen, nur in manchem Betreff noch freier und ſchärfer als in dieſen, ſich ausſpricht. Wir finden zuerſt: „Fragments sur la morale chrétienne“, deren Reihe eine allegoriſche Fabel über die Revolution eröffnet, dann Aufſätze über Irrthum und Wahrheit, über die Lüge, eine Schilderung der Liebe, Gedanken über den Schlaf, über die Muſik, ein Bildniß der Sanftmuth, die Vergleichung des Gottesläugners und des Gläubigen, Fragen und Antworten über den Geiſt der Welt, ein politiſcher Katechismus über die Sittlichkeit der Völker und die Regierung der Mächtigen, und vieles verwandter Art, auch die ſchon von uns mitgetheilten religiöſen Gedanken über die franzöſiſche Revolution. Der wichtigſte Aufſatz dünkt uns eine Antwort an einen Theologen, der die Lehre der Verfaſſerin zu widerlegen ſuchte; hier findet ſich ein beinahe vollſtändiges Glaubensbekenntniß, das mit Kühnheit auf die tiefſten Forſchungen eingeht, mit bewundernswürdigen Geiſtesmitteln eine ſeltne Stärke der Ueberzeugung ausdrückt, mit der Frage ſchließt: „Bei dem dargelegten Widerſpruche, in welchem ſich die heutigen Prieſter mit den Worten des Apoſtels Paulus befinden, darf ich jene für die wahren Nachfolger der Apoſtel halten und muß man nicht vielmehr gegen ihre Unterweiſungen im Allgemeinen und im Beſondern ſehr auf ſeiner Hut ſein, wenn man ernſtlich nach Wahrheit ringt?“

Sodann folgen „Petits contes moraux“, größere und kleinere Erzählungen, mit Anmuth vorgetragen, ſämmtlich religiöſen Gehalts, oft an unſern Jung-Stilling erinnernd. Den Schluß macht eine Gemählde dreier Schweſtern, oder viemehr das dreifache Bild der Verfaſſerin ſelbſt, wie ſie von Vorliebe, von Abneigung, und von unpartheilicher Wahrheit geſehen wird. Den reinſten Spiegel ihrer ſelbſt aber giebt, unſres Bedünkens, der unmittelbar vorhergehende Aufſatz, eine „Vergleichung des Glückes, das die Liebe zu fünfundzwanzig Jahren in der Natur genießen kann, mit dem, deſſen daſſelbe Herz noch zu fünfundzwanzig Jahren in der Gnade theilhaft werden mag.“ Wir bedauern, von dieſen Aufſätzen, deren manche des Namens Saint-Martin nicht unwürdig wären, wie ſie denn alle in ſeinem Geiſte ſind, hier größere Proben nicht füglich einſchalten zu können. Eine Auswahl derſelben dürfte vielleicht ſpäterhin ihre Stelle finden.

Wir haben uns zu den Perſonen zurückzuwenden, mit welchen das vorliegende Buch uns in ſo vertraute Bekanntſchaft geſetzt und ſchon zu nahe befreundet hat, um nicht ihre weitern Geiſtes- und Lebenswege antheilvollen Blickes zu begleiten!

Die Herzogin, von Krieg und Aufſtand umgeben, blickte bald ſehnſüchtig nach Frankreich, wohin ſie ſtets wünſchte zurückzukehren, wenn auch nur um in den Armen ihrer Freundinnen zu ſterben, bald angſtvoll auf größere Ferne, wohin neue Nöthigung und Flucht ſie zu werfen drohten. Einſam, krank, abgeſchnitten von allem, was ihr Leben erhellen konnte, fand ſie nur Troſt in völliger Gottergebung. So trafen die neuen Ent-

wicklungen ſie, zu denen die Weltereigniſſe ſich ent=ſchieden.

Der Sturz Napoleon's, die Wiederherſtellung der Bourbons in Frankreich, machten ſich der ganzen mit=lebenden Welt fühlbar, um ſo mehr den Perſonen, deren Schickſal unmittelbar mit dieſen Wandlungen zuſammen=hing. Die Herzogin kehrte nach Frankreich zurück. An=ſehn, Glanz und Fülle boten ſich ihr dar, konnten aber ihre Seele wenig reizen.

Bei dem unerwarteten Sturme, der durch die Rück=kehr Napoleon's von Elba über Frankreich hinbrauſte, wollte die Herzogin abermals lieber im Vaterlande aus=dauern, als ein unſichres Loos in der Ferne ſuchen. Sie ſandte ihren natürlichen Bruder, den Abbé Saint=Phar, zu der Königin Hortenſia, um durch deren Vermittlung die Erlaubniß zum Bleiben zu erlangen. Der Herzog von Baſſano nahm ſich der Sache an, und erwirkte endlich, daß der Kaiſer ihr ſowohl jene Erlaubniß, als auch ein anſehnliches Jahrgeld bewilligte, ebenſo wie der Herzogin von Orleans, welche durch einen Beinbruch in Paris zurückgehalten war, und die gleiche Vermitt=lung angeſprochen hatte.

Die zweite Abdankung Napoleon's löſte jedoch dieſe ängſtlichen Verhältniſſe bald wieder auf, und die Her=zogin ſah ſich in alle Vortheile ihrer Stellung und ihres Ranges in der Familie Bourbon wieder eingeſetzt. Allein ihre unerſchütterte Denkart, ihre Geiſtesfreiheit und Wahrheitsliebe konnten in den neuen Zuſtänden faſt noch weniger ihre Stelle finden, als vormals in den alten. Im tiefſten Widerſpruche mit der ſie umgebenden Welt, zu Streit und Kampf nicht berufen noch fähig, dabei

Frieden und Wohlwollen im Herzen auch für Andersgeſinnte, erkannte ſie, daß hier nur Meiden und Entſagen fromme. Der innerſte Hang ſtimmte damit überein. Im Lichte höherer Erkenntniß, in gottſeliger Andacht und Uebung ihre noch übrigen Tage hinzubringen, erſchien ihr als das reinſte Glück. Sie zog ſich daher völlig aus den Weltberührungen zurück, lebte mit wenigen geiſtesverwandten Vertrauten, beſchäftigte ſich nur mit Werken der Andacht und Liebe. Unbemerkt und vergeſſen zu ſein, war ihr eifrigſter Wunſch. Grade in dieſem Betreff aber mußte ſie eine Prüfung beſtehen, welche grade zu dieſer Zeit eine der ungelegenſten ſein konnte.

Die ſpaniſche Inquiſition, mit der Wiederkehr Ferdinands des Siebenten auch ihrerſeits aufzuleben verſuchend, doch nur ein Schatten ihrer früheren Macht, welche, wie ſonſt gegen Leib und Leben, nur noch gegen Bücher wüthen konnte, ſuchte manches Verſäumte nachzuholen, und warf ihren Grimm nachträglich auch auf das Buch der Herzogin, das als ein franzöſiſches, in Spanien ohne geiſtliche Erlaubniß gedrucktes, ſchon deßhalb feindlich dünken mußte. Die ſchnöden Diener unwürdigen Geiſteszwanges fanden allerdings Gründe genug, ein Buch zu verurtheilen, das neben dem Glauben auch Geiſtesfreiheit wollte, und mit manchen Satzungen der katholiſchen Kirche nicht übereinſtimmte. Das Buch wegen Irrlehren zu verdammen, mochten ſie befugt ſein; allein ſie wollten ihr Opfer noch von einer andern Seite her treffen, und waren des Vorwandes dazu ſchon habhaft. Auf den Grund einer einzigen Stelle des Reiſeberichts, wo die Herzogin vielleicht zu aufrichtig, aber völlig arglos, eine Bemerkung einfließen läßt, die man

freilich von Frauen nicht zu vernehmen pflegt, die aber geſchrieben zu haben, nicht grade ſchlimmer iſt, als ſo darüber zu lärmen, — auf dieſen Grund hin erklärte die Inquiſition, durch einen Spruch im Jahre 1819, das Buch nicht nur für ketzeriſch, ſondern auch für unſittlich und ſchlüpfrig! Eitle Selbſtſucht und heuchleriſche Gleißnerei haben zu allen Zeiten grade dieſe Anklage als wohlfeile und bequeme Ergänzung jeder beliebigen Gehäſſigkeit gebraucht. Die Herzogin konnte durch dieſe Verurtheilung nicht gekränkt, ja kaum berührt werden, da Spruch und Gegenſtand für die Welt wie nicht vorhanden waren, ſie ſelbſt aber in ihrem freien Geiſte den rohen und blinden Eifer, der ſchon ſeiner eignen Ohnmacht erlag, nur bemitleidete. Sie hatte ſchon zwölf Jahre vorher, gegen ſolche Beurtheilung, die ihr damals aber nur im Stillen begegnete, in einer Briefſtelle geſagt, ſie glaube nicht, daß man die Prieſter zu fragen habe, um den Weg der geiſtlichen Unterweiſung zu finden, ſondern einzig den wahren Lehrer, der uns nie hintergehen könne. „Die Prieſter, fährt ſie fort, werden ſchreien über Gefahr, über Fanatismus, und werden ſelber fanatiſcher ſein und mehr in Gefahr, als diejenigen, welche ſie ablenken möchten. Weil ich ſo denke, verdammen ſie mich; allein die Ueberzeugung iſt im Grunde meiner Seele ſo feſt, daß ich jene beklage ohne ihnen zu grollen, noch mich einen Augenblick von dem Wege abzuwenden, den ich ſeit beinahe zwanzig Jahren wandle; vielmehr beſtärkt ſich mir täglich mehr ſeine Vorzüglichkeit, ſo wie die mächtigen Hülfen, die er mir bietet, um dieſes mit Schmerzen und Prüfungen angefüllte Leben zu durchwallen.“

Die franzöſiſche Geiſtlichkeit, welche die Grundſätze der Herzogin genugſam kannte, um zu wiſſen, daß ſie in vielen Dingen mit dem von der katholiſchen Kirche vorgeſchriebenen Glauben nicht übereinſtimme, fand es der Klugheit gemäß, die ohnehin vielfachen und bedenklichen kirchlichen Händel nicht durch einen neuen zu vermehren, und eine Prinzeſſin des Königlichen Hauſes der Ketzerei zu beſchuldigen; im Gegentheil nahm ſie die ſtille und erbauliche Frömmigkeit derſelben, welche äußerlich keinen Widerſpruch gegen die Kirche zeigte, ſondern ſich ihr mit allem Eifer anzuſchließen ſuchte, gern als ein erfreuliches Beiſpiel auf, das den Triumph des katholiſchen Glaubens nur mehren mußte. Sie blieb alſo nicht nur von aller Anfechtung frei, ſondern auch im Rufe der frömmſten Andacht, der in den letzten Jahren ihres Lebens bis zur Heiligkeit geſteigert wurde.

Ohne jemals ihre Grundanſichten aufzugeben, koſtete es die Herzogin doch wenig Ueberwindung, dieſelben, um Aergerniß und Zwieſpalt zu vermeiden, immer feſter im Innern zu verſchließen, ihre bisweilen anſtößig geweſene Munterkeit, durch Alter und Schwachheit ſchon gemildert, noch mehr zu beſchränken, und ſolchergeſtalt mit der Kirche im Frieden zu bleiben. Auch bei ihrer feſtſtehenden Meinung von derſelben, empfand ſie doch die Gaben und Tröſtungen von daher als höchſt wohlthätige, und hätte, beſonders in den letzten Jahren, da ſie ſchwächer und hülfsbedürftiger wurde, ſolche nur ſchmerzlich vermißt.

In Andachtsübungen und Gebet ſah ſie mit Freudigkeit dem Augenblick entgegen, der ſie von den irdiſchen Banden erlöſen und einer Herrlichkeit zuführen würde,

deren Unterpfand ſie in der Seele trug. Sie hatte oft das Loos geprieſen und erſehnt, an geheiligter Stätte betend zu verſcheiden. Dieſes Loos wurde ihr zu Theil, am 10. Januar 1822 in der Kirche der heiligen Genoveva.

Ihr Freund war vor ihr dahingeſchieden. Sie hatte das Glück, ihn zuletzt völlig als ihr geiſtliches Kind annehmen zu können. Er war noch vor ihrer Wiederkehr nach Paris, nach wiederholten, tiefen Prüfungen, die auch in den Zeitereigniſſen mitwirkende Eindrücke fanden, hauptſächlich aber durch die Seelenpflege der Freundin, ein aufrichtiger Bekenner des Chriſtenthums geworden. Seine letzten Jahre verlebte auch er in tiefer Frömmigkeit, und gab, als der Tod ihn früh, kaum in den Vierzigern, dahinraffte, ein hohes Beiſpiel gläubiger Zuverſicht.

Die religiöſen Ueberzeugungen ſind das Eigenſte des innern Lebens, und daher die Geſtalten ihrer Entwicklung ſo mannigfach, wie das perſönliche Leben überhaupt. Kein Weg, keine Hülfe iſt hier auszuſchließen, und jedes Gebild kann in ſeiner Weiſe wieder fruchtbar werden. Die Herzogin von Bourbon und ihr Freund geben ein merkwürdiges Beiſpiel, wie ſich das untere Leben zum Dienſte des höheren krümmt und windet, und dieſe Darſtellung gerade trifft vielleicht manchen Sinn, der Anreiz und Leitung aus ihr empfängt! Die Religioſität der Herzogin erſcheint als eine wohlthätige Flamme, welche aus geringen und trüben Anlagen den hellſten Gewinn läutert. Sie iſt, wie jetzt alles höhere Geiſtesleben in der katholiſchen Kirche, ſchon halb proteſtantiſch, doch ohn jene Form zu brechen, noch dieſe anzunehmen. Wir

werden ſie darum nur um ſo freundlicher begrüßen, als eine Erſcheinung mehr zu den ſchon vielen, welche auf eine neue Stufe religiöſer Bildung hindeuten, wo jede Geſtalt zugelaſſen, aber keine gefordert wird, nur in allen das Weſen. So weilt auch unſre Betrachtung hier nicht bei den Glaubenslehren, ſondern vorzugsweiſe bei dem Lebensbilde; und welche Beruhigung gewährt es nicht, mitten durch die Strömungen wilder Gewalt und Zerſtörung, zwiſchen Auf- und Niedergang der Völker und Reiche, einen Strahl ſtillen Friedens und höchſten Lebens wallen zu ſehen! —

1838.

Wilhelm von Burgsdorf.

Das Bild eines preußiſchen, eines märkiſchen Edelmanns erſcheint uns ſelten als nur dieſes; ſeine wenig ſichern Züge ſtellen ſich gewöhnlich erſt in den hinzutretenden des Kriegsmannnes oder Staatsbeamten feſt, welche allerdings für unſre Augen viel beſtimmter und glänzender ausgeprägt ſind. Um ſo bemerkenswerther und anziehender begegnet uns hin und wieder einmal neben der Mehrzahl derer, welchen ihr angeborner Stand nur als Begünſtigung zu einem andern erwählten dient, auch wohl eine ſolche Geſtalt, die ſich in jenem völlig abſchließt, und nichts weiter vorſtellen noch erſtreben will, als was darin ſchon hinreichend gegeben iſt. Unſtreitig liegt größere Bedeutung und höheres Verdienſt auf derjenigen Seite, wo zu den Eigenſchaften, welche dem Wirken und Verlauf der Vergangenheit verdankt werden, auch ein kräftiges Mitangreifen bei den laſtenden Aufgaben der Gegenwart ſich geſellt. Allein auch auf der andern Seite läßt ſich eine Eigenheit der Ausbildung und des Daſtehens nicht läugnen, welche nicht

minder ihren Werth und ihre Stelle behaupten darf. Manche weſentliche Menſchenblüthe kann nur in edler Muße, in freier Selbſtſtändigkeit, entfernt von Drang und Arbeit, gedeihen, und wo dieſe Gattung durch keinerlei oder nur ſchlechte Individuen vertreten wäre, da würde auch in den ſtrengſten Lebensbeziehungen der Mangel dieſes milden Elementes fühlbar ſein.

Anſtatt dieſe Sätze, deren ausführliche Erörterung einen ungemeſſenen Raum erforderte, weiter zu verfolgen, wenden wir uns lieber zu dem Gegenſtande, der jene hier zunächſt veranlaßt hat. Wilhelm von Burgsdorf iſt lebendiges Beiſpiel, eine gelungene und bedeutende Darſtellung des preußiſchen, des märkiſchen Edelmanns.

Aus einer der angeſehenſten Familien des Landes entſproſſen, mit allen andern verwandt und verknüpft, dem Königlichen Hauſe von den Vorältern her zugethan und angenehm, mit ererbten Gütern und Ehren genugſam ausgeſtattet, fand der junge Mann jeden Weg offen, die für ihn ſo günſtig geſtellte Welt nach Wunſch und Neigung zu betrachten, zu genießen. Hätte hierin nur ein gemeiner Hang ihn beherrſcht, ſo würden wir gar nicht von ihm zu reden haben. Allein ihn beſeelte gleich anfangs etwas Hohes und Edles. Ihm ſind alle Vorzüge nichts, ohne den der Bildung, kein Genuß befriedigt ihn, als in ſofern der Geiſt dabei betheiligt iſt. Ein ſchöner, angenehmer, belebter Mann, iſt er doch vor allem ein gebildeter; die edelſte Sitte, die feinſte Geſelligkeit zeichnen ihn aus; er hat Univerſitätsſtudien gemacht und fremde Länder geſehen; er beſitzt die Kenntniſſe und Fertigkeiten, die er wünſchen mag, die ihm dienen können; von dem hohen Werthe ſchöner Kunſt

iſt er durchdrungen; er iſt den Tiefen der Wiſſenſchaft nicht fremd. Vorurtheile beſchränken ihn nicht, er darf leicht über ſie hinausgehen. So ſchafft er ſich zu dem gegebenen Lebensgebiet ein zweites, reicheres, gewähltes, ohne aus jenem herauszutreten.

Bei dem Hergebrachten konnte ſein lebhafter Geiſt am wenigſten in dem Gebiete ſich beruhigen, das insbeſondere den Geiſt in Anſpruch nimmt. Er hatte den Takt, das Bedürfniß, das Glück, den Muth kann man ſagen, die alten ausgetretenen Wege vorſchriftsmäßiger Anſichten zu verlaſſen, und mit den jungen unerkannten Genien der Zeit in friſchen und glänzenden Bahnen vorzugehen. Statt vieler Belege ſtehe hier die eine Thatſache: Burgsdorf war der frühſte, innigſte Freund Ludwig Tieck's, bezaubert von deſſen damals noch verkannter, ja beſtrittener Dichtung, eingehend in die große Bewegung der Anſichten und Gebilde, in welcher eine neue Litteratur emporſtieg. Tieck lebte längere Zeit bei Burgsdorf, deſſen Verhältniſſe und Umgebungen vielfach auf ihn einwirkten, und mit ſeinem Leben wie mit ſeinen Schriften unauflöslich ſich verwebten.

Der Empfänglichkeit des Geiſtes entſprach in Burgsdorf eine nicht mindere Reizbarkeit des Herzens. Auch hier huldigte er, neben den Vorzügen der Jugend, der Schönheit und des Liebreizes, doch zumeiſt denen des Gemüths, der geiſtigen Liebenswürdigkeit, des innern Werthes. Wie ſein geiſtiges Intereſſe bei mangelnder Schöpferkraft nie in gefährliches Dichtenwollen ſich verirrte, ſo ging auch ſeine Liebesneigung, unfähig großer gewaltiger Leidenſchaft, nie über ein Maß hinaus, welches noch Begeiſterung und Entzücken, aber nie das

ganze Leben faßte. Vor allem war er ein liebevoller Freund, und aus dieſer Eigenſchaft entwickelten ſich alle andern, zu dieſer kehrten ſie zurück. Eine frühe glänzende Heirath, welche ihm bereitet worden war, kam nicht zu Stande. Seine Neigungen waren vielfach, mehr durch innere Uebergänge in ihm als durch äußern Wechſel bedingt, und dabei immer ernſt genug, um gar oft Folgen zu haben. In ſeinen Verhältniſſen dieſer Art mag er mit Recht dem Lothario in Wilhelm Meiſter verglichen worden ſein. Erſt in ſpäteren Jahren, da das Leben gleichmäßigere Geſtalt angenommen hatte, ſchritt er zu einem ſeinen Verhältniſſen entſprechenden und ihn beglückenden Ehebündniß.

Die Bedrängniſſe der Zeit hatten ihn genöthigt, ſeine Vermögensumſtände mit größerer Sorgfalt zu beachten, als er früher gewohnt geweſen. Er bewies ſich in dieſen Geſchäften, ſobald ſie nothwendig wurden, kundig und tüchtig. Er traf hinſichtlich ſeiner Güter die zweckmäßigſten und erſprießlichſten Anſtalten. Uebrigens aber blieb er in ſeiner gewohnten Richtung, wollte weder Amt noch Einfluß, ſondern lebte, mit Ernſt und Würde zwar, aber doch fern von Anſtrengung und Arbeit, den Betrachtungen der Welt und dem Genuß des Tages.

Es iſt natürlich, daß eine ſolche Lebensſtellung, wie Burgsdorf ſie gewählt und durchgeführt hatte, im höhern Alter ihre bedenklichſte Prüfung erfährt, denn die Vergangenheit hat für ſich gelebt und liefert wenig Nachwirkung, die Gegenwart aber wird unergiebiger. Burgsdorf hat in dieſem Betreff das Schlimmſte nicht erfahren; mancher Ueberdruß mochte nicht abzuwehren, manche Unbefriedigung herbe zu empfinden ſein. Doch ein

völliges Veralten, mit allen Trübſalen eines ſolchen Zuſtandes, konnte er nicht erleben. Dazu war ſein Gemüth zu reich, ſein Geiſt zu friſch. Er ſtarb nach längerer Kränklichkeit ſchmerzlich im Jahre 1822 in Dresden.

So war Burgsdorf. Ein Edelmann aus der Mark Brandenburg, auf der Höhe ſeines Standes und ſeiner Vortheile, in dem vollen Lichte ſeiner Zeit, ihrer geſelligen, ihrer geiſtigen Ausbildung, mit allem Beſten der Mitwelt in Bezug und Verkehr, ein wirklich ſchönes Bild perſönlich und weltlich zuſammenſtimmender Begabung, durch ſein Daſein mehr, als abſichtliches Leiſten es oft vermag, ſeinem Lebenskreiſe nützlich, erfreulich, und ſomit wirkſam und einflußreich in der Nähe und Ferne.

Es würde höchſt intereſſant ſein, könnte ſein Leben ausführlich geſchildert werden, nach ſeinen äußern Vorgängen und innern Stimmungen. Doch hierzu iſt ſchwerlich Ausſicht.

Von ſeiner Bildung und ſeinem Sinne können ſeine Briefe Zeugniß geben.

1835.

Fanny von Arnſtein.

Wer in dem Zeitraum von einigen und dreißig Jahren, die theils aus dem Ablaufe des achtzehnten Jahrhunderts und theils aus dem Beginn des neunzehnten ſich zuſammenreihen, nach Wien gekommen iſt, wer dort einige Zeit gelebt und geſellſchaftliche Verhältniſſe geknüpft hat, der wird unfehlbar den Namen Arnſtein unter die bedeutendſten und werthvollſten rechnen, welche der Aufenthalt in jener großen Hauptſtadt ſeinen dankbaren Erinnerungen eindrücken mochte. Die vornehmſten Fremden, regierende Herren und Prinzen, Geſandte, hohe Militairperſonen, Geiſtliche, Kaufleute, Künſtler, Gelehrte, alle Klaſſen der Geſellſchaft, fanden dort gefälligen Eingang, gebildete Unterhaltung, glänzende Geſelligkeit. Nicht geringer war die Zahl derjenigen, welche, minder begünſtigt durch ihre Stellung in der Welt, nicht ſowohl Genuß, als vielmehr Schutz und Anhalt in dieſem Kreiſe ſuchten, und hier mit großmüthiger Theilnahme und Freigebigkeit gefördert wurden. Wir laſſen hier den Werth und die Wirkſamkeit des großen reichen Banquierhauſes natürlich außer

Betracht, und ſprechen zunächſt nur von den Beziehungen, die ſich der geſelligen Erſcheinung anſchließen, und für welche die Frau vom Hauſe ſo ſehr der wahre und einzige Mittelpunkt iſt, daß ohne ihre perſönliche Macht und Auszeichnung dergleichen lebensvolle Gebilde gar nicht denkbar ſind. Und in der That war dies auch hier der Fall, die Frau des Hauſes war durch ihre ſeltnen Eigenſchaften, durch ihren Muth und ihre Beharrlichkeit, die Schöpferin einer Fülle von Leben um ſich her, die Fürſtin einer großartigen, weitgreifenden Geſelligkeit geworden, welche eben ſo wohlthätig als reich und glänzend ſich den Zeitgenoſſen darbot. Wir hoffen, durch ein Wort des Andenkens an die merkwürdige Frau, deren Namen wir als Ueberſchrift dieſes Blattes geſetzt, uns den Dank vieler Leſer zu verdienen, denen ſelbſterlebte oder der Nachklang fremder Erinnerungen ihn ſchon bekannt gemacht haben. Uebrigens hat dieſer Name auch ſchon eine litterariſche Exiſtenz; nicht nur widmet das Converſationslexikon ihm einen eignen, wiewohl ſehr kurzen, und daher ungenügenden Artikel, ſondern auch in manchen Büchern und Aufſätzen, z. B. vom Kapellmeiſter Reichardt, von Bartholdy, in den Briefen von Rahel u. ſ. w., wird deſſen vielfältig ehrenvoll gedacht. Uns aber geben Denkblätter, die wir kürzlich durchzuſehen veranlaßt waren, den beſtimmteren Stoff zu dieſer ergänzenden Mittheilung.

Die Baronin Fanny von Arnſtein war in Berlin geboren. Seltſam, wie der Austauſch zwiſchen verſchiedenen Ländern oft den Talenten und Wirkſamkeiten nützlich iſt! Manche Fähigkeiten entwickeln ſich im Auslande, die in der Heimath nicht ſo gedeihen konnten, eine andre, ſtillere Bahn durchſchritten ſein würden. So empfing

Preußen ſeinen Derfflinger und ſeinen Gneiſenau aus Oeſterreich, ſo dieſes ſeinen Gentz und Adam Müller aus Preußen. Trotz aller Verſchiedenheit von dieſen erwähnten Beiſpielen, ſei es uns erlaubt, die Frau von Arnſtein im Allgemeinen dem Gewinn beizurechnen, den in dieſer Art Wien von Berlin gezogen hat. Sie war eine Tochter des reichen und klugen Banquiers Itzig, der die große Zahl von eilf oder zwölf Kindern in ſolchem Wohlſtande und ſolcher Bildung hinterließ, daß jedes der Geſchwiſter für reich gelten konnte, und perſönlich in der Welt eine ehrenvolle und nach Umſtänden bedeutende Stellung einnahm. Doch der mitgebrachte Reichthum war es keineswegs, wodurch Frau von Arnſtein in Wien glänzen konnte, ſie fand in jedem Betracht größeren vor, ſowohl in den eignen, als in den umgebenden Verhältniſſen. Allein die frühe Gewohnheit, ſich in Fülle und Glanz zu bewegen, und der Nachdruck, welchen äußere Hülfsmittel jedem perſönlichen Daſtehn und Benehmen ertheilen, gaben ihrem Eintritt in den neuen Lebenskreis unſtreitig gleich den größten Vortheil. Sie bedurfte dieſes Vortheils, um größere geltend zu machen. Eine hohe, ſchlanke Geſtalt, von Schönheit und Anmuth ſtrahlend, vornehmen Tons und Betragens, lebhaften, feurigen Ausdrucks, ſcharfen Verſtand und Witz mit fröhlicher Laune vereinend, nicht ohne Beleſenheit, und fremder Sprachen wie der eignen mit Meiſterſchaft kundig, war ſie in Wien eine höchſt auffallende und merkwürdige Erſcheinung; die Eigenſchaften, welche nur wenigen Frauen der höchſten Stände anzugehören pflegen, ſah man ſtaunend in einer Jüdin glänzen, deren unter den ſegensreichen Einflüſſen der Regierung Friedrichs des Großen gediehene Geiſtes-

freiheit und Bildung nur um ſo ſtärker in einer Stadt wirken mußte, wo man dieſe letzteren Vorzüge wenig verbreitet fand, aber zu ſchätzen und zu begehren ſchon begonnen hatte. Das Wirken Kaiſer Joſephs des Zweiten trug in Wien ſchon Früchte, und drang in alle Verhältniſſe noch immer tiefer ein. Eine günſtigere Zeit konnte ſich nicht darbieten!

Ein angenehmes, jeden Tag zahlreichen Gäſten aus allen Klaſſen offenes Haus, die geſchmackvollſte Umgebung, die reichſte Bewirthung, der Zuſammenfluß ausgezeichneter Fremden, die Verbindung adlicher Anſprüche und Sitte mit bürgerlicher, ja nicht einmal bürgerlicher, ſondern ganz ausnahmsartiger Stellung, die unbedingte Herrſchaft einer liebenswürdigen, thätigen Frau, die alles um ſich her belebt und entzündet: dies alles in einer üppigen Hauptſtadt, dem Mittelpunkte vieler Staaten und Völker, wo die höchſte Ueppigkeit, das behaglichſte Wohlleben, mit ſtolzer Vornehmheit und rohen Vorurtheilen, aber auch mit lebensfriſcher Einfalt und Gutmüthigkeit vereint im Schwange gingen: man denke ſich dieſe beiden Elemente in täglicher Berührung, in unausgeſetzter Wechſelwirkung, und man wird es nicht zu viel finden, wenn wir behaupten, das Haus der Frau von Arnſtein habe die vielen Jahre hindurch wie eine Miſſionsanſtalt gewirkt, und die Vorſteherin habe das Verdienſt einer Vermittlung, die ohne ſie nicht zu Stande gekommen wäre, und deren Folgen unberechenbar in den Strom des allgemeinen Lebens übergegangen ſind! Lange Zeit war das Haus der Frau von Arnſtein in Wien ſchlechthin das einzige ſeiner Art, und wenn ſpäter viele andre, jedoch ſicher kein gleiches, entſtanden ſind, ſo iſt

gerade das auch ein Verdienſt der ausgezeichneten Frau, durch welche dieſe Bahn erſt eröffnet und für Nachfolgende gangbar gemacht worden iſt. Die freie, geachtete, dem Zwang der Vorurtheile enthobene Stellung, deren ſpäter und jetzt die moſaiſchen Glaubensgenoſſen in Wien ſich erfreuen, iſt ganz unläugbar erſt mit und durch das eindringende Wirken und Walten der Frau von Arnſtein gewonnen worden.

Ein tragiſches Ereigniß, das zu ſeiner Zeit in den öffentlichen Blättern vielfach beſprochen worden, drohte den Gang dieſer vielfachen Lebensentwicklung zu ſtören, gab ihnen aber nur neuen Schwung. Ein Fürſt Karl von Liechtenſtein befand ſich unter den Anbetern der ſchönen, glänzenden Frau; ſeine Neigung ſteigerte ſich zur Leidenſchaft, und dieſe war mit ſolcher Verehrung verknüpft, daß er mehrmals heftig in ſie drang, eine Chriſtin zu werden und ſeine Hand anzunehmen, welches ſie aber wie jede zu heftige Bewerbung mit kluger Feſtigkeit ablehnte. Ein Domherr, Freiherr von Weichs, brachte ihr gleichzeitig ſeine eifrigen Huldigungen, und da er in ſeinem geringen Erfolg die Begünſtigung ſeines Nebenbuhlers ſehen wollte, warf er den tödtlichſten Haß auf dieſen; er nöthigte ihn zum Zweikampf, in welchem der Fürſt tödtlich getroffen fiel. Dieſer Vorgang brachte ganz Wien in Aufregung; die vornehmſten und mächtigſten Familien waren dabei betheiligt. Doch die tieferſchütterte Frau, die ganz ohne ihre Schuld der Anlaß dieſes Unglücks geworden war, erfuhr von allen Seiten die ſtärkendſte Theilnahme und Tröſtung, der Hof und die Stadt wetteiferten, ihr zu huldigen; es fanden ſich die unzweideutigſten Zeugniſſe der Großmuth, des Edel-

ſinns und der Selbſtverläugnung, mit der ſie das ganze Verhältniß behandelt hatte. Daher konnte ſie auch getroſt mit ganzem Herzen ſich dem tragiſchen Eindruck hingeben, den ſie ihr ganzes folgendes Leben hindurch, ſagt man, nie ganz wieder verwunden habe. Jedermann fand ihre Trauer gerecht und ſchön, und ſie durfte ohne Scheu den Mann beweinen, der als ihr Ritter das Leben geopfert hatte. Wir erinnern uns, in der Reiſe eines Engländers, deſſen Buch uns aber nicht zur Hand iſt, geleſen zu haben, daß Frau von Arnſtein den Todestag des Fürſten von Liechtenſtein ſtets durch ſtille Trauer gefeiert, und ſich in ein ſchwarzes Kabinet verſchloſſen habe, das ganz dem Andenken des Verſtorbenen geweiht war, und worin ſie auch zu andern Zeiten manche Stunden in andächtiger Sammlung und Abgeſchiedenheit zuzubringen pflegte. Niemand hat ſich jemals rühmen können, dieſes Kabinet geſehen zu haben; die Sage aber war allerdings ſehr verbreitet, und galt allgemein für gegründet.

Um die Wirkungen eines Lebens zu ſchildern, das Tag für Tag und Jahr um Jahr in ununterbrochenem Leiſten und Erſcheinen beſteht, bedürfte es der Umſtändlichkeit von Memoiren und bis in's Kleinſte gehender Darſtellungen. Wir können uns hiezu weder Raum nehmen, noch liegt uns genugſamer Stoff beglaubigt vor. Wir faſſen aber einen großen Theil des Lebens der Frau von Arnſtein bündig zuſammen, wenn wir ihre unbegränzte Wohlthätigkeit rühmen, ihrer zärtlichen Liebe zu ihrer einzigen Tochter, die durch Schönheit, Geiſtesbildung und Lieblichkeit ganz einer ſolchen Mutter würdig heranwuchs, erwähnen, und wenn wir ihre für Oeſterreich leidenſchaftliche Vaterlandsliebe hervorheben, bei der gleichwohl auch

die zärtlichſte Anhänglichkeit an Berlin und Preußen ſich geltend erhielt. Der Titel eines Landsmannes war ihr heilig, und erwarb jede Freundlichkeit und Hülfe. Unermeßlich waren die Wohlthaten, welche ſie in die Nähe und Ferne ausſtrömte, mit herzlichem Mitleid, aber auch mit kluger Einſicht und unverdroſſener Thätigkeit. Sie hat vielen Menſchen ein dauerndes Lebensglück bereitet, vielen den Weg des Reichthums aufgethan, manchen ſolche Summe geſchenkt, die für ein ſelbſtſtändiges Vermögen gelten konnte.

Während des Konſulats von Bonaparte machte ſie eine Reiſe nach Paris. Sie kehrte mit ſehr ungünſtigen Eindrücken aus Frankreich zurück. Die ſpäteren Kriege und feindlichen Ueberziehungen, welche Oeſterreich erlitt, erfüllten ſie mit glühendem Haß gegen Napoleon und die Franzoſen; ſie ſprach dieſen Haß leidenſchaftlich ſelbſt in Gegenwart der Feinde aus, und man konnte ihr nicht gefälliger ſchmeicheln, als wenn man ähnliche Geſinnungen an den Tag legte.

Nach dem Kriege von 1809, deſſen Ausgang ihr wie ein perſönliches Leid auf dem Herzen laſtete, wandte ſie ihre thätigſte Mithülfe auf's neue den Armen zu, deren Zahl durch den Krieg und ſeine Nachwehen ſehr vermehrt war. Eine Geſellſchaft adlicher Damen trat in Wien zuſammen, um Nothleidende zu unterſtützen; es waren die vornehmſten und angeſehenſten des Kaiſerſtaats, aber ſie glaubten ſich unvollſtändig und der beſten Einſicht und Thätigkeit beraubt, wenn ſie nicht Frau von Arnſtein als Mitglied zählten. Dies war die größte Ehrenauszeichnung, welche der trefflichen Frau widerfahren konnte; jedes Vorurtheil ſank vor der Macht der

ächten Geſinnung und Thätigkeit. Sie war nicht nur die einzige ihres Glaubens unter dieſen Fürſtinnen und Gräfinnen erſten Ranges, ſondern auch die einzige Frau nicht ſo hohen Adels.

Mit ihrer Wohlthätigkeit ging ihre Gaſtfreiheit in ſchönſter Eintracht. In ganz ungewöhnlichen Maßen übte ſie dieſe herrliche Tugend. Ihr Haus in der Stadt (am hohen Markt), ihr Landhaus auf dem Wege nach Schönbrunn (bei den drei Häuſern genannt), ihr Landhaus in Baden, alles war zur Aufnahme zahlreicher Gäſte eingerichtet, ganze Familien wohnten dort und genoſſen der wechſelvollen, ſtets angeregten Geſelligkeit, die ganze Welt wurde täglich aufgenommen und bewirthet.

Die Befreiungskriege in den Jahren 1813 und 1814 erfüllten ihr Herz mit Entzücken, an beiderlei Vaterland, dem angebornen und dem angelebten, an Preußen und Oeſterreich, konnte ſie daſſelbe Eine Gefühl erlaben. Sie gab unendliche Beiträge und andre Hülfsmittel für die Verwundeten und ſonſtige Kriegsbedürftige.

Der Wiener Kongreß, der auf den Sturz Napoleon's folgte, der Winter 1814 und 1815, war der höchſte Gipfel der Freude und des Ruhms für Frau von Arnſtein, die reichſte Blüthenzeit ihres geſelligen Anſehns und Wirkens. Schönheit und Liebenswürdigkeit glänzten in jüngern Verwandten und Freundinnen, die ſie ihrem Hauſe ſchon früher angeeignet hatte. Alle Perſonen höchſten Ranges und ausgezeichnetſter Bedeutung, Frauen und Herren, Fremde und Einheimiſche, fanden ſich in ihren Sälen ein. Man konnte an demſelben Abend den Herzog von Wellington, den Cardinal Conſalvi, den Fürſten von Hardenberg, die Grafen Kapodiſtrias und Pozzo di Borgo,

den Freiherrn von Humboldt, die Prinzen von Heſſen-Homburg, die Grafen von Bernſtorff, von Münſter und von Neipperg, und viele andre ſolchen Anſehens, aus der gedrängten Menge ausleſen. Beſonders hatten die Preußen insgeſammt hier die angenehmſte Stätte, wo ſie mit den Reizen der Fremde alle Behaglichkeit der Heimath genießen konnten. Sie wurden um ſo leichter dort eingeführt, als der nachherige preußiſche General-konſul und Geheime Legationsrath Bartholdy, der Neffe der Frau von Arnſtein, in der Zahl der mit dem Staatskanzler Fürſten von Hardenberg nach Wien gekommenen Staatsbeamten war.

Nach dem zweiten Sturze Napoleon's entſchloß ſich Frau von Arnſtein zu einer Reiſe nach dem Rhein und darauf nach Italien. Sie kehrte kränkelnd zurück, und leider allzu bald hatten die Ihrigen den Verluſt der herrlichen Frau zu betrauern, die in ihrer Art wohl immer einzig bleiben wird, inſofern die Umſtände ſchwerlich einer ſolchen Perſönlichkeit, auch wenn ſie je wiederkehrte, in demſelben Maß entſprechen können. Ihre Lebenswirkung wird bleiben, auch wenn der Name ſo leicht zu vergeſſen wäre; aber auch dieſer iſt Tauſenden zu dankbarer Erinnerung eingeſchrieben! Ihrer hülfreichen Geſinnung und Thätigkeit, ſo wie dem geſelligen Glanze, den ſie verbreitete, begegnet man noch immer in dem fortgeſetzten Walten einer edlen Tochter, die im Leben ihr größter Stolz war. Auch von zweien ihrer geliebten Schweſtern, deren die eine längere Zeit ihre Hausgenoſſin war, die andre, gleich ihr in Wien verheirathet, einem nicht minder großen Lebenskreiſe mit Geſchmack und Einſicht vorſtand, wurde ſie ebenfalls in

den Tugenden, welche ſie ausübte, treulich unterſtützt und beſtärkt. —

Wir würden uns freuen, durch dieſe Mittheilung andre ergiebigere aus jenem reichhaltigen Wiener Leben hervorzurufen. Wir möchten beſonders wünſchen, daß eine lebhafte Schilderung, welche der verſtorbene Oberpräſident zu Köln, Graf von Solms-Laubach, ehmaliger Reichshofrath in Wien, von ſeiner vieljährigen verehrten Freundin, der Frau von Arnſtein, ſchon in früherer Zeit entworfen, uuter ſeinen Papieren aufgefunden und an geeignetem Orte bekannt gemacht würde!

Zum Andenken Friedrich Auguſt Wolf's.

Vorgetragen am 28. Auguſt 1824.

Sei es erlaubt, an dieſem Ehrentage, der uns hier zu froher Feier verſammelt hat, auch des Mannes zu gedenken, der, Goethe's Freund und Genoſſe, vor einem Jahre an unſerer Spitze ſtand, und durch ſeine Geiſtesart uns heiter anregte, jetzt aber nicht nur dieſem Kreiſe fehlt, ſondern auch der Welt für immer entriſſen worden.

Friedrich Auguſt Wolf ſtarb am 8. Auguſt zu Marſeille, wohin er gereiſ't war, um einer beginnenden Krankheit zu entfliehn. Er unterlag ſchon im 66. Jahre ſeines Alters, nicht unvertraut mit dem Gedanken eines ſolchen nahen Ausgangs, den das Feuer und die Feſtigkeit ſeines ernſten Willens, allzuthätig nach Entſcheidung ſeines Zuſtandes ſtrebend, vielleicht beſchleunigt haben.

Von den Verdienſten ſeiner gelehrten Laufbahn ſoll hier nicht die Rede ſein. Was er im Felde der Alterthumsforſchung geleiſtet hat, iſt der Welt bekannt. Er iſt Urheber und Vorbild einer neuen, großartigen Behandlung

dieſer Wiſſenſchaften geworden, die aus dem verjährten Staube der Schule durch ihn mit geiſtvoller Gründlichkeit in die freie Gemeinſchaft aller Bildungskreiſe emporgeführt worden. Den Scharfſinn ſeiner Unterſuchungen, den Umfang und die Tiefe ſeiner Kenntniſſe, den Werth ſeiner zahlreichen und mannigfachen Schriften, vor allen ſeiner unſterblichen Forſchungen über die homeriſchen Geſänge, mögen die Berufenen des Faches würdig darſtellen. Auch von den großen, ſchwer zu überſchauenden Arbeiten, der beſeelten Thätigkeit und ergreifenden Wirkung, welche er als Univerſitätslehrer durch eine lange Reihe von Jahren ausgeübt, worin er mehr als 50 verſchiedene Lehrgänge, und deren manche in doppelt und dreifach, ja bis zu zehnmal wiederholten Vorträgen, vor einer zahlreichen, durch ihn der Weihe des klaſſiſchen Alterthums zugeführten Jugend mit ſtets belebter Kraft gehalten; von ſeinem antiken Geiſte und von ſeinem klaſſiſchen Talent, in welchem die Welt der Griechen und Römer eine neue Stätte des Lebens und Wirkens gefunden; von ſeiner bildneriſchen Beweglichkeit endlich, die ihm erlaubte, nach dargelegten Werken einer in römiſchen Formen ſich ausſprechenden Genialität, dann auch in deutſcher Zunge mit ſchöpferiſcher Meiſterſchaft eigenthümlich aufzutreten: von allem dieſen, wovon jedes Einzelne hinreichte, den herrlichen Ruhm eines preiswürdigen Mannes zu begründen, überlaſſen wir Andern zu reden.

Deſto eifriger aber mögen wir hier die Züge feſthalten, die den Mann ſelbſt in ſeiner Perſönlichkeit uns vor Augen ſtellen, und ſein entrücktes Daſein uns noch für Augenblicke vergegenwärtigen.

Was ihn auszeichnete, war die hohe Eigenthümlichkeit

ſeiner vollſtändigen, durch und durch in alle Bezüge ſeines Weſens gedrungenen, gleichmäßig nach allen Richtungen ſeines Wollens und Thuns belebten, ununterbrochenen Geiſtesbildung. In der Lebensäußerung dieſer Eigenthümlichkeit gab es keine Lücken, keine Stillſtände; er hatte ſich immer ſelbſt, er hatte ſich immer ganz, und keine ſeiner Eigenſchaften war ihm nur fragmentariſch verliehen.

Daher die große Geiſtesgegenwart, die große Ueberlegenheit, mit welcher er allen Begegniſſen des geiſtigen Lebensverkehrs gegenüberſtand, ſie prüfend aufnahm, mit treffendem Urtheil an ihren Platz ſtellte, und mit geiſtreichen Zügen feſthielt oder entließ. Daher die heitre Gelaſſenheit, in welcher er dem Witze, der ihm zu Zeiten entgegentrat, den Verlegenheiten, welche Zufall oder Abſicht ihm zuwenden mochte, mit glücklichem Ueberbieten ſtets ſo leicht und ſiegreich zu entſteigen wußte.

Gedacht hatte er über alles; die Gebiete des Lebens wie der Wiſſenſchaften konnten einem ſo lebendigen Sinne nicht fremd bleiben; in dem Lichte ſeines Geiſtes erleuchtete ſich auch jede zufällige Umgebung; ſeine Eigenſchaften wirkten nach allen Seiten. Die Wendung ſeines Geiſtes war in den geringſten Dingen merkwürdig; ja bis in den kleinlichſten, durch die er bisweilen, mehr der ſcherzenden Nachrede doch, als dem eigentlichen Tadel, Raum gab, blieb ſie noch immer mit dem Reize ſeiner Größe behaftet.

Er war umgänglich und mittheilend; allzu reich, um zu kargen, gab er willig jeder Anſprache von ſeinen geiſtigen Schätzen, und verſchmähte nicht zu empfangen, wo er ſchon längſt beſaß. Eine neuerſchloſſene Anſicht, ein bedeutend leitendes Wort von ihm, hat bis auf die letzte Zeit Männer und Jünglinge in ſeiner Umgebung

mehr als manche anderweite vielfache Anſtrengung gefördert.

Nie vergaß er ſeiner Würde, er hielt darauf in angeborner Vornehmheit; in ihr ſtellte er die Ehre des Gelehrten dar, wie in dem Fleiße deſſen Tapferkeit. Seinen Werth kannte er, wie jeder Tüchtige aus innerer Thatſache ſich als ſolchen fühlt und kennt. Und wie hätte er ſeinen Ruhm nicht kennen ſollen, der ihm aus allen Ländern Europa's zurückſtrahlte, aus allen Gebieten der Wiſſenſchaft und Kunſt, ſei es, daß ihn die berühmteſten Anſtalten in ihre Mitte begehrten, ſei es, daß Goethe in den Elegien verherrlichend ihn grüßt, oder Alexander von Humboldt einen koſtbaren Ertrag ſeiner naturwiſſenſchaftlichen Forſchungen ihm zueignet! Seine Schüler, Freunde und Verehrer ſind über das ganze Gebiet der Wiſſenſchaften ausgeſä't; ſie hingen ihm mit einer Treue und Liebe, mit einer Begeiſterung und Zuverſicht an, deren Dokumente in Hunderten von Schriften öffentlich daſtehn, und noch viel glänzender und reicher in den Schätzen eines Briefwechſels aufbewahrt ſind, deſſen Umfang und Inhalt neue Regionen ſeines Geiſtes erblicken läßt.

Sein Herz, reich an Empfindung und Antheil, entzog ſich der weichen Offenheit gewöhnlicher Aeußerungen; aber nicht allen ſeiner Freunde blieb hinter dem Walle von Witz, launiger Schärfe und vornehmer Erſcheinung, womit er es verwahrte, deſſen leichte Erregbarkeit verborgen. In ſchmerzlicher Wehmuth allgemein menſchlicher Betrachtungen, in gerührten Thränen inniger Theilnahme, konnte er durch langverſchwiegene Wärme den ſtaunenden Entdecker überraſchen.

Der theure Mann, deſſen Verluſt wir beklagen,

hatte innige Freunde, unter ihnen die Angeſehenſten und Größten ſeiner Zeit. Ein ſtrebender und bewegender Geiſt, wie er, blieb auch nicht ohne Gegner. Leider wurden ihm, wie das Geſchick der Welt es ja ſo oft unvermeidlich mit ſich führt, auch aus Freunden ſolche. In den Verwickelungen, welche die Verſchiedenheit der Richtungen und Anſichten, in den Reibungen und Fehden, welche das Zuſammentreffen ſtarker und eigenthümlicher Geiſtesarten unter den Genoſſen gleicher Bahnen hervorgebracht, möge jetzt niemand das Urtheil verlangen; das Recht und Unrecht trage die Zeit hinüber zu künftigen Richterſtühlen, vor denen die Sache ohne gehäſſige Zuthat perſönlicher Leidenſchaft erſcheinen kann.

Der Hingeſchiedene hat Allen, Freunden und Feinden, als Vermächtniß eine große, niederſchlagende Aufgabe hinterlaſſen, die: ihn zu erſetzen!

Uns aber ſei hier die Zuverſicht geſtattet, daß das Andenken des großen Mannes, bei der Nachricht ſeines frühen Hintritts, in der Würdigung edler Geiſter über jede Berührung hinweggehoben iſt, die nicht Trauer wäre und Verehrung.

Und ſo leb' er denn fort und fort in unſrem Gedächtniß, der Mann, „der endlich vom Namen Homeros kühn uns befreiend, uns noch ſtets ruft in die vollere Bahn!"

1824.

Graf von Schlabrendorf,

amtlos Staatsmann, heimathfremd Bürger, begütert arm.

Züge aus ſeinem Bilde.

Kaum war im Sommer 1824 aus Marſeille die Trauernachricht von dem Ableben des großen Philologen Friedrich Auguſt Wolf zu uns gekommen, und ſchon erſcholl uns von Paris her eine neue Todesbotſchaft, die den Hintritt eines andern Landsmannes meldete, der, gleich jenem, zu den merkwürdigſten und bedeutendſten unſrer vaterländiſchen Ehrennamen zu ſtellen iſt! Wer von unſern Landsleuten, der in den letzten Jahrzehnden Paris beſucht, hätte nicht in dieſer gewühlvollen Hauptſtadt alles europäiſchen Lebens und Treibens auch den ſeltſamen Einſiedler, den ehrwürdigen Räthſelgreis der Rue Richlieu kennen gelernt, oder doch von ihm gehört, und ſeinen Eigenheiten theilnehmend nachgefragt? Wir wollen von dieſem auch uns perſönlich theuer geweſenen Manne eine kurze Schilderung verſuchen! —

Guſtav Graf von Schlabrendorf war zu Stettin den 22. März 1750 geboren. Sein Vater, Vicepräſident

der pommerſchen Kriegs= und Domainenkammer daſelbſt, wurde im Jahre 1755 als dirigirender Miniſter nach Schleſien verſetzt, wo er während des gleich im folgenden Jahre ausgebrochenen ſiebenjährigen Krieges durch treffliche Anſtalten und kräftige Maßregeln zur Behauptung dieſer Provinz eifrig mitwirkte, und Friedrichs des Großen Beifall und allgemein ausgezeichneten Ruhm erwarb. Der Sohn, welcher vom fünften Lebensjahre ſeine Jugend nunmehr in Schleſien verlebte, rechnete deßhalb in der Folge ſtets mit Vorliebe ſich dieſer Provinz angehörig. Seine Erziehung war ſorgfältig und fruchtbar; auf die häusliche folgte die öffentliche; zum Studium der Rechte beſtimmt, beſuchte er die Univerſität zu Frankfurt an der Oder, und nachher die zu Halle. Die gründlichſten Kenntniſſe in alten und neuen Sprachen, ſowie in mannigfachen Gebieten der Wiſſenſchaft und Kunſt, begleiteten ihn bald auf den lebenvollen Schauplatz der großen Erfahrungswelt. In ſeinem zwanzigſten Jahre verlor er ſeinen Vater, und die frühe Unabhängigkeit, bei günſtigen Standesverhältniſſen und ſehr anſehnlichem Vermögen, erlaubte ihm, ſeinem regen Triebe nach freiem Forſchen und Umherblicken in den verſchiedenſten Zweigen des Erkennens und in mannigfachen Lebensräumen ungehemmt zu folgen. Nachdem er Deutſchland und die Schweiz durchreiſt und Frankreich vorläufig geſehen, begab er ſich nach England, wo er ſechs Jahre zubrachte, und eine Zeitlang den Freiherrn vom Stein auf ſeinen Reiſen im Innern dieſes Landes zum Begleiter hatte. Auch lernte er hier im Jahre 1786 den Philoſophen Friedrich Heinrich Jacobi kennen, und ſchloß eine herzliche Freundſchaft mit ihm. Die Staatsverfaſſung

und ganze Lebenseinrichtung der Engländer wurde Hauptgegenſtand ſeiner Betrachtung, zugleich widmete ſein frommer Sinn religiöſen und philanthropiſchen Anſtalten ſchon damals lebhafte Theilnahme.

Noch vor dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution kam Schlabrendorf nach Frankreich zurück, und lebte ſeitdem bis zu ſeinem Tode faſt unausgeſetzt in Paris. Mit einem für die Menſchheit glühenden Herzen, mit einem hohen und kräftigen Geiſte, ſtand er alsbald im drängenden Gewühle des gewaltigen politiſchen Lebens, das vom Jahre 1789 an immer ſtürmiſcher emporſtieg. Leidenſchaftlich ergriff er die frühen Hoffnungen, welche ſich dem neuen Gange der Begebenheiten in den Herzen ſo vieler Zeitgenoſſen anknüpften, und mochte dieſelben auch zuletzt noch nicht aufgeben, als ſie für die meiſten Theilnehmer längſt wieder entſchwunden waren; perſönliche Thätigkeit aber widmete er nur dem, was auf dem Schauplatze ſo wechſelnder Ereigniſſe inmitten ſo vieler Verbrechen und Gräuel ſich als wahrhaft gut und rechtlich behaupten ließ. Wohlthätig und menſchenfreundlich war er überall eifrig bei der Hand, wo für Einzelne oder für Gemeinſames in dieſer Richtung ſich irgend ein Wirken eröffnet zeigte. In perſönlicher Bekanntſchaft ſtand er nach und nach mit den hervorragendſten Männern der Revolution, und wirkte auch wohl nach Umſtänden auf ihre Anſichten und Wege durch ſeinen Geiſt und Karakter ein; aber niemals fand er ſich bewogen, ſelber eine ſogenannte Rolle zu ſpielen, wie vielfach und dringend auch die Lockungen dazu ſein mochten. Das Schickſal ſo vieler Deutſchen, welche ein Opfer ſolchen Strebens entweder alsbald ſelbſt wurden, oder in ſpäter

Enttäuſchung ihren beſten Sinn und Willen als ſolches dargebracht ſehen mußten, beweiſt nur, wie richtig Schlabrendorf ſeine Eigenſchaft als Fremder bei dieſen franzöſiſchen Vorgängen, in aller Begeiſterung für ſie, doch erkannt und bewahrt hat. Mit den Redlichen unter ſeinen Landsleuten hielt er innig zuſammen, mochten auch ihre Wege von den ſeinigen verſchieden ſein. Georg Forſter ſchrieb im Mai 1793 an ſeine Frau von ihm: „Einige Deutſche, die ſich hier aufhalten, kommen öfter mit mir zuſammen; unter andern iſt ein Graf Schlabrendorf aus Schleſien, der dich, als du als Mädchen mit Onkel Blumenbach reisteſt, in Zürich geſehen hat; ein junger Oelsner, eben daher, der auch in Chriſtie's Haus bekannt; ein junger Schwabe, Namens Kerner, der für die hamburger Zeitung hier Nachrichten ſchreibt. — Schlabrendorf, in dem geſetzten Alter von vierzig Jahren, iſt ein ſehr kluger, einſichtsvoller Demokrat und ein Mann von reifer Erfahrung. Er kennt Europa ſehr genau, beſonders England.“ Vornehmlich Oelsner und Kerner knüpften mit Schlabrendorf enge Freundſchaft. Während der Schreckenszeit wurde dieſer, wie jeder ausgezeichnete Mann, ſchon als Ausländer und Graf, beſonders aber auch als Freund von Condorcet, Mercier und Briſſot, den damaligen Gewalthabern verdächtig, und mußte achtzehn Monate im Kerker zubringen, früher in der Conciergerie, nachher im Palaſt Luxemburg, Tag für Tag des Beils der Guillotine gewärtig, ohne daß dieſer Zuſtand ſein Gemüth erſchütterte oder ſeine Anſichten wankend machte. Seine Haare wurden jedoch grau, und ſein langer Bart erſchien ihm hier zuerſt als

eine männliche Zierde, die er ungern wieder ablegte, als ſie ihm nicht mehr aufgedrungen war.

In dem Gefängniſſe fand ſeine Geſprächigkeit, ſeine Umgangsgüte reiche Nahrung. Er gab Rath, er leiſtete Hülfe aus ſeinen Geldmitteln, er ſetzte die Vertheidigungsſchriften — die ſtets vergeblichen — mancher Mitgefangenen auf, er unterrichtete die Lernbegierigen zum Nutzen und zur Unterhaltung in Sprach- und Sachkenntniſſen. Eine Zeitlang wußte er ſich durch den Banquier Schütz über Baſel einige Summen aus dem Vaterlande zu verſchaffen; da er faſt alle Baarſchaft unter die dürftigen Mitgefangenen austheilte, ſo gaben ihm dieſe den Beinamen des Wohlthätigen. Als ihm der Tod auf dem Blutgerüſte ſchon unvermeidlich erſcheinen mußte, übergab er ſein beträchtliches Vermögen, ſo weit es verfügbar war, in Wechſeln, ſeinem Freunde Oelsner, der noch frei war und ihn beſuchen konnte, aber ſchon ſelbſt bedacht ſein mußte, durch Entfernung die ſteigende Gefahr zu meiden. „Nehmen Sie das Geld", ſagte ihm Schlabrendorf, „und fliehen Sie, da Sie es noch können. Brauchen Sie es als das Ihre; ſehen wir uns wieder, ſo geben Sie mir zurück, was noch da iſt; werd' ich guillotinirt, ſo gehört es Ihnen ganz." Oelsner kam glücklich über die Gränze, und lebte eine Zeitlang in Oberitalien verborgen, litt manche Noth und Bedrängniß, aber hungerte lieber, als daß er den Schatz angegriffen hätte, und unverſehrt lieferte er ihn ſpäter mit tauſend Freuden dem Geretteten wieder aus. Denn durch ein Wunder entkam Schlabrendorf dem Henkerbeil, und zwar knüpfte ſeine Rettung ſich an ſeine unbefangene Eigenart. Eines Morgens kam, wie

gewöhnlich, der Karren zur Abholung der für den Tag zum Hinrichten beſtimmten Perſonen; auch Schlabrendorf's Namen wurde ausgerufen, und er machte ſich ohne Widerſtreben und Klagen ſofort auf, um ſeinem Schickſale zu folgen; Faſſung und Gleichgültigkeit waren damals in ſolchen Falle ganz allgemein, ihm aber vorzüglich eigen. Angekleidet war er bald, nur ſeine Stiefel fehlten; er ſuchte ſie, ſuchte ſie mit allem Eifer, der Kerkermeiſter half ſuchen, allein vergebens, ſie waren entwandt, vertauſcht oder in einen Winkel geſtellt, genug, nicht zu finden. Voll Verdruß, nach vielem Bemühen, ſagte Schlabrendorf endlich zu dem Kerkermeiſter: „Nun, ohne Stiefel kann ich doch nicht fort, das ſehen Sie ein. Wiſſen Sie was, — ſetzte er mit harmloſer Treuherzigkeit hinzu, — nehmen Sie mich morgen ſtatt heute, es kömmt ja auf den einen Tag nicht an!“ Der Kerkermeiſter fand den Vorſchlag richtig: ein andrer Gewinn, als der klägliche eines Aufſchubs von vierundzwanzig Stunden, fiel dabei niemanden ein. Der Karren, deſſen Ladung durch Einen Kopf mehr oder minder nicht merklich verändert erſchien, fuhr mit ſeinen Schlachtopfern ab, und Schlabrendorf blieb zurück. Am andern Morgen erneute ſich die Abholung; der Verſäumte, jetzt mit Stiefeln verſehen, war, gleich den Gerufenen dieſes Tages, ganz bereit zur traurigen Fahrt, aber ſieh da! ſein Name kam nicht vor; auch den dritten und vierten Tag nicht, und überhaupt nicht! Sehr natürlich, er war mit der Liſte des erſten Tages abgethan für immer; wer konnte ſo genau nachzählen? Man nahm den Gerufenen als abgeliefert und als guillotinirt an, die Verſäumniß kümmerte nie-

manden, für jeden folgenden Tag hatte man ſchon andern Vorrath genug! Der Kerkermeiſter war kein böſer Menſch, er wollte nicht gerade den Angeber machen, aber eben ſo wenig hätte er den Gefangenen nun freilaſſen mögen. Dieſer blieb alſo im Kerker vergeſſen, bis der Sturz Robespierre's, gleich vielen Andern, auch ihm endlich die Freiheit wiederbrachte.

Die ferneren Erſcheinungen der Revolution entzündeten auf's Neue ſeinen ungeſchwächten Antheil an den Hoffnungen eines herrlichen Bürgerſtaats. Während er ſolchen Idealen in den wirklichen Begebenheiten mit Eifer nachſtrebte, richtete er zugleich die Kräfte ſeines edlen Geiſtes und anſehnliche Geldmittel auf die Beförderung gemeinnütziger, menſchenfreundlicher Unternehmungen. Um die Stereotypie in Gang zu bringen, wandte er beträchtliche Summen auf. Zur Ermunterung mancherlei Gewerbfleißes, für die Verbeſſerung des öffentlichen Unterrichts, wie ſpäter für den Verein zur Förderung der chriſtlichen Moral, für die Bibelgeſellſchaft und andre Verbindungen zu ähnlichen Zwecken, waren ſeine großen Beiträge wie ſein geiſtiger Antheil höchſt erſprießlich. Die proteſtantiſche Gemeinde in Paris konnte jederzeit auf ſeine Fürſorge rechnen, die Schulen und das Armenweſen dieſer Glaubensgenoſſen insbeſondere verdankten ihm bedeutende Wohlthaten. Was er für Einzelne unermüdet gewirkt und geleiſtet, in dieſer wie in jeder Zeit ſeines Lebens, wäre unmöglich aufzuzählen. Doch tritt dies alles in Schatten vor der leuchtenden Wirkſamkeit ſeines eben ſo tiefen als reichen und lebendigen Geiſtes, der durch den Zauber der hinreißendſten Beredſamkeit unaufhörlich in das umgebende Leben

überſtrömte, und beſonders für die zahlreichen Deutſchen, die er in einer langen Reihe von Jahren aus allen Ständen und Klaſſen, Vornehme wie Geringe, zu ſeinem Umgange ſich drängen ſah, in tauſend Beziehungen lehrreich und heilſam wurde. Mit einer unglaublichen Geſchichts- und Weltkenntniß ausgerüſtet, zu den tiefſten Quellen der Staatskunde gedrungen und mit ihren flüchtigſten Erſcheinungen vertraut, im Mittelpunkte der lebendigen Fülle der Tagesgeſchichte, ſprach er beſonders gründlich, ſcharfſinnig, ja prophetiſch über die politiſchen Gegenſtände; ſeine Einſicht, ſein Urtheil, die für jedermann offen ſtanden, waren nicht ſelten die Zuflucht der auswärtigen Diplomaten und die Hülfe deutſcher und franzöſiſcher Gelehrten; mancher Bericht, mancher Aufſatz, der unter anderm Namen daheim Aufſehn und Bewunderung erregt haben mag, war nur der Abfall ſeiner reichhaltigen, täglich friſch erſtrömenden Reden und Geſpräche. Das berühmte Buch: „Napoleon Bonaparte und das franzöſiſche Volk unter ſeinem Konſulate“, welches zu ſeiner Zeit (1804) am trüben politiſchen Himmel wie ein Lichtmeteor erſchien, von Goethe und von Johann von Müller ſogleich rühmende Beachtung erfuhr, und für Deutſchland faſt die erſten enttäuſchenden Aufſchlüſſe über den ſelbſtſüchtigen, verderblichen Gang des nach Alleinherrſchaft ringenden Korſen gab, iſt weſentlich ſein Werk, aus ſeinem Geiſt und aus ſeinen Mittheilungen, und dem größeren Theile nach unſtreitig auch aus ſeiner Feder gefloſſen; dem Kapellmeiſter Reichardt, den man lange als Verfaſſer insgeheim, und ſpäter, als die Gefahr geſchwunden war, öffentlich genannt hatte, gebührt nur das Verdienſt,

dem Buche ein muthvoller (wenngleich anonymer) Herausgeber geweſen zu ſein, und dem Texte vielleicht hin und wieder einen Zuſatz oder eine im Einzelnen nöthig erachtete Ausdrucksveränderung gegeben zu haben.

Unter Napoleon's Herrſchaft hatte Schlabrendorf ſeine heitern Freiheitshoffnungen faſt ganz in düſtern Haß gegen den ſelbſtſüchtigen Zerſtörer derſelben zuſammengezogen. Wie früh er deſſen wahre Art und Bedeutung in Betreff der franzöſiſchen Zuſtände erkannt, berichtet uns ſchon vom Jahre 1801 her ſehr artig Jacobi, der in einem ſpäteren Briefe an Klinger ſagt: „Ein in jeder Abſicht ausgezeichneter Mann, ein Deutſcher, der die ganze franzöſiſche Revolution zu Paris durchgelebt und durcherfahren hat, — er wurde ſchon 1786 in London mein Freund, und ich fand ihn vor nun zwei Jahren in Frankreich wieder, — dieſer ſagte zu mir: „Es war acht Jahre lang hier alles drunter und drüber gegangen, wie in einer Bauernſchenke, einem Saufgelage, wo Einer den Andern überſchreit, eine Prügelei die andere ablöſt. Da trat Bonaparte mit ſeinem Holla! auf. Holla! rief er, und nur ein Holla machte er. Sein Erſtes war, alle Lichter auszublaſen. Er brachte keine Entſcheidung, ſondern nur ein Ende aller Fragen. Gleichviel, ſchrie er: Freiheit oder keine Freiheit, Religion oder keine Religion, Moral oder keine Moral; es iſt alles einerlei; liberté, égalité, dabei bleibt es; und daß jetzt nur Keiner mehr das Maul darüber aufthue, und ſich anders rühre, als man es ihn heißt; denn wie es nun iſt, ſo ſollte es werden, und ſo muß es bleiben! — Dieſelbe Rede, nur nach den Umſtänden ein wenig verändert, hat der große Mann ſeit-

dem an das ganze Europa gerichtet: Das einzige noch übrig gebliebene Jakobinerneſt, England, ſoll zerſtört werden, und dann wird es ſich mit dem unverſchämten Selbſtdenken und Selbſtwollen überall wohl geben, und alles draußen ſich ebenſo gemächlich fügen, wie es im Innern ſich wirklich ſchon gefügt hat. Mit dem deutſchen Vorwitz hat es ohnedies nichts zu ſagen; man droht nur mit dem Stock und ſogleich iſt alles ſtill." Auch in der Folge hörte Schlabrendorf nicht auf, gegen Napoleon immerfort mit allem Nachdruck ſeiner unbeſtechlichen Wahrheitsliebe ſich auszuſprechen. Der däniſche Dichter Baggeſen wurde durch ihn in gleicher Richtung vorzüglich beſtärkt und angefeuert. Schlabrendorf entging der Verfolgung des Machthabers vielleicht nur durch die Zurückgezogenheit und Sonderbarkeit ſeiner Lebensweiſe, die für ihn das vortheilhafte Zeugniß der Unſchädlichkeit ablegen mochte. Im Hôtel des Deux-Siciles in der Rue Richelieu, wo der Poſtillon ihn bei ſeiner Ankunft aus England zuerſt hingefahren, bewohnte er nach langen Jahren noch daſſelbe Zimmer im zweiten Stock, das er nie verſchloß und immer ſeltener verließ. Ohne alle Bedienung, umgeben von ſpärlichem, zerfallendem Hausrath, in zerriſſener Kleidung, mit allem Zubehör einer cyniſchen Gewöhnung, empfing er, Diogenes von Paris, wie er ſcherzend ſelbſt ſich nannte, in ſeiner Tonne täglich zahlloſe Beſuche von Menſchen aller Stände und aller Nationen, willig jede Arbeit ſogleich unterbrechend, und jedem Geſpräche, das auf die Bahn kam, mit allem Reichthum ſeines Innern ſich hingebend. Keine Rückſicht konnte ihn hemmen, ſebſt dem unbeſcheidenen Frager gab er, wenn auch unwillig, die ergiebigſte Auskunft;

häufiger freilich kam er den Fragen zuvor; zuweilen vier, ja fünf und ſechs Stunden lang konnte er ununterbrochen, im ſchönſten Gedankenzuſammenhange, mit beweglichſter Einbildungskraft und mit ſteigendem Reiz, durch ſeine reiche Rede den Hörer feſſeln, über die Stunden durch die Annehmlichkeit der Mittheilung täuſchend; man erzählt, daß er, am frühen Abend mit dem Lichte in der Hand einen Freund (Wilhelm von Humboldt) zur Treppe geleitend, mit demſelben am hellen Tage noch im Geſpräch begriffen an ſolcher Stelle gefunden worden. In ſeiner Offenheit verhehlte er ſelbſt den abgeſchickten Spähern, die ihn zu Zeiten aufſuchten, ſeine Geſinnung und Denkart nicht; ein ſolcher Mann, der frei und gerade ſeinen rechtſchaffenen Wandel verfolgte, nichts insgeheim und auf Nebenwegen herbeizuführen ſuchte, für ſich ſelbſt nichts Weltliches erſtrebte, keinen Einflüſterungen unbedacht Gehör gab, an keinerlei Ränken jemals Theil nahm und dabei als ein Sonderling erſchien, dünkte den damaligen Gewalthabern eher zu belachen als zu fürchten, und die Polizei Napoleon's, die mit dringenderen Sachen beſchäftigt war, ließ ihn unangefochten.

Seine bedeutenden Einkünfte verwendete er, da er für ſich faſt gar nichts brauchte, meiſt ganz im Stillen zu wohlthätigen Zwecken. Als er in Preußen wegen ſeines Außenbleibens mit dem Verluſte faſt ſeines ganzen Vermögens bedroht war, blieb ſein gleichmüthiger Sinn ungeſtört, und ſelbſt die für eine Zeit wirklich eingetretene Entziehung der Einkünfte konnte ihn nicht bewegen, durch irgend einen Schritt, der ihm als Zwang erſchien, ſolchen Nachtheil abzuwenden. Er geſtand

jedoch ſelbſt, daß er die Vergünſtigung, die einem Staatsbürger zum Aufenthalt im Auslande billigerweiſe gewährt ſein mag, für ſich bis zum Mißbrauche verwendet habe. In beinahe vierzigjähriger Abweſenheit hörte er indeß nicht auf, durch Geſinnung und Theilnahme ein Deutſcher, ein Preuße und noch insbeſondere ein Schleſier zu ſein, als ob er immerfort im Vaterlande geblieben wäre, und er wußte und kannte alles genau, was dort in Staatsverwaltung, Rechtspflege, Erziehung, Sittenart und Literatur gethan und betrieben wurde. Kant, Fichte, Klopſtock, Peſtalozzi, Lichtenberg, Schiller, Richter, Voß, den er ſehr liebte, und Goethe, der auch ihm als größter Stern leuchtete, waren inmitten von Paris und der Revolution ſeine treuen Begleiter. Seine Hülfe, ſeine Unterſtützung erſtreckte ſich vielfach auf die Angelegenheiten der fernen Heimath. Als Domherr von Magdeburg ſchloß er auch dieſe Stadt in den engeren Kreis ſeiner Neigungen ein, und bewies dortigen Anliegen der Einzelnen wie des Gemeinweſens ſeine vorzügliche Theilnahme. Große Summen ließ er wiederholt an die preußiſchen Kriegsgefangenen in Frankreich austheilen. Jede Noth und Verlegenheit fand bei ihm Gehör und Hülfe. Er betrachtete ſich als einen in der Fremde angeſtellten Armenpfleger ſeiner Landsleute; Gelehrte, Künſtler, beſonders Handwerksburſchen ohne Zahl, empfingen ſeine oft nach Umſtänden äußerſt beträchtlichen Spenden, ohne daß irgend ein Unterſchied galt, als der der Bedürftigkeit. — Im Jahre 1813 endlich nahm er ſich ernſthaft vor, an der kriegeriſchen Erhebung Preußens, die ſeine heißeſten Wünſche und freudigſten Hoffnungen belebte, perſönlichen

Antheil zu nehmen; allein böſe Ränke wußten ſeine Abreiſe zu verhindern, ihm wurden keine Päſſe bewilligt, und er mußte die Ereigniſſe in Paris abwarten. Doch hemmte dies ſeinen Eifer und ſeine Mitwirkung nicht; was er nur an Geld und Gut aufzubringen vermochte, große Summen, durch die Bedrängniß der damaligen Zeit in ihrem Werthe noch erhöht, brachte er rückſichtslos dem Vaterlande dar. Wichtige Dienſte leiſtete er der Sache der Verbündeten noch nach dem Einzuge in Paris. Die angeſehenſten Staatsmänner und Feldherrn beſuchten ihn dort. Sein edler Vaterlandseifer empfing zur Belohnung das eiſerne Kreuz, welches ihm, der ſonſt kaum auf Orden und Ehrenzeichen achtete, als eine durch Stiftung und Bedeutung vor allen andern ausgezeichnete Zierde galt. Schon nach dem erſten Einzuge der Verbündeten in Paris, noch mehr aber nach dem zweiten, regte ſich häufig in ihm der Wunſch und die Neigung, nach Deutſchland zurückzukehren und ſeine Tage im Vaterlande zu beſchließen. Gewohnheit hielt ihn jedoch in Paris feſt, und er unterließ jene Rückkehr, wie ſo vieles, was er eifrig gewollt, und lebhaft beſprochen, indem die Thätigkeit, die ſich ſo leicht dem Durchdenken von Abſichten und Planen zuwandte, nur ſchwer oder gar nicht zu den Anſtalten der Ausführung überging.

Seine Lebensart blieb im Ganzen dieſelbe, nur daß die Beſuche, die er empfing, jetzt auch aus den unteren Klaſſen häufiger wurden, ohne daß die der Vornehmen ſich merklich verringerten; leider auch mit manchen Wichten und Lumpen gab er ſich nur allzu gütig ab, und hatte ſpäter wenig Dank davon. Aus Bequem-

lichkeit hatte er ſchon früher ſeinen Bart wachſen laſſen, bald wurde dies eine Liebhaberei, und zuletzt eine ernſtliche Hauptſache bei ihm, die er mündlich und ſchriftlich mit Lebhaftigkeit vertheidigte und anempfahl. Mehr als früher befliß er ſich jetzt auch des Schreibens. Als Schriftſteller wollte er zwar nicht auftreten, aber gern ließ er ſeine Blätter und Hefte ſchriftſtelleriſchen Zwecken Anderer dienen. Geradezu verſchenken mochte er geiſtiges Eigenthum bisweilen, wie anderes, und die Empfänger durften, ja mußten ſogar daſſelbe nun als Eigengehöriges behaupten. Sein Reichthum an Gedanken und Erſchauungen war ſo groß, daß er alles Ausgeſprochene ſogleich der Welt überließ, und ſeinen Mittheilungsbedarf gleichſam jeden Augenblick ſelbſtthätig aus friſchen Vorräthen erneute. Nach manchen Vermuthungen, denen wenigſtens die Schreibart und der Gehalt mächtig zuſtimmen, ſollte auch die in Leipzig 1816 erſchienene kleine Schrift: „Einige entferntere Gründe für ſtändiſche Verfaſſung“ von Schlabrendorf herrühren, doch hat ſpäter der Profeſſor Hegewiſch in Kiel ſich als Verfaſſer öffentlich genannt. Von Schlabrendorf iſt ganz beſtimmt der Artikel Horne Tooke in der Biographie universelle, vielleicht auch noch andere Abſchnitte dieſer Sammlung.

Die Eigenthümlichkeit ſeiner Anſichten zeigte ſich meiſt ſehr auffallend; auch wo die Reſultate nicht neu erſchienen, waren es faſt immer die Wege, auf denen man ihn dazu gelangen ſah. Seine tiefſinnigen Ergründungen hatten in ſeinem Kopfe ein vollſtändiges, eigenthümliches Syſtem des Staats ausgearbeitet, eine Art von Urbild wie Platon's Republik, deſſen Richtung

jedoch das gerade Gegentheil der revolutionairen Beſtrebungen war, die ſich unter ſeinen Augen in ſo ſchreckliche Abwege verirrten. Aber auch in andern Gebieten des Denkens verſuchte ſein reicher Geiſt ſich mit fruchtbarem Erfolge; ein Werk über allgemeine Sprachlehre hatte er der Vollendung nahe gebracht, ſeine Forſchungen über Wortabſtammung, ſeine Verſuche in deutſcher Sprachbildung, wären ſehr der öffentlichen Mittheilung werth. Einige theils ihm entlehnte, theils in ſeinem Sinne geiſtvoll vorgetragene und weitergebildete Entwickelungen über Sprachſachen liefert das gehaltvolle und empfehlenswerthe Werk: „Ueber die Sprache (Heidelberg, 1828)“, welches ein würdiger Freund und Verehrer Schlabrendorf's mit ausdrücklich angedeuteter Beziehung auf ihn geſchrieben hat. Denkwürdigkeiten über die franzöſiſche Revolution, im Sinne der Diskurſe des Machiavelli über den Livius, ſchwebten ihm lange als eine Lieblingsaufgabe vor; geſprochen hat er gewiß mehrmals ihren ganzen Inhalt, aber zum Niederſchreiben kam er nicht. Sinnvolle Kernſprüche, in deren oft ſeltſames Gefüge er die Ergebniſſe ſeiner ſittlichen und geſchichtlichen Anſichten einzupreſſen bemüht war, beſchäftigten heiter manchen ſeiner ſpätern Tage. In ſolcher Art machte er auch verſchiedene Grabſchriften auf ſich ſelbſt; eine davon, in lateiniſcher Sprache, „Civis civitatem quaerendo obiit octogenarius.“

In ſeinen letztern Jahren beſchäftigte ihn auch die Sammlung von Büchern und Schriften in Bezug auf die franzöſiſche Revolution. Er hatte viele tauſend zum Theil allerſeltenſte Sachen zuſammengebracht, und beabſichtigte dieſen einzigen Schatz geſchichtlicher Quellen

einer preußiſchen Univerſität zu ſchenken. Aber auch ſein Teſtament war ein Werk, mit dem er ſich lange trug, ohne damit in's Reine zu kommen; er wollte eine allgemeinere Schulſtiftung mit einem Familienfideikommiß vereinigen, allein ſeine zahlreichen Plane hierzu ſchwankten noch unentſchieden, als der Tod ihn übereilte, und ein aufgeſundenes frühzeitiges Teſtament, zu Bentheim ſchon im Jahre 1785 niedergelegt, vor Gericht zur Sprache kam, und den Sinn des Abgeſchiedenen jetzt nur in unreifen und dabei doch ſchon veralteten Beſtimmungen darſtellte.

Schlabrendorf erkrankte nämlich im Sommer 1824, und verließ, auf dringendes Verlangen ſeiner Freunde und ſeines Arztes Dr. Spurzheim, die dumpfe Stadt, um eine ländlichheitre Wohnung unter Obhut eines franzöſichen Arztes in Batignolles zn beziehen. Dort verſchlimmerte ſich jedoch ſein Zuſtand, indem er ſchon Beſſerung zu verſprechen ſchien, und der edle Greis, bis in ſeinen letzten Stunden von hohen Vorſtellungen und reichen Gedanken umgeben, verſchied am 21. Auguſt 1824. — Baares Geld fand ſich nur ſo wenig vor, daß die preußiſche Geſandtſchaft die Begräbnißkoſten größtentheils vorſchießen mußte. Der Präſident des proteſtantiſchen Konſiſtoriums zu Paris, Herr Prediger Goepp, hielt über den Text: „Das Andenken der Gerechten bleibt im Segen" eine würdige Leichenrede, und die Beſtattung erfolgte auf dem Kirchhofe des Père La Chaise unter großem Zudrang von Theilnehmenden. Die beträchtliche Hinterlaſſenſchaft, worunter die Herrſchaft Kolzig in Schleſien, wurde Gegenſtand mehrer Proceſſe, da man das vorgefundene frühe Teſtament

von mehren Seiten anfocht. Die Bücherſammlung wurde verſteigert, und ging ſo dem gehabten Zweck auf immer verloren! Möchte der handſchriftliche Nachlaß, in wohlbeſorgter Herausgabe mit anderweitigen Beiträgen verbunden, auch dem größern Kreiſe von Landleuten, die den Verewigten nicht perſönlich gekannt, ein gerechtes Denkmal ſeines Namens werden!

Wir geben hier vorläufig einige Bauſteine zu einem ſolchen Denkmal. Zuerſt laſſen wir den flüchtigen Umriſſen ſeines Lebens, wie wir ſie eben mitgetheilt haben, einige Züge aus den Hunderten folgen, die ſich von den Eigenheiten des trefflichen Mannes ſammeln ließen, aber nicht alle ſchon jetzt erzählbar ſein dürften. —

Von ſeiner menſchenfreundlichen Hingebung in jeder Art an Hülfsbedürftige und Unglückliche giebt nachſtehende Geſchichte ein ſprechendes Beiſpiel. Während Schlabrendorf in England war, geſchah es, daß ein deutſcher Handwerksburſch daſelbſt wegen verſuchten Straßenraubs vor Gericht geſtellt wurde. Der Unglückliche war auf der That ergriffen, die Sache ſelbſt keinen Zweifel unterworfen, dem Ausſpruch des Geſetzes unentfliehbar; es half nichts, daß der Arme nur im Augenblicke der ſchrecklichſten Noth und ohne Waffen zu jenem verzweifelten Verſuche geſchritten war; die Todesſtrafe wurde ausgeſprochen. Kaum hatte Schlabrendorf von dem bevorſtehende Schickſale des ihm ſonſt unbekannten Landsmanns gehört, als er ſich des Verlaſſenen eifrigſt annahm, ihn wiederholt beſuchte, und zuletzt, um ſeine Hülfe und Tröſtung wirkſamer darbieten zu können, mit ihm das Gefängniß ganz und gar theilte. Die Hinrichtung war nicht abzuwenden; Schlabrendorf aber,

in ſeiner menſchenfreundlichen Sinnesart muthig aus-harrend, begleitete den armen Sünder, in Ermangelung eines Geiſtlichen von deſſen Glauben, zur Hinrichtung, und blieb unter frommem Zuſpruch an des Unglücklichen Seite, bis derſelbe den Geiſt aufgegeben hatte. Der König Georg der Dritte erfuhr dieſen ſchönen Zug hoch-herziger Menſchenliebe; wurde lebhaft davon ergriffen, und bezeigte dem edlen Grafen ſeitdem eine ganz be-ſondere Hochachtung. Ein anderer Fall zeigt ſeine Groß-muth in nicht weniger hellem Lichte. Ein Magdeburgiſcher Kaufmann befand ſich in Paris wegen Schulden in Ver-haft. Seine dreizehnjährige Tochter wurde veranlaßt, ſich an Schlabrendorf zu wenden, und that dies nicht vergebens. Die erforderliche Summe betrug achttauſend Franken, und Schlabrendorf hatte deren nur viertauſend zur Verfügung, aber augenblicklich ſchaffte er die fehlen-den viertauſend durch ein Anlehn herbei, und die Tochter hatte das Glück, ihren Vater ſofort in Freiheit zu ſehn. Merkwürdig war auch ſonſt ſein Benehmen in Betreff des Geldes. Er beſuchte, ungefähr um die Zeit des Anfangs der franzöſiſchen Revolution, in Karlsruhe den Markgrafen Karl Friedrich, mit welchem vortrefflichen Fürſten er in der ſchönſten, innigſten Bekanntſchaft ſtand. Der Naturforſcher Gmelin fuhr mit Schlabren-dorf nach Raſtatt, wo ſie über Nacht bleiben wollten. Das Wirthshaus war aber ganz beſetzt und voller Be-wegung. Mit Mühe erlangte Gmelin von dem Wirthe ein kleines Stübchen gleicher Erde neben der Hausthüre, das ſonſt gar nicht in Betracht zu kommen pflegte. Zur Nacht ſich entkleidend hängt Schlabrendorf ſeinen Rock läſſig an den Thürpfoſten, und legt ſich ruhig ſchlafen.

Gmelin wollte die Thüre ſchließen, da verſicherte Schlabrendorf, er könne durchaus nicht in einem verſchloſſenen Zimmer ſchlafen, und die Thüre blieb alſo unverſchloſſen. Schlabrendorf ſchlief alsbald ein, Gmelin aber, der die fortdauernde Bewegung im Hauſe hörte, auch manchmal die Stubenthüre durch Irrthum anfaſſen und aufklinken hörte, und Ueberfall von Fremden, vielleicht auch Dieberei fürchtete, that faſt keine Auge zu. Als er dies am andern Morgen ſeinem Slchafgenoſſen klagte, lachte dieſer, und zeigte aus ſeinem Rocke hervor einige Rollen Gold und für dreißigtauſend Gulden Wechſel, die ruhig am Thürpfoſten mitgehangen hatten, ohne daß ihm darum bange geweſen! Als Gegenſtück dieſes Falles, wo das Geld der ängſtlichen Sorge um daſſelbe nicht werthgeachtet erſcheint, noch ein anderer Zug, in welchem die Vorſtellung von Recht und Unrecht dem Theile mehr Werth als dem Ganzen beilegt. Ein Wechſelhaus in Deutſchland hatte an Schlabrendorf eine Summe von etwa zwanzigtauſend Franken zu übermachen und zeigte ihm an, daß dieſes Geld nach beigelegtem Ausweiſe zu ſeiner Verfügung bereit liege. An der Berechnung fand er eine Kleinigkeit auszuſetzen, er glaubte die Gebühren um ein Geringes überſchritten, und mit allem Unwillen eines Gekränkten und Mißhandelten that er Einſpruch. Vergebens ſuchte ſich das in wohlerworbenem Rufe geachtete Wechſelhaus zu rechtfertigen, er blieb dabei, man habe ihn übertheuert, und war nicht zu bewegen, das Geld zu beziehen; lieber, als in ſolches, nach ſeiner Meinung, ihm zugefügtes Unrecht einwilligen, ließ er alles fahren, und lange Jahre hindurch blieb auf dieſe Weiſe bei den betroffenen Leuten die ganze Summe

ungenutzt liegen. Welchen Ausgang die Sache zuletzt genommen, iſt uns nicht bekannt geworden. — Mehreres, was Niemeyer in zweiten Theile ſeiner Deportationsreiſe nach Frankreich aus dem Jahre 1807 von Schlabrendorf Anmuthiges und Gefälliges erzählt, möge dort nachgeleſen werden. —

Merkwürdig und unterhaltend wird es dem Leſer ſein, den edlen Greis aus der Feder ſeines Freundes Oelsner, um deſſen allzufrühen Abſchied wir auch ſchon trauern müſſen, mit aller Unbefangenheit vertraulicher Mittheilung rückhaltlos geſchildert zu finden. Er ſchreibt:

— „Bei meiner Rückkehr von Plombieres fand ich Schlabrendorf nicht mehr. Obwohl ich ihn krank wußte, länger und gefährlicher, als er ſelbſt glaubte, hatte ich doch nicht gefürchtet, daß er ſchon ſo früh entſchlummern würde. Vielleicht iſt gefehlt worden, daß man ihn, ohne Uebergang, aus der verdickten Atmoſphäre ſeiner Wohnung in ein luftiges Krankenhaus verſetzte. Ihm ſelbſt wird vorgeworfen, er habe, der Bedenklichkeit ſeines Zuſtandes inne, die Mittel der Geneſung übertrieben. — So alt er auch geworden, hat er doch eigentlich ſein Leben abgekürzt durch die thörichte Lebensweiſe, in welche er, aus einer Art von Sparen, verſunken war. Nur eine ſehr geſunde und kräftige Natur konnte, ohne zu wanken, das Einſitzen, den Schmutz, die elende Koſt, zehn Jahre lang, aushalten. Zuverläſſig war ſein Körper auf Dauer organiſirt. Es iſt unglaublich, was dieſer zu entbehren vermochte. In früheren Jahren hat ihm Schlabrendorf bisweilen, zur Probe, zweimal vierundzwanzig Stunden, und mehr,

alle Nahrung verweigert. Ebenſo machte unſer Freund an ſich moraliſche Experimente. Er iſt dadurch zu einer inneren ungewöhnlichen Ausbildung gelangt. Schade, daß dieſe und ſeine andern Mittel keinen, ſeinen übrigen Verhältniſſen angemeſſenen Wirkungskreis gefunden. Wie unendlich viel hätten da ſein guter Wille, ſeine Redlichkeit, ſeine edle Uneigennützigkeit, ſeine mannigfaltigen Kenntniſſe und Einſichten genützt! Im Pflichtverkehr mit der Außenwelt würde eine gewiſſe Ueberſpannung, die ſeinen Begriffen anhing, zu mäßigerem Niveau herabgeſtiegen ſein. Sein Leben ſtand im Widerſpruche mit den Grundſätzen, die er ſich gemacht hatte, und die er predigte. Auch fühlte er ſehr, daß er es zu keinem ihm ſelbſt genügenden Zwecke verwandt. Unſchlüſſigkeit, Hingebung in das Intereſſe des Augenblicks, zu große Willfährigkeit für Andere, Geſelligkeit, Geſprächigkeit, mitunter Stolz, insbeſondere aber bis zur geringſten Umſtändlichkeit ausgeſponnene Entwürfe ſind ſchuld, daß keiner ſeiner Lebenspläne zur Ausführung gekommen. Zuletzt tröſteten ihn über das verfehlte Sein die Verkehrtheit der Welt und die Ueberzeugung, daß er doch nicht viel würde ausgerichtet haben. Ernſtlicher konnte er ſich damit tröſten, eine lebendige Wohlthätigkeitsanſtalt für Arme und Hülfsbedürftige zu ſein. Dieſe wandten ſich nie vergebens an ſeine weichherzige Freigebigkeit. Für ſie war bei ihm beſtändig Almoſen bereit, Empfehlung und guter Rath. Allein da er nie in Noth geweſen, und blutwenig perſönliche Bedürfniſſe hegte, ſo erkannte er die der Andern nur inwiefern ſie ihm geklagt wurden. Er iſt Jahre lang auf einem vertrauten Fuß mit Leuten umgegangen, denen er wohlwollte, und

gern gedient hätte, wenn ſie den Muth gehabt, ſich über ihre Lage auszuſprechen, von der ihm nichts ahndete. Selten ſich einer öffentlichen Subſkription entzogen und faſt immer erkleckliche Beiträge ausgeworfen zu haben, wird er der Oſtentation bezüchtigt. Man muß, däucht mich, dem Gemeingeiſte ſeine Schwächen zu gut halten. An ſich ſelbſt ſparte, ja knauſerte er. Das Wohlfeilſte war ihm das Liebſte. So trank er z. B. ſchlechten Wein, und war nicht zu bewegen, beſſern anzuſchaffen. Die paarmal, da in ſeinen beſſern Zeiten ihn die Luſt angewandelt, ſeine Freunde zu bewirthen, laſſen ſich an den Fingern abzählen. Dem, der in die Vielſeitigkeit des menſchlichen Gemüths einzudringen und die Widerſprüche deſſelben auszugleichen weiß, darf ich es ſagen, daß Schlabrendorf, bei aller ſeiner Freigebigkeit, einen natürlichen Hang zum Geize beſaß. Die beträchtlichen Summen, welche er zehn, zwanzig Jahre, und länger, ohne Nutzung in fremden Händen liegen und lieber ſchwinden ließ, als ſie verlieh oder verſchenkte, unterſtützen meine Behauptung. Bis in ſein hohes Alter blieb er, trotz ſeines Schmutzes, liebenswerth und gefiel den Frauen. Es iſt zu bedauern, daß keine ihn gefeſſelt hat. Seine, nicht eben hackele, Sinnlichkeit zu reizen und zu beſchäftigen, hielt nicht ſchwer. Zu ſeinen Idealen gehörte eine kinderreiche Ehe. Ihm wäre ſie ein wahrer Segen geweſen. Bei meinem erſten Aufenthalte in Paris lernte er durch mich eine junge, ſehr anziehende Schottländerin kennen, Miß Chriſtie, die, vor einiger Zeit noch, glücklich verheirathet zu Inverneß lebte. Mit ihr verſprach er ſich. Die Päſſe lagen bereit, ſie, ihren Bruder und ihre Schwägerin nach der

Schweiz zu begleiten, um dort die Ehe zu ſchließen, als Schlabrendorf verhaftet ward. Durch ſeine Gefangenſchaft und ihre nothgedrungene Abreiſe aus Frankreich zerſchlug ſich die Sache. Dieſes Mißgeſchick ſcheint ihm nicht ſonderlich zu Herzen gegangen zu ſein. Perſönliche Anhänglichkeiten waren bei ihm nie ſehr ſtark. Deſtomehr beſaß er allgemeines Wohlwollen. Er ſahe mich gern, er ſchätzte mich und bezeigte Achtung für meine Anſichten und Urtheile; auch war er zu jeder Gefälligkeit geneigt, die ich hätte verlangen können. Allein ich konnte wegbleiben, ihn unbeſucht laſſen, ſo lang ich wollte, ohne daß er es bemerkte. Unſer hauptſächlicher Verkehr beſtand in Converſation. Ich brauche Ihnen ſeinen Umgang nicht zu ſchildern. Nachſicht und Verträglichkeit, offener, für jede mögliche Situation empfänglicher Sinn, Theilnahme und Mittheilung aus einer reichmöblirten Denkkraft machten Schlabrendorf zu dem anmuthigſten und einnehmendſten Geſellſchafter, deſſen unbefangene Seele, deſſen Selbſtvergeſſenheit ihm die Herzen gewann. Kein Menſch iſt je, wie er, aller Art von Umtreiberei fremd geblieben. Und doch hätte er, in ſeinen letzten Tagen noch, dem Polizeiweſen in die Hände gerathen können. Ein junger Mahler hat vor einigen Jahren ein wohlgetroffenes Bildniß von ihm verfertigt. An jenen wandten ſich einige junge Deutſche, zuerſt ſchmeichelnd, dann mit Gelderbietungen. Sie verlangten Kopie. Der Künſtler, dem die Erlaubniß zu mahlen nur unter der Bedingung bewilligt worden, daß er Niemandem Abſchrift liefre, iſt ein zu ehrlicher Mann, um nicht Wort zu halten, oder ſich beſtechen zu laſſen. Alſo wurden die Verſuche abgewieſen. Die vielfältige Wiederholung derſelben erregte indeß ſeine

Neugier, zu wiſſen, warum man den Gegenſtand mit ſolcher Hartnäckigkeit beziele. Er erfuhr, daß die Thorheit wünſche, den herrlichen Kopf mit ſeinem Barte in ihren Verſammlungen aufzuſtellen. Denken Sie ſich die Folgen für den unſchuldigen Greis, wenn ſein Bildniß als eine Art von Baphomet irgendwo entdeckt wurde!"—

— „Der ſonderbare Mann hat die geringfügigſten Papierſchnitzel aufbewahrt. Ein mächtiger Schwall von Schriften zeigt ſich in ſeinem Nachlaß. Ich habe den Wunſch geäußert, daß Ihnen die ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, die moraliſch-politiſchen wenigſtens, zur Sichtung überantwortet werden. Die linguiſtiſchen zeigen einen ungeheuern, oft unleſerlichen Kram. Aber mit wieviel Allotrien ſich der gute Mann doch auch beſchäftigt hat! Ganze lange Liſten von Ordensgliedern zu kopiren! Tag für Tag ſind die Beſuche angemerkt, die er erhalten hatte. Wollte er ſie dereinſt vielleicht wiedererſtatten? Den zahlreichſten Papierſtoß bilden die Hülfsgeſuche. Man ſiehet daraus, daß er viel wohlgethan, und wie ſein Ruf bis in die entlegenſten Hoſpitäler gedrungen. Bei alledem war es ein verfehltes Leben. Er hat es oft ſelbſt gefühlt. In einer der mehreren Grabſchriften drückt er Gedanken aus, daß mit ihm nichts als Projekte, aber unermeßlich viele und unglaubliche zu Grabe gehn." —

— „Schlabrendorf wollte im Handeln vorſichtiger ſein und klüger, als die ganze übrige Welt. Niemand hat je in Hinſicht ſeiner ſelbſt unglücklicher fehlgegriffen. Im Widerſpruche mit ſeiner Natur machte er ſich zum Klausner, während er nicht ohne Umgang leben und denken konnte; denn Verkehr mit Andern wirkte auf ihn wie magnetiſche Reibung, er gerieth dann wachend

in einen Zuſtand von Somnambulism, der, ſeinen Geiſt aller unmittelbaren Umgebung entrückend, wahre Genialität in ihm erzeugte. Sich ſelbſt überlaſſen hingegen war der ſeelengute, wohlwollende, ächt fromme Greis von tauſend Bedenklichkeiten umfangen, die ſeine Eingezogenheit ihm läſtig, öde, traurig machten. Stolz verſperrte den Austritt; man wollte nicht eingeſtehn, geirrt zu haben. Wie ſehr ihn die thörichte Lebensart drückte, zeigt die ſtete Bereitwilligkeit, den Pult, an dem er Silben zählte, zu verlaſſen, um ſich dem erſten beſten unbedeutenden Beſuche auf halbe Tage hinzugeben. Wäre ſein Gedanke nach innen gerichtet, ſtark oder leidenſchaftlich an einen Gegenſtand der Betrachtung gefeſſelt geweſen, ſo hätte er unmöglich an dem langen Erörtern und oft zweckloſen Geplauder Behagen gefunden. Doch Friede und Ehre ſchwebe über ſeiner Aſche! Kein Sterblicher hat es mit Zeit und Nachwelt beſſer gemeint.“—

Schließlich theilen wir von Schlabrendorf ſelbſt hier einige der ſchon erwähnten Kernſprüche, — oder Einzelblicke, wie er ſie nannte, — in der Faſſung und Geſtalt mit, wie er ſie eigenhändig aufgeſetzt und zu verſchiedenen Zeiten uns freundlich zugefertigt hat. Die Wunderlichkeit des Ausdrucks und der Sprachfügung wird freilich öfters Anſtoß geben. Er fühlte ſelbſt das Mißliche, und wünſchte ſich durch den Beifall der Freunde geſtärkt und gerechfertigt zu ſehen. Oelsner, dem er ſolche Proben zur Beurtheilung vorgelegt, ſchrieb ihm unverhohlen wie folgt:

„Einiger Bedenklichkeiten wußte ich mich nicht zu erwehren bei Leſung des Blattes, von deſſen hohem Werthe ich übrigens durchdrungen bin, denn der Lehre

gehet das Muſter zur Seite, beide wie nur ein Tiefforſcher ſie uns geben kann. Zuerſt entſtand die Frage, wird der Vortrag Eingang finden? Es iſt faſt unmöglich, daß ein ſehr gedrängter in gleichem Verhältniſſe bündig und fließend ſei. Geſuchte Wendung, unnöthiger Zwang ſind anſtößig. Man ſieht keinen Grund z. B. „des fünften Karls“ dem üblichen und daher allgemein verſtändlicheren „Karls des Fünften“ vorzuziehen. Sinnſprüchen, die entweder einen politiſchen Satz, doch nicht ohne Rückhalt kund thun, oder eine moraliſche Betrachtung an's Gemüth legen ſollen, wie die mir gefeierten Einzelblicke, ſind der pythiſche Ton und Rhythmos glücklich angemeſſen. Sollten dieſe aber nicht für einen rein didaktiſchen Gegenſtand allzu gravitätiſch ſein? Ganz gewiß erſchweren ſie den mißtrauiſchen Gang auf neugebrochener, uneingetretener Bahn. Daß Anwendung der ertheilten Vorſchriften mannigfaltigen Nutzen ſtiften werde, unterliegt keinem Zweifel. Aber laufen wir nicht Gefahr, die Zeugungskraft unſrer Sprache über Maß zu wecken? Leicht könnte ſie in polypenartige Geilheit ausſchweifen, und wir geriethen dann in nicht geringe Verwirrung. Andrerſeits iſt eine vollkommen ſchulrechte Sprache noch darum keine anmuthige. Ich kann irren; aber mir ſcheint, daß, wenn jeder Vorſtellung ein ſtreng abgezeichneter Ausdruck beſchieden wäre, dieſe Einmarkung ihrer Regſamkeit höchlich ſchaden würde. Erſt ſeitdem ſich unſre Sprache in ihren Formen und Gebärden den ausgebildeteren Nachbarinnen genähert hat, iſt ſie umgänglicher geworden. Deſſenungeachtet hauſet ſie im Mittelpunkte von Europa noch immer ziemlich verlaſſen. Dem Auslande behagt ſie wenig. Ich fürchte, wenn

wir ihr die altgothiſche Tracht gar zu eng anſchnüren, daß ſie noch mißfälliger wird. Ihren modernen Schweſtern muß ſie ſich hüten fremd zu werden. Der lebendige Verkehr zwiſchen den europäiſchen Völkern ſorgt dafür, und macht eine gänzliche Reform unmöglich. Iſt der Vortheil einer völlig homogenen Sprache wirklich ſo groß, wie wir uns einbilden? Denken die deutſchen Köpfe heller in ihrer Urſprache, als der Engländer in ſeiner aus den fremdartigſten Elementen zuſammengeſetzten? Zu beſtimmen wäre, wie weit ſich die Spracheinigung erſtrecken ſoll. Bannen wir Wörter, wie Komplott, Magiſtrat, Proviant, ſo kann am Ende man auch Kehraus machen mit Ordnung, Fenſter, Biſchof und dergleichen. Aufnahme ausländiſcher Subſtantiven bereichert die deutſche Sprache mit Endigungen, deren ſie keine große Mannigfaltigkeit beſitzt. Die meiſte Hülfe thut dem Zeitworte noth. Wer das gelenker machen könnte! Auch erſetzt die Leichtigkeit, Derivativen zu ſchaffen, ganz und gar nicht, was uns hier an Stammwörtern gebricht. Zuletzt ſähe ich unſre Sprache lebensgern von einer Menge nichtsſagender Silben gereinigt. Vielfach bitte ich um Nachſicht, auf Belehrung hoffe ich.“—

Wiefern die hier ausgeſprochenen Bedenken und Warnungen Gültigkeit haben, beurtheile jeder kundige Leſer ſelbſt. Daß ſie im Ganzen gegen die Vorliebe und beinah Leidenſchaft, mit denen die verführeriſche Richtung einmal ergriffen und die im bürgerlichen Leben mißbilligte Herrſchwillkür auf das Sprachgebiet geworfen war, wenig ausgerichtet hat, werden die Sprüche ſelbſt, welche nun folgen, auch ihrem ſonſtigen Gönner noch oft genug darthun. Daß bei manchem Gelungenen hier

vieles Mißrathene ſtehe, wollen wir auch unſrerſeits gar nicht läugnen.

1830.

I.

Der cherubiniſche Wandersmann von Angelus Sileſius überraſchte mich um ſo mehr, als der zum Seelenarzt gewordne kaiſerliche Leibarzt, eine Umwandlung, die auch heut ſo uneben nicht dünkt, — mir noch völlig unbekannt war. Allein beim erſten Durchblättern fand ich mich oft ganz wie zu Hauſe, wovon ich dem geiſtreichen Dollmetſcher, als Beläge meines Dankgefühls, nur einige Nummern hier anführen will. Ja, bald erinnerte ich mich auch, wohl ſchon manches, freilich nach meiner Art, und ich bin weder Seelen- noch Leibarzt, dem Papiere längſt anvertraut zu haben. Hiervon ebenfalls ein paar Beläge.

1.

Der Prieſter, Angelus Sileſius:

Die ſchönſte Weisheit.

Menſch! ſteig' nicht allzu hoch, bild' dir nichts übrigs ein;
Die ſchönſte Weisheit iſt, nicht gar zu weiſe ſein.

Der Laie, Eremita Pariſienſis:

Ausflug und Reiſegewinn.

Der Meßkunde Vorhof, der Staatsweisheit Heiligthum, ſtempelt Kinderwahrheiten: wer ſein Forſchen nie

kindlich begann, wird kein Meßkünſtler; wer es nie kindlich abſchloß, kein Staatsweiſer.

2.

Wiederum der Prieſter:

Die volle Seligkeit.

Der Menſch hat eher nicht vollkommne Seligkeit,
Bis daß die Einheit hat verſchluckt die Anderheit.

Und der Einſiedler:

Weltenmuſterung.

Was Sinnlichkeit vereinzelt, ſoll der Menſch wieder aneinen, Liebe ſtets umfaſſen: drum, wie beide wachſen, durch neuen Bezug, höheren Zweck, gliedert ſich friſches Geein; wohl nur der Hausnächſten zuerſt; dann auch der Gemüthsnächſten; der Lichtgenoſſen; bald vielleicht der Bürger; einſt der Völker; endlich der Welten; und ſogar der Zeiten: oder ſchuf Urwille nicht die unabſehliche Stufenleiter perſönlicher Enteinzlung? —

Indem ich das Letzte abſchreibe, werde ich freilich gewahr, daß ich mir erlaubt habe, die biedre Mutterſprache nach meinem Sinne umzuformen, und das geht denn nicht immer glücklich ab; wenigſtens gefällt ſelten der erſte Eindruck. Dennoch könnte ich mich nie entſchließen, ein buntdeutſcher (auch ein ſelbſtgeprägtes Wörtchen) Schriftſteller zu werden. Uebrigens erinnert, glaub' ich, meine Weltenmuſterung nicht bloß an den herzlichen Angelus Sileſius, ſondern auch an den eben nicht leichtgläubigen Leſſing, der eine kleine Abhandlung ſchließt: „Und wo hört die Reiſe auf? — Im Schooße Gottes!"

3.

Angelus Sileſius:

Durch die Menſchheit zu der Gottheit.

Willſt du den Perlenthau der edlen Gottheit fangen,
So mußt du unverrückt an ſeiner Menſchheit hangen.

Eremita Pariſienſis:

Aller Entweihungen ärgſte.

Entſchwebt nicht Zauberſinn ſchon, ſobald Kunſt muß dienen, wie Schemen, zu erſchnappen Tagesbedarf? Auch Gotteslehr, auch Gotteshuldigung, dient etwa je nur ſtolzer Willkür ſie zum Wehrſchild, ſie zum Strafſchwert, verläugnet ihre Himmelskraft; zeugt im Dünkel nie Gottinnigkeit! Auf Erden höher nichts, als Menſchenwürde; wer am Zeitgeiſte ſie haßt, mag der fromm noch heißen vorm Schöpfer? Rein bleibt kein Zweck, gilt uns für Mittel bloß das Heiligſte.

4.

Angelus Sileſius:

Ein wachendes Auge ſiehet.

Das Licht der Herrlichkeit ſcheint mitten in der Nacht;
Wer kann es ſehn? Ein Herz, das Augen hat und wacht.

Eremita Pariſienſis:

Lebensergebniß.

Beengt ſei, oder noch ſo rieſenhaft, des Menſchen Umblick; wie mag auf des Grundes Tiefe ſich ihm bewähren zuletzt wohl jede Anſicht hienieden? Wie Raupenhülle

zwar, wie Seifenblaſe, wie Schattenbild nur! Doch Licht und Leben unerſättlich einſaugend, überſchwänglich zurückſtrahlend, je wie unſer Geiſt hineinzulegen verſtand mehr gediegene Wahrheitskörner; unſer Gefühl zu ärnten begehrte mehr unvergänglicher Freude.

5.

Angelus Sileſius:

Des Weiſen Adel.

Des Weiſen Adel iſt ſein göttliches Gemüthe,
Sein tugendhafter Lauf, ſein chriſtliches Geblüte.

Eremita Pariſienſis:

Gilt kein Heldenblut, gilt Heldenſinn.

Wer überzählt die Geſtalten, miſſet jeden Umriß, ordnet jede Farbe, unter deren Zauberhülle das Edle, das Erhabene, uns Erdengeiſter ſchon beſuchte, beſuchen darf? Fand es im Ritterhelme dein Stammvater, athmet in dir noch ſein Geiſt, — muß auch bannen ſich dieſer in jene Einzelform? lebendige Tugend nur ſpuken heut im Leichentuch?

6.

Angelus Sileſius:

Die Einigkeit.

Ach, daß wir Menſchen nicht, wie die Waldvögelein,
Ein Jeder ſeinen Ton mit Luſt zuſammenſchrein!

Eremita Pariſienſis:

Schattenriß.

Volkleben iſt Bethätigungsverein als Selbzweck; daher ſoll's auch Kunſtgeſchick ſein, Willensvielartigkeit ungelähmt anzueinen: Hauptgränzen pflanzt Urſatzung; nähere jedes Umſtandsgeſetz, durch wie für Alle: ſo begränzt, herrſchen kräftge Staatsgewalten; abgeſtuft wie's der Tag heiſcht; nicht anders einzeln gezüchtet; nur zuletzt Alle, durch Aller Augen.

7.

Angelus Sileſius:

Die Augen der Seele.

Zwei Augen hat die Seel': eins ſchauet in die Zeit,
Das andre richtet ſich hin in die Ewigkeit.

Eremita Pariſienſis:

Des Freiſinns Verzücktheit.

Wachſenden Tagesdruck miſſet Erdenblick ſchnell; doch eben ſo ſtirbt er auch hin! Dämmernden Fernſchutz erſpäht Vernunftblick allgemach; aber lebt ewig! Dieſen quält Ungeduld nie; bloß jenen ſtets: unſerm Fernrohr entnebelt Weisheit ein Ziel, reicht mühſelger Forſchweg die Mittel; drum ſcheint ihm nichts frech: nur Tageshand ſoll büßen für Einzelthat, gleichviel wie hoch ſtrebend. Will Tagesrolle dennoch entſcheiden vorweg; nicht minder untrüglich, unerbittlich alsbald, wie Ferngeſchick einſt; raubt heut ſchon deine Sünderhand oben zögerndes Rachſchwert, o dann verhängt in dir ein Gott, vollſtreckt hienieden ein Verbrecher.

Ein Gericht, drei Fragen.

„Den Meuchelſtahl zückt heut auch Biederſinn?... wo noch herrſcht der Stimmen fortan wohl mehr als Eine!“

— Nur Eine über Thatſchuld; ſo will's des Rechtes Urgrund, Buchſtabe, Nothdrang.

„Und Thäter?“

— Geſetz ergreife, richt' und vernicht' ihn; ſein Wahn ſcheuche Jugend; den furchtbar Haſtigen beweine, wer Thränen kennt; gebuhlt um ſein Herz hätte ſelbſt... der Opfergreis.

„Allein des Sünders Nachlohn?“

— Klang für Erdenpilger es gar zu frech, hier zerſchmetterten wie Himmelsfürſt, um ſo frecher klingt's wahrlich, dort ſchon allrichten wie Er! *

* Hugo in der „Schuld“:
Seht ihr wohl, ſo iſt der Menſch!
Drum, wenn Einer iſt gefallen,
Mag der Andre weinen; aber
Nicht zu richten ſich erkühnen.

8.

Angelus Sileſius:

Zufall und Weſen.

Menſch, werde weſentlich! denn wann die Welt vergeht,
So fällt der Zufall weg, das Weſen, das beſteht.

Eremita Pariſienſis:

Tageslauf und ewiges Ziel.

Sinnlich erwacht und entſchläft irdiſches Einzelleben; ja ſelbſt im edelſten Nu geiſtiger Kraft bleibt's noch ſinnlich gemiſcht: doch auf hohem Zeitenmeere bildet end-

lich auch der Menſchheit Lebenslauf ſich rein geiſtig; ſtößt von ſich das Vergängliche, das Ordnungswidrige, das Unwahre; und Wahrheit allein, wirkt ſie minder gerecht wohl morgen als heut? Iſt denn im Geſchöpfe ſie nicht des Urweſens Athemzug?

II.

1. Wortlob und lebendiges.

„Des Alterthums unſterbliche Weiſen und Helden, o wie viel Großes haben ſie thätlich uns gelehrt!"

— Noch magſt du's allenfalls rühmen, nur wähne deßhalb nie, es dürf' ein mit uns athmender Geiſt ungeſtraft ſich regen, wie ſonſt Jene: denn Träumer begrüßt man ſofort dich; bald auch Heuchler; vielleicht Weltſtürmer ſchon; oder gält' etwa nicht für Höllenſpuk ſo mancher altverehrten Bürgeraſche friſch aufloderndes Jugendfeuer?

Selbſt neuerlich klang edler nichts, aus der Ferne, als Nordamerika's unadlicher Freiſinn! bis er, zu uns herüberſchiffend, nun bloß wie Scheuche droht, jeder erbträgen Knechterei, jedem aufgedunſ'nen Herrſchling.

Umſonſt für uns erwacht jetzt Hellas ſo ſpät! oder ſoll wohl der Nachbarn alte Geiſteserbſchaft, — lange freilich entrückt, durch des Turbans Schwertrecht, dennoch unvertilgbar, und mit jedem Feſſelroſt, wie leiſ' auch, überliefert, — ſich drum für glücklich're Enkel neu begründen, durch des Vernunftrechts, des Rieſenglaubens Heldenkampf? *

* Was hat euch nun, ihr Völker, ſo ſcheu und bang gemacht?
Der Geiſt, den ihr beſchworen, er ſteigt aus tiefer Nacht
Empor in aller Größe, und beut euch ſeine Hand —
Erkennt ihr es nicht wieder, das freie Griechenland?
Die Funken in der Aſche, in der ihr oft gewühlt,
Die Funken, deren Gluthen ihr oft in euch gefühlt,
Sie ſchlagen luſtig lodernd zu hohen Flammen aus —
Kleinmüthige, ihr ſeht es — und euch erfaßt ein Graus!
O weh, ſo habt ihr, Freunde, mit Namen nur geſpielt?
— — — — — — — —
Was ihr erträumt ſo lange, leibhaftig ſteht es da,
Es klopft an eure Pforte — ihr ſchließt ihm euer Haus —
Sieht es denn gar ſo anders, als ihr es träumtet, aus?

Wilhelm Müller.

2. Einzelwunſch und Geſammtblick.

„Kann es geben öffentliche Meinung, Volkswillen, Gemeingeiſt?"

— Ernſter wohl keine Frage: verneint ſie ein Staatsmann, woher noch fernweiſes Ziel, nächſtkluger Vorſchritt! Nirgend freilich ſchaut Erdenſinn Geiſt, während dieſer maulwurfsartig ſpukt überall, wie Hamlet's Vatergeſpenſt *: ja, was heimlich begehrt jeder Wüſtling, verwirft er in jedem Schaukreiſe doch, als Mitbürger ſtets und laut **; denn wer Pflicht nie hörte für ſich, erkennt Rechtsheil dennoch für alle: drum nicht aus lichtſcheuer Willkür, nein aus offnem Freiheitsdrange, quillt ächtes Geſetz; und ſo wohnt im Volkmunde Himmelswort, ſollt' auch Erddünkel es nennen Verſchwörung.

* Für Aug' und Ohr giebt es keine Geiſterwelt, ſondern nur die Körperwelt, in welcher jene waltet und erſchafft.

Jean Paul.

** Solch eine Thatſache konnt' auch einem Beobachter wie Lichtenberg ſchwerlich entſchlüpfen. In eins ſeiner Gedankenbücher, alſo freilich nur unter der Form eines abgeriſſenen Einfalls, hat er ſie niedergelegt; und mit jener Laune, die zu den Eigenheiten dieſes ſeltnen Geiſtes gehörte. Doch hier ſeine Worte ſelbſt:

„Wenn ein toller Kopf des Teufels Streiche anfängt, iſt es deßwegen eine Folge, daß auch jede Rathsverſammlung von zwölf ſolchen Leuten eben ſolches Zeug anfangen würde? Keineswegs, ich bin vielmehr überzeugt, daß zwölf tolle Köpfe etwas beſchließen könnten, das ausſehen müßte, als käme es von zwölf klugen."

3. Kinderfrage, Thronfehde.

Gemeinwohl, kann's Gemeinblick tragen? wer ſchlichtet den langen Zwiſt? kein Gewaltſchlag, kein Vernunftbrüten allein: Erfahrenheit nur beſchwichtiget Leidenſchaft, erhebt zum Allbedürfniß endlich der Geſammtregel Unantaſtbarkeit: dann ſteht das Unmögliche da, lichtſcheue Macht erſt mächtig vorm Lichte; längſt Wahres im Kleinen, bald noch wahrer im Großen; und man vergiſſet allmählig den Preis, der heute billig erſchreckt.

4. Waltungskreis.

Wohin? lehrt Weisheit; woher? Geſchichte; Staatskunde ſieht das Heute; Staatsklugheit regelt das Morgen; wie? abgeſtuft nach jenem Wohin. Feſtnageln will Thorheit; nach Neuerung ſpringt Leidenſchaft; denn friſch wieder aufputzen haltloſes Erbgetrümmer mißbehagt viel zu bald jedem: doch Meinungsgewitter zündet, gern Schlag auf Schlag; alles ertränken möchte Löſchwuth; immer taucht Bürgerſinn auf: während noch Starrdünkel ſich äfft, und Vermorgung ſich lähmt; bis

Herrſchgrimm würfelt, grauer Trug endlich ſtürzt. Denn nur Gemeinziel macht weiſe; nur dorthin, auch Schrittmaß erſt klug. *

* Jedes Herrſchgebäude zur Unterjochung der Menſchen, von Machthabern ausgebildet, ſei's in Staat oder Kirche, muß endlich den freien, immer regen, nie ganz ſchlummernden Geiſteskräften des Menſchen weichen. Werden dieſe ganz wach und laut, ſo bleibt nichts übrig, als nur mit ihnen zu wirken, oder, war man früh genug ſchon weiſe und vorſehend, ſo ließen ſie auch urſprünglich ſofort bloß auf einen beſtimmt edlen Zweck ſich leiten. Erſt der Widerſtand zwingt ihnen eine gefährliche Richtung auf, und ſpielt ſie Leuten in die Hand, die ſolche Zeitumſtände perſönlich zu nützen verſtehn.

General von Klinger.

5. Zung' und Ohr, Waltung und Volkſinn.

Zum ſchulgerechten Singen wie Reden führt unſrer Klang- und Hörwerkzeuge Brudergefühl nur: zwar häufet bloße Stimmgebärkraft manch derben Verſuch; doch mitfühlender Sinn erſt miſſet ihn ſicher, leitet ihn ſtreng, bis zur Höhe menſchlicher Kunſt: täglicher Anreiz zum Prüfen bildet das Ohr; wie allprüfendes Horchen die Stimme.

Anders nicht erklimmt ſein Hochziel auch Waltungsberuf: darf prüfen kein Waltungshöriger, woher dann jedes Prüfſinns gedeihlicher Wachsthum? und woher je Vollreife der Waltung, darf ihrer Häupter Prüfſchau ſich einſchanzen für immer? Schon zu hören dachte Holberg's Kannengießer, wo Keiner ihm vorſang; eben ſo glaubt richtig zu ſingen, wer kaum hört.

6. In nämlicher Mundart Partheiſinn.

„Schwanken nicht jene üppig-ärmlichen Bürger, denen Hofgunſt Obdach erbaut, noch im Sprachbau unſindig, zwiſchen Mir zeitlebens und Mich?"

— O nein, in beide haben ſie längſt ſich förmlich getheilt; denn ausſchließlich gehört den Vornehmſten ihr ewiges Mir; drum bleibt auch der rohen Menge nichts weiter, als das geringere Mich: und warum belächelt ihr Spötter den ſtillen Vertrag? Theilt Recht und Pflicht man wohl anders! Fühlt zum Herrſcher erſt jemand den Ruf, gleich kennt er ſonſt nichts, als ſein Recht, doch weh dem Machtloſen, der ſtets nur beherrſcht wird; ihm gebührt bloß zu wiſſen, zu üben, ſeine Pflichten allein.

7. Bruderzeichen und Sammelort.

Das noch Geſtaltloſe, wer zeichnet's! dennoch ahnden wir fern hinaus geiſtiges Menſchthum, ſchon nicht raſtend mehr heut, und ewig nicht mehr: nur verhüllt ein heiliges Dunkel oft uns der Weihe Pfad zum hehren Bundeskreiſe: liegt doch ſein räthſelhaftes Wo und Wie nicht bloß hienieden und nicht jenſeits allein; denn immerfort, zwiſchen beiderlei Welten, ſchwebet und ſchwanket der ächte Menſch*: drum blickt er, bald mitleidsvoll, herab auf die eine, bald verzagend, hinauf nach der andern; und ſo ſchwingt, über manch irdiſche Argheit, gern ſich Vernunftſtolz; ja ſo ſchmiegt auch unter der Staubhülle an himmliſche Reinheit, gern und heitrer alsbald, ſich Herzensdemuth.

* Des Menſchen Seele
Gleicht dem Waſſer:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel ſteigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechſelnd.

Goethe.

8. Fernſpur und Fußraum.

Auf unbegränztem Zeitenmeere gehorcht des Menſchthums Entdeckungsfahrt unſerm engen Regelſinne zwar nicht: doch bedarf im ſterblichen Leben der Gattungskeime vielartiges Saatfeld mancher eindämmenden Schutzwehr; uns Erdbewohnern heißend, geſetzliche Freiheit des Bürgers: drum erweitert mehr ſich dieſe und mehr durch wachſende Kunſt unſers Fernblicks; prüft Recht und Pflicht aller ſinnlichen Waltung, bis ausgemeſſen, abgewogen daſtehn, für lebende Bürgerwelt, des jüngſtgebildeten Tages rechtliche Hemmkraft; härter nie zügelnd, als heut noch billig, den ſinnlichen Zögling geiſtiger Ewigkeit. *

* Bedürfniß, Noth und Gefahr, trieben zwiſchen des Mittelalters Ritter- und Pfaffenthum einen dritten Stand hervor, der gleichſam das arme Blut unſers großen, wirkſamen Staatenkörpers ſein muß, oder es fällt der Körper in Verweſung. Dies iſt der Stand der Wiſſenſchaft, der nützlichen Thätigkeit, des wetteifernden Kunſtfleißes; durch ihn ging beiden jenen Partheien der Zeitabſchnitt ihrer Unentbehrlichkeit auch nothwendig, aber nur allmählig zu Ende. Hieraus wird demnach ſichtbar, welcher Art die neue Ausbildung Europa's ſein konnte. Nur ein Geiſtesanbau der Menſchen, wie ſie waren und ſein wollten; ein Fortſchreiten durch Betriebſamkeit, Wiſſenſchaften und Künſte.

Wer dieſer nicht bedurfte, wer ſie verachtete oder mißbrauchte, blieb wer er war; an eine durch Erziehung, Geſetze und Grundverfaſſung der Länder allgemein durchgreifende Bildung ſämmtlicher Völker und Stände war damals noch nicht zu gedenken .... und wann wird daran zu gedenken ſein? Indeſſen geht die Vernunft, und die verſtärkte gemeinſchaftliche Thätigkeit der Menſchen, ihren unaufhaltbaren Gang fort, und ſiehet's eben als ein gutes Zeichen an, wenn auch das Beſte nicht zu frühe reifet.

Herder.

III.

Künſtlermährchen aus der Urzeit,

wie noch kürzlich ein ſechsundſechzigjähriger Graubart es humoriſtiſch nachzuerzählen vermochte.
1815.

? „renascentur quae jam cecidere, —“

Nachdem jenes Altmütterchen, das im Munde ihrer ſpätern Abkömmlinge, wenn nicht vielmehr Abartlinge, heutigen Tages nur ſchlechthin noch Natur betitelt wird, ſich bereits durch kräftige und liebliche Vollendung ſo mancher Menſchenform hinlänglich in der Bildhauerei verſucht hatte, fing die Gute auch an zu mahlen; Haut, Nägel, Lippen, Augen und Haar. Ob ſie es damals ſchon verſtand, gehörig Farbe zu wechſeln und zu verſchmelzen, das mag an ihren ziemlich ungleich ausgemahlten Enkeln jeder Kunſtkenner mit noch ſo eigenliebigem Forſchglaſe, wenn nur ſtets nach allgültigen Grundſätzen vom neueſten Zuſchnitt, in Augenſchein nehmen. Doch ſogar aufputzen mußte nothwendig eine

Mutter, und am frühen Morgen ſchon, ihre jüngſten Kinder; ſo entſtand denn bald hier ein Lockenſpiel, bald dort ein Wellenſchlag, der Haupthaare und des männlichen Bartes.

Aber welcher tiefere Meiſterſinn mag wohl vorzüglich ihre bildende und ſchmückende Hand geübt, ihr liebendes Auge ergetzt haben? Darf man der Sage trauen, ſo war es jene zarte und ſtrenge Sonderung der Geſchlechter, beide vor ihrer völligen Reife nie zu grell abſtechend, und nur deſto greller hinterdrein.

Eben daher geſchah für den vollkräftigen Mann noch ein Uebriges. Als ihn der Künſtlerin Scharfblick mit jener vorrechtlichen Zierde ſeines bärtigen Kinnes beſchenkte, da verbot ſie ihm nicht allein, je weiblich, geſchweige denn weibiſch oder kindiſch zu erſcheinen, ſondern ſtempelte ſogar an dieſer augenfälligen Lebensuhr aller Mannhaftigkeit jede ſpätere Jahrziffer mit härterem Nachdruck: damit, unter noch ſo verſchiedenartigen Bezügen, ſtets der fortgeſchlichene Schattenweiſer auch den ächten Naturſohn beſtimmt ankündigen müſſe, wie jeder längere Erfahrungslauf eben gebeut, daß er in Sinn und That wirklich ſei.

Lächelnd ſprach darauf das Mütterchen: Begegnen ſich nun meine Söhne und Enkel, in noch ſo weitem Kreiſe, zum ämſigen Geſchäft, zum frohen Genuß, ei, ſo lieſet auch der Jüngſte ſofort, im unverkennbar abgeſtuften Jahrſchmuck aller Mitgeſellen, was er an geiſtiger Bildung und Kraft ſich von jedem Einzelnen verſprechen dürfe.

Doch für des Tages herrſchende Empfindungsweiſe ſchon von jener Altmähre ſicherlich zu viel; und ſelbſt

für den gutmüthigſten unſerer bartſcheuen Zeitgenoſſen wenigſtens genug. Denn Rückblicke dieſer Art ſind ja in der feinen Welt nur geſchmackloſe, widerſinnige Traumgeſichte, aus einer unerträglich rohen Vorzeit. Wer, im klügſten der Jahrhunderte, glaubt noch an weiſe Bedeutſamkeit einer angeblichen Naturzierde, die, kraft altvererbter Sitte, niemand mehr aufzeigen darf! Wer von unſern Geſchmackpredigern erinnert und erfreuet ſich wohl noch der kunſtſinnigen Vorſorge, die ſo bedachtſam einſt am männlichen Antlitz jenen ſtattlichen Schleier zwar über den Sitz nahrungsgieriger Sinnlichkeit fallen ließ, nur über keinen der beſeelten Züge, wo im entwildeten Menſchthiere Gefühl oder Gedanken zu leſen ſind!

Nein, ſtatt ſolcher unfreundlichen Denkſtreifereien oder Empfindungsflüge durch Altvaterwelten, die außerhalb eines engen Gehirns doch nunmehr unbeſchaulich bleiben, laſſet uns lieber mit wachen Augen, auf ſo mancher lockenden Prunkbühne, unſere Tageswelt erforſchen, die allein der Mehrheit für wirklich gilt; laſſet uns jedes that- und genußreiche Erfahrungsleben durchwandern, und dort Umfrage halten, ob heute wohl der vollreife Mann ſich darnach ſehne, daß mit jeder höheren Sproſſe ſeiner Lebensleiter auch ſtets das Eigenthümliche der abgeänderten Beſtimmung eben ſo ſchnell und ſicher in die Augen falle, als, mit Beihülfe unſerer Trachten, der Geſchlechtsunterſchied? Würde in unſern ändrungsbedürftigen Tagen etwa jenes überſtrenge Urgeſetz wieder allgemein anerkannt, und plötzlich eingeführt, wie gar wenige nur von den Feinergeſitteten vermöchten fernerhin ihres geſelligen Umkreiſes froh zu werden!

Dank alſo, kindlichen Dank der liebreichen Urkünſtlerin! daß ſie, aus Nachſicht für die unaufhaltbare Bewegſamkeit irdiſcher Sittenzuſtände, nicht allgebieteriſch verwehren mochte, bald in dieſem, bald in jenem Erdbezirk oder Volkſchwarm, ihren mütterlichen Wink ein paar Jahrhündertchen lang zu verkennen; ja, daß ſie die Widerſpänſtigen, obgleich meiſtens beſtimmt, dem ärgſten Witterungsabſtich zu trotzen, wenn nicht gar die ungleichartigſten Himmelſtriche zu durchfliegen, härter nicht, als etwa durch leidendes Kinn= und Zahngebein, erinnern wollte an die eigenwillig abgemähete Beſchirmung!

IV.

Männerbart.

1 — 5.

Im Bann liegt Bart! kein Rechtsfreund blieb . . . als Geſchicht' und Natur.
Mannheit, Lebenshöh', Eigenausdruck . . . erſt Bartgeſtuf mahlt's!
Hüllt Bart als Schleier doch Nahrungsgier der Sinnlichkeit nur.
Wetterbeſchirmt wär' Kinngebein; entblößt's Junggezier nicht.
Wer mahlt, wer boßlet, Götter= und Rieſenkraft . . . je bartlos?

6 — 10.

War heil'ger ſonſt nicht Schwur beim Bart, als jüngſt . . . Kawlirparrol?
Gleich Schnauzhaar Eid's kein Pfand! Statt Ring, mehr gölt Sankt Petri Bart.
Schnell rührt auf bärt'ger Wang' uns Thrän'; auch Bartlipp' erſt . . . küßt friſch.

Welch grauem Bartpelz ziemte Leichtſinn, Frechgier, Gleiß-
nerblick?
Wer darf auftreten ſilberbärtig, ein Hofſpaßmacher?

11 — 15.

Knieend vor Mädchen, vor Staatswaltren, ekelt ein Schneebart.
Nie Leidenſchaft, nur Vernunftmilde, kleidet bärt'gen Greis.
Vom Barte nie, zum Glattkin' nur, paſſen Kunſtlock' und Zopf.
Schlicht entlarvt Kopfhaar den Nimmergreis halb; Bartſchmuck
erſt ganz.
Kräuslerſalb' und Staub verſchmähſt du? ſchabſt dir Jungfren-
kinn doch.

16 — 20.

Dünkt mit Recht ſich ganz frei? wer kinngeſchabt . . , höhnt
ſtets Natur.
Ohnbart, Altdeutſchen ehrlos, wollt' äffen Franzthrons Knaben.
Bart noch ſchreckt Europa! wo's nicht lacht . . . als wär's
bloß falſcher.
Stempel des Selbſts mit Bart; drum Popanz geprägſcheuer Zeit.
Unſtät Nunbrauch! gab's Franzhof doch . . . frauenlos und bärtig.

21 — 25.

Bald Pflicht und bald Fluch ward Prieſtren Bart, wie Schä-
delkrauſe.
Wüthet langer Krieg, wächſt auch Bart! warum dem Schiffer-
volk nicht?
Naturmahlerei belauſchend, dürft' Künſtler Bart verſchmähn?
Erwecken mißkannte Naturſitt', ziemt's nicht dem Neſtor?
Bart liebt, wer Jugendlarven fremd, einſam ſchaut himmelwärts.

V.

Volkthümlichkeiten.

1 — 5.

Mehr wird, und ſchädlicher, Völkern gehöfelt . . . als Fürſten.
Volkthümlichkeit, Bürgerſinns Urhauch, ſtürmt menſchenfeindlich.
Bürgerſinn ſchmelzen in Menſchenthum, der Aufgaben höchſte!
Kindiſch bleibt Gränzrain, ſinnlich verſtümmelnd geiſt'gen Allkreis.
Nur in Schranken dreiſt, lähmt einſeit'ger Zweck . . . auf Rieſenbahn.

6 — 10.

Erſt Alle, dann ſich, hemmt Volk, das ausſchließlich möcht' viel ſein.
Bild' auch Schrift manchen Einſiedler, welch Reich? . . . iſt's ummauert!
Oft grell trennt Völkerabſtich; ſchaal widert Hofnämlichkeit.
Zu bilden ungleich, Geſammtwunſch zu dämpfen, zerſtückle!
In üpp'ger Volksanlage, mehrt Irrſal auch Verderbtheit.

11 — 15.

Wird gar zu ſchnell reich ein Volk, hinkt Geiſt wie Herz hinterdrein.
Volkswohl ſteigt nur, wo mit Sinnenglück Schritt hält auch geiſt'ges.
Pfaffenjoch erdrückt Volkſinn, wie Gottinnigkeit ihn hebt.
Tief befreunden ſich Bürgerthum und Gottesgemeine.
Geſetzliches Freithum bahnt himmliſches; hier Schirm wie dort.

16 — 20.

Früh und ſpät half dem Staat ſonſt jeder; treibt nun . . . ſein Scharwerk.
Wer Griechen hieß weiſer, ſtets auch Bürger; Buchklecker uns!

Erſpäht Europa . . . Geiſt jedes Welttheils; träumt ſich's
dran ſatt.
Wiſſen allein auf Wiſſen geſä't, trocknet Gemüth aus.
Sinnvoll ſchuf Europer ſein Kunſtwerk; Aſjens Hand . . .
äfft's nach.

21 — 25.

Aſjens Bettliebſte, uns Göttin! bis Magd? Geißel? Hausglück?
Hofluſt berauſcht Frauen, daß Haus ſie verkennen und Staat.
Längſt Amerika's Bürger . . . dann Staat frei! Menſchthum
dort wann?
Nicht Geſetzform, nicht Staatsglück allein, vollbringt unſren Ruf.
Namlos . . . Volkſtaat überm Meer! Reichsnam' ohn' Volk=
ſinn . . . gnügt uns.

26 — 30.

Amerika's Pflug gewinnt Land; Europens Schwert . . . Knechte!
Wer Herren ſtets wechſelt, ſieht Käufer nur, fühlt ſich Waare.
Erſt in der Ahnung lebt manch Volk! denn wie ſonſt wär' man
deutſch?
Träumt Deutſchblut gar kühl, jagt Forſchtrieb es über die
Sterne!
Ergriffen glaubt Deutſchland oft, womit's gern Blindkuh ſpielt.

31 — 35.

Selbſt kaum gelenk, ſinnt ſchon auf Seherwagniß Teut's Jugend.
Liebevoll iſt deutſcher Ernſt! drum ernſt auch . . . deutſche Liebe?
Beim Trunk herzt ſich Ruſſe; traut ſchon Britte; rechten Deutſche.
Pole fröhnt wo er muß, tanzt wo er darf, balgt ſich wie's
kömmt.
Franze witzelt; ſchlau forſcht Italjer; Zweck erwägt Britte.

36 — 40.

Gleichthum wünſcht Frankreich, beim Schoß, zum Amt, vorm
Recht, im Frohkreis!

Freiheit erſt Geiſteserſchau; vorbei ſchießt Sinnenherrſchaft.
Sind Franzen eitel, ſtolz Britten, dünkelhaft gern Deutſche.
Britten, als Inſelvolk groß, werden zur Inſel oft ſelbſt.
Hochadlig verlumpt, Mönchshimmel hoffend, ruhweilt Spanjer.

41 — 45.

Eh' nächtliches Antlitz ſchien Menſch; wollt's doch bleiben nie Knecht.
Hieß kaum Schwarzgeblüt frei; wußt's Reich und Schul' auch zu ordnen.
Erbknecht, bleib's ewig! rief ſonſt Schweiz; ruft türk'ſcher Chriſtenbund.
Pfahlbürger liebt Alleinrecht; nagelt's morgenländiſch feſt.
Gegen Schöpfungszweck ſtemmt ſich Verſchwörung . . . ihr Weilchen ja.

46 — 50.

Weltfreithum ſchwebt höher, denn bloß der Altvordern Kriegsglück.
Welch Buntgemiſch! Afriſch noch Spanjen; Rußland meiſt aſiſch.
Wo Volk auf ächtem Pfade? ſcheut's noch Einſicht der Menge.
Mag Strafgeſetz erziehn? Schafft erſt Bürger, beſſert Sträfling.
Kein Staat erfüllt ſchon die Urpflicht! Kirche ſelbſt hindert's oft.

51 — 55.

Mich dauert weltflücht'ges Volk! mehr doch Welt, thront einſt Flüchtling.
Für Hof nahm Joſeph alles dem Volk: Hof . . . ſein Stamm nun ſelbſt.
Daß Herrſchgier kneble Freiſinn, plündert Judenliſt . . . Nachwelt.
Dienſtämſig lief Gold umher; heut wird Allherrſchaft ihm gar!
Todten Stoff überfliegt Geiſt, wie blieb' Obmacht ſtets jenem?

56 — 60.

Herrſcher alle für Einen! dürften's Völker nie äffen?
Zeit lohnt Machtübergipflung: ſpornen bloß konnt' Jugendrauſch.

Wodurch behält Vernunft je Recht? weil ſacht ſie reifen läßt.
Kein Volksmuth, kein Geſchäftsblick, mag enträthſeln Europa.
Müh' des Entwirrens übernimmt . . . allgeduld'ge Natur.

VI.

1 — 10.

Edles kömmt ſchnell; Einfaches braucht Weile.
Wahrheit ſuch', und erſchauter folge treu! Wer kann mehr?
Halt aus im Leiden; im Genuß halt ein!
Auf Schickſal lehnt ſich Folgwille; geſchleppt ſein will Starrſinn.
Himmel ſuch', wie Hölle, in des Wollens Tiefen nur.
Genügſam iſt Geiſtesruh, Wohlwollen . . . vergnügt in ſich.
Umgang will Ausgleich; ſtrenger Grundſatz . . . heiſcht mildes Gewand.
Unverſtändlich bleibt Gefühl, weckts noch gar kein ähnliches.
Ohn' Selbſtvertraun, woher noch der Umwelt Zutraun?
Verloren iſt der Menſch erſt, wird er ſich ſelbſt untreu.

11 — 20.

Vom Thurm ſieht jedes Auge frei; vom Thron . . . was Nächſtkreis beut.
In Einem iſt kein Hofmann falſch; nie giebts Recht . . . nur Gnade.
Maſtung unterm Riegel, deucht Hofrechtskund'gen ſchönes Loos.
Recht haben überviel, gilt für der Sünden kleinſte nie.
Thierſchlund fraß Denkfrevler ſonſt; richtendes Partheimaul heut.
Gegen herrſchende Meinung wird Machtkampf . . . Heuchlerſchule.
Seis Kloſter, ſeis Hof; der Ränke Liſt . . . wird Ränkeluſt.
Verzweifelt ein Hof, möcht' er ausgleichen . . . Lüg' und Wahrheit.
Argen Machtſtreich hüllt der höchſten Willkühr edler Wortſchall.
Menſchen zeigt Geſchäftstummel; Götter heiſcht . . . zuchtfreie Macht.

21 — 30.

Erzeugt hat Schriftblei mehr, als zu tilgen vermag Schußblei.
Sonſt floh Wahrheit den Hof, nun wird ſie Landes verwieſen.
Gewohnter Freiheitstrank beſeelt, Einzeltropfen berauſcht.
Edles Wollen iſt ahnender Blick auf große Zukunft.
Was ſonſt wär Freiſinn, als des Menſchthums reinſte Verehrung?
Wer nur mit Weltklugen lebt, mißtraut jedem Bürgerſinn.
Wie Bürgerkrieg ſich melde? gilt Meinung für Hochverrath.
Biedrer Hellblick nur faßt Freiheit, Rechtsgleichheit ahnt jeder.
Der Güter beſte, ſinds nicht Heimfrieden und Wohlwollen?
Langweil nur Theilnahmſcheu; drum lebwier'ge . . . nur Gemüthsfroſt.

31 — 40.

Recht haben ſofort ſchon? oder zuletzt? wählen thut noth.
Menſchgleich, beugt als Kind ſich Meinung, erwachſen gebeut ſie.
Gegen Wind und Fluth kein Schiff! gegen Vernunft wohl Herrſchgier.
Alt und neu gilt Manchem für ewig=alt und ewig=neu.
Wie im Bilde, reizt am Kiel auch, nur was Leben uns zeigt.
Statt Sechszehn=Felder und =Ender, freut Vierzehnſilber mich.
Unheilbar ſchlecht glauben die Welt, heiſcht weder Blick noch Kraft.
Sich ſelbſt hemmt Edelſinn, will zu raſch hier, zu laut er dort.
Heitres giebt Muth, Ernſt ſchafft Dauer, Heil'ges birgt Ewigkeit.
Nur in der Ahnung lebt manch Volk! denn wie ſonſt wär man deutſch?

41 — 50.

Nennt Recht man der Obmacht, deucht ihr man wolle ſie ſchelten.
Jungfren und Gewalthabren koſtet Vernunft viel Seufzer.
Amts= wie Hofadel, Oſt und Weſt, mau'rt ein den Gebieter.

Schreckt Geiſtesflug den Thron, dünkt Sinnentand Weltziel
allein.
Selbſt nie ſich putzen das Licht, wird's für Herrſcher nicht
Unſtern?
Bürgerſinn zwar Gemeingut, doch Hofweisheit nimmts in Pacht.
Zunftſtolz zeigt Ritter, Gemeinbund Waſhington wie Franklin.
Ruhmgier'ge Thaten ohn' geiſt'ges Ziel ſind . . . Rieſenpuppen.
Für Kopf wie Herz läßt auch nur dem Reichen ſich geben viel.
Zum Ritter ſtempeln mag nur des Gemeinnutzens Jagdluſt.

Kaiſer Alexander von Rußland.

Die Welt hat einen großen Todesfall zu beweinen. Alexander der Erſte, Kaiſer von Rußland und König von Polen, verſchied am 1. December zu Taganrog, dem jetzigen Aufenthalte ſeiner erhabenen Gemahlin, der Kaiſerin Eliſabeth. Die Größe des Verluſtes, der in dieſem Ereigniſſe zu beklagen iſt, ermißt ſich nicht aus den gewöhnlichen Umſtänden allein, welche den Hintritt eines großen Monarchen immer begleiten; ſondern es treten hier die außerordentlichen Beziehungen hinzu, welche aus der Verknüpfung der größten Welt-Ereigniſſe und der edelſten Perſönlichkeit für die Betrachtung ſo reich hervorgehen. In der That bildet der Verein der ſeltenſten Eigenſchaften des Geiſtes und des Gemüthes, wie ſie je auf dem höchſten Standpunkte des irdiſchen Daſeins erſchienen ſind, im Konflikt mit den Erſchütterungen eines tiefbewegten Welttheils, eine Reihe von großen, folgenreichen Wirkungen, deren ſegenvollen Fortſchritt an den Begebenheiten ſelbſt zu entwickeln, wir dem künftigen Geſchichtſchreiber überlaſſen, jedoch in dem

Bilde, welches im Wiederſcheine des Karakters des Hingeſchiedenen ſich davon faſſen läßt, einen Augenblick hier feſthalten wollen.

Von früher Jugend durch weiſe Fürſorge mit allen Elementen der höheren Bildung umgeben, eignete er ſich vorzugsweiſe alles an, was der Feinheit eines edlen Sinnes, der Anmuth einer wohlwollenden Seele, dem Bedürfniß eines hellen Geiſtes entſprechen konnte. Doch wurde auch ſchon in früher Zeit dieſe ſchöne und heitre Bildung durch trübe Eindrücke verdüſtert, ſowohl der Welt im Allgemeinen, die ſich in Kampf und Zerſtörung darſtellte, als auch der eignen perſönlichen Erfahrung, deren Prüfung ihm in großen Maßen beſchieden war.

Für edle Gemüther ſind Prüfungen zugleich Stärkungen. Nur größer und reiner ging Alexander aus ihnen hervor. Den innern Kern einer wahrhaften, tiefen Religioſität vermochten alle widerſtreitenden Bewegungen der Zeit, die verwirrenden Ereigniſſe und ſchwankenden Umſtände, welchen auch der ſonſt Mächtigſte nicht immer zu gebieten noch zu entgehen vermag, niemals in ihm zu erſchüttern. Dieſer Kern entfaltete ſich vielmehr im Gedränge der Schwierigkeiten, von welchen jede politiſche Richtung umgeben war, nur immer kräftiger, und wurde ihm zur Weihe ſeiner weltgeſchichtlichen Beſtimmung, die in den Jahrbüchern wenige ihres Gleichen finden dürfte.

Was er für Rußland gethan, im Innern dieſes weiten, von mannigfaltigem Leben erfüllten Reiches, in ununterbrochener Sorgfalt des Menſchenfreundes, in ſegenvollſter Thätigkeit des Monarchen, nach außen zu des Landes Schutz, Erweiterung und Ruhm, das alles

wird den dankbaren Völkern, die ſein Zepter vereinte, in fortdauernder Wirkung noch lange gegenwärtig bleiben, und ihrer Anerkennung wollen hier unſre Worte nicht vorgreifen. Aber nicht Rußland allein, ſondern ganz Europa — Deutſchland, Preußen ſeien hier insbeſondere genannt — haben ihm Großes zu verdanken, und in ſofern gehörte er uns Allen an, wie jetzt uns Alle ſein Verluſt betrifft. Höchſt ſelten wohl erſcheint eine Regierung durch ſo umfaſſende, glorreiche Weltereigniſſe ausgezeichnet, wie es die ſeinige war. Von keinem falſchen Ehrgeize getrieben, keiner eitlen Selbſtſucht huldigend, hat er im Waffenkampfe größere Triumphe errungen, als ſonſt dem leidenſchaftlichſten Streben in dieſer Bahn zu Theil werden. Nachdem ſo viele Verſuche der Entgegenſetzung wie der Verſöhnung erſchöpft worden, um die unerſättliche Begier der wilden Eroberungsſucht, den Zwang treuloſer Willkür, unter welchen Europa ſeufzte, zu ſtillen, zu beſchränken, erſchien endlich dieſen Geſchicken ein Ziel durch den heldenmüthigen Entſchluß und die großherzige Beharrlichkeit Alexanders in dem rieſenhafte Kampfe, der in dem Jahre 1812 begann, einem Kampfe, deſſen Größe und Bedeutung durch keinen ſpätern verdunkelt werden wird, und in welchem die Schickſale der Welt zu neuen Richtungen übergingen. Das innere Bewußtſein und die gottvertrauende Zuverſicht, welche den Kaiſer bei ſeinem Entſchluß und in ſeiner Beharrlichkeit leiteten und ſtärkten, wurden ihm zur Weihe des großen Berufs, daß an ſeinem Widerſtande zuerſt die revolutionaire Gewalt einer alles zerſtörenden Uebermacht gebrochen wurde, und daß in ſeiner mächtigen und kräftigen

Bundesgenoſſenſchaft das vereinte Europa jenes verderbliche Unheil völlig überwältigte.

Auch in dieſen glänzenden Erfolgen, wie in den früher beſtandenen Prüfungen, verläugnete ſich der edle Karakter Alexanders keinen Augenblick. Die Forderungen der Staatsklugheit ſcharf erwägend und beachtend, wußte er dieſelben ſtets mit den Regungen der Großmuth zu verbinden; edles Wohlwollen und milde Menſchenfreundlichkeit bezeichneten überall ſein Wirken. Immer ſchöner und feſter, je nachdem der Raum dieſes Wirkens ſich erweiterte, entfaltete ſich in ſeinem Staatshandeln die reine und große Geſinnung, welche ihn für das Gute und Rechte beſeelte. Durch ihn zum erſtenmal ſah die Welt die Stiftung eines Bundes, der in der Politik einzig die Grundſätze der Religioſität, des Friedens, der allgemeinen Wohlfahrt anerkennt, und der bei aller Unvollkommenheit, welche den menſchlichen Abſichten in ihrer Anwendung beigegeben iſt, für immer das ehrenvollſte Denkmal ſein wird, wie Sieg und Macht den reinſten Zwecken huldigen. Die Möglichkeit eines ſolchen Bundes konnte ſich nur auf die gleiche Geſinnung der Mitverbündeten gründen, auf ihre gleich religiöſe, menſchenfreundliche, friedliebende Denkart; dieſe erkannt und gewürdigt, dieſe vereint zu haben in gemeinſame, ausgeſprochene Verpflichtung, bleibt das hohe Verdienſt Alexanders.

Dieſer geſtifteten, mit Recht heilig genannten Bundesgenoſſenſchaft, immer ſtrenger, immer gewiſſenhafter anzugehören und zu folgen, in ihr immer thätiger und reiner zu wirken, wurde ſein entſchiedenſtes Bemühen. Ihr wußte er Opfer zu bringen, die ſeiner Neigung

ſchwer fallen konnten, aber ſeinem Gewiſſen nicht. Doch er war nicht nur der Bundesgenoſſe ſeiner Mitverbündeten, er war als ſolcher zugleich ihr Freund. In dieſer Beziehung dürfen wir Preußen insbeſondere anerkennend preiſen, welche Bande wechſelſeitiger Zuneigung, bereitwilliger Dienſte, treuer Gemeinſchaft und feſter Verbindung unter ſo glücklichen Auſpizien beiderſeits geknüpft worden!

Nach einer ſo herrlich und ruhmvoll zurückgelegten Laufbahn, deren beglückenden Einfluß noch ſpäte Geſchlechter dankbar empfinden werden, dürfen wir den Kaiſer Alexander mit Wahrheit den edelſten und größten Monarchen beizählen, deren die Weltgeſchichte gedenkt. Sie zeigt uns in ihm — ein ſeltenes Beiſpiel — den frommen, den menſchenfreundlichen, den friedliebenden Beherrſcher des größten Reiches in dem nichtgeſuchten, doch überreich erlangten Schmucke des glorreichſten Siegeslorbeers, deſſen Rußland ſeit Peter dem Großen in der Reihe ſeiner zahlreichen Kriegserfolge ſich rühmen darf, und den der reine und große Sinn Alexanders nur einzig der Befeſtigung des Friedens, der Segnung der Welt geweihet hat. Mit Recht mag Europa den Hintritt eines ſeiner Wohlthäter beweinen, welchen es jetzt, nachdem er nicht mehr unter den Lebenden wandelt, am wenigſten wird verkennen wollen.

Dezember 1825.

Merck — Mephiſtopheles — Wieſel.

Für den Mephiſtopheles in Goethe's Fauſt hat dem Dichter, nach deſſen eignem Bekenntniſſe, ſein Freund Merck die Hauptzüge leihen müſſen. Die Karakterſchilderung dieſes Mannes in Goethe's Leben giebt uns ein eben ſo klares Bild aus der Wirklichkeit, als das der Dichtung einverleibte durch ideale Züge kräftig und anſchaulich iſt. Daß es mit der aufgebürdeten Aehnlichkeit und Rolle ſo ſchlimm nicht gemeint ſei, erkennen wir auf den erſten Blick; der humoriſtiſche, weltkluge, humane Teufel iſt faſt kein rechter Teufel mehr, und zu dieſem Mephiſtopheles geſeſſen zu haben, heißt noch lange nicht, er ſelber ſein. Wir ſehen aus dem jetzt bekannt gewordenen Briefwechſel von Merck, durch deſſen Herausgabe Herr Dr. Karl Wagner in Darmſtadt ſich ein großes Verdienſt um die Litteratur erworben, daß Merck in der That ein höchſt achtbarer, rechtſchaffener, in vielen würdigen Verhältniſſen angeſehener und einflußreicher Mann war. Nach dieſen neueſten Zeugniſſen allein ſollte man beinahe glauben, ihm fehle das Meiſte

zu jener Aehnlichkeit, und er ſei mehr der redliche, ſtreb-ſame, meiſt vergeblich abgemühte, oft leidende Bieder-mann des achtzehnten Jahrhunderts, als der beißende, ſcharf ſondernde und verneinende, Welt und Phantaſie höhnend verzehrende Geiſt jenes wundervollen Gedichts. Aber nach anderweitiger Kenntniß dürfen wir nicht zwei-feln, daß die Schilderung, welche Goethe von ihm ent-wirft, in allen ihren Zügen und Farben durchaus die richtige ſei; dieſe müſſen nur um ſo lebhafter hervortre-ten, ſeit uns die eignen Briefe des Mannes nun auch vor Augen liegen. Auch ſeine perſönliche Erſcheinung, der Eindruck ſeines Weſens, das Unheimliche, bisweilen Tigerhafte ſeines Blicks, wovon Goethe ſpricht, und dem das in Lavater's Phyſiognomik aufbewahrte Profil wenigſtens nicht widerſtreitet, iſt uns von Perſonen, die ihn noch gekannt haben, völlig ſo angegeben worden, wie in jener Schilderung. Genug, Mephiſtopheles-Merck wird als ein eigenthümliches Menſchengebild auf-zufaſſen bleiben, deſſen Betrachtung und Darſtellung man verſucht ſein wird, in ſeinem zwiefachen Gebiete, der Wirklichkeit und der Dichtung, oft zu wiederholen, und abwechſelnd bald die eine, bald die andere Seite überwiegen zu laſſen. „Solche Käuze“, in welchen die menſchliche Vielgeſtalt zu den wunderlichſten Schnörkeln ausläuft, ſind überhaupt ſelten, und müſſen, weil ſie doch unſere eignen Räthſel mitenthalten, immer ei-nen beſondern Reiz auf uns ausüben, ſo oft ſie uns begegnen.

Daher dürfen wir wohl einige Neugier anſprechen, wenn wir zu den Mephiſtopheles-Merck einen zweiten Geſellen aus dem Leben greifen, der dem dichteriſchen

Bilde zwar keine Züge leihen konnte, aber nichts deſto-weniger durch ſeine Geſtalt und Eigenheit dieſes tragen hilft, und zu dem bisher einſamen Merck, gleichſam als ein Bruder in Mephiſtopheles herantritt, als eine neue Bekräftigung der Aechtheit und des Beſtandes der ganzen Gattung!

Der Mann, deſſen wir hier gedenken, hat weder im Weltleben noch in der Litteratur ſich einen Namen gemacht, doch war ſeine Perſönlichkeit überall bedeutſam und oft einflußreich. Der Mangel alles produktiven Talentes würde ihn gegen Merck in Betreff der Namhaftigkeit nicht ſo ſehr in Nachtheil ſtellen, denn alle vielfache litterariſche Thätigkeit wie der Name des Letztern wären untergegangen, wenn Goethe nicht von ihm geſprochen, ſeiner Eigenheiten rühmlich gedacht, und ſo den Weg eröffnet hätte, auf dem wir ſeinen vertrauten Lebens- und Geiſtesverkehr auch mit andern wichtigen und werthen Zeitgenoſſen glücklich gefunden haben. Aber ein ſo bereites und thätiges Talent, wie wir in Merck anzuerkennen haben, macht für den Menſchen ſelbſt, der es beſitzt, einen großen Unterſchied; er findet darin eine Stütze, einen Troſt, eine Kraft, die ihn immerfort erhebt, eine Abwehr des Gemeinen und Schlechten, das faſt immer nur von denjenigen Seiten her den Menſchen überſchleicht, wo er arm und dürftig keine Gabe entgegenzuhalten hat. In dieſer Beziehung hatte alſo dennoch Merck durch ſeine litterariſche Seite, ſo wenig ſie auch ſelbſtſtändige Geltung nach außen hat erlangen können, einen ungeheuren Vorzug vor Wieſel', — ſo heißt der Mann, von dem wir zu reden haben. Wir ſind dazu um ſo mehr veranlaßt, als wir in einem viel-

geleſenen Blatte kürzlich ein Zerrbild des Mannes fanden, das ihn höchſt mangelhaft und ungerecht aufgefaßt hatte.

Wieſel war ein Berliner, geboren um das Jahr 1770, aus der Zeit Friedrichs des Großen, deren Bildung und Sinn für diejenigen, welchen nicht Arbeit und Anſtrengung auferlegt war, ſich als ein bequemes Lebenselement gefällig genug darbot. Aus wohlhabender bürgerlicher Häuslichkeit kam der Knabe früh in das Philanthropin nach Deſſau, wo die damals neuſten Erziehungskünſte den Menſchen in ſeiner beſchränkteſten Auffaſſung grade recht menſchlich zu entwickeln meinten. Die Univerſitätsſtudien machten ebenfalls nur ſchwache Forderungen. Ausgebildet und ſelbſtſtändig genug, um ſich ſo zu fühlen, kehrte der junge Mann in das reiche Leben der üppigen Hauptſtadt heim.

Zu keinem Erwerbe gedrängt, von den Ehren des höheren Standes nicht angezogen, erſah er bald die lockenden Mittelräume der Geſelligkeit, des Wohllebens der geiſtigen und ſinnlichen Ergötzungen, wo alle Stände ſich begegnen und um der genußreichen Annehmlichkeit willen alle andern Rückſichten ganz vergeſſen. Dieſe Art, mit den Höchſten und Bedeutendſten ſich gleichzuſtellen, Unterhaltung und Genuß auszutauſchen, war ihres nächſten Gewinnes faſt ſicher, und verfehlte ſelten noch andern Erfolgs. Um keine Laufbahn bekümmert, den Ehrgeiz, ſofern er beſchränkt und hemmt, von ſich weiſend, den Reichthum ſelbſt nur als dienſtbar ſchätzend, die Liebe verachtend, wo ſie den Genuß verſagen oder überſchreiten will, kannte Wieſel ſo wenig unglückliche Entbehrung als glückliche Befriedung. Er würde ein

leeres und trauriges Leben geführt haben, wäre nicht ſeinen dürftigen Gemüthsanlagen ſein Geiſt zu Hülfe gekommen. Er hatte das Bedürfniß, zu denken, die Bewegungen, die vor ſeinen Augen vorgingen, zu erforſchen, ihre Verhältniſſe und Geſetze einzuſehen, die Mangelhaftigkeit aller menſchlichen Dinge ſich klar zu machen. Sein ſcharfer Verſtand ruhte nicht eher, bis er überall die Vorurtheile und Einbildungen durchbrochen, die Täuſchungen vernichtet, und als letztes Ziel in jeder Sache das Ergebniß erreicht hatte, wie ſchlecht es mit dem Menſchen beſtellt, wie wenig er irgend eines höhern Gutes werth und fähig ſei. Dieſe Einſicht immer auf's neue zu gewinnen, auf dieſe Verneinung in ſich und Andern loszuarbeiten, war ihm das höchſte Vergnügen, in welchem er das Selbſtgefühl ſeiner Ueberlegenheit, ſeiner unbeſiegbaren Klugheit genoß, in welche allein er den höchſten Werth ſetzte.

Dieſe Klugheit leuchtete ihm denn aber auch wirklich aus den Augen und veredelte und erheiterte ſeine ganze Phyſiognomie, die ſonſt eben nicht günſtig ausgeſtattet war. Wie Goethe ſeinen Freund Merck beſchreibt, lang und hager von Geſtalt, doch wohlgebaut und von anmuthigen Gliedmaßen, eine hervordringende ſpitze Naſe, helle in's Graue ſpielende Augen, ein grauſamer, zerreißender Blick, ſo muß man ſich auch Wieſel denken, deſſen ganzes Geſicht überdies noch ſchrecklich von den Blattern mißhandelt war. Allein recht im Gegenſatze dieſes Aeußern hatte er einen ſanften Wohllaut der Stimme, ein ſtrömendes Feuer der Rede, und wenn er Gegenſtände beſprach, die ſeinen Antheil erregten, oder mit Perſonen zu thun hatte, die ihm nicht gleichgültig waren, ſo wußte

er in den mannigfachſten Wendungen, als Scherz, als Witz, als geſchloſſene Beweisführung, als heitere Darlegung, eine Macht des Verſtandes zu entfalten, eine Wärme der Theilnahme hervorzubringen, daß er durch ſich ſelbſt beſtechend wirkte, den oft bittern Inhalt ſeiner Behauptungen durch den Zauber ſeiner Beredſamkeit meiſt vergeſſen machte. Da er durchaus von guter Lebensart war, die feinſten Formen beobachtete, nie gehäſſig noch unartig ausbrach, und alles Imponirende des ſchärfſten und ſchnödeſten Uebermuths nur im Hintergrunde hielt, ſo wirkte er auch auf die Frauen mit ungemeiner Gewalt, und ſelbſt in ſeinen ſpätern Jahren zog er noch ihre Aufmerkſamkeit und Neigung lebhaft an, er gefiel ſogar jungen Mädchen, und es iſt die Frage, ob die Mephiſtopheles-Natur auch in dieſer Erſcheinung für Gretchen abſchreckend hätte bleiben müſſen.

Was Wieſel nicht ſuchte, nicht achtete, wurde ihm zu Theil. Eines der reizendſten Mädchen der Stadt, jung, reich, von zauberiſcher Anmuth, umworben von ausgezeichneten Anbetern, von leidenſchaftlichen Freiern, zog ihn, der ſich faſt gleichgültig verhielt, allen Andern vor; er erhielt ihre Hand. Aber auf ein Glück, an das er nicht glaubte, legte er es nicht an; ein verachtender, doch mit Heiterkeit und Laune gewürzter Genuß des Lebens, ein ſpöttiſches Betrachten und eigennützig kluges Gebrauchen der Welt ſollte auch ſeiner jugendlichen Gattin als höchſtes Vorbild gelten. Eine Reiſe nach Wien, nach Frankreich und in die Schweiz wurde unter den günſtigſten Umſtänden ausgeführt. Das glückliche Naturell überwog noch oft die ſchlechten Grundſätze, welche ein auf Irrwege verſchlagener Verſtand künſtlich hervorklü-

gelte. Doch war es der Schadenfreunde die ſüßeſte Gewährung, auf der Reiſe einen Freund mitzuſchleppen, der leidenſchaftlich verliebt in der Nähe der unwiderſtehlichen Reize die täglich erneute Qual erdulden mußte, den Gegenſtand ſeiner Wünſche in fremdem Beſitze und doch die ächte Zuneigung der Frau zu ihrem Gatten von dieſem nur verſpottet zu ſehen! Daß deren Neigung aber auf ſolche Weiſe frevelhaft zerſtört nnd bald in fremde Richtung getrieben wurde, läßt ſich begreiflich vorausſetzen.

Nach mancherlei Wechſel des Aufenthalts, der Verhältniſſe und Zerſtreuungen wurde das längſt gelockerte Band völlig auf- und preisgegeben. Bedeutende Vermögensumſtände waren gleichzeitig erſchöpft worden. Der Stachel des Gewinnes geſellte ſich zu allgemeineren Betrachtungen, wie Reichthümer ſich anhäufen, aus welchen Verhältniſſen ſie am ergiebigſten ſtrömen, welchen Gedankenblitzen ſie bisweilen plötzlich zu Gebote ſtehen. Der Krieg, der die Handelsverhältniſſe allgemein zerrüttete, öffnete in der Zerrüttung ſelbſt neue Wege des Gewinns. Wieſel verſuchte ſich in den verſchiedenſten Strömungen der großen und kleinen Induſtrie, zwiſchen Geſetz und Verbot, zwiſchen amtlichem Schutze und heimlicher Gefahr durchſteuernd. Er lebte abwechſelnd in Frankreich, Holland, England, Italien, auch nach Deutſchland kehrte er mehrmals zurück. Das Detail ſeiner Fahrten, Erwerbsquellen, Liebſchaften würde einen abentheuerlichen Roman bilden, wenn es noch zuſammenzufinden wäre. Ein Theil ſeiner Schickſale und manche Züge ſeines Karakters ſind aber wirklich in eine romanhafte Geſchichte verflochten, die ein franzöſiſcher Schriftſteller, mit dem er

lange vertraut gelebt, in Paris hat drucken laſſen. Der Name des Mannes wie der Titel des Buches fehlen uns leider, vielleicht führt ein günſtiges Ungefähr ſie uns noch wieder zu.

Die Welt, die er nur zu Gewinn und Genuß betrachten wollte, drängte ſich ihm unverſehens doch immer wieder als eine ſolche auf, deren höchſter Genuß für ihn eigentlich nur in denkender Betrachtung beſtand. Im Allgemeinen wie im Beſondern wollte er vor allem die Menſchen und Dinge einſehen, die innern Bewandtniſſe ergründen, die vorhandenen Mängel erkennen, die möglichen Vortheile ausklügeln; zu dieſem höhern ſpekulativen Triebe war eigentlich ſeine Lebensverwicklung nur die geringere experimentale Zugabe. So verſäumte er die wahren großen Erfolge, wiewohl die Gelegenheiten nicht fehlten, und ſeine Verachtung der Menſchen und der Welt ihn über die Mittel gleichgültig machte; die ſogenannten Glücksfälle zerfloſſen ihm unter den Händen, oder wendeten ſich gegen ihn, weil er, anſtatt muthig und entſchloſſen die eröffnete Bahn blind zu verfolgen, ſchon im Beginn feige die Augen aufſchlug, erkennen, tadeln, ſeinen innern Hohn befriedigen wollte, einer kleinen Rechnung, deren Feinheit ihn ergötzte, nachging, und darüber die großen, aber unverwickelten Ziffern außer Acht ſetzte. Die Zuſtände der Länder und Völker, ihre Bedingungen, Hülfsmittel und Abſichten lernte er auf dieſem Wege, gleich denen einzelner Menſchen, gründlich kennen. Er konnte über England wie ein Staatsmann bündig reden, die Lebensfragen von Italien lichtvoll hervorheben; niemand faßte ſchneller die praktiſchen Aufgaben, ſie mochten Verwal-

tungen im Allgemeinen, neue Erfindungen und Anſtalten, oder beſtimmte Intereſſen der Perſönlichkeit betreffen.

Ein ſo zum Denken eingerichteter Kopf war bei geringeren Gedankenreihen nicht ſtehen geblieben; von früheſter Zeit gewohnt, mit Wilhelm von Humboldt, mit Gentz, mit Adam Müller allgemeine Geiſtesrichtungen zu verfolgen, hatte er auch die deutſche wiſſenſchaftliche Philoſophie herangezogen. Er verachtete Kant, er belächelte Fichte'n, aber die Naturphiloſophie Schelling's, die er als den Triumph des Pantheismus auffaßte und ausbildete, ergriff er mit feurigem Ernſte, konnte deren Sätze in geordnetem Zuſammenhange vortragen, und durch ſeine dialektiſche Geläufigkeit ſelbſt geübte Zuhörer in Verwirrung bringen.

In ſolcher Zweiheit des Daſeins, als ſtrenger, nur in Ideen lebender, die Welt verachtender Philoſoph, und als ſinnlich weicher, in allen Verderbniſſeu der Welt ſich gefallender Genußmenſch, mit den feinſten und vornehmſten Lebenskreiſen wohlvertraut wie mit den niedrigſten, der höchſten Denkweiſe mächtig, und die gemeinſten, ja verruchteſten Maximen damit verknüpfend, zwiſchen Unfällen und Hoffnungen ſchwebend, verarmt und nicht hülflos, auf Freunde geſtützt, denen er es ſagte, daß er ſie für dumm und thörigt hielt, ihn als Freund zu betrachten: in dieſer Geſtalt tauchte er im Jahre 1814 zu Wien während des Kongreſſes unvermuthet wieder in bekannten Kreiſen auf, nachdem er lange Zeit wie verſchollen geweſen war.

Hier fand er ſeinen Freund Adam Müller wieder; beide waren durch ein tiefes Band der entſchiedenſten

Gegenſtrebung auf das zärtlichſte und unauflöslichſte vereinigt. Müller war katholiſch geworden und voll ſtrengen Glaubenseifers; Wieſel, durchaus freigeiſtiſch, verlachte dieſe Richtung. Müller war monarchiſch und ariſtokratiſch geſinnt; Wieſel revolutionair und demokratiſch. Müller ſuchte ſein Leben mit allen Reizen der Dichtkunſt, der Kunſt und des Geſchmackes auszuſtatten; Wieſel verwarf alles Schwärmeriſche, und wollte den nackten Genuß der baaren Wirklichkeit. In einem einzigen Stücke ſchienen ſie verwandt und gemeinſam, in der Furcht vor den rohen Naturgewalten, in der Angſt vor jeder ſinnlichen Uebermacht!

In Wien war es, daß dieſer wunderliche Menſch auch uns zuerſt vorkam. Er machte einen ganz guten Eindruck, nichts Unheimliches war dabei, die ganze Perſönlichkeit hatte etwas Angenehmes, ſie hätte jede Bedeutung tragen können, ſie ſtand mit keiner im Widerſpruche. Auch das Aeußere der Haltung, des Anzuges war ſorgfältig, doch nicht geſucht, ſondern von freier Eleganz. Sollte Mephiſtopheles damals auf dem großen Sammelplatze erſcheinen, ſo konnte er keine ſchicklichere Geſtalt, kein angemeſſeneres Inkognito wählen!

Sein Beruf aber fand hier keinen Anſatz; er blieb in ſeinem Inkognito, und gewiß ſich ſelber ſehr zur Qual. Seine kleine Ausübungen, Bitterkeiten, Scherze, Genüſſe verloren ſich alle im unſcheinbarſten Privatleben. Wir finden ſeiner nirgends gedacht, außer ein paarmal in Rahel's Briefen aus jener Zeit, ohne daß ſeine perſönliche oder geiſtige Bedeutung dabei beſonders hervorgehoben wäre. Doch ſcheint er Kundſchaft von manchen Dingen genommen zu haben, die er ſich verwandt

glauben durfte, und ſein Verkehr mit Adam Müller und mit Gentz konnte in ihm wie in dieſen nicht ganz ohne Frucht bleiben.

Später zog er ſich nach Leipzig, wo Adam Müller als öſterreichiſcher Generalkonſul angeſtellt war. Auch hier aber fand Wieſel ſeine Erwartung neuer Lebenserfolge ganz getäuſcht. Sein Karakter zeigte ſich hier in merkwürdiger Haltung. Mit ſtrenger Mäßigkeit und Ordnung lebte er von den geringſten Hülfsmitteln, oft in größter Entbehrung und wahrer Noth. Niemals klagte er. Derſelbe Mann, der alle Aushülfen des Leichtſinns und der Täuſchung kannte, der gegen die niedere Welt jedes Mittel anzuwenden für erlaubt hielt, derſelbe Mann hielt den edlen Freunden, welche er wirklich dafür erkannte, und bei denen er ſich noch guten Glauben wußte, nur ſeine beſſern Seiten entgegen. Für Adam Müller war und bleib er ein reiner, zuverläſſiger Umgang, nie mißbrauchte er dieſen, nie hinterging er ihn, und eine Ueberliſtung, deren er ſich bei Andern nur als eines Zeugniſſes ſeiner Ueberlegenheit und Klugheit gefreut hätte, würde er hier als einen ſchändlichen Verrath weit von ſich gewieſen haben.

Die Bedrängniß ſeiner Umſtände führte ihn darauf nach Berlin zurück, wo einige Familienunterſtützung ihm geſichert war. Hier lebte er nun einige Jahre in dem ſonderbar eleganten Cynismus von Sitten und Anſichten, die er ſich angeeignet hatte, in müßiger Thätigkeit fort. Seine Mephiſtopheles-Rolle führte er immer gründlicher durch. Die Naturphiloſophie, wie er ſie gefaßt hatte, und die Homöopathie, der er mit voller Ueberzeugung anhing, waren das einzige Poſitive, welches ſeine Gedanken

verarbeiteten, bei allen andern Gegenſtänden ging er auf Verneinung und Zerſtörung aus. Auch brauchte er die Naturphiloſophie noch vorzugsweiſe zur Verneinung aller religiöſen Geſtaltungen, die Homöopathie zur Verwirrung aller hergebrachten Arzneikunde; hätte er jene Doktrinen allgemein anerkannt und eingeführt geſehen, und ſie nicht mehr zum Wegräumen von andern gebrauchen können, ſie würden ihm bald unbequem geworden ſein, und er hätte ſich anderswoher eine Verneinung gegen ſie geſucht. Die Politik beſchäftigte ihn unausgeſetzt; mit heftiger Begier blickte er auf den Kampf der öffentlichen Verhandlungen, er ſah und berechnete den Sturz aller Regierungen, den Bankrott aller Staaten. Er machte die gründlichſten Auseinanderſetzungen, er reihte Beweis an Beweis, daß Frankreich nächſtens zu Grunde gehen müſſe, daß England im Innern ſchon zerſtört ſei, daß Deutſchland verarmen müſſe, daß ganz Europa der Anarchie entgegenreiſe. Wer ihn anhören wollte, dem trug er ſtundenlang ſeine ſchrecklichen Ueberzeugungen vor. Kam er mit Altgläubigen zuſammen, ſo war die Milde auffallend, mit der er ihnen ſanft und anmuthig ihre Beſchränktheit, ihre Hoffnungsloſigkeit vordemonſtrirte; er weidete ſich gleichſam an ihrem Elende, und das Mitleid, das er ihnen widmen konnte, lächelte als Wonne in ſeinen Zügen.

Auf ähnliche Weiſe behandelte er die religiöſen Ueberlieferungen, die beſtehenden ſittlichen Anſichten, die Einrichtungen des bürgerlichen Lebens. Nichts fand Gnade vor ihm, überall ſpürte er den Kampf des Eigennutzes und des Betrugs auf, überall zeigte er die verneinende Klugheit als Siegerin und den ſchnödeſten Hohn als

ihren Triumph. Beſonders noch hatte er der Handelswelt, den reichen Wechslern und Kapitaliſten, den Untergang angeſagt, und die Vorſtellung ihres künftigen Zuſammenbrechens mußte ihn für den Aerger und die Wuth tröſten, zu denen ihr, wie er meinte, unerlaubtes Glück ihn täglich aufreizte.

Dabei war er in gewöhnlichen Dingen des Lebens freundlich, gefällig, fein und angenehm im Ausdruck, gutmüthig und theilnehmend, ſobald er nicht fürchtete, ſich bloßzugeben oder bewacht zu ſein, daher beſonders auch gegen Thiere mitleidig und fürſorglich. Alles Geſellige gern aufnehmend und erwiedernd, leicht angeregt und vergnügt, witzig und unterhaltend, ſchien er ſich unter den Menſchen, die er ſo ſehr verachten wollte, doch gar wohl zu gefallen, und recht eigentlich für ſie gemacht. Er wurde nie läſtig, war immer taktvoll, wußte genau, wie weit er mit ſeinen Meinungen hervortreten durfte, wo er einlenken oder abbrechen mußte.

Während er in ſolcher Spannung, doch ziemlich gelaſſen von einem Tage zum andern den Ablauf der Zeiten abwartete, und theils in Beſuchen, theils auf Spazirgängen, die er täglich und entlegen auszuführen pflegte, den ſtets erneuerten Stoff ſeiner Ueberlegungen verarbeitete, und dem erſehnten, oft nahegeglaubten, Zeitpunkt entgegenſah, wo ſeine Weiſſagungen ſich erfüllen ſollten, inmitten aller Klugheiten und Vortheile, deren er ſich verſichert hielt, mußte er zuletzt noch an die Erfahrung ſtoßen, daß auch alle Klugheit nur eitel und nutzlos wird, und ſelbſt Mephiſtopheles am Ende nur als ein armer dummer Teufel übrig bleibt. Ihn beſchlich Krankheit, gegen die ſeine ſtarke Natur vergebens alle Kraft aufbot,

er wurde bettlägerig, und erkannte, daß er die Waſſerſucht habe!

Mit homöopathiſchen Mitteln, mit allerlei Entwürfen zu einer Reiſe nach Köthen, wo ihn Hahnemann heilen ſollte, hielt er ſich noch eine Weile hin; doch ſah er bald, daß für das wachſende Uebel jede Hülfe ſchon zu ſpät ſei. Einzig auf ſeinen perſönlichen Zuſtand beſchränkt, und nur mit den Bedürfniſſen des Tages, ja des Augenblicks beſchäftigt, wurde ihm bald die ganze Welt gleichgültig. Gerade jetzt aber, im Frühjahre 1826, trat in den allgemeinen Handelsverhältniſſen eine längſt vorbereitete Kriſis ein, welche durch ganz Europa gefühlt wurde. Täglich kamen Nachrichten von neuen Bankrotten, von allen Seiten erſcholl Wehklage, überall herrſchten dunkle Beſorgniſſe. Wenn ihm dergleichen erzählt wurde, flog ein ſtärkendes Lächeln über ſeine ermatteten Züge, der verheißene und erwartete Untergang ſchien einzutreffen, aber bitterer Unwille machte ſich dann wieder Luft, daß die Tücke des Schickſals ſolche Wendung nur zulaſſe in dem Augenblicke, wo der Geiſt und das Herz, denen darin die köſtlichſte Labung geboten werde, ſie kaum noch als ſolche aufzunehmen fähig ſeien!

In dieſer Zeit genoß er die thätige Fürſorge Rahel's, wie wir aus deren Briefen ſehen. Ohne Unruhe und Zagen, erſchöpft aber überdrüſſig ob ſeiner Leiden, ſah er ſeinen Tod herannahen. Rahel ſchreibt ihrem Bruder Ludwig Robert, daß ſie dem unheilbar Kranken täglich labende und erwünſchte Speiſen aus ihrer Küche geſchickt, vier Treppen hinauf, die ſie ſelber nicht ſteigen konnte, und wie er dafür ſich dankbar und gerührt erwieſen. Auch daß ſeine dicke Haut ihr ſchon längſt kein

Hinderniß geweſen, ein doch gutes und gewöhnliches Menſchenkind in ihm zu ſehen. „Sein ſogenannter Atheismus, ſagt ſie, erſchien mir von jeher eine Kinderei, erfunden, um andern Kindereien Trotz zu bieten. Wenn er ſeine Gottheit ganz in wüſte Allgemeinheit des Gedankens hinaus- oder in die Fülle der Natur hineindemonſtriren wollte, machte ich ihn gleich lachen, wenn ich ihm nach meiner Art unbefangen einwandte: „Nun, lieber Wieſel, zu dem Gedanken und zu den Gliedern wird doch ein Kopf ſein müſſen!“ Hingegen zwang auch er mir noch in ſeinen letzten Tagen ein Lächeln ab, als er mir Dankworte auf einen Zettel ſchrieb und darin ſagte: „Das Schickſal vergelte es Ihnen!“ — weil er „das Schickſal“ ſagte, als ob der liebe Gott nicht klüger wäre, und nicht auch unter dieſem Namen ſeine Gebühr annähme!“ —

Adam Müller aber, dem die Todesnachricht ebenfalls durch Rahel gemeldet worden war, antwortete mit dieſen merkwürdigen Betrachtungen: „Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für Ihr freundliches Andenken an mich, bei dem Tode des Unglücklichen. Dieſe Rechenexempel ſind alſo abgeſchloſſen, dieſe Weiſſagungen verſtummen; ſonderbarer Weiſe wurde der, der nach Wieſel's Kalkül ſchon zur Zeit des Kongreſſes zuerſt zu Grunde gehen mußte, der Kaiſer Franz, gerade am Tage vor Wieſel's Tode, von einer wirklichen Todesgefahr gerettet. Dennoch rührt mich dieſer Fall ſehr. Sie nennen ſein Unglück ſeine dicke Haut, und es iſt wahr, innerlich war viel Schönes, und äußerlich hat ihn viel Ausgezeichnetes berührt; doch hat beides nie zuſammenkommen können. Dazu waren auch ſeine Augen zu ſcharf, kein geringes

Unglück für den, der ſie hat. Farbe und Lichtton verſchwanden; er ſah nur die Unterſchiede und Umriſſe der Dinge, und da war denn Rechnung und Zahl bald zur Hand. — Ich verliere viel an ihm; er erſetzte und repräſentirte mir nicht nur die ganze liberale und demokratiſche Welt, und überhob mich nicht nur der Mühe, die Journale und Bücher meines Gegenpart zu leſen, ſondern er trieb das Alles auf die rechte deutſche Höhe, bis zur Läugnung des perſönlichen Gottes, zur Behauptung, daß alles Unglück in der ganzen Weltgeſchichte aus dem Glauben an eine perſönliche Offenbarung herrühre. Drei Stunden hindurch habe ich ihn einmal über letztern Punkt auf meinem Zimmer mit wirklich teufliſcher Grazie und Sachkenntniß raſen hören. Und doch war in allem und unter allem wieder lauter Selbſtüberredung, ſchwaches Liebesbedürfniß, Advokatie der Armen, Entbehrungs- und Aufopferungsfähigkeit, ſiebenmonatliches Leben mit achtzig Thalern und von bloßen ſelbſtgefangenen Hechten und Kartoffeln, und die Unfähigkeit, nicht bloß zum Verrath ſeiner Freunde, ſondern ſelbſt der verhaßteſten unter den Ariſtokraten, wenn nicht etwa die Geldnoth allzu groß geworden wäre! Ich glaube, daß die göttliche Barmherzigkeit ihre größten Wunder für die letzten Blicke des Menſchen vorbehält. Vielleicht iſt ein Strahl des ewigen Lichtes beſſer durch die halbgeſchloſſenen, als durch die noch offenen Augen gedrungen. Wie die abſurden Raiſonnements eines nach dem andern auslöſchten, mußte doch etwas übrig bleiben, vielleicht war es der Troſt deſſen, den er ſich ſein ganzes Leben hindurch ein dummes point d'honneur gemacht hatte nicht anzuerkennen, und der am beſten wußte, wie er zu dieſer Albernheit gekommen war."

Wenn Rahel dieſe einſichtsvolle Milde und dies hoffende Vertrauen Müller'n hoch anrechnet, ſo pflichtet ihr gewiß jedes edle Gemüth vollkommen bei. Neben der ächten Liberalität aber, mit welcher Müller einen ſolchen Freund haben und ſolche Ausbrüche dulden konnte, müſſen wir auch ganz beſonders die meiſterhafte Auffaſſung bewundern, durch welche er ihn mit wenigen Zügen gründlich dargeſtellt hat. „Drei Stunden mit wirklich teufliſcher Grazie und Sachkenntniß raſen hören" iſt ein Ausdruck von genialer Vortrefflichkeit; auch die „ſelbſtgefangenen Hechte und Kartoffeln" ſind unbezahlbar; und das „dumme point d'honneur" giebt unſerm Mephiſtopheliſchen Freunde noch die letzte Grabesehre!

Schließlich, — um wieder auf dieſe Aehnlichkeit zurückzukommen, — gedenken wir noch, daß vor vielen Jahren ein Gemählde aus Schadow's Schule, wir wiſſen nicht mehr von wem gemahlt, zu ſehen geweſen, das den Beſuch Fauſt's bei Gretchen im Kerker darſtellte; Mephiſtopheles erſchien an der Thür und mahnte zum Forteilen. Wieſel lebte noch, der Mahler aber kannte ihn nicht und hatte ihn nie geſehen, für ſeinen Mephiſtopheles jedoch in der Einbildungskraft ganz die Bildung und den Ausdruck hervorgearbeitet, welche ſogleich an Wieſel erinnern mußte, ja man konnte glauben, dieſer habe ihm dazu geſeſſen! —

Leuchſenring.

In einer Galerie Goethe'ſcher Perſonen darf der Name Leuchſenring einen bedeutenden Platz anſprechen; er war in der kräftigen Jugend Goethe's mit dieſem und ſeinen Freunden in lebhaftem, ja man kann ſagen innigem Verkehr, wirkte auf die geſelligen Verbindungen und das geiſtige Streben jener Zeit vielfach ein, und ſeine perſönliche Gegenwart wußte überall ein gewiſſes Anſehen und Vertrauen zu gewinnen. Doch wurde er durch ſein vielfältiges Einmiſchen, Theilnehmen und Vermitteln, und durch die Bedeutung, welche er ſich auf dieſe Weiſe von ſeinen Umgebungen gleichſam erborgte, dieſen bald unbequem, er verletzte durch Anmaßlichkeit, zu der ſeine Rolle leicht verleiten konnte, und man wurde ſeines Thuns um ſo überdrüſſiger, als man zu entdecken glaubte, daß er aus eignem Boden nichts hervorbringe und leiſte, ſondern nur von dem Daſein der Andern mitlebe. Goethe fühlte ſich beſonders aufgereizt, dieſe Uſurpation als ſolche bloßzuſtellen, und die Hohlheit der ganzen Rolle zu enthüllen. Großen Einfluß übte hiebei unſtreitig Merck,

der ſeine eigne Bitterkeit in Goethe's Gemüth überſtrömen ließ.

Daß aber Merck am meiſten gegen Leuchſenring eingenommen und von ihm abgeſtoßen war, dazu fand ſich zwiefacher Grund. Erſtlich die ſcharfe Entgegenſetzung beider Naturen, von denen die eine weich, geſchmeidig, ſentimental und in aller Thätigkeit müſſig war, die andre hingegen kalt und ſtreng, ſchroff und höhniſch, auf Wirklichkeit gerichtet, und in aller Muße immerfort thätig. Sodann aber trennte auch ihre Aehnlichkeit beide Männer ganz entſchieden, denn eigentlich war Merck, ungeachtet der ſtärkſten Entgegenſetzung in Stoff und Richtung, doch in vielen weſentlichen Bezügen nur auch eine Art Leuchſenring, von unruhiger Thätigkeit, überall eingreifend, wirkſam, vermittelnd, ohne jemals ein eigentliches Fach und eine feſte Stellung zu finden, in der ſeine Kenntniſſe und Gaben ihre geſammelte Kraft auf ein namhaftes Ziel hätten richten können. In Leuchſenring mußte ihm ein geſpenſtiſches Abbild ſelbſt erſcheinen, und weil er dies in der ihm am meiſten entgegengeſetzten Weiſe, in ſentimentalen und geſellig-eitlen Täuſchungen, auftreten ſah, ſo mußte es ihn bis zum Abſcheu anwidern.

Goethe erzählt, wie in Koblenz bei dem Geheimenrath von Laroche, oder eigentlich bei deſſen Frau, der einſt berühmten und beliebten Schriftſtellerin Sophie von Laroche, im Mai 1771 eine Art Kongreß theils im artiſtiſchen, theils im empfindſamen Sinne gehalten wurde, wozu auch Leuchſenring beſchieden war, der von Düſſeldorf herauf kam. „Dieſer Mann, ſagt er, von ſchönen Kenntniſſen in der neuern Litteratur, hatte ſich auf

verſchiedenen Reiſen, beſonders aber bei einem Aufenthalte in der Schweiz, viele Bekanntſchaften, und da er angenehm und einſchmeichelnd war, viele Gunſt erworben. Er führte mehrere Schatullen bei ſich, welche den vertrauten Briefwechſel mit mehreren Freunden enthielten: denn es war überhaupt eine ſo allgemeine Offenherzigkeit unter den Menſchen, daß man mit keinem Einzelnen ſprechen oder an ihn ſchreiben konnte, ohne es zugleich als an Mehrere gerichtet zu betrachten. Man ſpähte ſein eigen Herz aus und das Herz der Andern, und bei der Gleichgültigkeit der Regierungen gegen eine ſolche Mittheilung, bei der durchgreifenden Schnelligkeit der Taxiſchen Poſten, der Sicherheit des Siegels, dem leidlichen Porto, griff dieſer ſittliche und litterariſche Verkehr bald weiter um ſich."

Das Allgemeine dieſer Bezüge, welches Goethe hier ſo glücklich zuſammenfaßt, hilft uns das beſondere Verhältniß unter den rechten Geſichtspunkt ſtellen, und Leuchſenring hier nur als einen Mitgeher ſeiner Zeit erkennen, nicht als einen Quertreter, der in ihr ſelbſt ein Zerrbild geweſen wäre. Sein Bedürfniß und Eifer empfindſamer Mittheilung waren nicht andrer Art, als die, in denen ſich außer der Frau von Laroche, auch die beiden Jacobi, Wieland und Herder gefielen, und von denen auch Goethe nicht zu allen Zeiten frei blieb.

„Solche Korreſpondenzen, beſonders mit bedeutenden Perſonen, — fährt Goethe fort, — wurden ſorgfältig geſammelt, und alsdann, bei freundſchaftlichen Zuſammenkünften, auszugsweiſe vorgeleſen; und ſo ward man, da politiſche Diskurſe wenig Intereſſe hatten, mit der Breite der moraliſchen Welt ziemlich bekannt."

Goethe geſteht, daß Leuchſenring's Schatullen in dieſem Sinne manche Schätze enthielten, und rühmt beſonders die Briefe von Julie Bondeli, eines vortrefflichen Frauenzimmers, deren Briefwechſel mit Rouſſeau ihrem Namen für immer ein würdiges Denkmal ſichert. Goethe ſagt ferner, daß er dieſen Vorleſungen, wenn auch nicht alles gehaltreich war, gern beigewohnt habe, er dadurch in eine unbekannte Welt verſetzt worden ſei, und das Innere mancher kurz vergangenen Begebenheit kennen gelernt habe.

Kaum aber trat Merck hinzu, ſo wurden dieſe Eindrücke geſtört. „Er hatte, ſagt Goethe, nicht lange jene Briefwechſel mit angehört, als er über die Dinge, von denen die Rede war, ſo wie über die Perſonen und ihre Verhältniſſe, gar manchen ſchalkhaften Einfall laut werden ließ, mir aber im Stillen die wunderlichſten Dinge eröffnete, die eigentlich darunter verborgen ſein ſollten. Von politiſchen Geheimniſſen war zwar keineswegs die Rede, auch nicht von irgend etwas, das einen gewiſſen Zuſammenhang gehabt hätte; er machte mich nur auf Menſchen aufmerkſam, die, ohne ſonderliche Talente, mit einem gewiſſen Geſchick, ſich perſönlichen Einfluß zu verſchaffen wiſſen, und durch die Bekanntſchaft mit vielen aus ſich ſelbſt zu bilden ſuchen; und von dieſer Zeit an hatte ich Gelegenheit, dergleichen mehr zu bemerken. Da ſolche Perſonen gewöhnlich den Ort verändern, und als Reiſende bald hier, bald da eintreffen, ſo kommt ihnen die Gunſt der Neuheit zu Gute, die man ihnen nicht beneiden noch verkümmern ſollte: denn es iſt dieſes eine herkömmliche Sache, die jeder Reiſende zu ſeinem

Vortheil, jeder Bleibende zu ſeinem Nachtheil öfters erfahren hat.“

Das Treffende dieſer Bemerkungen iſt nicht zu verkennen, ſie ſind an ſich wahr, und bezeichnen ein weitverbreitetes Element des Geſellſchaftslebens. Auch ihre Anwendbarkeit auf Leuchſenring ſcheint ganz gegründet, und wir können wohl annehmen, daß eine Hauptſeite ſeiner Erſcheinung von dem ſcharfen Mephiſtopheles-Sinne Merck's mit Recht ſo aufgefaßt und Goethe'n überliefert werden konnte.

Völlig ohne Uebergang und in gewagtem Sprunge dünkt uns Goethe zu dem Folgenden zu gelangen, wo er ſagt: „Dem ſei nun wie ihm wolle, genug wir nährten von jener Zeit an eine gewiſſe unruhige, ja neidiſche Aufmerkſamkeit auf dergleichen Leute, die auf ihre eigne Hand hin und wieder zogen, ſich in jeder Stadt vor Anker legten, und wenigſtens in einigen Familien Einfluß zu gewinnen ſuchten. Einen zarten und weichen dieſer Zunftgenoſſen habe ich im Pater Brey, einen andern, tüchtigern und derbern, in Satyros oder dem vergötterten Waldteufel, wo nicht mit Billigkeit, wenigſtens mit gutem Humor dargeſtellt.“

Goethe ſpricht in der Folge nicht wieder von Leuchſenring, und in dem Vorangeſchickten, wie wenig es auch günſtig für dieſen laute, finden wir doch keineswegs die Rolle begründet, die ihm in dem Faſtnachtſpiele als Pater Brey aufgebürdet wird. In Goethe's Erzählung iſt er ein Menſch, der zwar ſeine Schwächen und Unbequemlichkeiten hat, ſonſt aber noch bedeutend und ehrenwerth genug daſteht: in dem Faſtnachtſpiel aber zeigt er ſich als ein elender und verächtlicher Lump.

Wir glauben hier durchaus Merck's bittere Laune und gehäſſige Uebertreibung zu ſehen, von denen Goethe's Sinn damals beherrſcht wurde, und denen er ſein Talent gleichſam als Scharfrichteramt leihen mußte. Daß einige Züge und Aeußerungen des Pater Brey in Leuchſenring ſich wiederfanden, oder auf ihn zu deuten waren, dürfen wir freilich als gewiß annehmen, denn der damalige Goethe'ſche Kreis bezeigte ſeine Schadenfreude laut genug, und Friedrich Heinrich Jacobi beſtätigte noch in ſpäteren Jahren, in den vier Verſen:

„Er will überall Berg und Thal vergleichen,
Alles Rauhe mit Gyps und Kalch verſtreichen.
Und dann zu mahlen auf das Weiß
Sein Geſicht oder ſeinen Steiß;"

ſei der Mann auf das vollkommenſte geſchildert. Allein wir glauben, daß ihm durch ſolche Bezeichnung im Ganzen doch Unrecht geſchehen ſei, ein Unrecht, das damals, von dem jungen ungeſtümen Goethe gegen einen beinahe Gleichaltrigen ausgeübt, ſo groß nicht erſcheinen konnte, in der Folge aber durch Goethe's wachſenden Namen und gebietendes Anſehen ganz unverhältnißmäßig werden mußte. Für unſere Anſicht ſpricht ſchon der Umſtand, daß Goethe von dem einmal dichteriſch Ausgeſprochenen und Feſtgeſtellten zwar nichts zurücknahm, aber doch fernerhin nie die Gelegenheit ergriff, — ſo oft und dringend ſie ſich auch darbot, — das Mißurtheil gegen Leuchſenring zu wiederholen, zu erhärten und weiter auszuführen. Von Leuchſenring aber müſſen wir rühmend anmerken, daß ſich keine Spur findet, er habe auf dieſen heftigen Angriff, den er wohl erkennen und

tief empfinden mußte, und dem zu begegnen er ſich damals wohl gegen Goethe noch ſtark genug glauben durfte, jemals rachſüchtig reagirt, oder deßhalb den Genius und die Macht des Dichters weniger anerkannt, obgleich auch ihm die Gelegenheit nicht fehlte, deſſen Feinde zu verſtärken und den Riß zu vergrößern, der denſelben öfters von der Gunſt des Publikums zu trennen drohte.

Doch wir müſſen, um den Mann in ſeiner wahren Geſtalt aufzufaſſen, aus dieſem Momente ſeines vorübergehenden Zuſammenſtoßes mit Merck und Goethe zu dem Ueberblicke ſeines geſammten Lebenslaufs hinaustreten, des früheren und des ſpäteren, und da bleibt uns freilich nur zu bedauern, daß die Nachrichten, wenn auch im Einzelnen ſehr zuverläſſig und beſtimmt, doch im Ganzen nicht reichlich ſind.

Franz Michael Leuchſenring war zu Langenkandel im Elſaß im Jahre 1746 geboren, und hatte im Hauſe der wohlhabenden Eltern eine gute Erziehung genoſſen. Seine Studien, die er wahrſcheinlich auf der Univerſität zu Straßburg machte, waren weniger auf ein beſtimmtes Fach, als auf allgemeine hiſtoriſche und litterariſche Kenntniſſe gerichtet; er vereinigte gründliche Gelehrſamkeit mit weltlicher Gewandtheit, und wußte ſehr gut zu ſprechen; auch an Kunde fremder Sprachen fehlte es ihm nicht, und das Franzöſiſche beſonders ſprach und ſchrieb er mit vollkommner Geläufigkeit.

Ein Verwandter von ihm lebte als Leibarzt in Darmſtadt, zog ihn dorthin und machte ihn am Hofe bekannt. Seine Perſönlichkeit gefiel, er war nicht groß, nahm ſich aber vortheilhaft aus, ſeine Kurzſichtigkeit erlegte ſeinem lebhaften Weſen ein wohlthätiges Maß auf, ſeine

Bildung und Kenntniſſe waren ausgezeichnet, ſein Karakter untadelhaft. Er wurde zum heſſen-darmſtädtiſchen Hofrath ernannt, und begleitete den heſſiſchen Erbprinzen im Jahre 1769 zur Univerſität nach Leyden. Hier lernte ihn Friedrich Heinrich Jacobi kennen, gewann ihn lieb und trat in vertrauliche Verbindung mit ihm. Leuchſenring begleitete den Erbprinzen ſodann auch nach Paris und in die Schweiz. Ueberall fand er ausgezeichnete Aufnahme, knüpfte merkwürdige Bekanntſchaften an, und lernte die verſchiedenartigſten Menſchen und Verhältniſſe kennen.

Weder für eine beſtimmte Wiſſenſchaft, noch für irgend eine Kunſt begabt, aber mit großen Kenntniſſen, lebhafter Auffaſſung, reizbarem Gefühl und raſcher Einbildung ansgeſtattet, dabei der vornehmen und litterariſchen Welt kundig, in die moraliſchen und geiſtigen Bezüge und Betriebſamkeiten der Menſchen eingeweiht, fand er ſich auf das ſtärkſte zu der Wirklichkeit des Lebens hingezogen, und Menſchen, Verhältniſſe, geſellige Strebungen und Intereſſen wurden der Stoff, in welchem ſein Geiſt und ſein Gemüth arbeiteten. Wir bemerken hiebei, daß ſolche Richtung in der Welt ſehr häufig iſt, und oft die reichſten Gaben und ſchönſten Eigenſchaften in ſie verflochten ſind. Findet ſich zu dieſer in's Allgemeine und Weite führenden Richtung ein freier, unabhängiger, oder wohl gar vornehmer Stand, ſo können ſich heitere und glänzende Lebensgeſtalten entwickeln, an Höfen, in der Diplomatie, oder wo ſonſt geſellige Repräſentation und Thätigkeit gilt. Wo dieſe Begünſtigung fehlt, aber neben den großen, auf die Welt überhaupt gerichteten Kräften wenigſtens Ein beſtimmtes Talent ſich

zeigt, das gar nicht einmal an ſich bedeutend zu ſein braucht, aber unter den Menſchen einen anerkannten Stand und Beruf begründet und ſeine vorbereitete Bahn hat, ſo gewinnt jene allgemeine Richtung darin Schutz und Anhalt, und wird glücklich verdeckt oder getragen. Wo aber keine dieſer Beimiſchungen vorhanden iſt, und jene Richtung für ſich allein ſteht und in voller Stärke wirkt, da iſt der ſo Begabte ſehr zu bedauern, er befindet ſich gegen Welt und Menſchen im größten Nachtheil, und der lebendige Stoff, in welchem er zu arbeiten gewillt und genöthigt iſt, zeigt ſein Leben zuerſt darin, daß er die Einwirkung und den Einwirker zurückſtößt; als Abentheurer, Intrigant, Sonderling, ja vielleicht unter noch ſchlimmern Bezeichnungen und Verdächtigungen wird der Suchende von den in der vorhandenen Einrichtung und in den beſtimmten Lebensfächern feſt und behaglich Anſäßigen gemieden und verſtoßen.

Dies war der Fall bei Leuchſenring. Er hatte kein Nebentalent, das ihm einen Stand oder ein Fach angewieſen hätte. Er war, nach Vollendung jener Reiſe, ein Hofrath ohne Amt, ein Gelehrter ohne gelehrten Betrieb, ſeine Geiſtes- und Gemüthsart im Verein warfen ihn unwiderſtehlich auf die Geſellſchaftswelt. Dieſe bloß zum Genuß zu gebrauchen, war er nicht frivol genug; ein höherer Trieb drängte ihn, mit Ernſt und Gründlichkeit dort einen edleren Gewinn zu ſuchen und auszubreiten.

Jacobi erzählt, Leuchſenring ſei ihm als ein Mann von vielem Geiſte erſchienen, der aber beſtändig mit einer oder der andern Grille bis zur Schwärmerei behaftet ſei. Schon damals in Leyden habe er einen geheimen Orden

der Empfindſamkeit ſtiften wollen, habe in Korreſpondenzen gelebt und gewebt, und ſei immer mit Brieftaſchen bepackt geweſen, aus denen er vorlas. „Ich war ihm viel zu muthwillig, ſagt Jacobi, und er brach ein paarmal mit mir, weil ich ihm Unkraut unter ſeinen Waizen ſäete, und vornehmlich mit Weibern lieber ſcherzte als phantaſirte. Dennoch hat er ſich länger mit mir, als mit irgend einem andern von ſeinen Freunden vertragen. Herder, den er auch zu Leyden hatte kennen lernen, brach bald darauf zu Darmſtadt mit ihm auf immer. Bei dieſer Gelegenheit ſchrieb Goethe das Faſtnachtſpiel vom Pater Brey, dem falſchen Propheten.“

Die Epoche der Empfindſamkeit in der deutſchen Gefühlsbildung und Litteratur iſt bekannt genug. In Goethe’s Wahrheit und Dichtung finden ſich einzelne Gruppen aus jener Zeit unübertrefflich dargeſtellt. Aber das ganze Treiben des deutſchen Lebens im dritten Drittheile des achtzehnten Jahrhunderts iſt im Zuſammenhange noch nirgends geſchildert worden. Für einen aufmerkſamen und eindringenden Geſchichtſchreiber wäre dies ein höchſt ergiebiger und dankbarer Stoff, und wir bedauern in dieſer Hinſicht, daß eine Geſchichte der deutſchen Litteratur ſeit Friedrich dem Großen, welche im Meßkatalog vor zwei Jahren ſchon angekündigt war, von dem geiſtreichen jungen Schriftſteller, der ſie unternommen hatte, wieder aufgegeben ſcheint. Die Empfindſamkeit, die Phyſiognomik, der Sturm und Drang, das Genieweſen, die geheimen Bünde, die Illuminaten, die Geiſterſeherei, die deutſche Union, der Erziehungseifer und viele andere wunderliche Ausgeburten des deutſchen Lebens, hätten hier beſprochen werden müſſen.

Ein Orden der Empfindſamkeit war damals nicht ſo lächerlich, wie er jetzt erſcheint. Ueberdies war in Deutſchland eine wahre Sucht, geheime Vereine für geiſtige Bedürfniſſe, Geſellſchaften zur gegenſeitigen Veredlung, Brüder- und Schweſterſchaften für moraliſche und religiöſe Zwecke zu begründen, oder ihnen beizutreten. Die Freimaurerei ſpielte in jener Zeit eine wichtige Rolle. Und die Kirche und die Regierungsgewalten blieben aller Einmiſchung fern. Nicht alle ſolche Bünde waren ſo harmlos, wie der Ritterbund in Wetzlar, von dem Goethe ſpricht, oder die Vereinigung von Bürgertöchtern in Nürnberg, welche Johann Benjamin Erhard geſtiftet hatte. Daß aber der Orden der Empfindſamkeit wenigſtens in Bezug auf den Staat völlig gefahrlos und unſchuldig gemeint war, dürfen wir wohl mit aller Zuverſicht annehmen.

Bald nach dem Wiedereintreffen Leuchſenring's mit dem Erbprinzen in Darmſtadt, wo ſein Führeramt aufhörte, machte er eine Rheinreiſe, und bei dieſer Gelegenheit war es, daß er auch an dem Kongreß in Ehrenbreitſtein Theil nahm, und in den näheren Verkehr mit Merck und Goethe gerieth, wo ihm ſo übel mitgeſpielt wurde. Indeß wurden nicht alle Freunde von ihm abgezogen. Sophie von Laroche blieb ihm mit treuer Anhänglichkeit zugethan, eben ſo Wieland; Goethe's nachheriger Schwager, Johann Georg Schloſſer, verläugnete ſeine gute Meinung und Zuneigung nicht, und Jacobi ſpricht von ihm zwar mit Scherz, aber auch mit Theilnahme und Wohlwollen. „Ich habe vergangenen Freitag vergeſſen, — ſchreibt er am 17. Juni 1771 an Sophie von Laroche, — Ihnen Ihren Erz-Leuchſenring

vom 1. Juni (ohne Zweifel einen Brief von ihm) zurückzuſchicken; Sie empfangen ihn einliegend mit dem vom 6. Wahrſcheinlicherweiſe geht unſer Lieber jetzt zu Bergzabern, an einem roſenfarbenen ſeidenen Bande, hinter der elyſiſchen Zieglerin, und weidet, von ihrem Lämmchen angelächelt, neben ihm Charmillen und Roſenblätter. Welch eine empfindſame Schilderung! Si je me moque un peu de ces bonnes gens, ma chère Sophie, c'est que je me sens une aversion invincible contre toutes les espèces de contorsions corporelles ou spirituelles. Il faut marcher avec la nature; und die ſimpeln und reinen Empfindungen, die ſie giebt, mit ſo viel Feuer und Stärke aufnehmen, als ſie einem ein Herz dazu gegeben hat, aber keine neuen erfinden wollen." Und am 24. Auguſt 1771 an Wieland: „Endlich habe ich von dem wunderbaren Freunde Leuchſenring einen Brief erhalten. Ich glaubte, er hätte über irgend einem ſentimentaliſchen Todtenſprunge den Hals gebrochen. Wenn wir ihn doch überreden könnten, daß er nicht alles, was er thut, in Kunſtſtücken thäte; ich weiß ſie ihm nicht nachzumachen, und das bloße Zuſehen macht mir Nervenreißen. Ich kann nicht leiden, daß man mit einem Springſtocke über einen Graben ſetzt, den man überſchreiten könnte." Allein auch Merck ſelber hatte mit ihm in Briefwechſel geſtanden, und, wie es ſcheint, in ganz vertraulichem Austauſche von Geſinnungen und Anſichten; Wieland ſchreibt an Jacobi vom 18. Februar 1771: „Leuchſenring hat mir neuerlichſt in Geſellſchaft mit Merck ein Briefchen aus unſers Dumeiz Zimmer in Frankfurt geſchrieben, mit Beilage zweier Stücke der Frankfurter Anzeigen, worin Sulzer's

Theorie mit ſpaniſchem Pfeffer gerieben wird;“ und Sophie von Laroche ſchrieb am 18. Mai 1772 an Merck: „Ihre Briefe an Leuchſenring, lange ehe Sie mir ſchrieben, hatten meine Geſinnungen beſtimmt; Ihre perſönliche Kenntniß hat mir das Vergnügen gegeben, daß ich recht hatte zu denken und zu ſchreiben, wie ich that.“ Zwei Jahre ſpäter, am 10. Auguſt 1774, beklagt ſich Jacobi gegen Sophie von Laroche, daß Leuchſenring ihm ſeit faſt zwei Monaten nicht ſchrieb: „Dieſer Mann, fügt er hinzu, thut nicht wohl an mir. Aber im Grunde iſt's wohl ſeine Schuld nicht, und er hat vermuthlich an ſich noch weit übler gethan.“

Unterdeſſen hatte Leuchſenring eine franzöſiſche Zeitſchrift begonnen, ſie erſchien unter dem Titel: Journal de lecture von 1775 bis 1779, und wurde ſehr geſchätzt; Jacobi übernahm davon 500 Exemplare durch ſeine Empfehlung anzubringen. Gleich darauf aber mußte Jacobi zu ſeinem Verdruß erfahren, daß Leuchſenring, der ſich wieder in der Schweiz befand, dort von ihm zu Le Sage, Jacobi's Jugendlehrer, geſagt habe: „Il ne s'embarrasse plus ni de ses amis ni de sa philosophie, il ne songe qu'à se divertir.“ Und darüber ruft er bitter aus: „Es iſt doch eine mannigfaltige, luſtige, harmoniſche und melodiſche Welt, unſere Welt!“

Leuchſenring fand immerfort keine Ruhe; er reiſ'te hin und her, von mancherlei Vorſätzen, Hoffnungen und Meinungen bewegt. Da ſeine Einkünfte für ſeinen Unterhalt nicht ausreichten, ſo mußte er auch von Zeit zu Zeit bedacht ſein, zu irgend einer fruchtbaren Thätigkeit zurückzukehren. Seine Fähigkeiten waren anerkannt, auf

ſeine Rechtſchaffenheit durfte man vertrauen, und auf ſeinem Wandel haftete kein Flecken. So geſchah es, daß im Januar 1776 die Vorſteher einer in Neuwied errichteten Erziehungsanſtalt ganz beſonders auf ſeine Mitwirkung hofften, und dieſelbe mit großen Opfern erlangen wollten. Er war damals in Paris, krank und bekümmert, und wollte kommen, wenn man ihm 12,000 Livres ſchaffte, deren er dort bedurfte. In Neuwied wollte man die Summe geben, doch in der Meinung, er werde das Geld für die Anſtalt verwenden. Die Prinzeſſin Luiſe von Darmſtadt wollte die Bürgſchaft für das Darlehn übernehmen, das aber nicht zu Stande kam, und Sophie von Laroche ſchreibt darüber an Merck: „Ich bin mißvergnügt, daß dieſer Mann ſeine Talente nicht beſſer und nützlicher brauchte, aber das Geld, wie ſoll ich ihm's ſchaffen? Dies alles muß Ihnen zeigen, daß ich Sie kenne, denn wie ſchrieb' ich ſonſt von Leuchſenring an Sie?" Bald nachher, vergeſſend, daß ſie ſelbſt von ihm geſchrieben, er ſei in Paris krank, beklagt ſie ſich, daß er ihre Freundlichkeiten bei Mad. du Bocage dort hätte ausrichten können, allein wie verſchieden ſei doch: Rede und Sache!

Leuchſenring brachte darauf einige Zeit bei dem Landgrafen von Heſſen-Homburg zu, einem der edlen und einſichtsvollen kleinern Fürſten, deren Deutſchland damals ſo viel hatte. Er lebte hier in den angenehmſten Verhältniſſen, ſorgenfrei, unabhängig. Allein ſein Drang nach Wirkſamkeit ließ ihn nicht ruhen.

Schiller's Trauerſpiel „die Räuber" war im Jahre 1781 erſchienen, und Leuchſenring wandte ſogleich ſeine Aufmerkſamkeit dem Verfaſſer zu, den er kennen lernen

wollte, und deßhalb in Ludwigsburg aufſuchte, wie der General von Scharfenſtein in ſeinen Denkblättern erwähnt: „Ich erinnere mich, ſagt er, daß einige reiſende Beleſprits in ſchöner Equipage vor Schiller's Quartier angefahren kamen, z. B. Leuchſenring.“ Wir finden jedoch nicht, daß er ſpäterhin mit Schiller in näheren Zuſammenhang gekommen, wiewohl deſſen Genius ihn mächtig anregte und durch manche Ausbrüche des ungeſtümen Freiheitsgeiſtes ſeinen vollen Beifall gewann.

Im Jahre 1782 kam Leuchſenring nach Berlin, wo die angeſehenſten Gelehrten und andre ausgezeichnete Perſonen ihn günſtig aufnahmen, und bei näherer Bekanntſchaft nur immer höher ſchätzten. Ramler, Gedike, Bieſter, Friedrich Nicolai, Moſes Mendelsſohn, freuten ſich ſeines Umgangs. Auch der nachherige berühmte Miniſter Freiherr vom Stein, der ihn ſchon am Rhein kennen gelernt hatte, erneuerte hier gern die Bekanntſchaft. Nicolai ſagt von ihm, er habe, ſo viel ihm bekannt, in deutſcher Sprache nichts drucken laſſen, und die Bücher, die man ihm beigemeſſen, ſeien nicht von ihm, aber er könne gewiß für einen größern Gelehrten gelten, in der edelſten Bedeutung des Wortes, als ſo viele, welche Bücher ſchreiben. Ueber ein Jahr blieb er in Berlin, und lebte in der beſten Geſellſchaft ſehr angenehm, bis ihm auf's neue eine pädagogiſche Reiſe angetragen wurde. Er wurde der Führer des jungen Baron Labes, nachherigen Grafen von Schlitz.

Die Anordnung der Reiſe war großentheils dem Führer anheimgeſtellt; der Zögling ſollte die Welt ſehen, und ſich in fremden Ländern unterrichten und ausbilden. Leuchſenring aber hatte ſeine nächſten Anziehungsorte in

Deutſchland, er meinte, der junge Mann ſolle zuerſt ſein Vaterland kennen lernen, und die Reiſe wurde mehr nach den empfindſamen und litterariſchen Intereſſen des Lehrers als nach den Zwecken des Zöglings eingerichtet. Vergebens drangen die Verwandten von Berlin her in öfteren Briefen auf Aenderung, Leuchſenring hatte immer Gründe, die weiteren Ausflüge noch aufzuſchieben, und als er nach zweien Jahren in Berlin wieder eintraf, hatte der Baron Labes weder Frankreich, noch Italien, noch England geſehen, ſondern alle dieſe Zeit im deutſchen Reich, in der Schweiz und einem Theile von Holland zugebracht, und war vorzüglich in denjenigen Lebenskreiſen bewandert, die ſeinen Lehrer angezogen hatten, und die freilich auch ſeinen eignen Neigungen bald bequem geworden waren.

Die Unzufriedenheit der Verwandten löſte das Verhältniß des Lehrers und Zöglings, nachdem beide im Jahre 1784 nach Berlin zurückgekehrt waren, ſogleich auf; indeß erwuchs für Leuchſenring daraus kein Nachtheil, die Erziehung war durch die ausgeführte Reiſe vollendet, und es ſchien in der Ordnung, daß er den Zögling nunmehr verließ. Er fand in Berlin gleiche Zuvorkommenheit wie bei ſeiner erſten Anweſenheit. Seine Freunde wußten ihn beſtens zu rühmen und nachdrücklich zu empfehlen. Er wurde ſogar zum Lehrer der Söhne des Prinzen von Preußen auserſehen, und mußte daher, um Proben ſeiner Lehrſtunden zu geben, einige Zeit in Potsdam zubringen. Friedrich der Große fand jedoch wenig Wohlgefallen an ihm, und der Unterricht hörte bald auf.

Leuchſenring hatte indeß die Geſellſchaftskreiſe in

Berlin nicht vernachläſſigt, und fortwährend an Zuneigung und Anſehen gewonnen. Er gefiel ſich beſonders in dem Umgange mit den gebildeten Juden in Berlin, und im Hauſe des Geheimraths Ephraim nahm ſeine Empfindſamkeit eine ernſtere Geſtalt an; er verliebte ſich in deſſen Tochter Adele, und da ſeine Neigung erwiedert wurde, ſo wollte er die Heirath, gegen welche ſich große Bedenken und Schwierigkeiten erhoben, mit Gewalt durchſetzen. Solche Verbindungen waren damals noch höchſt ſelten und für beiderlei Religions-Parteien anſtößig. In dieſem Fall aber würde das Aergerniß um ſo größer geweſen ſein, als Leuchſenring durchaus darauf beſtand, daß ſeine Frau keine Chriſtin werden, ſondern Jüdin bleiben ſollte. Wegen dieſer Sache zerfiel Leuchſenring mit Moſes Mendelsſohn. Dieſer hielt ſich verpflichtet, jeden Verdacht, er könne ein ſolches Beginnen befördern oder nur dazu ſchweigen, von ſich abzulehnen, und wollte den Mann nicht mehr als ſeinen Freund gelten laſſen, der durch das widerwärtigſte Aufſehn den jüdiſchen Glaubensgenoſſen die gehäſſigſten Mißdeutungen zuzog, und durch einen Schritt, an dem ſie unſchuldig waren, die größten Nachtheile für ſie bereiten konnte. Auch Nicolai kam hierüber mit Leuchſenring völlig auseinander, und ſah ihn während der letzten acht Monate ſeines Aufenthalts nicht mehr. Doch ohne ihm zu grollen, nur aus Rückſicht für Mendelsſohn. Die Heirath kam indeß wegen des vielfältig erhobenen Widerſpruchs nicht zu Stande, und Leuchſenring reiſ'te im Frühjahr 1785 von Berlin fort. Nicolai ſah ihn im Sommer deſſelben Jahres in Pyrmont wieder, äußerlich in gutem Vernehmen, doch ohne die frühere

Vertraulichkeit. Er ahndete nicht, wie ſehr er und ſeine Freunde durch dieſen Mann noch in Bewegung geſetzt werden ſollten!

Die Unruhe der Gemüther war außerordentlich um jene Zeit in Deutſchland, jeder Gebildete und Strebende ſuchte höhere Einſicht, höheres Wirken, die eigne Entwicklung und die der geſammten Menſchheit ſchienen gleichmäßig zu demſelben hinzuführen, Verſtand und Einbildungskraft waren unaufhörlich mit Problemen der Weltbeglückung erfüllt. Leuchſenring übertrug die früheren empfindſamen Beſtrebungen auf dieſe ernſteren und in ihren Folgen bedeutenderen Entwürfe, und ſein Eifer ſchwärmte in den abentheuerlichſten Planen und Hoffnungen. Jacobi ſagt von ihm: „Was ihn ſelbſt angeht, ſo hat er immer nur in Erdichtungen gelebt. Einen ganzen Welttheil umzuſchaffen, ſchien ihm eine Kleinigkeit, wenn er bei irgend einem Mächtigen Gehör fände, oder auch nur Geld genug beſäße, oder es geborgt bekommen könnte.“ In dieſem Sinne knüpfte er überall an, und erhielt einen Antheil rege, den man wenigſtens ihm perſönlich immer auf's neue gewährte, da ſein Geiſt, ſein Eifer und ſeine Beredtſamkeit einen gewiſſen Reiz und Eindruck nie verfehlten. In Hofgeismar unterhielt er von dieſen Sachen die Fürſtin Gallitzin, den münſterſchen Miniſter von Fürſtenberg und den Philoſophen Hemſterhuis: überall hatte er mit den beſten und ausgezeichnetſten Perſonen zu thun.

Bei ſeinem Herumreiſen, Aufmerken und Forſchen, und indem er ſelbſt allerlei Geheimweſen betrieb, hatte ihm nicht entgehen können, daß deſſen auch von einer Art vorkomme, worin ſtatt allgemeinen Menſchenglücks

andre bedenkliche Zwecke walteten, daß betrügeriſcher Eigennutz oder hohle Gaukelei den guten Willen mißbrauche, daß dunkle Abſichten, welche nichts weniger als das Glück der Welt bezweckten, im Stillen thätig einwirkten, und vorzüglich im Sinne des zwar aufgehobenen, aber in der That fortbeſtehenden Jeſuitenordens und zu Gunſten der katholiſchen Hierarchie die verſchiedenartigſten Formen und Täuſchungen anwendeten. Die Entdeckung eröffnete für Leuchſenring ein ganz neues Feld, er glaubte nun, vor allem dieſe Feinde bekämpfen und deren Betreibungen enthüllen und vereiteln zu müſſen. Er vermuthete nun überall, wie Jacobi ſagt, ein gewiſſes dessous des cartes, und glaubte es auch entdeckt zu haben. Er hatte den Hergang der Dinge in der Welt genug mit angeſehen, um zu wiſſen, welche Triebfedern und Gewalten auch in den oft ſcheinbar einfachſten und unſchuldigſten Ereigniſſen mitthätig ſind, wie die Argliſt und Heuchelei überall auf Vortheile ausgehen. Wenn auch ſeine Vorſtellungen übertrieben waren, und ſein Mißtrauen ſich am unrechten Ort aufhielt, ſo war doch im Ganzen ſeine Spürkraft nicht irr' gegangen, und es war nicht ohne Grund, daß er behauptete, es gäbe heimliche Jeſuiten und heimliche Katholiken, welche der Aufklärung entgegen und zum Vortheil der Hierarchie wirkten.

Johannes von Müller giebt um dieſe Zeit in einem Briefe an Jacobi folgende Nachrichten über Leuchſenring: „Welch ein ſonderbarer Kopf! ihm iſt alles durch geheime Geſellſchaften geſchehen; auf's wenigſte das alte Teſtament, Moſis Bücher zumal, hat eine ſolche geſchrieben, welche an Cyrus Hof die Spekulation erſonnen,

den Juden ein Centrum zu geben, wohin ſie aus aller Welt ſteuern ſollen; das Geſetz war von geſtern, und die geheime Geſellſchaft machte ihnen weiß, es ſei tauſend Jahre alt, nochmals wurde ein David und Salomo erdacht, weil doch die Römer einen Romulus und Numa hatten. So alles; ich könnte ein Buch ſchreiben von ſeinen Einbildungen, das unglaublich ſcheinen würde, die geheimen Geſellſchaften ſind nun der Modegedanke, der ſich überall eindrängt; nun haben ſie alles gethan, thun alles. Was mich ungläubig macht in Abſicht auf den Krypto=Jeſuitismus, iſt, daß ich zu einer Zeit, wo mir nichts weniger in den Sinn kam, ich, der zu dieſen Sachen weder Neigung noch Muße habe, und einem ganz andern Arbeitsplan folge, deſſelben auch angeklagt worden bin: leſen Sie in der Allgemeinen Deutſchen Bibliothek das Ende der Anzeige von den Reiſen der Päbſte. Und ein Menſch wie Leuchſenring, ſein gefärbtes Glas in der Hand, womit er alles grün anſieht, kann leicht ſeinen Freunden als Thatſache berichten, was nur er ſich vorſtellt. Im Illuminatenweſen bin ich ſo weit als Sie; ich gehe nicht gern, ohne zu wiſſen, wohin, laſſe mich ungern leiten von ſolchen, die ich nicht kenne, und bin, ich kann es nicht verhehlen, doch nicht ſo ganz geheilt von gewiſſen apprehensions, politiſche Einſchlüſſe betreffend.“ Man ſieht, Johannes von Müller, der übrigens auch mit Nicolai die freundſchaftliche Verbindung fortſetzte, wollte doch die Anſichten Leuchſenring's nicht ganz verwerfen, denen in neuerer Zeit gar manche litterariſch und bürgerlich gewichtige Stimme beigetreten iſt.

Seinen ehemaligen Berliner Freunden, mit denen

er eigentlich nie gebrochen hatte, den Eiferern für Aufklärung, war dieſe Entdeckung der willkommenſte Fund, der ihrer Geſchäftigkeit die reichſte Nahrung gab. Leuchſenring hatte die Redlichkeit und den Muth, ſeine Ueberzeugung laut auszuſprechen. Er ſagte dieſelbe dem Freiherrn vom Stein, ſo wie auch der Fürſtin Gallitzin, und verkündigte, daß von ihm in der, anfangs von Gedike und Bieſter, nachher von Bieſter allein herausgegebenen Berliniſchen Monatsſchrift ein Aufſatz erſcheinen und allem Widerſpruch ein Ende machen würde. Er verhehlte dabei nicht, daß er die größte Gefahr liefe, vergiftet zu werden, nachdem es ausgekommen, daß er es ſei, der die Abſichten der geheimen Geſellſchaften an den Tag gebracht habe.

Der Aufſatz erſchien im Auguſt-Hefte des Jahres 1786, und machte ein unglaubliches Aufſehn. Mit ihm begann der viele Jahre fortgeſetzte Kampf und das verwirrte Geſchrei über Krypto-Jeſuitismus und Krypto-Katholicismus, woran auf der einen Seite Nicolai und Bieſter mit ihrem ganzen Anhang, auf der andern Jacobi, Lavater, Johann Georg Schloſſer und ihre Freunde den heftigſten Antheil nahmen. Die Berliner Aufklärer, welche ſchon viele Feinde hatten, auch in ihrem Argwohn zu weit gingen, und im Einzelnen große Blößen gaben, waren ihren geiſtreichen Gegnern nicht gewachſen, unterlagen ſpäter in andern litterariſchen Kämpfen, wo ſie allerdings ſeicht und geiſtlos erſchienen, und wurden bald als Jeſuitenriecher verſchrien und lächerlich gemacht, der ganze Kram aber für ein Mährchen, für eine Erfindung Leuchſenring's erklärt.

Beſonders nahmen die zahlreichen Freunde Lavater's, der bei dieſen Streitigkeiten vorzüglich in's Gedränge gekommen war, ſich ſeiner eifrigſt an. Dieſer wunderliche Mann, deſſen edle und liebenswürdige Jugenderſcheinung uns Goethe ſo vortrefflich geſchildert hat, der aber im Zuſammenhange ſeiner Lebensentwicklung und ſeines Wirkens in unſrer Litteratur noch nie gehörig dargeſtellt worden, iſt ſelber eine der merkwürdigſten Geſtalten jener Zeit. Seine Phyſiognomik, ſeine Wunderſucht, ſein Glauben an den Geiſterbanner Gaßner, an den Abentheurer Caglioſtro, ſein Scharfſinn und ſeine Einfalt, ſeine Innigkeit und ſeine Unruhe, bilden ein ſeltſames, oft ſchwer zu entwirrendes Gemiſch. Er hatte den Vortheil, als proteſtantiſcher Prediger einen beſtimmten Boden zu haben, ſonſt aber war er ſelber, mit ſeinen Einbildungen, Reiſen, Betreibungen, im Grunde auch nur eine Art Leuchſenring, und da wir auch ſchon Merck als einen ſolchen bezeichnet haben, ſo haben wir ſtatt des einen nun ſchon mit dreien zu thun, die aber alle, wie ganz recht und nothwendig, ſich gegenſeitig abſtießen!

Lavater, der überhaupt mit ſeinen zum Theil höchſt ſchätzbaren, aber auch zum Theil ſehr ſchlimmen Eigenſchaften in der Litteratur immer ſeine Unzulänglichkeit dargethan, im Leben aber große Verwirrung angerichtet, hatte ſich von dem katholiſchen Gottesdienſt einnehmen laſſen, denſelben gerühmt und beſungen, und katholiſche Erbauungsbücher anempfohlen und verbreiten helfen. Dieſes gutgemeinte, aber für einen proteſtantiſchen Prediger unvorſichtige Beginnen mußte auch ihm die Beſchuldigungen zuziehen, mit denen der angeregte

Argwohn damals ſo bereit und freigebig war, und gerade ihm in ſeiner Stellung fielen ſie am empfindlichſten.

In der nächſten Zeit kam Leuchſenring wieder in die Schweiz, und traf mit ſeinen alten Freunden Lavater und Schloſſer zuſammen, von denen aber der erſtere bald in völlige Entgegenſetzung mit ihm gerieth. Schloſſer, der dieſen Zerfall aufrichtig bedauerte, ſchrieb hierüber aus Emmendingen am 3. September 1786 einen ausführlichen Brief, von dem wir den Anfang hieher ſetzen, weil er das noch gute Vernehmen dieſer beiden Freunde in hellem Lichte zeigt. Schloſſer ſchreibt: „Sehr angenehm, mein wertheſter Leuchſenring, iſt es mir geweſen, Sie neulich, nach einem Zwiſchenraum von mehr als zehn bis fünfzehn Jahren, wieder einmal in Zürich geſehen zu haben. — Das Wiederſehen alter Bekannten, mit welchen wir lang' aus aller Verbindung waren, erinnert uns an ſo viele kleine Nebenumſtände der vergangenen Zeit, daß wir dadurch des Lebens doppelt zu genießen ſcheinen; auch ſind dieſe Erinnerungen eine Art von Maßſtab, nach welchem wir den Weg meſſen, den wir zurückgelegt haben, und womit wir zugleich den Wachsthum unſeres Geiſtes und den Umfang unſrer neu erworbenen Erfahrungen überſchlagen können. — Meine Freude, Sie wieder zu ſehen, würde aber dennoch viel größer geweſen ſein, wenn Ihr Verhältniß mit meinem auch alten Freunde Lavater ſie nicht geſtört hätte. Ich wußte nur wenig von dieſem Verhältniß, als ich nach Zürich kam, und ſtellte mir vor, es würde uns nicht hindern, dennoch oft alle drei zuſammen zu ſein, und, wie es uns geziemt hätte, unſers Beiſammenſeins uns zu freuen. Sie, hoffte ich, würden uns

die Erfahrungen mittheilen, die Sie auf Ihren Wanderungen geſammelt hätten; Lavater ſollte dieſe mit ſeinem ſo viel umfaſſenden Blick in den ihm eignen Geſichtspunkt ſtellen, und dort mit ſeinem unerſchöpflichen Witz ſie beleben, und ich wollte zu dieſen Feſten das Einzige, was man von einem Gaſt fordern kann, wenigſtens den offnen Sinn mitbringen, der ſolchen Wirthen auch eine Art wohlthätiger Belohnung iſt. — Das alles aber wurde mir durch den böſen Genius verdorben, der in unſern Tagen faſt alles, was gut denken und reden kann, vereinzelt. Ich fand Sie herzlich gegen Lavater eingenommen; Sie konnten ſeinen Namen kaum nennen, ohne Ihren Weltpatriotismus in Bewegung zu ſetzen, und zeigten mir ſo viele ſchwarze Wolken, die Lavater über unſern ſchönen deutſchen Himmel zu ziehen drohe, oder ſchon gezogen habe, daß es mir beinahe ſelbſt anfing bange zu werden. Auf der andern Seite empörte ſich Lavater's Manns- und Schweizergefühl beinahe eben ſo lebhaft gegen Ihren Weltpatriotismus, der ſich, wie er ſagte, anmaße, jede That ſeines Lebens, jedes Wort ſeines Mundes aufzufangen, und nach einem Kodex, den er nicht anerkenne, vor Richtern, denen er nicht gehuldigt habe, zu richten. — Ich fühlte bald, daß ich zwiſchen Ihnen beiden keine angenehme Rolle ſpielen würde, und mußte alſo die Hoffnung der ſchönen Abende aufgeben, die ich mit Ihnen beiden zu genießen dachte."

Schloſſer ſchildert hierauf die ſchwierige Lage Lavater's, fügt mancherlei Betrachtungen bei, und macht endlich den Vorſchlag, der Streit möchte nicht weiter öffentlich geführt, ſondern durch erwählte Schiedsrichter im Stillen beigelegt werden. Dies war offenbar zu

Gunſten Lavater's, und zum Nachtheil Leuchſenring's, beſonders aber Nicolai's und ſeiner Freunde, welche in der Sache noch weit ſtärker aufgetreten waren, als Leuchſenring, und nun Gefahr liefen, den Schein ungerechter und leichtſinniger Anklage auf ſich haften zu ſehen.

Da Leuchſenring auf dieſes Schreiben innerhalb acht Wochen nicht geantwortet hatte, ſo wurde Schloſſer ungeduldig, und ſeine bisher noch verhehlte Parteinahme brach nun aus; er ließ das Schreiben, worin er den Vorſchlag machte, die Sache nicht mehr öffentlich zu behandeln, im Deutſchen Muſeum abdrucken.

Mit dieſer perſönlichen Streitigkeit verwickelte ſich eine andre. Ein proteſtantiſcher Geiſtlicher, Stark, der ebenfalls ſein Leben in geheimen Verbindungen fortſpann, war auf den Grund ſeiner Schriften und Betreibungen mit Heftigkeit angeſchuldigt worden, ein heimlicher Katholik zu ſein. Der Streit wurde ſehr bitter, die Berliner wurden mit gerichtlicher Verläumdungsklage bedroht, ſie konnten die Beweiſe nicht genügend durchführen, und da Stark in der Folge Oberhofprediger in Darmſtadt wurde und bis an ſein Lebensende dieſes proteſtantiſche Amt ausübte, ſo ſchien jede Anklage durch die That widerlegt, und auf thörichten Wahn und ſtrafbaren Leichtſinn gegründet.

Leuchſenring gab auf Schloſſer's Brief eine ſtandhafte und nachdrückliche Erklärung im Junihefte 1787 der Berliniſchen Monatsſchrift. Allein die Gegenpartei, welche durch die angeſehenen und anhangreichen Namen Jacobi, Herder, Claudius, Lavater, Stolberg, Schloſſer, Johannes von Müller und andere ſolchen Werthes ver-

treten wurde, und allerdings ein geiſtiges Uebergewicht behauptete, behielt in dem Streite die Oberhand. Die Jeſuitenriecherei wurde als oberflächliches, wahnvolles Treiben, als vorlaute und bösliche Anmaßung, zur Ruhe verwieſen.

Erſt in ſpäteren Jahren, als der Uebertritt Stolberg's zur katholiſchen Kirche, dem darauf Friedrich Schlegel, Adam Müller, Haller, Zacharias Werner, die jüngern Schloſſer in Frankfurt am Main, und ſo viele Andere nachfolgten, von denen Schleiermacher ſagte, „daß ſie nur in zwei verſchiedenen Formen ihre religiöſe Unfähigkeit an den Tag zu legen beſtimmt waren“, als endlich der Jeſuitenorden wirklich hergeſtellt wurde, und die römiſche Hierarchie in manchen Ländern offen das Haupt erhob, da wurde man nachdenklich auf jene früheren Angaben und Behauptungen zurückgeführt; aber Nicolai, Gedike, Bieſter, waren ſchon todt, Leuchſenring verſchollen, als die Zeit ihnen dieſe Genugthuung gab, und als ſogar die wunderbare Ueberraſchung erfolgte, daß der angeblich falſchbeſchuldigte, gerechtfertigte Stark, nachdem er lange Jahre in Darmſtadt als Oberhofprediger ein Proteſtant geſchienen, auf dem Todbette doch wirklich als Katholiken ſich bekannte, und in katholiſch geweihter Erde begraben zu werden verlangte! —

Wir müſſen jedoch hier noch anmerken, daß gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Deutſchland die litterariſchen Größen unter ſteten Stürmen und Stößen lebten, und bald hier, bald dort unerwartete Niederlagen und klägliche Ausgänge eintraten. Nicht bloß Nicolai und Bieſter und Leuchſenring verblichen, auch auf der andern Seite wurde manches Anſehn

erſchüttert und niedergeſtreckt. Jacobi erhielt ſich mit Mühe aufrecht gegen die großen ſpekulativen und kritiſchen Mächte, die ihn überholten, Fichte, Schelling, Friedrich Schlegel; Claudius und Stolberg ſchwanden im üppigen Anwuchs einer kräftigeren Litteratur dahin; Lavater blitzte nur durch ſeinen gewaltſamen Tod noch einmal im deutſchen Intereſſe auf; Herder ging an ſeiner vermeſſenen Unternehmung gegen Kant und an ſeiner neidiſchen Grämlichkeit über Goethe und Schiller zu Grunde; am traurigſten erging es Johann Georg Schloſſer'n; dieſer rechtſchaffene, biedere, mit reichen Kenntniſſen und großem Talent ausgerüſtete, allgemein hochgeſchätzte und verehrte Mann erwies ſich zuletzt nur als eine Miſchung von Philiſterthum und Phantaſterei, ſein Enthuſiasmus für Caglioſtro brachte ſeinen Verſtand in üblen Ruf, ſein Verhalten gegen die ſpäteren Erſcheinungen der Weltereigniſſe und Litteratur zeigte nur eine völlige Ohnmacht und Erſtorbenheit.

Inzwiſchen war Leuchſenring wieder nach Berlin gekommen, und lebte daſelbſt nach wie vor in großer Achtung und Annehmlichkeit. Nicolai näherte ſich beeifert dem Manne, den er als einen wichtigen Verbündeten anſehen mußte, die gleichgeſinnten Gelehrten ſeines Kreiſes bezeigten ſich nicht minder zuvorkommend. Leuchſenring wurde jedoch beſonders auch in die vornehmeren Kreiſe gezogen. Er gewann in dieſen durch ſein feines Betragen, ſeine Gabe zu ſprechen, ſeine ſtets anziehende Unterhaltung große Gunſt und Zuneigung, hauptſächlich aber die einer Hofdame, eines Fräuleins von Bielefeld, die von ſeinen enthuſiaſtiſchen Vorſtellungen ganz ein-

genommen und durch ſeine Ueberredungsgabe völlig bezaubert wurde.

Er konnte ſich auch hier wieder nicht verſagen, auf's neue die Stiftung eines Ordens zu unternehmen. Derſelbe ſollte Frauen und Männer zu Mitgliedern haben, und deren Veredlung durch Wahrhaftigkeit und Wohlthun fördern. Die Zahl der Theilnehmer war nicht ſehr groß, allein der Orden beſtand längere Zeit und ging in neue Verzweigungen über, denen manche in der Folge namhaft gewordene Perſonen angehörten, die zu nennen noch jetzt einigen Reiz hätte, aber eben deßhalb hier unterlaſſen wird.

Bisher hatte Leuchſenring, außer der Herausgabe der erwähnten franzöſiſchen Zeitſchrift und einigen deutſchen Aufſätzen, Briefen und Erklärungen über die heimlichen Jeſuiten und Katholiken, wenig Litterariſches geleiſtet. Man hatte ihm mehrere Schriften beigemeſſen, unter andern die Briefe eines reiſenden Franzoſen, als deren Verfaſſer nachher Riesbeck bekannt wurde, der freilich mit Leuchſenring in Verkehr geſtanden hatte und manches aus ihm geſchöpft haben mochte. Jetzt aber beſchäftigte er ſich ernſtlich mit einem großen Werke, welches die deutſche und franzöſiſche Litteratur umfaſſen, und den Deutſchen zeigen ſollte, daß die Franzoſen nicht bloß leichtfertige Schriftſteller, ſondern auch tiefe Denker und ſtrenge Gelehrte hätten, den Franzoſen hingegen, daß die Deutſchen nicht immer ſchwerfällig, ſondern auch geiſtreich und anmuthig wären. Er hatte alle Kenntniſſe und Fähigkeiten, ein ſolches Buch mit Geiſt und Erfolg auszuführen, und würde vielleicht ſchon damals einen Theil der Wirkung hervorgebracht haben, welche

ſo viele Jahre ſpäter durch das berühmte Werk der Frau von Stael, wenigſtens nach der franzöſiſchen Seite hin, verurſacht worden.

Während aber jene neue Beziehung in höchſter Blüthe ſtand, und Lehrer und Schülerin vereint über mancherlei Entwürfen brüteten, ihre hochfliegenden Gedanken zur Ausführung zu bringen, und zugleich ihr beiderſeitiges Zuſammenbleiben irgendwie zu begründen, erfolgten in Frankreich die erſten Ausbrüche der großen Umwälzung, welche in allen folgenden Jahren an Bedeutung und Furchtbarkeit zunahm. Der Anfang aber dünkte vielverſprechend im Guten, und regte die Theilnahme der edelſten Deutſchen an. Leuchſenring erblickte in jenen Bewegungen den Aufgang des Heils der Welt; alle ſeine Plane der Menſchenbeglückung ſchienen ſich dort, wo man den Vorurtheilen entſagte, Freiheit und Gleichheit verkündigte, den Krieg für abgeſchafft und das Geſetz als herrſchend erklärte, zu verwirklichen. Eine Zeit lang ſah er den Ereigniſſen, in welchen ihm ſeine Sache gefördert dünkte, aus der Ferne mit erregtem Antheil zu, beſprach und erläuterte ſie nach ſeinen Anſichten, und bemühte ſich, ſeine Bewunderung und ſeinen Eifer auch in Andern zu erwecken. Da jedoch dies Beſtreben auf bedeutenden Widerſpruch ſtoßen mußte, und ihm, wie er behauptete, auf Befehl des Generals von Biſchoffwerder, der für ein Mitglied geheimer Geſellſchaften galt, und als General-Adjutant des Königs einen großen Einfluß hatte, die Andeutung geſchah, er ſolle Berlin verlaſſen, ſo faßte er den Entſchluß, dem ſeine Freundin ſogleich beitrat, nach Paris, als dem Mittelpunkte des neuen Heils, zu reiſen und

ſich dort einzubürgern. Zelter war in Gefahr, wegen loſer Reden, wie er ſelbſt an Goethe ſpäter ſchreibt, mit Leuchſenring zugleich über die Grenze geſchafft zu werden. Fräulein von Bielefeld entſagte allen Vortheilen ihrer heimiſchen Verhältniſſe, gab dem bewunderten Freund und Lehrer ihre Hand und reiſ'te mit ihm nach Paris.

Es ging dem Ehepaar nicht beſſer, als ſo vielen andern Deutſchen, die ihre Hoffnungen auf die franzöſiſche Revolution ſetzten, und ſich deren Ereigniſſen anvertrauten. Leuchſenring und ſeine Gattin fanden in dem Fortgange der Revolution ſich immer weiter von den Richtungen entfernt, die ſie gewählt zu haben glaubten; ſie erlebten die Stürme, in welchen der anfängliche Schimmer der Freiheit völlig erloſch, ſie beſtanden die Gräuel und Gefahren der Schreckenszeit, und nachdem ſie eine heftigbewegte, kriegführende und erobernde Republik geſehen, in welcher die kleinlichſten Leidenſchaften das Gemeinwohl verſchlangen, mußten ſie zuletzt unter ein ſoldatiſches Kaiſerthum ſich beugen, in welchem alle Träume, die ſich an den Beginn der Revolution geknüpft hatten, rettungslos vernichtet ſchienen.

Aber auch in andrer Beziehung erging es dem enthuſiaſtiſchen Ehepaar ſchlimm. Es ergab ſich, daß die Gemüthsarten unvereinbar ſeien; bei getäuſchten Hoffnungen, innerem Unmuth, äußerer Noth und Bedrängniß, trat die Entgegenſetzung um ſo bitterer hervor, und ſtieg bis zur Gehäſſigkeit und Feindſchaft. Arm, beſchränkt, auf einander angewieſen, unter ſich allein, dienten ſie ſich gegenſeitig zum einzigen Stoff der Behandlung, an dem ſich alle Leidenſchaft, Kränkung, Weltüberdruß und

Lebensnoth ausließ und erſchöpfte, an dem ſich aber auch alle Bewunderung, Stärke, Ausdauer und Zuverſicht erneuerte, deren beide fähig und bedürftig waren, denn ſie konnten auf keine Weiſe von einander laſſen, und Leuchſenring's Frau hielt ihn immerfort für den erſten Menſchen der Welt, er ſie für das ausgezeichnetſte Weib, deren Gemüth er jedes Heldenthum zutraute.

Für Leuchſenring's Rechtſchaffenheit iſt das unzweideutigſte Zeugniß, daß er in Paris, wo die Gelegenheit für ihn ſo günſtig war, jede verſchmähte, mit ſeinen Talenten und ſeiner Denkart zu wuchern. Durch geringe Anbequemung an die herrſchenden Parteien, durch einige Verläugnung ſeiner Grundſätze und wahren Wünſche, hätte er leicht angeſehene und vortheilhafte Stellen erlangen, oder ſolche Dienſte leiſten können, bei denen großer Gewinn ſicher iſt. Die Anerbietungen fehlten nicht, das Direktorium und ſpäter ſogar die Kaiſerregierung eröffneten ihm günſtige Ausſichten, er wäre für zahlreiche Geſchäfte und Poſten brauchbar und erwünſcht geweſen. Aber alles wies er unbedingt von ſich, mit keinem der wechſelnden Gewalthaber wollte er zu thun haben, weil ſie alle außerhalb der Bahn gingen, welche er für die rechte hielt. Er zog es vor, als die mitgebrachten Hülfsquellen erſchöpft waren, und die Noth auf's Höchſte ſtieg, als ärmlicher Sprachmeiſter ein mühſames Brot zu erwerben, das oft nicht einmal ausreichte.

Die ganze Stärke ſeines Karakters entwickelte ſich unter dieſen Umſtänden, und die ſtrenge und herbe Ausdauer bei ſeiner Ueberzeugung wirft auch auf ſeine frühere empfindſame Zeit ein vortheilhaftes Licht; das

Gefühl, welches ſpäter eine ſolche Geſtalt annahm, mag ſich wunderlich und ſeltſam ausgenommen haben, echt und aufrichtig aber muß es geweſen ſein.

Leuchſenring's ſtörriger Trotz erwies ſich nicht nur gegen die franzöſiſchen Gewalthaber, ſondern auch gegen ſeine deutſchen Landsleute, die ſich vielfach mit ihm in gleicher Lage, wenn auch äußerlich nicht ſo bedrängt fanden. Der Graf von Schlabrendorf, Oelsner, Georg Kerner, der Graf von Redern, Herr von Schack, Wilhelm von Humboldt, ſelbſt der preußiſche Geſandte Marquis von Luccheſini, ſpäter der General von Kruſemarck nnd der Freiherr von Brockhauſen, boten ihm ihre Hülfe an, aber es gehörte außerordentliche Kunſt dazu, ihn hierdurch nicht aufzubringen. Nur wo er ein beſonderes Vertrauen zu den Geſinnungen hatte, bequemte er ſich in ſeltnem Falle, die Hülfe anzunehmen, und außer von Schlabrendorf, Oelsner und Humboldt dürfte er ſchwerlich von jemand eine ſolche Dankbarkeit ſich haben auflegen laſſen.

Dem Umgange der Landsleute aber konnte er nicht entſagen, und wenn er auch bisweilen den Verſuch machte, ſich ganz auf ſich zu beſchränken, ſo zog ihn das Herz doch immer wieder dahin, wo deutſch geſprochen und deutſche Gedanken und Erinnerungen ausgetauſcht wurden. Eine große Tröſtung und Ermunterung empfand Leuchſenring, und beſonders ſeine Frau, in dem liebreichen Umgang mit der Familie von Humboldt, deren Aufenthalt in Paris gerade in eine Zeit fiel, wo die Lage Leuchſenring's an völliges Elend gränzte und die innere Zerriſſenheit des Zuſammenlebens mit ſeiner Frau bis zur Verzweiflung ging! Frau von

Humboldt ſorgte mit wohlthätiger Fürſorge wenigſtens für die Frau, denn den Mann konnte man in manchen Beziehungen nur aufgeben und gehen laſſen. Sie ſchrieb hierüber am 5. Juli 1801 an Rahel Levin, die kurz vorher Paris, wo ſie ebenfalls für Leuchſenring als erwünſchte Landsmännin erſchienen war, wieder verlaſſen hatte, dieſe antheilvollen Worte: „Für die gute arme Leuchſenring ſuchen wir eine Wohnung. Sie ſoll noch inſtallirt werden, ehe wir fortreiſen. Meine Abreiſe zerreißt ihr die Seele. Die Arme! die an allen Freuden des Lebens ſo verarmt iſt, daß ſie die Fähigkeit zum Genuß verloren hat. Sie grüßt Dich tauſendmal, und wünſcht ſehr Deine Zurückkunft. Sie meint, Du könnteſt den größten Einfluß auf ihr Glück haben, wenn Du viel und oft mit ihrem Mann redeteſt, — Du verſtändeſt es vorzüglich, ſeine Ideen zu entwickeln, und ſie ihm ſelbſt klar zu machen. Vieles über ſie kann ich Dir nur mündlich erzählen; aber es freut mich unbeſchreiblich, zu hoffen, daß ich ſie in einer etwas, etwas beſſern häuslichen Lage verlaſſen werde. Frau von Podeheim nimmt ſich ſehr hübſch in Rückſicht ihrer.“ Zu ſolcher Beſſerung war meiſt Leuchſenring ſelbſt das größte Hinderniß; er gefiel ſich in ſeinem Kampfe mit dem Geſchick, er ſuchte Troſt im Dulden und Entbehren. Selbſt der eigne Bruder ſeiner Frau, Baron von Bielefeld, der eine Zeitlang preußiſcher Geſchäftsträger in Konſtantinopel war, und nachher oft in Paris lebte, vermochte nicht für ſeine Schweſter eine dauernde Aushülfe anzuordnen.

Aller Theilnahme an den politiſchen Ereigniſſen, deren Gang er verabſcheute, für immer entſagend, warf

ſich Leuchſenring, in tiefſter Zurückgezogenheit, auf ſeine alten Lieblingsſtudien, die Sprachkenntniſſe. Er wollte ein allgemeines Wörterbuch aller bekannten Sprachen, und zugleich einer neuen, ſehr leicht zu lernenden Sprache ausarbeiten, welche letztere als analytiſche Methode für alle Wiſſenſchaften und zum raſchen Verſtändniß aller auf der Erde vorhandenen Sprachen dienen ſollte. Er glaubte jedoch wahrzunehmen, daß der bisherige Vorrath des Stoffes noch allzu gering ſei, und bemühte ſich daher, aus Amerika und Aſien von den verſchiedenartigſten Sprachen möglichſt ausreichende Wörterverzeichniſſe zu erhalten. Einige franzöſiſche Gelehrte, unter andern Garat und Cabanis, ſcheinen dem Unternehmen günſtig geweſen zu ſein und daſſelbe gefördert zu haben. Indeß konnten auch hier ſeine gewiß ſinnreichen und nach Maßgabe der damals vorhandenen Hülfsmittel gründlichen, aber auch in Sonderbarkeit und Willkür befangenen Vorſtellungen zu keinem Ziel, und noch weniger ſeine Arbeit dahin gelangen, als wirkliches Buch öffentlich hervorzutreten.

Im Jahre 1802 kam Friedrich Schlegel mit ſeiner Frau nach Paris; um ſo viele Jahre ſpäter, als Leuchſenring, kam er doch in ähnlichem Drange dahin, er ſah ſich in Deutſchland beengt, er wünſchte freieren Spielraum, und die wachſende Herrſchaft Bonaparte's dünkte ihm noch immer eine Art Freiheit und Gleichheit. Damals noch revolutionair und republikaniſch geſinnt, machte er auf Leuchſenring den angenehmſten Eindruck, und gewann deſſen größtes Vertrauen. Auch die Frauen wurden nahe bekannt. Aber die Verhältniſſe Leuchſenring's waren nach außen und innen ſchon ſo verwildert,

daß nichts mehr Boden und Beſtand hatte. Seine Entzweiung mit ſeiner Frau erreichte den höchſten Grad, er behauptete, ſie ſei das ſchlechteſte Weib unter der Sonne; er zeigte Schlegel'n eines Tages ein ſorgfältig geſchriebenes Buch, welches die Ueberſchrift hatte: „Tagebuch über die Abſcheulichkeiten meiner Frau", und nichts als die geringfügigſten Vorgänge enthielt, aus welchen nur ein thörichter, ſelbſtquäleriſcher Wahn ſchwere Beſchuldigungen machen konnte. Mehrmals verſuchten die unglücklichen Ehegatten ſich zu trennen, ſie konnten aber nicht von einander laſſen, unter aller gehäſſigen Leidenſchaftlichkeit lag die tiefſte Zuneigung, das größte Vertrauen, die höchſte Meinung. Als Leuchſenring einſt, nach empörenden Auftritten, in Zorn und Bitterkeit weggegangen war, und mit freudiger Einſtimmung ſeiner Frau, um nie wiederzukommen, ein entlegnes Quartier für ſich allein bezogen hatte, machte ſie noch in der Nacht den Weg durch die ganze Stadt, um den Armen aufzuſuchen, und zu ſehen, ob ihm etwas fehle. Friedrich Schlegel meinte, wie man ſage, daß Ehen im Himmel geſchloſſen würden, ſo dürfe man von dieſer Ehe wohl behaupten, ſie ſei in der Hölle geſchloſſen worden, eine wahre Ehe durch keine Gewalt aufzulöſen, aber furchtbar und entſetzlich.

Ludwig Achim von Arnim, der bald nachher in Paris eintraf, bekam von Leuchſenring die wunderbarſten Eindrücke. Derſelbe war ihm auch noch deßhalb beſonders merkwürdig, weil der Baron Labes oder nachherige Graf von Schlitz, welchen Leuchſenring auf Reiſen begleitet hatte, Arnim's Oheim war. Er verarbeitete ſie nach ſeiner Weiſe, indem er Wirkliches und

Erdichtetes glücklich zuſammenfügte, und auch mit Hülfe des letztern nur das vollkommnere Bild des erſtern zu geben ſuchte. Der Prediger Frank in dem bisher noch nie gewürdigten und beinahe vergeſſenen Roman „die Gräfin Dolores“ trägt die weſentlichſten Züge von Leuchſenring's Eigenheit. Wir heben einige Stellen aus. Nachdem der Dichter von Frank's Heirath und Eheleben geſprochen, welches am meiſten nach willkürlicher Annahme vorgeſtellt iſt, ſagt er von ihm: „Sahen ihn die Leute auf der Straße, ſo flüſterten ſie einander zu: Das iſt auch noch einer von den Jakobinern; ſo ſtruppig erſchien ſein Haar, ſein Rock ſchmutzig und zerſtoßen. Machten ihm Bekannte darüber Vorwürfe, ſo lachte er gleichgültig, und antwortete: Wer ſo etwas erlebt hat, der ſollte es nie aus ſeinem Gedächtniſſe verwiſchen laſſen, ſonſt wäre er ein Spiel jeder fremden Laune; die Menſchheit wird immer neu in ihren Beſtrebungen, wer aber nach etwas geſtrebt, der ſoll ſich der Zeichen ſeiner Mühe, der Schwielen und Narben, nicht ſchämen; der Menſch kann nichts beſſeres thun, als alt werden, und der Jugend ſeine Bekenntniſſe auf den Weg geben. — Fragte man ihn nach ſeiner Frau, ſo fuhr er fort: Nur Eins läßt ſich nicht lehren und nicht lernen: die Liebe, wer um das Glück ihrer erſten reinen unſchuldigen Wahrheit betrogen, der ſucht überall vergebens; ſein Geſchmack iſt nicht rein, ſeine Galle miſcht Bitterkeit in das Süßeſte. — Fragten ſie ihn, womit er ſich innerlich beſchäftige, ſo antwortete er: Mit der Philoſophie, ich habe ſie völlig ausgedacht, ich kann es mit meinen Papieren beweiſen, daß alles, was darüber erſcheint, nur ein Glied meines Syſtems iſt. — Baten

ſie ihn um ſein Syſtem, ſo klopfte er den Leuten auf die Schulter, und ſprach: Verſucht's einmal, eure Freuden, eure Schmerzen, alles euch ſo zu durchdenken, daß euch nichts mehr ſtöre, dann will ich euch in die Lehre nehmen. — Manche Deutſche beſuchten ihn, erzählten von großen politiſchen Unternehmungen, da rief er einmal: Ihr ſeid mir ein wunderliches kleines Geſchlecht, ihr möchtet gern etwas Gutes gethan haben, aber nichts thun; wahrlich, wenn es ſo leicht wäre, etwas Großes zu vollbringen, ich wäre auch ein großer Mann geworden, und könnte es noch jetzt ſein." — Ein andermal läßt Arnim ihn ſagen: „Ich habe keine von allen in Kirchen oder Tempeln verehrte Religion, aber ich habe doch eine, und wir wollen einmal uns wieder fragen, ob es nicht die allgemeine wird. Merken Sie wohl auf, ich habe politiſche Geſinnung, Enthuſiasmus, Glauben: dieſe Religion zählt ſchon viele Märtyrer; Sie kennen mich, ich lüge nie, auch ich werde als Republikaner fallen." Es iſt merkwürdig, wie treffend Arnim dieſe Reden im Jahre 1811, man weiß nicht ob man ſagen ſoll nach- oder vorgedichtet hat! —

Nach dem Sturze Napoleon's und der Wiederkehr der Bourbons erfuhr Leuchſenring, der inzwiſchen auch alt und mürbe geworden war, in ſeinem Schickſal eine weſentliche Erleichterung. Für ſeine Frau wurde von Berlin her, wo ſelbſt am Hofe noch große Theilnahme für ſie fortdauerte, eine geſicherte und regelmäßige Unterſtützung angeordnet, deren Wohlthat natürlich auch ihm zu Gute kam. Nachdem er ſeine Frau durch den Tod verloren, weigerte er nicht, fernerhin ein kleines nothdürftiges Einkommen fremder Großmuth zu verdanken.

Oelsner giebt aus dieſer Zeit über ihn folgende Nachricht; die Stelle iſt aus einem Briefe vom 16. März 1825 aus Paris an einen Freund in Berlin: „Geſtern beſuchte mich der alte Jeſuitenriecher Leuchſenring. Seine Geſundheit iſt noch kräftig. Die gegenwärtige Zeit beweiſet, daß er eine gute Naſe hatte, denn ſchon vor mehr als vierzig Jahren witterte ſie ganz richtig, was damals im Dunkeln ſchlich, und heute zu Tage ſtreicht. Man kann ſich übrigens keine vollendetere Abgezogenheit von aller Welt denken, als die ſeinige. Gewöhnlich lebt er mit ſeinen Grillen, die er für Ideen hält, zu Auteil, und ſpazirt, es regne oder ſonne, um eine Pfütze des Bois de Boulogne, in der Goldfiſche ſpielen. Gekannt von allen Kindern, die ſich dort verſammeln, heißt er: le vieux de la mare. Vorige Woche hat er ſeine Frau, Fräulein von Bielefeld, verloren. Sie iſt den Tag vor ihrem Tode katholiſch geworden. Leuchſenring, dem von dem Vorgange nichts ahndete, befand ſich in einem Nebenzimmer. Als die Ceremonie vorüber war, empfing er die accolade des Jeſuiten, der ſich eingeſchlichen hatte, und ihm zu dem ſeligen Ende der Geretteten Glück wünſchte. „Que me veut cet homme?“ war alles, was er ſagte, der nicht wußte wie noch warum ihm geſchah.“ Aber ſein düſterer Ernſt wurde nun immer unzugänglicher, er floh allen Umgang, und zog ſich in die tiefſte Einſamkeit zurück. Er betrachtete den Lauf der Welt mit ſtumpfer Gleichgültigkeit, ohne doch irgend eine ſeiner vorgefaßten Anſichten und Hoffnungen aufzugeben, wenn gleich er für ſich perſönlich auf eine noch zu erlebende Erfüllung ganz verzichtete. Er ſtarb in Paris zu Anfang des Februars 1827, in

einem Alter von mehr als achtzig Jahren, ruhig und ſanft. Seine Abentheuer und Schickſale hatte er weit überlebt, in Paris wußte niemand von ihm; ohne einige Worte ehrenden Andenkens von Oelsner in einem franzöſiſchen Blatte wäre ſogar ſein Tod unbekannt geblieben. In Deutſchland tauchte aus der Vergangenheit noch manches Andenken für ihn auf, und die wenigen ſeiner damals noch lebenden früheſten Zeitgenoſſen und Bekannten urtheilten am Schluſſe dieſes in ſonderbare Verwickelungen gerathenen und in ſtrebender Unruhe hingebrachten Lebens günſtiger von ihm, als ſie der Anfang hatte erwarten laſſen. In der Entwicklungsgeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts wird ſein Namen nicht ungenannt bleiben dürfen. —

1837.

Denkwürdigkeiten des Philoſophen und Arztes Johann Benjamin Erhard.

Zueignung an Hegel.

Indem ich dieſe Denkwürdigkeiten eines älteren Freundes herausgebe, und dabei erwäge, in welcher Ferne ſchon die Anſichten und Geiſtesrichtungen uns liegen, zu denen er ſich bekannte, welch andere Bildungswelt, als die war, in welcher er ſeine Blüthezeit erlebte, dieſe Blätter empfängt: ſo hab' ich wohl Anlaß genug, ſorglich umherzublicken, welcherlei Verſtändniß und Aufnahme einer ſolchen Erſcheinung in unſrer Zeit irgend zu hoffen ſein mag.

In höchſt werthvollen und merkwürdigen Perſönlichkeiten zeigt ſich hier die Kantiſche Philoſophie, das höchſte Licht jener Tage, aus der Schule zum Leben ſelbſt übergehend. Dieſes Licht, welches ſchon in jenen Perſönlichkeiten ungenügend wird, theils ſie zum Stillſtande befangen hält, theils düſtern Irrwegen und Abgründen ausgeſetzt läßt, iſt ſeitdem auch in der Wiſſenſchaft völlig erloſchen, ſofern daſſelbe nicht in die nachgefolgten

Einſichten aufgenommen und mit höheren Strahlen vereinigt worden. Nun aber wird es immer bedenklich ſein, die Aufmerkſamkeit eines vorwärtsgeſchrittenen, anſpruchsvollen und reichen Geſchlechts auf eine frühere Stufe zurückzuverſetzen, deren Erinnerung feſtzuhalten und deren Werth anzuerkennen die Mehrzahl wenig Neigung zu haben pflegt, wenn nicht eine richtigſtellende Kritik vermittelnd zu Hülfe kommt.

Die ſolchergeſtalt begründeten Zweifel löſen ſich mir aber in Beruhigung und Zuverſicht beim Anblick der ſo tiefſinnigen als lichtvollen Würdigung, welche von dem Hochpunkte geiſtiger Forſchung in unſeren Tagen ſowohl den überſtiegenen Stufen des allgemeinen Ganges, wie den abweichenden Windungen einzelner Nebenwege, mit freieſter Umſicht und wahrer Billigkeit ſo wohlmeinend zugewendet wird.

Erlauben Sie, Hochverehrter, daß ich durch Nennung Ihrer vortrefflichen, ſo ſcharfen zugleich als milden Karakteriſtiken von Solger und Hamann, in welchen Sie die heutige Bedeutung und das Recht andrer Zeiten und Verhältniſſe gleichmäßig berückſichtigt haben, das ſchönſte Vorbild derjenigen maßvollen und gehaltreichen Kritik bezeichne, in deren Kreis ich dieſes Buch am liebſten niederlegen möchte, und deren Vermittlung ihm zumeiſt gewünſcht ſein darf, um daſſelbe weder unhaltbar geprieſen, noch ungerecht verworfen, ſondern nach ſeinen geſchichtlichen Standpunkten wahrhaft gewürdigt zu ſehen!

Berlin, im Januar 1829.

Vorrede.

Ich erfülle durch die Herausgabe gegenwärtiger Denkblätter eine Pflicht der Pietät, die mir durch fünfundzwanzigjährige Freundſchaftsgeſinnung des Verſtorbenen wie durch das Vertrauen ſeiner Angehörigen und älteren Freunde auferlegt iſt. Erhard hat ſeine Lebensgeſchicke, Anſichten, Stimmungen und Wünſche, und ſo auch die Herausgabe ſeines Lebenslaufs und andrer dahin einſchlagender Mittheilungen, die er noch ſelbſt auszuführen hoffte, ſo vertraulich und wiederholt mit mir beſprochen, daß ich mir wohl erlauben darf, mich in den Sinn und Geiſt, in welchem er ein ſolches Geſchäft von einem Nachlebenden vollbracht wünſchen könnte, als hinlänglich eingeweiht zu betrachten. In gleicher günſtigen Vorausſetzung haben ſeine Hinterbliebenen zu ſolchem Behuf mir ſeine ſämmtlichen Papiere überwieſen, und entfernte Freunde den Vorrath durch ihre Zuſendungen bereitwillig vermehrt.

Meine Aufgabe bei dieſem Unternehmen hat ſich mir hauptſächlich unter zwei Geſichtspunkte geſtellt, welche beide gleicherweiſe dahin wirken mußten, die beabſichtigte Mittheilung eher reichlich als kärglich anzuordnen. Der Stoff ſelbſt bot für das daraus zu Liefernde einen zweifach wichtigen Inhalt dar. Zuerſt einen Beitrag für die Bildungs- und Litterargeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts, ſodann die Schilderung einer merkwürdigen Perſönlichkeit.

Die Litteratur der Deutſchen hat zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts als ein großes, in ſich lebendiges, fortwachſendes und ſelbſtbewußtes Ganzes zuerſt

eine Haltung gewonnen, die auch nach außen ein ſichres Auftreten erlaubt, und alles kündet an, daß die nächſte Folgezeit den Bildungskreis derſelben noch mehr erweitern, und fortwährend zu neuen, fruchtbaren und anſehnlichen Verhältniſſen erheben wird. Was aber immer in ſolcher Art Außerordentliches erfolgen möge, gerade dieſes wird uns immer nöthigen, auf unſere Anfänge zurückzugehen, und auch das Ausland, nach Maßgabe, daß es unſrer Geiſtesbildung mehr und mehr Seiten abgewinnt, wird durch jedes Neueſte und Größte, das wir ihm darbieten, ſich veranlaßt fühlen, auch das Aeltere zu berückſichtigen. Nun iſt aber — mag man es auch nur geſchichtlich nehmen — der Grund und Kern unſrer litterariſchen Entwicklung die Philoſophie, welche in dieſem Bezug eigentlich mit Kant anhebt, und daher wird alles, was deſſen Zeitalter betrifft, bei unſern Nachkommen noch langehin ein Gegenſtand aufmerkſamer Betrachtung bleiben. So werden die Schriften und das Wirken nicht nur der erſten Meiſter, ſondern auch der zweiten und dritten, welche ſich bei uns als eine höchſt ehrenwerthe Klaſſe darſtellen, und als Beiſpiele des Lebens und des Schreibens oft in erſter Reihe ſtehen, in der Folge eine ſteigende Theilnahme finden, und wir dürfen hoffen, mit den Werken Kant's, Fichte's und ihres Gleichen, auch die Schriften Mendelſohn's, Garve's, Maimon's, Reinhold's, und inſonderheit auch Erhard's, des nicht Geringſten unter dieſen, als Zeugniſſe der vielfachſten, treuſten, philoſophiſchen Bemühungen, geſammelt und herausgegeben zu ſehn, ja vieles dieſer Art möchte von den Entfernteren ſogar ſorgfältiger aufgenommen und bewahrt werden, als es von den Mit-

lebenden geſchah, und den noch Naheſtehenden jetzt möglich ſein will. Sollte ich befürchten, daß mir zum Tadel gereichen könnte, bei dieſer Herausgabe ſo weitausſehenden Gedanken einige Einwirkung geſtattet zu haben?

Aus den eignen Lebensurkunden eines bedeutenden Mannes deſſen treues Geiſtesbild hervorzuordnen, iſt ohne mancherlei tiefer eingehende Mittheilungen, für deren Zuläſſigkeit jede Sinnesart ihren eignen Maßſtab hat, nicht denkbar. Es galt hier noch inſonderheit die Schilderung eines Mannes, der in einer gewiſſen Vollſtändigkeit ſeines eigenthümlichen Weſens erſcheinen mußte, wenn nicht das ganze Bild zur Unwahrheit verſchoben werden ſollte; denn eine große Mannigfaltigkeit zuſammenhängender Züge läßt ſich nicht durch wenige allgemeine Umriſſe wiedergeben, und ein Karakter, der nach allen Seiten hin ſtark ausgedrückt iſt, ſich nicht bloß von einer oder zweien Seiten genügend auffaſſen. Hiezu kommt, daß dieſem Manne ſelbſt die Wahrheit über alles ging, und daß es zu ſeinen Ehren und in ſeinem Sinne verfahren heißt, manche ſeiner Züge nicht um deßwillen, weil ſie ihn vielleicht in den Augen manches Beſchauers weniger günſtig erſcheinen laſſen, ſofort zu unterdrücken. Die Schmeichelei der Verſchweigung iſt hier nicht beſſer, als die der Andichtung; möge der Menſch ſich zeigen, wie er geweſen, das iſt auch im ſchlimmen Falle noch Vortheil genug, denn für den liebevollen Menſchenkenner vermindern die Fehler und Schwächen des Menſchen nicht deſſen Werth, ſondern dieſer wird ihm nur gehoben durch jene, indem ſie als Hinderniſſe zu betrachten ſind, trotz deren er dennoch dahin gediehen, wo wir ihn wahrnehmen. Dieſemnach

hat mich die feige Angſt mancher Ueberzarten wenig bekümmern können, denen der Schein zur Hauptſache des Lebens wird, und die jedes Perſönliche als ein Heiligthum gehalten wiſſen wollen, damit nur ihre eigne Jämmerlichkeit hinter der gleißneriſchen Decke wohlgehegt bleibe. Solchen Leuten alle Anſtößigkeit erſpart zu haben, will ich mich nicht rühmen, aber die gegründete Rückſicht und wahre Schonung, welche die beſtehenden Lebensverhältniſſe mit Recht anſprechen dürfen, glaube ich darum keineswegs gefliſſentlich außer Acht geſetzt zu haben.

Ueber das Bekanntmachen vertraulicher Briefe hat es von jeher ſehr entgegengeſetzte Meinungen gegeben; man hat in Deutſchland über einige Freigebigkeit hierin ohne Noth gar großen Lärm erhoben, und ſcheint noch vieler Orten in dem Maße empfindlich über jede Oeffentlichkeit, als man ihrer bedürftig ſein mag. Durch die Herausgabe von Jacobi's Schriften und Briefwechſel iſt uns endlich ein Beiſpiel gegeben worden, wie in ſolchem Falle Freimüthigkeit und Beſcheidenheit verbunden werden können; wir ſollten daſſelbe zur feſtſtehenden Regel erheben, auf welche man ſich als ein gültiges Maß des Rechts und der Sitte in ſolcher Beziehung künftig berufen dürfte. Ich bekenne, daß ich jenem Vorbilde gern habe nachſtreben wollen, obgleich die große Verſchiedenheit der Richtungen, in welchen dort und hier das Eigenthümliche zu verfolgen war, für den äußeren Anſchein nicht immer das Gleiche darbieten konnte. Von noch lebenden Perſonen habe ich, jenem Muſter getreu, ein paar Ausnahmen unverfänglichen und dabei doch nicht gern entbehrten Inhalts abgerechnet,

ſeine Briefe mitgetheilt, an noch lebende nur mit deren eigner Zuſtimmung.

Iſt unter dem Mitgetheilten dennoch manches auch nach meinem Gefühl Bedenkliche und Unangenehme, ſo möge man darin den Zwang erkennen, welchen ein ſolches Geſchäft auch dem beſten Willen auferlegt; ich durfte ſolche Stellen um ſo weniger unterdrücken, als ſie an ſich bedeutend und merkwürdig erſchienen; ſo bin ich weit entfernt, die mancherlei harten und ſeltſamen Urtheile, z. B. über Fichte, die Anſicht von dem Kampfe der Griechen, und manche auffallende Aeußerung über religiöſe Gegenſtände zu unterſchreiben: allein um deß- willen hielt ich mich noch nicht befugt, dergleichen aus- zulöſchen, denn meine Pflicht hier iſt nicht die Ver- tretung oder Berichtigung von Erhard's Irrthümern, wohl aber die Darlegung ſeiner Eigenheiten. Uebrigens dürfte nichts beſſer die Güte und Stärke einer Sache beweiſen, als daß ſie Mißurtheile ruhig ertragen kann, und inzwiſchen nur fortfährt, ſich als das zu bewähren, was ſie ſein ſoll. Möchte dieſe Bemerkung verhältniß- mäßig auch auf dieſes Buch einſt ihre günſtige Anwen- dung zu finden haben!

Johann Benjamin Erhard's eigne Lebensbeſchreibung.

Ich bin 1766 den 8. Februar geboren. Mein Vater, Jakob Reinhard Erhard, iſt Scheibenziehermeiſter in Nürnberg. Meine Mutter war eine Rothſchmieddrech- ſelmeiſters Tochter. Ich war das einzige Kind, das ſie

gebar, weil ſie ein heftiger Blutverluſt im Wochenbette auf immer ſchwächte. Mein Vater verlor ſeinen Vater ſchon im zehnten Jahre, und mußte von dieſem Jahre an ſich ſchon ſelbſt zu ernähren ſuchen. Eine gute Stimme kam ihm dabei zu ſtatten, und er wurde Chorſchüler. Seine Anlage zur Muſik, und deßgleichen ſeines jüngern Bruders, der es beſonders auf dem Waldhorn zu einer ausgezeichneten Fertigkeit brachte, und den mein Vater accompagniren lehrte, führte ihn in gebildetere Geſellſchaften ein, als ſonſt Leute ſeines Standes gewöhnlich kommen. Dieſer Umgang und die Bildung meines Großvaters, der, ein vertrauter Freund Doppelmeier's, mit dieſem die früheſten elektriſchen Experimente machte, und ſeinem Sohn ſchon eine frühe Neigung zu Wiſſenſchaften beibrachte, ließen bei meinem Vater eine große Liebe zu Künſten und Wiſſenſchaften entſtehen, ob ihn gleich ſeine Dürftigkeit verhinderte, ſich darin auszubilden, und die Unterſtützung, die er ſeiner Mutter gewähren mußte, ihn in die Nothwendigkeit verſetzte, ſeines Vaters Profeſſion, ſobald ſeine Kräfte hinreichten, noch neben dem Singen zu treiben.

Die Muſik war ihm aber das Angenehmſte, was er kannte, und der Himmel hätte ihm keine größere Gnade erzeigen können, als wenn er ihm einen Sohn geſchenkt hätte, der ein Virtuoſe geworden wäre. Es geſchahe aber nicht alſo, und ich hatte nicht die geringſte Anlage dazu. Er gab ſich alle mögliche Mühe mit mir, aber es zeigte ſich bald, daß ich nicht znm Virtuoſen beſtimmt war.

Die viele Mühe, die ſich mein Vater mit mir gab, brachte mich aber doch in der Muſik ſo weit, daß ich

die Scala ſingen und ein Inſtrument rein ſtimmen lernte. Es iſt dies ein Beweis, wie viel unverdroſſener Fleiß beim Unterricht bewirken kann; denn ich erinnere mich noch ſehr wohl, wie ich anfangs gar nicht hören konnte, ob ein von mir meinem Vater nachgeſungener Ton der nämliche, oder ein anderer war. Das Gefühl der ſtärkeren oder ſchwächeren Anſtrengung meiner Stimmorgane und die größere oder kleinere Hebung des Luftröhrenkopfes, wodurch ich endlich nach meines Vaters Ausſpruch den Ton traf, wurden mir das Maß von der Höhe und Tiefe der Töne, und endlich fühlte ich, ob ich den gleichen Ton mitſang oder nicht. Bei dieſem Gefühl blieb ich auch ſtehen, und nur dies Gefühl der Aenderung meiner Stimmorgane, um den gleichen Ton hervorzubringen, kann mich entſcheiden laſſen, welcher unter wenig verſchiedenen Tönen der höhere oder tiefere iſt. Dieſe Mühe, die es mir koſtete, Höhe und Tiefe der Töne zu unterſcheiden, hatte ich aber nicht nöthig, mir zu geben, um die ſpecifiſche Art des Klanges zu unterſcheiden; nie, nachdem ich einmal ein Inſtrument gehört hatte, verwechſelte ich dieſes ungeſehen mit einem andern. Das Gefühl, wodurch wir einen höhern und tiefern Ton unterſcheiden, muß alſo von dem, wodurch wir ähnliche und unähnliche Klänge, z. B. Trompete und Flöte, unterſcheiden, verſchieden ſein, und von unterſchiedenen Theilen unſers Gehörorgans abhängen. Nähere Beobachtung hierüber, die ich gemacht habe, kann ich hier nicht mittheilen. Beſſer als mit der Muſik gelang es meinem Vater mir Luſt und Liebe zu den bildenden Künſten und der Matheſis beizubringen, und ſehr frühe entwickelte ſich die Wißbegierde in mir.

Meine Erinnerungen gehen in einigen Dingen bis in mein erſtes Jahr zurück, und werden in meinem zweiten in vielen Dingen nur dadurch ungewiß, daß ich bis in mein viertes öfters meine Träume mit wirklichen Anſchauungen verwechſelte. Es kam bisweilen zwiſchen mir und meinen Aeltern zu einem lebhaften Streit, wenn ich öfters behauptete, daß gewiſſe Perſonen uns beſucht, oder gewiſſe Dinge vorgefallen wären, wovon es mir doch nur geträumt hatte.

Noch in ſpätern Jahren hatte ich einigemal nöthig, Traum und Wachen nach klaren Vorſtellungen meiner vergangenen Handlungen und den Geſetzen der Kauſalverbindung, und nicht durch das bloße Gefühl der lebhaftern oder ſchwächern Erinnerung der Eindrücke zu unterſcheiden. Noch im Jahre 1798, da ich mich in Ansbach aufhielt, war dies der Fall. Es träumte mir, ich hätte bei einem Mechanikus in Nürnberg ein Teleſkop und ein Mikroſkop beſtellt, und als mir es dieſer brachte, ſo konnte ich es ihm nicht bezahlen, worüber dieſer, nach ſeiner Schilderung, in äußerſt große Verlegenheit kam; und beim Erwachen war mir die genaueſte Rückerinnerung von Allem, was ich ſeit einem Jahre in Nürnberg gethan hatte, nöthig, um mich zu überzeugen, daß es ein Traum war. Aber noch war es damit nicht abgemacht; ein halbes Jahr lang ängſtigte mich öfters der Gedanke, daß die Sache doch wahr ſein könnte, und ich mußte mich von neuem von ihrer bedingten Unmöglichkeit überzeugen. Aus dieſem Vorfall iſt mir wahrſcheinlich, daß bei einer Krankheit des Senſoriums, welche die Erinnerungskraft ſchwächt, oft ein Traum die Urſache der Verrückung eines Menſchen werden kann.

Der entgegengeſetzte Fall iſt bei dem Nachtwandeln, wo wirklich verübte Handlungen ganz aus dem Bewußtſein verſchwinden. Die genauere Entgegenſtellung dieſer Zuſtände iſt einer größern Aufmerkſamkeit werth, als bisher darauf verwandt worden; ſo iſt z. B. bei dem lebhaft Träumenden die Wärme ſeines Körpers über die gewöhnliche erhöht, bei dem Nachtwandler bis zur auffallenden Kälte deſſelben vermindert. Ich kann hier die Sache nicht weiter verfolgen, und komme wieder zu meiner frühern zurück.

Außer der frühen Liebe zu Künſten und Wiſſenſchaften, welche mir mein Vater einflößte, verdanke ich ihm auch die Freiheit von aller Furcht vor Geſpenſtern, denn niemand durfte mich durch eine Drohung dieſer Art ſchrecken, und einigen Nachbarinnen, welche mich durch den Mann draußen und den großen Hund beſänftigen wollten, wurde gleich die Thüre gewieſen. Die Ueberzeugung von der Nichtigkeit der Geſpenſter konnte nicht im geringſten durch die Erzählungen meiner Großmutter mütterlicher Seite geſtört werden. Dieſe hatte, nebſt der Eigenſchaft Geſpenſter zu ſehen, noch eine, welche Manchem fehlte, der keine glaubt, nämlich die, ſich nicht im geringſten vor ihnen zu fürchten. Sie erzählte die Auftritte, die zwiſchen ihr und den Geſpenſtern vorfielen, ſo unbefangen wie den Beſuch einer Nachbarin; und ihr Glaube, daß es Geſpenſter gebe, konnte daher, wenn es auch hätte meinen Unglauben wankend machen können, doch keine Furcht bei mir hervorbringen. Ich war vielmehr ſo begierig, ihre Ausſagen durch die Erfahrung zu prüfen, daß ich in meinem dritten Jahre oft bei ihr ſchlief, um das Geſpenſt

zu ſehen. Allein, nie ließ es ſich ſehen, wenn ich da war, und ich glaubte daher, gegen ſie den Sieg über ihren Glauben errungen zu haben. Dies war aber vergebens, denn ſie behauptete, daß ich einen unſichtbaren guten Geiſt bei mir hätte, vor dem ſich der andere fürchtete. So lernte ich frühe, daß es ungereimt iſt, gegen Behauptungen, welche die Bedingungen möglicher Erfahrung aufheben würden, durch die Erfahrung ſtreiten zu wollen, denn ſie laſſen ſich immer durch eine eben ſo ungereimte Vorausſetzung, als die Behauptung ſelbſt iſt, vertheidigen. Der Aberglaube kann durch Erfahrung wohl in gewiſſen Fällen beſchämt, aber nicht überzeugt werden, weil er immer durch das Nichterfahrbare ſich entſchuldigen kann. Ich machte auch nachher in meinem ganzen Leben nicht mehr den Verſuch, etwas ſehen zu wollen, was, wenn ich es ſähe, mir nur den Verluſt meines Verſtandesgebrauchs anzeigen könnte.

Nachdem ich völlige drei Jahre alt war, wurde ich in eine gewöhnliche Schule geſchickt. Hier glaubte ich nun die gewöhnlichen Dogmen eben ſo leicht, als ich die Geſpenſter nicht glaubte; denn mein Vater hatte ſich nicht gegen ſie erklärt. Mit Demüthigung erinnere ich mich noch, daß ich gar nichts Empörendes darin fand, daß ein Menſch, der an dem Glaubensbekenntniß des heiligen Athanaſius zweifelte, eben ſo behandelt würde, als wenn er die größten Uebelthaten begangen hätte. Mein Vater, der damals nichts weniger als ein Zweifler war, wollte mich dadurch Toleranz lehren, daß er in der angenommenen Rolle eines Ketzers oder eines Freigeiſts gegen die Dogmen mit mir disputirte, und ich vergoß häufig Thränen, wenn es mir an Gründen

fehlte, ihn zu widerlegen. Der Grund meiner leichten Ueberzeugung lag in dem Gefühle für Wahrhaftigkeit; ich konnte nicht ahnen, daß Millionen Menſchen eine Ungereimtheit glauben und die Entdeckung derſelben als ein Verbrechen anſehen könnten. Hätte ſich mein Vater ſo in eigner Perſon dagegen erklärt, wie gegen die Geſpenſter, ſo würde ich ihm freilich mehr als den Millionen geglaubt haben. Nichts iſt dem Menſchen wohl ſchwerer als Toleranz in Glaubensſachen, ich halte ſie für unmöglich; und nur die feſte Ueberzeugung, daß der Andre wohl in dieſer oder jener Welt, auch ohne unſer Zuthun, die Wahrheit unſers Glaubens wird anerkennen müſſen, kann den Schein von Toleranz geben. Der wahrhaft Ueberzeugte handelt daher, als wäre er tolerant, und überläßt im feſten Vertrauen, daß es geſchehen werde, die Bekehrung oder Verdammung Gott; der aber durch den Nichtbeifall noch in ſeiner Ueberzeugung, die zu heucheln er ſich Maxime gemacht hat, geſtört wird, ſucht den Zweifler ſelbſt, wenn er es kann, zu vertilgen.

So viel Schwierigkeit ich fand, Höhe und Tiefe der Töne zu unterſcheiden, ſo leicht war es mir, die Artikulation derſelben zu unterſcheiden, und ich danke es nur dem ſehr ſchlechten Dialekt meiner Vaterſtadt, daß ich nicht zu einer ganz reinen und deutlichen Ausſprache meiner Mutterſprache gelangte. So gut mein Gedächtniß war, ſo zeichnete ich mich doch in meiner Schule nicht dadurch aus, denn ich ſtrebte nur, den Inhalt einer Sache zu wiſſen, ohne mich ängſtlich um die Worte zu bekümmern. Ich erinnere mich noch, daß mein Schulmeiſter, als ich die Evangelien auswendig lernen ſollte, und ſie ihm herſagte, oft ärgerlich ausrief: „So ſpricht

er ohne Anſtoß fort, und lauter andere Worte, als im Buche ſtehen.“ Während ich noch in die gewöhnliche Schule ging, erhielt ich Unterricht in der lateiniſchen Sprache, und kam in meinem neunten Jahre in die zweite Klaſſe der lateiniſchen Schüler, wie man in Nürnberg die öffentliche Schule, auf welcher ſich die Jünglinge zur Beziehung der Univerſität vorbereiten ſollen, nennt; die erſte Klaſſe iſt die, von der man auf die Univerſität geht, und, ſo viel ich weiß, zählt man auf allen proteſtantiſchen Schulen ſo, da hingegen auf der katholiſchen Schule die erſte Klaſſe (infima) die entfernteſte von der Univerſität iſt. Woher mag dieſe verſchiedene Art zu zählen kommen? ſollte es auch von den Proteſtanten zum Unterſcheidungszeichen von den Katholiken geſchehen ſein, wie die erſten Chriſten den erſten Wochentag zum Sabbath machten? In dieſer Klaſſe wurde ich, da ich der jüngſte war, der vielleicht je darin war, nicht der Erſte, und es wurde mir daher von Andern vorüberſetzt; dies war die Urſache, daß ich in der Latinität nicht die geringſten Fortſchritte machte, denn mein gutes Gedächtniß ließ mich das völlig behalten, was ich einmal gehört hatte, und ſo erſparte ich mir die Mühe, zu überſetzen, und ſagte bloß, obgleich nicht ganz wörtlich, nach. Etwas von der griechiſchen Sprache, welche meine Aufmerkſamkeit reizte, weil ſie mir ganz neu war, war das einzige, was ich aus dieſer Schule herausbrachte. Ich blieb nur zwei Jahre darin, weil eine erduldete Beſchimpfung mir ſie ſo verbitterte, daß ich nicht nachließ, bis mich mein Vater herausnahm. Die Schüler mußten nämlich alle Sonntage in die Predigt gehen, und der Prediger ſprach ſo leiſe, daß man

ihn an dem Ort, wo die Schüler ſaßen, ſchlechterdings nicht verſtehen konnte; ich nahm daher, um der Langweile zu entgehen, Bücher zum Leſen mit. Dies wurde dem Prediger angezeigt, und er gab mir deßwegen bei der Austheilung einer Stiftung einen öffentlichen Verweis, und darüber ward ich ſo aufgebracht, daß ich nicht mehr in der Schule bleiben mochte. Dieſer Vorfall iſt wohl das größte Glück, das mir in meinem Leben aufſtieß! denn obgleich mein Vater nicht die Abſicht hatte, mich dem gelehrten Stande zu widmen, ſo würde ein längerer Aufenthalt in der Schule mich doch zum Profeſſioniſten verdorben, und mir das Studentenleben als das höchſte Gut vorgeſpiegelt haben, und ich würde dann in meinem ſechszehnten Jahre auf Univerſität gegangen, und da der Ehrgeiz, mich auszuzeichnen, mich zum beſtändigen Sitzen über Büchern würde verleitet haben, ein frühes Opfer der ſitzenden Lebensart und der einſeitigen Ausbildung des Gedächtniſſes geworden ſein.

Während ich in die lateiniſche Schule ging, lernte ich in der deutſchen Schule rechnen. Ich faßte dies ziemlich ſchnell, und mit Hülfe einiger Bücher, die ich hatte, übte ich dem mündlichen Unterricht ſo weit zuvor, daß ich, bis ich in der Schule, wo der Unterricht mir dadurch verdrießlich gemacht wurde, daß ich die berechneten Exempel in ein Buch, welches der Bürgermeiſter hieß, ſauber einſchreiben ſollte, zum zehnten Theil des Rechenbuches kam, ſchon das ganze Buch zu Hauſe durchgerechnet hatte.

So weit meine Erinnerungen auch in meine früheſte Jugend zurückgehen, ſo erinnere ich mich doch nicht, daß ich zählen lernte; es iſt mir, als hätte ich es von

jeher gekonnt. Eben ſo wenig kann ich mich erinnern, wann ich das Sprechen von ſich ſelbſt in der dritten Perſon, welches den Kindern ſo eigen iſt, mit dem Ich vertauſchte. Wahrſcheinlich folgt das Zählen bei dem Kinde erſt auf das Ich; denn ehe es ſich als Einheit nicht bloß fühlt, ſondern ſich, im Gegenſatze mit allen Andern, auch ſo denkt, hat es kein feſtes Schema von Eins; es ſieht wohl einzelne Sachen, aber es ordnet ſie nicht nach dem abſtrakten Begriffe von Eins. Es kann, bei dem Zählen, der Begriff von der Möglichkeit der Fähigkeit, es wirklich zu vollbringen, nicht voraus-gehen, und daher kein Bewußtſein des Nichtkönnens ſtattfinden.

Eine Begebenheit hatte in meiner frühen Jugend ſehr großen Einfluß auf meinen Karakter — der nord-amerikaniſche Krieg. Mein Vater las die Zeitungen meiner Mutter zu Gefallen laut, und hatte für die Staaten Partei genommen. Mich intereſſirten ſie daher ſo frühe, als ich nur einen Vortrag einigermaßen begrei-fen konnte, und es wurde dadurch eine Vorliebe für eine wahrhaft republikaniſche Verfaſſung, deren weſentlicher Karakter darin beſteht, daß die Regierung, von welcher Form ſie übrigens ſei, alle Angelegenheiten der Menſchen als eine res publica und nicht als ihre res privata be-handelt, gegründet, die nie, als mit meinem Leben, verlöſchen wird. Das Leſen der Schriftſteller, aus denen die Jugend nur Latein und Griechiſch lernen ſoll, be-feſtigte dieſe Neigung noch mehr, und ich werde ſie nie verläugnen, da ich, getreu meinen eingegangenen Ver-bindlichkeiten, gehorche, wo ich Unterthan bin, und meine innern Wünſche und Hoffnungen der Vorſehung anheim

ſtelle, die ich allein als den Richter darüber anerkenne, und keine Regierung mir Verletzung der Wahrhaftigkeit und des Rechts befehlen wird und darf. Dies Gefühl für Freiheit war aber auch außerdem eine nothwendige Folge meiner Erziehung. Bei aller Neigung, welche mir von meinem Vater zu den Künſten und Wiſſenſchaften eingepflanzt worden, war nie von ihm in mir der Gedanke erweckt worden, daß ich je etwas Andres zu meinem Lebensunterhalt treiben ſollte als ſeine Profeſſion. Alles, was ich lernte, lernte ich, weil ich Vergnügen daran fand, oder meinem Vater zu lieb, denn ich liebte meinen Vater ſo ſehr, daß ich keinen mir angenehmern Spielkameraden kannte als ihn. Wenn mein Vater von ſeinen gewöhnlichen Geſellſchaften auf meine Bitte zu Hauſe blieb, um ſich mit mir zu beſchäftigen, ſo war dies ein Feſt für mich, dem kein anderes gleich kam. Dieſe Erziehung, welche mich Künſte und Wiſſenſchaften um ihrer ſelbſt willen lieb gewinnen ließ, erweckte in mir ein ſolches Gefühl für Freiheit von allem äußern Zwang, daß ich in der Wahl meiner Beſchäftigungen immer nur meiner Neigung, oder der von mir erkannten Pflicht folgte, und alle andern Rückſichten, am erſten die auf äußern Vortheil, vernachläſſigte.

Bei dieſer mir für meinen Karakter ſo vortheilhaften Erziehung führte mein Temperament aber doch einen Nachtheil herbei, den ich, da meine Lebensbeſchreibung, ſo weit ich ſie, ohne in das Leben andrer Perſonen unerlaubter Weiſe einzugreifen, fortführen kann, doch nur als ein pädagogiſches Experiment Werth haben kann, nun der vielleicht noch nicht genug auf dieſen Gegenſtand geleiteten Aufmerkſamkeit der Erzieher nicht ver-

ſchweigen darf: denn es iſt ſehr wichtig, daß man lerne, den freien Gang der Entwickelung, ſo lange er zum Guten fortſchreitet, nicht zu unterbrechen, ohne deßhalb die Aufmerkſamkeit auf den Weg, den er nimmt, zu vernachläſſigen. Mich führte gerade das, was man am erſten ſeinen eigenen Gang nehmen zu laſſen für rathſam halten könnte, nämlich der religiöſe Karakter, der mir von meiner zarteſten Jugend an eigen war, auf ſonderbare Ausſchweifungen. Ein altes Buch mit Holzſchnitten, das die Geſchichte der Heiligen der Monatstage enthielt, von der ihre ſich auferlegten Büßungen und die wegen ihres Glaubens erduldeten Martern immer den größten Theil ausmachten, erweckte in mir den Hang zur Selbſtzüchtigung, und ich legte mir wegen der Vergehungen, deren ich mich ſchuldig glaubte, allerlei Büßungen auf. So ſehr ich mich für verbunden hielt, jede Vergehung durch körperlichen Schmerz zu büßen, ſo ſehr war ich über die Züchtigungen, die mir einigemal von meinem Vater und in der Schule widerfuhren, aufgebracht: denn ich war feſt überzeugt, daß mir jedesmal unrecht geſchah, und ich weinte immer mehrere Nächte darüber. Eine bigotte Erziehung hätte mich wahrſcheinlich zu einem Heiligen gemacht, und ich würde den gewöhnlichen Karakter der Heiligen, ſich ſelbſt der größten Verworfenheit zu beſchuldigen, und zu predigen, daß man nicht werth ſei der geringſten Gnade Gottes, während man jeden, der dies einem auf's Wort glauben, und einen ſo behandeln wollte, für einen Abgeſandten des Teufels erklärt, in ſeiner ganzen Stärke gezeigt haben. Dieſe Selbſtzüchtigungen erweckten in meinem eilften Jahre eine Empfindung in mir, die ich noch nicht hätte

haben ſollen, und welche, von mir gänzlich mißverſtanden, die Veranlaſſung wurde, daß ich meine Peinigungen bis zu dieſem Punkte trieb. Dies hatte auf meine Geſundheit einen ſchlimmen Einfluß. Dieſen Nachtheil zog mir die Verdachtloſigkeit meiner Aeltern zu, welche nichts Arges ahneten, wenn ich allein in einer entlegenen Kammer oder auf einem Boden mich aufhielt. Als ich endlich den Nachtheil dieſer Peinigungen, durch das Leſen mediciniſcher Bücher, indem früher ſchon durch die Aeußerungen viel älterer Jungen meine Aufmerkſamkeit darauf erweckt worden war, einſahe, ſo koſtete es mir große Mühe, mir dies als Unart abzugewöhnen, was ich mir als ein verdienſtliches Werk angewöhnt hatte.

Als ich aus der lateiniſchen Schule kam, ſo dachte ich an keine andere Beſtimmung, als meines Vaters Profeſſion einſtens zu treiben; ich arbeitete darauf, und kümmerte mich bis in mein dreizehntes Jahr wenig um Bücher, ſondern trieb mich in den freien Stunden mehr mit meinen Spielkameraden herum. Bloß im Zeichnen, im Klavierſpielen, in franzöſiſcher und italieniſcher Sprache, hatte ich einigen Unterricht. Da mein Vater gepreßten Draht machte, ſo hielt er es für nöthig, daß ich die Walzen ſelbſt ſchneiden könnte; ich lernte daher graviren, und dies war mittelbar die Urſache, daß ich, wie ich etwas weiter unten zeigen werde, wieder dem Hang zu den Wiſſenſchaften mehr nachhing.

Meine Aeltern waren nicht wohl im Stande, mir außer den nöthigen Schulbüchern noch andere anzuſchaffen, und meine Wünſche in dieſem Falle zu befriedigen; was mir ſo, um ganz geringen Preis, auf den Trödel in die Hände kam, waren meine erſten Quellen, aus denen

ich lernte. Unter dieſen waren die Welt in einer Nuß und Hederich's Lehrbücher die erſten, die mir in die Hände kamen; ich erwarb mir daraus meine früheſten mathematiſchen und hiſtoriſchen Kenntniſſe; darauf folgte Imhof's hiſtoriſcher Bilderſaal. Wolf's Anfangsgründe und Krüger's Naturlehre. Wolf's Elementa Matheseos in 4., die ich ſpäter auf dieſem Wege erhielt, waren der Grund, daß ich wieder anfing, Latein zu lernen. Aus dieſen Schriften mochte ich lernen; die eigentlichen Kinderſchriften, die damals in die Mode kamen, und die ich bei einigen meiner Kameraden fand, waren meinem Geſchmacke zuwider; es kam mir vor, als wenn mich der Autor zwingen wollte, kindiſch zu ſein, was ich doch durchaus nicht ſein wollte. Käſtner's Epigramm auf Raff's Naturgeſchichte für Kinder:

„In dieſem Buch ſpricht bald die Ziege, bald der Aff;
Der Eſel nur allein kann nicht zum Worte kommen,
Denn deſſen Stelle hat der Autor ſelbſt genommen,"

war mir recht aus der Seele geſchrieben *).

Nun ereignete ſich ein Vorfall, der auf meine fernere Entwickelung großen Einfluß hatte. Von meiner früheſten Jugend an war ich ſehr heftigem Naſenbluten ausgeſetzt, und als ich in meinem dreizehnten Jahre mehremal Blut auf meinem Kopfkiſſen fand, ſo glaubte ich daher, daß mir die Naſe im Schlaf geblutet hätte; doch da ich endlich ſtarke Schmerzen in der Zunge empfand, ſo wurde ich aufmerkſam, und entdeckte, daß ich mich

*) In den erſten Ausgaben dieſes Buches erzählen die Thiere, außer dem Eſel, ihre Geſchichte ſelbſt.

in die Zunge gebiſſen hatte. Ich dachte darüber nicht weiter nach, bis ich in meinem vierzehnten Jahre bei Tage einen Anfall von Epilepſie, und kurz darauf in der Oſterwoche 1780 in zwei Tagen dreizehn Anfälle bekam. Meine Aeltern waren darüber in der größten Beſtürzung, und konſultirten einen Arzt, Herrn. Dr. Beyer, darüber. Dieſer verordnete, daß ich kein Bier mehr und außer Meliſſenthee auch kein warmes Getränke trinken, daß meine Aeltern mir keine Lehrſtunde mehr geben laſſen, und mich von allem Leſen und Rechnen abhalten ſollten. Dies wurde getreulich erfüllt, und ich hatte ein Halbjahr, länger hielt ich es nicht aus, keine andre Beſchäftigung, als meine Profeſſion, aß dabei ſehr ſtark Fleiſch und Obſt, und trank viele Milch. Dieſe Diät beobachtete ich, mit wenigen Ausnahmen, bis in mein dreiundzwanzigſtes Jahr. Was mein Arzt und meine Aeltern aber nicht wußten, und ich oben erzählte, ſchien mir die Haupturſache meiner Zufälle, und ich trug nun von meiner Seite wohl eben ſo viel zu meiner Kur bei, als mein Arzt durch die angeordnete Diät. Ich bekam zwar keinen Anfall von Epilepſie mehr, behielt aber, bis ich nach und nach zu einer etwas erregenden Lebensart überging, eine große Nervenſchwäche, und hatte häufige Ohnmachten, und bei jeder Gemüthsbewegung heftiges Naſenbluten. Von dieſer Zeit an lernte ich ein Gefühl kennen, was mir bisher völlig fremd war, die Furcht in einſamer Dunkelheit. Ueberall ſah ich Geſtalten, die ich zwar als Geſchöpfe meiner Phantaſie anerkannte, die mich aber deßwegen um nichts weniger ängſtigten. Gänzliches Verſchließen der Augen, oder die Bewaffnung mit meinem Stock, Degen, oder auch nur

einem Rappier, waren die Mittel, wodurch ich dieſe Furcht beſiegte. Erleuchtung der Zimmer, oder des Weges, den ich ging, half aber auch nicht immer, wenn ich allein war, und beſonders ängſtigte mich, wenn ich ſpät Abends noch Klavier ſpielte, eiue große weibliche Figur in einer ſchwarzen Saloppe, welche zur Thür herein kam, und über meine Schultern und in die Noten ſahe. Dieſe Figur erſchien mir zum letztenmale 1791 in Kopenhagen, wo ich mir ein Klavier gemiethet hatte. So lebhaft die Geſichtsvorſtellung von dieſer Figur war, ſo erſchien ſie doch nie vor meinen Augen. Die Täuſchung war hier alſo nicht unmittelbar von der Schwäche der Augen abhängig, ſondern von der Stärke meiner Phantaſie, gegen welche die Verneinung ihrer Vorſpiegelungen durch meine Augen nichts vermochte. Die Eindrücke meiner Sinne waren ſchwächer als meine Vorſtellungen, und doch waren meine Sinne ſehr reizbar. Wenn ich an einer Mauer ging, ſo ſchien ſie auf mich zu fallen; waren bei trübem Himmel und nach einem Regen die Pflaſterſteine ſehr bald trocken und dadurch ſehr weißſcheinend geworden, ſo ſo ſchien es mir, daß ſie mir bis an den Hals gingen, und daß ich durch ſie, wie durch dicken Schlamm, waten müßte; und bei Nacht hörte ich das Echo meiner Tritte an den Mauern ſo ſtark, daß es mir vorkam, als wenn immer jemand mir auf dem Fuße nachfolgte. Mein Geiſt war übrigens ſtark genug, meine Urtheile richtig zu erhalten, aber die ängſtlichen Gefühle konnte er nicht abhalten. Ich finde, daß mein Zuſtand gegen den meiner Großmutter, die Geſpenſter zu ſehen glaubte, ohne ängſtlich zu ſein, ſich zu meinem auf ähnliche Art verhielt, wie der des Nachtwandlers gegen den, den ſeine Träume

noch nach dem Erwachen ängſtigen. Sie wurde durch die geglaubten Erſcheinungen gar nicht anders afficirt, als wenn es gewohnte Sinneneindrücke geweſen wären, ob ſie in die Reihe der objektiven Kauſalverbindung paßten, das kümmerte ſie nicht. Der Nachtwandler verliert ſeine ganze That aus dem Gedächtniß, hier bleibt zwar die Erſcheinung und die dadurch veranlaßten Handlungen im Gedächtniß, aber ſie bleiben außer dem Gebiet der Reflexion. Das ängſtliche Gefühl, was in mir entſtand, war gar keine Folge der Erſcheinungen, die ich hatte, denn ich hätte mich nicht gefürchtet, wenn ich ſie gleich als wirkliche Dinge genommen hätte, ſondern der Reflexion, daß ſie nicht wirklich ſein ſollten. Wenn ich kolorirte und gekleidete Wachsfiguren in Lebensgröße ſehe, ſo iſt mein Gefühl, obgleich etwas ſchwächer, genau daſſelbe, was ich damals hatte. Perſonen, die ſie, wie ich einigemal erfahren hatte, für lebendig hielten, hatten kein ängſtliches Gefühl, es entſtand erſt, als ſie ſich überzeugten, daß jene es nicht wären. Dieſe Angſt entſteht daher aus der Schwierigkeit, zu einem objektiv gültigen Urtheil zu gelangen, das zugleich ſubjektive Evidenz für uns hat. Eine merkwürdige Erſcheinung, die hieher gehört, iſt das Alpdrücken, welches mich auch manchmal, aber ſelten, befiel; hier glaubt man zu wachen, während man ſchläft, man ſtellt Proben an, kneipt ſich, reflektirt, um gewiß zu werden, ob man wache oder ſchlafe, erhält immer das Reſultat, daß man wache und ſich nicht bewegen könne, und alles zuſammen iſt Traum. Viele Perſonen, wie ich gefunden habe, glauben nicht, daß alles Traum iſt, und ſind ſchwer davon zu überzeugen, daß ihre Ueberzeugung, daß ſie nicht träumten, auch

nur Traum war; mich führte dieſer Zuſtand nicht irre, eine kurze Reflexion war hinlänglich, mich davon zu überzeugen. Nach dieſer kleinen Ausſchweifung will ich nun wieder auf meine Jünglingsjahre zurück kommen.

Durch das Graviren fing ich nun an einiges Geld zu verdienen, und da ich gar keine andern Bedürfniſſe hatte, als Kupferſtiche und Bücher, ſo vergrößerte ſich meine Bibliothek. Von einigen Wiſſenſchaften fanden ſich nun zufällig auf dem Trödel nur lateiniſche Bücher; ich mußte daher mich wieder auf's Lateiniſche legen. Ich that dies aber nur zum Behuf meiner Bücher, und verſtand daher Wolf und Baumgarten ſehr gut, ohne daß ich einen Vers im Virgil verſtand.

Ein Jahr nach meinem letzten Anfalle von Epilepſie überließ ich mich meinem Hange zum Studiren wieder ungehindert, nur hatte ich, außer im Zeichnen und Klavier, in keiner Sprache oder Wiſſenſchaft mehr einen Lehrmeiſter. Ich verſahe auch von der Zeit an meinem Vater ſein ganzes Geſchäft.

Von meiner früheren Jugend an war der Hang, mich zu unterrichten, mit dem verbunden, Andere zu lehren; ich hatte beſtändig in allen Fächern, worin ich etwas wußte, wieder Schüler, die ich unterrichtete. Dies war ein großer Vortheil für mich, weil ich mich nicht wohl mit einem dunkeln Bewußtſein von der Sache behelfen konnte; denn da meine Schüler in einer Sache oft wieder meine Lehrer in einer andern waren, ſo ließen ſie ſich nicht mit leeren Behauptungen von mir abſpeiſen, ſondern ich mußte mich gründlich und deutlich erklären.

Meine frühe Bildung war Urſache, daß ich meiſtens Umgang mit ältern Knaben hatte, dies erzeugte bei mir

eine frühe Bekanntſchaft mit der Liebe. Es war von meinem zwölften bis zum ſechszehnten Jahre gerade die Siegwart-Wertheriſche Epoche in meiner Vaterſtadt herrſchend. Einer meiner Bekannten hatte ſich erſchoſſen, und ein anderer, Namens Dörrbaum, mit dem ich am innigſten vertraut war, hatte nebſt vielen ſehr guten Eigenſchaften einen ſehr phantaſtiſchen Liebeshandel. Dies ſteckte mich an, und ich wählte mir auch eine Dame, und ſchwärmte in Geſellſchaft mit meinem Freunde. Keine von dieſen Damen erfuhr aber etwas von meiner Liebe zu ihr, und erſt 1784 machte ich die erſte Liebeserklärung. Früher hatte ich aber ſchon mich zur engſten Freundſchaft mit obenerwähntem Dörrbaum verbunden, und 1781 hatten wir meinen bis jetzt noch unveränderlich getreuen Freund Oſterhauſen in unſern Bund mit aufgenommen. Im Jahre 1782 ſtarb Dörrbaum, und ich und Oſterhauſen ſchloſſen ſich nun noch inniger aneinander. Keine Fügung des Schickſals hat ſeitdem unſre Herzen getrennt, kein Schein von Glauben an Untreue uns in unſerm Vertrauen irre gemacht, und wenn wir zwar einigemal mit einander unzufrieden waren, ſo war doch nie der leiſeſte Verdacht von Unredlichkeit in unſere Seele gekommen.

Dörrbaum hatte außer einem nicht ganz guten Einfluß auf meine Gefühle, weil er mich zu verliebten Schwärmereien zu frühe verleitete, einen ſehr guten auf meine Urtheilskraft. Als ich nach meiner Krankheit wieder zu ſtudiren anfing, ſo gab mir dieſer etwas Unterricht im Griechiſchen. Wir exponirten das Neue Teſtament, und er legte es nach der damals gangbaren kühnen Exegeſe aus. Dies ſchwächte in mir den Glau-

ben an die unbedingte Gültigkeit der Lutheriſchen Ueberſetzung, an der richtigen Ableitung der in den Lutheriſchen Katechismus aufgenommenen Dogmatik aus der Bibel, uud an der Richtigkeit meiner Religionsbegriffe. In meinem dreizehnten Jahre empfing ich mit vieler Andacht das Abendmahl, und bis in mein fünfzehntes hatte ich keinen Begriff, daß man in dem Dogma der Euchariſtie anders denken könne, als die evangeliſche Lutheriſche Kirche, und doch noch an die Bibel glauben. Dieſen Begriff erhielt ich durch Dörrbaum's Exegeſe, aber ich ging ſchnell weiter, und bald folgten auf mehrere Hypotheſen über den wahren Zweck des Todes Jeſu kühnere an der gänzlichen Ungewißheit dieſer Geſchichte an ſich, und der Akkomodation derſelben nach den Begriffen der an Opfer gewöhnten Völker. Ich ſahe in der Erzählung, daß aus der Seite Jeſu Blut und Waſſer floß, die Nachahmung des Homer's, der den Göttern auch kein rothes Blut vergießen läßt, und die Abſicht, dadurch, daß Blut und Waſſer floß, den Heiden recht einleuchtend zu machen, daß er Gott und Menſch ſei, und dergleichen Erklärungen, warum ſo oder anders erzählt würde, fand ich ſehr viele; kurz, wie mein Aufklärer ſtarb, war ich gegen ihn ſchon ein Freigeiſt. Aus dieſem Beiſpiel mag man ſehen, wie ſchwer es iſt, den Glauben zu läutern, ohne ihn aufzuheben. Der meinige wurde nicht veredelt, nicht mit der Vernunft übereinſtimmender gemacht, ohne daß ſich meine Vernunft nicht über ihn erhoben und ihn zum Gegenſtand einer pſychologiſchen Aufgabe, ſeine Möglichkeit zu begreifen, gemacht hätte. Man würde aber ſehr übereilt die Lehre daraus ziehen, daß man nie

Glaubensſachen vor den Richterſtuhl der Vernunft ziehen müßte, denn nur, was dieſe wahr findet, iſt es, und macht unſer wahres Leben aus, weil es die Einheit unſers Bewußtſeins bewirkt. Alles andere, was nicht aus dem von der Vernunft Erkannten entſpringt, iſt iſolirt, wie Thaten des Nachtwandlers, oder die geglaubten Geſpenſtererſcheinungen. Der Glaube hängt von den zufälligen Eindrücken ab, über die wir nicht denken, und es kann daher wohl Einheit im gedankenlos ausgeſprochenen Glaubensbekenntniß, aber nie in dem Glauben ſelbſt geben. Nur die Vernunft bringt Einheit hervor; wo ſie noch nicht entſcheiden kann, erlaubt ſie zu glauben; ſie ſtört daher nie den Glauben, ohne etwas Beſſeres, Erkenntniß, dafür zu geben; aber der Glaube, der herrſchen will, ſtört die Vernunft, um das Schlechteſte in den Menſchen, Verzicht auf Einſicht, bei den Menſchen hervorzubringen. Während dieſer Religionsunterſuchungen ſtudirte ich zugleich wieder Mathematik, und es gelang mir in meinem funfzehnten Jahre, die erſte mathematiſche Evidenz zu empfinden. Ich hatte bis dahin die mathematiſchen Lehren eben ſo gelernt, wie man Sprachregeln und Regentenfolgen in der Geſchichte lernt. Ich wollte durchaus die mathematiſchen Sätze aus den Begriffen mir erklären, und hatte mich bis zur Ohnmacht mit dem Verſuche gequält, aus den Begriffen der geraden Linie, des Raumes und des Einſchließens, ſchlußgerecht zu beweiſen, daß zwei gerade Linien keinen Raum einſchließen können. Dieſe logiſche Bemühung, die Mathematik zu begreifen, hatte mir vorzüglich Wolf mitgetheilt, denn ich ſahe damals noch nicht ein, daß dieſer ſo verdiente und noch nicht nach Verdienſt

geſchätzte Mann die Täuſchung hatte, als hätte er die mathematiſche Methode in die Philoſophie eingeführt, da er vielmehr ſich eben ſo vergebens beſtrebt hatte, die dogmatiſch philoſophiſche in die Mathematik zu übertragen. Endlich ging mir bei dem Lehrſatz, daß Parallelogramme von gleicher Baſis zwiſchen zwei Parallelen einander gleich ſind, auf Einmal Licht auf, und mit einem mir noch unvergeßlichen Gefühle fühlte ich mich nun durch Anſchauung überzeugt, und hatte das Bewußtſein des Unterſchiedes zwiſchen mathematiſcher Evidenz und logiſchem Ueberweiſen. Ich empfand nun, daß Mathematik immer überzeugt, ſobald ihre Beweiſe gefaßt werden, und Logik öfter zum Rechtgeben zwingt, ohne daß man ſich überzeugt fühlt. So ſehr ich dieſen Unterſchied empfand, ſo konnte ich mir doch noch nicht Rechenſchaft davon geben; dies lernte ich erſt aus Kant. Eine ähnliche Bewandtniß, wie mit der Entwickelung des Gefühls der mathematiſchen Evidenz, hatte es bei mir mit der Einſicht in die nothwendige Unterwerfung unter das ſtrengſte Recht, welche jenem Gefühl der Evidenz erſt ein Jahr nachher erfolgte. Sehr frühe hatte ich die Erzählung aus Xenophon's Cyropädie von den beiden Knaben, deren beide Röcke ſich verwechſelt paßten, geleſen, aber bis in mein ſiebenzehntes Jahr konnte ich die Richtigkeit des Urtheils des Perſers über Cyrus Entſcheidung nicht einſehen. Ich erinnere mich aber keines ſo plötzlichen Ueberganges zur Einſicht, wie bei der Mathematik. Das Leſen der Gedichte Oſſian's und der Schriften Shaftsbury's, um welcher beiden Schriftſteller willen ich Engliſch verſtehen zu lernen ſuchte, hatte den ſtärkſten mir erinnerlichen Einfluß auf die Bildung

meiner moraliſchen Gefühle, und bereitete die deutlichere Einſicht vor.

Ehe ich aber noch Kant's Kritik der reinen Vernunft las, ſo wurde ich durch Mendelſohn's ſchöne und Sulzer's klare Darſtellung mehrerer Sätze der Wolfiſchen Philoſophie immer mehr für ſie gewonnen, und ich bemühte mich, ſie unumſtößlich zu begründen. Das Studium von Lambert's Organon, von Spinoza's nachgelaſſenen Schriften, und vor allem eine Fertigkeit in der Dialektik, die ich mir in den Disputirübungen mit meinem Freunde erworben hatte, führten mich auf viele Mängel in Wolf's Syſtem, und beſonders empfand ich, ſeitdem ich die Evidenz der Geometrie fühlte, den Unterſchied zwiſchen ihr und der Art Ueberzeugung, welche aus Wolf's demonſtrativer Methode hervorgehen ſollte. So wie es mir in der Geometrie mit dem Satze der Gleichheit der Parallelogramme ging, ſo ging es mir mit dem Beweiſe, den Baumgarten in ſeiner Metaphyſik von dem Satz des zureichenden Grundes giebt: ich fühlte das Spiel mit Worten, aber auflöſen konnte ich den dialektiſchen Schein noch nicht. Ich zweifelte an allen Sätzen der Wolfiſchen Philoſophie, nur nicht an der Richtigkeit ihrer Methode. Ich verſuchte immer noch ihre evidente Begründnng: und ich verſuchte ſie vorzüglich durch die Konſtruktion des Realen oder in der Anſchauung Erkennbaren, durch das bloße Denken, worauf mich die Wolfiſche Erklärung der Wirklichkeit, die ich als richtig vorausſetzte, brachte. Von dem Satz: ich denke mich, wollte ich durch Entwickelung deſſen, was ich nothwendig denke, wenn ich mich denke, zu allen nur denkbaren

Prädikaten einer Subſtanz, und von da aus, durch Aufhebung der Schranken dieſer Prädikate, zu Gott, und, durch das Beſtimmen der Grade dieſer Schranken und der Kombinationen dieſer ſo beſtimmten Prädikate, zur Welt gelangen. An dieſem abſoluten Dogmatismus, der Gott und die Welt aus mir hervorgehen ließ, und den ich immer noch nur als die Vollendung der Wolfiſchen Philoſophie anſah, ob es gleich eigentlich Spinozismus hätte werden müſſen, ſobald es nicht als analytiſch aus dem Erkenntnißvermögen abgeleitet, ſondern ſynthetiſch als Dogmatismus dargeſtellt, von mir gedacht worden wäre, arbeitete ich, als mir von einem meiner Freunde geſagt wurde, er hätte eine Anzeige von Kant's Schriften geleſen, aus der hervorginge, daß Kant die Unmöglichkeit der Begründung des Wolfiſchen Dogmatismus zeigen wollte. So wie ich dies hörte, ſo war auch mein Vorſatz gefaßt, Kant's Schriften zu leſen und zu widerlegen, um für mein Syſtem Raum zu gewinnen. Dies war im Frühjahr 1786.

Was Kant in der transcendentalen Aeſthetik vortrug, das ſchien meinem Syſtem nicht entgegen, denn an die Idealität des Raums und der Zeit hatte mich die Leibnitziſche Art zu philoſophiren gewöhnt, und ich begriff nicht ſogleich, wie ſehr dieſer die Kantiſche Darſtellung entgegen war, zumal da ich nach Lambert's Erinnerung, daß Leibnitz in ſeiner Erklärung des Raums, „er ſei die Ordnung der Dinge außer uns", in dem Worte „außer uns" ja ſchon den Raum vorausſetze, an dieſer Erklärung gekünſtelt hatte. Ich fand daher in der ganzen Analytik wenig Anſtoß, und erſt die Paralogismen der reinen Vernunft machten mich auf

die gänzliche Verſchiedenheit des Wolfiſchen Dogmatismus mit Kant's Kriticismus aufmerkſam, aber ich gab noch die Hoffnung, ihn da, wo er jenem entgegen ſtehe, zu widerlegen, nicht auf. Die Antinomien weckten meine höchſte Anſtrengung, und ich entdeckte die Wortſpiele in den Beweiſen, welche eine unvermeidliche Folge der Behauptung ſind, daß Raum und Zeit Gegenſtände für einen Begriff wären, und aus dem Begriff wieder erkannt werden könnten; aber mit dieſer Einſicht ſchwand auch der dialektiſche Schein, welcher in Wolf's Syſtem herrſcht, welchem eine im Gehorſam des Glaubens erzogene Vernunft, die dieſen Gehorſam als Wahl der Freiheit beſchönigen will, nothwendig unterliegen muß. Nun belebte mich der Geiſt von Kant's Kritik der reinen Vernunft, der mich anfangs zu tödten ſchien, nun fühlte ich mich erſt als denkendes Weſen, unbeſchränkt durch alles, was die Menſchen gut fanden, einander glauben zu machen, und ungeſtört in meinem der Vernunft nicht widerſprechenden Glauben durch den Vorwurf, daß ich ihn nicht ſchulgerecht beweiſen konnte. Ich fühlte ein neues Leben und Streben in mir, die Gegenſtände meines Wiſſens und Glaubens waren mir beſtimmt, und keine fruchtloſe Anſtrengung verzehrte mehr meine Kräfte.

Kant's Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphyſik waren mir nur angenehme Wiederholung der Lehren ſeiner Kritik, und ich las ſeine Grundlegung der Metaphyſik der Sitten mit dem Vergnügen, das eine Unterhaltung mit einem vertrauten, aber an Weisheit uns vorausgeſchrittenen Freund giebt. Aller Genuß aber, den ich in meinem Leben erhielt, ſchwindet gegen die Durchbebung meines ganzen Gemüths, die ich an

mehreren Stellen von Kant's Kritik der praktiſchen Vernunft empfand. Thränen der höchſten Wonne ſtürzten mir öfters auf dies Buch, und ſelbſt die Erinnerung dieſer glücklichen Tage meines Lebens näßt jederzeit meine Augen, und richtete mich auf, wenn nachher widrige Ereigniſſe und eine traurige Stimmung meines Gemüths mir alle frohe Ausſicht in dieſem Leben verſperrten. Sollte mein Leben eine Begebenheit in der Geſchichte der Menſchen werden, und nicht bloß ein Mittel zur Erhaltung der Menſchengattung ſein; werde ich ausdauern im Kampfe mit dem niederſchlagenden Gedanken, den mir die Geſchichte der Zeit ſo oft, wie ein feindſeliger Dämon, in die Seele bläſt: der Glaube an Entwickelung der Menſchheit im Gewühle des Treibens und Thuns des Menſchen iſt ein Ammenmährchen, um das Kind vom Mittreiben und Mitlaufen auf der Straße des rohen Genuſſes abzuhalten, und ein leerer Troſt über den verſäumten Jubel ſeiner Kameraden, — werde ich ihm widerſtehen, dieſem geiſterdrückenden Gedanken, ſo iſt es dein Werk, mein Lehrer, mein Vater im Geiſte! Fühle ich mich nach dieſem öfter wiederkehrenden Fieberanfall der Gemeinheit fortdauernd noch durch das Bewußtſein geſtärkt: ich bin, der ich bin, kein Anderer hat meine Pflichten, kein Anderer darf für mich denken, die Welt, die ich anſchaue, iſt die Aufgabe für mein Wiſſen, das Gefühl der Freiheit in mir iſt allein der Richter meines Werths; was ich im Laufe der Welt nützte, iſt Aufgabe der Unterſuchung künftiger Menſchen; was ich ſein wollte, iſt allein mein Eigenthum: ſo iſt es dein Werk, mein Lehrer, mein Vater im Geiſte!

Hier ſchließt ſich meine philoſophiſche Erziehung, ich ging nicht mehr zurück auf die erſten Gründe, ſondern ſuchte vielmehr in den andern Wiſſenſchaften von meiner Philoſophie zuläſſigen Gebrauch zu machen. Kant's Kritik der Urtheilskraft gab mir unendliches Vergnügen, aber keine mich befremdende Lehre mehr, ſie erweiterte noch meine Einſicht, aber ſie zeigte mir keinen neuen Weg mehr.

Die Art meiner Bildung, wie der Leſer wohl ſchon ſelbſt bemerkt haben wird, ſchloß die Uebung in ſchriftlichen Aufſätzen ganz aus, und meine erſten Verſuche waren einige Aufſätze, die ich in einer Geſellſchaft, von welcher Dörrbaum und Oſterhauſen die Stifter waren, verfertigte. In dieſer Geſellſchaft, die wöchentlich zuſammen kam, mußte jeder nach der Reihe einen Aufſatz liefern, und jedes Mitglied die Woche darauf eine Recenſion darüber mitbringen. Dieſe Geſellſchaft dauerte aber nur bis 1783, da mein Freund Oſterhauſen und einige andere Mitglieder auf Univerſität gingen. Der Briefwechſel mit meinem Freunde war nun meine einzige Uebung im Schreiben, bis mich auch die Liebe veranlaßte, öfters zu ſchreiben. Dieſe wenige Uebung im Schreiben, welche mir das Mechaniſche des Schreibens ſchon zu einem unangenehmen Geſchäft machte, hatte auf mein ganzes Leben großen Einfluß. Da ich ſehr ungern ſchrieb, ſo ſtrebte ich nach möglichſter Kürze, und meine Freunde, welche den Gang meiner Ideen kannten, fanden dieſe Kürze ſelten dunkel, aber um ſo mehr ward ich es für Andere. Ferner hatte ich den Styl nur in meinen Gedanken, aber nicht in meiner Feder, und viele zur Sprachrichtigkeit gehörige Kennt-

niſſe, die eine frühe Uebung im Styl ausüben lernt, ohne daß man ſie deutlich denkt, dachte ich mir ſehr deutlich, ohne ſie in Ausübung zu bringen. Dieſe Kargheit im Schreiben war Urſache, daß ich in einigen meiner Schriften mehr einen kurzen Inhalt von dem, was ich dachte, als das Gedachte ſelbſt lieferte, und daß ich ſelten einen Grund angab, warum ich dieſe oder jene Anſicht der Sache nicht billigte, ſondern nur die wahre darſtellte. Ohne Freundſchaft und Liebe hätte ich wahrſcheinlich das Schreiben verlernt. Der in mir geweckte Hang zur romanhaften Liebe hatte durch meine philoſophiſchen Unterſuchungen über die Liebe ſelbſt eine eigene Wendung genommen. Ich hielt es zu meiner gänzlichen Unabhängigkeit für nothwendig, eine Geliebte zu haben. Meinen Geſchlechtstrieb hatte ich mir unterworfen, und ich ſuchte bloß freundſchaftliche Liebe, bis meine äußere Lage es mir geſtatten würde, Vater von Kindern zu ſein; aber ich wußte durch meine ältern Freunde, daß dieſer Trieb noch ſtärker in mir erwachen würde, und ich wollte daher ihm ſeinen Gegenſtand noch bei ruhigerer Gemüthsſtimmung wählen. Die vollkommenſte freundſchaftliche Eintracht in den Zwecken des Lebens, und die, wenn es die Umſtände erlauben, durch den wechſelſeitigen Sinnengenuß vor aller Beherrſchung durch den Trieb geſicherte Freiheit, war das Ideal meiner Liebe. Ich glaubte dies Ideal zu realiſiren, und wenn ich auch nach einigen Jahren meine Täuſchung erkennen mußte, ſo möchte ich doch um nichts dieſe Jahre ſeliger Träume aus meiner Erinnerung verlieren. Noch führt mich jede helle Mondnacht in dieſen ſüßen Wahn zurück, — ach nein, es war nicht Wahn, es war damals

Wirklichkeit, dieſes feſte Vertrauen auf Harmonie unſerer Seelen, die Abgeſchiedenheit von allem Körperlichen in unſerer Vereinigung, dies Vollendete in unſerm Sein! Frei fühlte ich mich von allem Einfluß der Welt auf mich an deiner Seite, und unendlich ſtark, auf ſie zu wirken! In dieſem Kraftgefühl entſtand die kühne Idee in mir, eine vollſtändige Theorie der Geſetzgebung liefern zu können, und dies zur Beſtimmung meines Lebens zu machen, weil ich noch nicht daran dachte, von was, ſondern nur, für was ich leben wollte.

Bald nachdem mein Oſterhauſen auf die Univerſität gegangen war, machte ich Bekanntſchaft mit Herrn von Grundherr, der damals Lieutenant bei den nürnbergiſchen Truppen, der zehn Jahr älter als ich, und mir in Sprachkenntniſſen weit überlegen war. Mit ihm las ich Epiktet und Cebes zuerſt; Marc Antonin hatte ich ſehr frühe in einer franzöſiſchen Ueberſetzung geleſen, und ehe ich noch Kant's Moralprincip kannte, hatte ich mir ſchon die ächten Stoiker zum Muſter gewählt, und mir meine Heftigkeit, mein Weinen, wenn es mir nicht nach Wunſche ging, abgewöhnt. Rollin's Manière d'enseiguer les belles lettres war mir ſchon in meinem vierzehnten Jahre in die Hände gekommen, und weckte in mir das Verlangen nach klaſſiſcher Litteratur, und mit meinem Freunde von Grundherr fand ich die Gelegenheit, es zu ſtillen. Dieſen konnte ich bei Schwierigkeiten, die mir in lateiniſchen und griechiſchen Schriftſtellern aufſtießen, zu Rathe ziehen, und er verlangte dafür öfter meinen Rath bei mathematiſchen und philoſophiſchen. So ſehr entſchieden ſeine Ueberlegenheit war, wo ich ſeiner bedurfte, ſo problematiſch war die meinige,

da, wo er meiner zu bedürfen glaubte. Unbedingte Liebe zur Wahrheit kettete uns an einander, und ſeine Freundſchaft für mich, die ſich auf dieſe Einſtimmung des Karakters gründete, ließ es nicht zu, daß er der uneigennützige Wohlthäter gegen mich ſchien, er wollte von mir bezahlt ſcheinen. Wir lebten mehrere Jahre viele glückliche Stunden mit einander, und ohne daß unſere Herzen ſich getrennt haben, ſind wir doch durch einige unglückliche Ereigniſſe in unſerm Verhältniſſe geſtört worden. Dieſe Jahre der Freundſchaft und Liebe, wo mir das Forſchen nach Wahrheit der einzige Zweck meines Lebens, die Mittheilung meiner Entdeckungen an meine Freunde meine einzig gewünſchte und erhaltene Belohnung, und die Unterhaltung mit meiner Geliebten über Freundſchaft und Liebe der vollendete Genuß der Liebe war, dieſe Jahre machen bis jetzt noch mein wahres Leben aus; thätig werde ich ſein, ſo lange ich lebe, und vieles Vergnügen habe ich ſeitdem noch empfunden, aber mein Leben ſelbſt, ohne alles Einzelne ſeiner Verhältniſſe, als unmittelbaren Genuß des Seins, hatte ich nur damals, als ihr, meine mir ewig Unvergeßlichen, meine ganze Welt, für die ich da ſein wollte, ausmachtet!

Bei der freien Wahl meiner Gegenſtände der Erkenntniß traf ich auch auf die Heilkunde; als Theil der Phyſik lag ſie in dem Kreis, den ich für mein Wiſſen als den nützlichſten ausgezeichnet hatte, und die beſtändige Kränklichkeit meiner Mutter und meine eigenen Zufälle lenkten meine Aufmerkſamkeit auch noch beſonders auf ſie. Aus den Büchern, die mir in die Hände fielen, hatte ich ſo viel gelernt, daß ich meine Mutter

im Jahre 1785 von einer falſchen Lungenentzündung glücklich heilte.

Da in Nürnberg ein anatomiſches Theater iſt, auf dem zu Zeiten Vorleſungen für die Chirurgen gehalten werden, ſo hatte ich ſehr frühe Gelegenheit, die Knochen-, Muskel- und Eingeweidelehre einigermaßen kennen zu lernen, und ich begriff dadurch ſehr leicht Haller's kleine Phyſiologie. Die Anlage meine Geiſtes, von ſynthetiſcher Darſtellung vorzüglich angezogen zu werden, die der Wolfiſchen Methode bei mir ſogleich Eingang verſchaffte, mußte mich in der Heilkunde ſo bald für Boerhave'n gewinnen, als ich ihn kennen lernte, und Gaubius mir in der Medicin werden, was mir Baumgarten in der Philoſophie war. Doch konnte meine Anhänglichkeit, da ich einmal zweifeln gelernt hatte, nicht ſo lange dauern, und nachdem ich mir einige Kenntniſſe in den theoretiſchen Theilen der Heilkunde erworben hatte, wandte ich meine Dialektik gegen die Heilkunde an, und fand ſie ſehr ſchwach begründet. Dies forderte mich zur Unterſuchung ihrer Grundſätze auf, und dieſe Unterſuchung wurde der Gegenſtand mehrerer im Jahre 1786 mit meinem Oſterhauſen gewechſelten Briefe. Mit den Reſultaten, die ich damals fand, bin ich noch einverſtanden, und was ich nachher von meinen entworfenen Organen der Heilkunde bekannt machte, iſt eine weitere Ausführung der Briefe. Eine Beſchäftigung des Geiſtes, die durch die Zeitgeſchichte veranlaßt wurde, lenkte mich von der Fortſetzung dieſer Unterſuchungen ab; nämlich durch die damalige Verfolgung und Aufhebung des Illuminatenordens wurde meine Aufmerkſamkeit auf geheime Geſellſchaften gelenkt, und

ich unterhielt mich mit meinen Freunden darüber. Da es ſo ſehr leicht iſt, zu bemerken, daß die Menſchen ſelten ſind, wie ſie nach einem moraliſchen Ideal ſein ſollten, und die Eitelkeit uns veranlaßt, ſich zu den Beſſern zu zählen, ſo ſtieg in mir der Wunſch auf, die andern Menſchen ſo gut zu machen, als ich nebſt meinen Freunden zu ſein glaubte, und einen Plan zu einem Bunde aller beſſern Menſchen zur Erziehung der übrigen zu entwerfen. Mein Plan erhielt den Beifall meiner innigſten Freunde, aber wie er in's Werk zu ſetzen, das wußte keiner, denn alle äußern Vortheile, welche geheime Geſellſchaften dem größern Haufen wünſchenswerth machen, waren daraus verbannt, und wir konnten dadurch nicht inniger vereint werden. Die Kritik, die mir einer meiner frühern Lehrer, ein Jugendfreund meines Vaters, Rektor Lederer, als ich ihm den Plan meines Bundes zur Erziehung des Menſchengeſchlechts vorlas, darüber mit den Worten machte: „Ach Gott, wie leid thut es mir, daß ich keine Mitglieder dazu vorzuſchlagen weiß!" ſchlug meine Hoffnung nieder und erweckte die Ueberzeugung, daß es zu dem wahren Guten keiner andern Verbindung, als der eines tugendhaften Wandels bedürfe.

Mit vieler Wehmuth erfüllte mich aber der Gedanke, daß es unmöglich ſei, in meiner Lage etwas für die Menſchheit Wichtiges zu beginnen. Das Streben nach idealiſcher Größe in meinem Innern und die Unmöglichkeit, durch meine Thaten ſie auch für andere ſcheinbar zu machen, hatte mich ſchon früher manchmal ſchwermüthig gemacht, und nur die Erkenntniß, daß ich meinem Ideale ſelbſt noch nicht Genüge leiſtete, erhielt

mich in fortdauerndem Streben nach Vervollkommung. Oft aber ſtieg meine Unzufriedenheit mit der Welt zu einem Grade, der mir den Gedanken des Selbſtmordes eingab, und mich vielleicht auch hätte dahin führen können, wenn nicht Freundſchaft und Liebe mich wieder erheitert und mir den Geſchmack am Leben erhalten hätten. Eben ſo viel trug aber auch dies dazu bei, mich von dieſem Verbrechen abzuhalten, daß ich über die Unrechtmäßigkeit des Selbſtmordes bei kaltem Nachdenken entſchieden, und ich es mir überhaupt zur Maxime gemacht hatte, in allen Kämpfen der Leidenſchaft nicht mehr zu vernünfteln, ſondern die von meinen frühern Unterſuchungen im Gedächtniß behaltenen Reſultate als unbedingte Gebote zu beobachten. Es iſt eine pragmatiſche Regel für jeden Menſchen, wenn ihn eine Gemüthsbewegung zu etwas treibt, ſich nach den früheren Reſultaten ſeiner Unterſuchungen ſchlechterdings zu richten, oder wenn er ſich keiner bewußt iſt, ſeiner Neigung, ohne zu vernünfteln, zu folgen, denn dann kann er Andern oder ſich nur Schaden zuziehen, den er abbüßen kann, wenn ſie wider Recht oder Klugheit iſt; aber will er, während die Neigungen ihn ziehen, erſt unterſuchen, ſo bringen ſie gewiß ſeine Urtheilskraft unter ihren Fuß, und er ſetzt ſich der Gefahr aus, anſtatt nur eine ſchlechte Handlung begangen zu haben, ein ſchlechter Menſch geworden zu ſein.

Nun entwickelte ſich endlich meine Beſtimmung. Früher, im Jahre 1785, machte ich die Bekanntſchaft des Hofraths von Siebold auf einer ſeiner Reiſen durch Nürnberg. Dieſen für ſeine Kunſt einzig lebenden Mann gewannen meine wenigen mediciniſchen und chirurgiſchen

Kenntniſſe, er ermahnte mich, mich ganz der Heilkunde zu widmen, und verſprach mir, wenn ich Würzburg zu meinem Aufenthalte wählen wollte, mich auf das möglichſte zu unterſtützen. Ich dachte aber nicht daran, bis im Jahr 1787 meine Mutter ſtarb. Nach beſtändigem Kränkeln fand ich ſie eines Morgens mit einer rothlaufähnlichen Geſchwulſt am Kopfe und im Geſichte ohne Beſinnung im Bette, und meine Verſuche, ſie ihr zu geben, waren fruchtlos, ſie ſtarb noch am nämlichen Tage. Ich habe bisher noch keinen Kranken in ähnlichem Zuſtande geſehen, und kann daher auch nicht ſagen, ob ich ſie richtig oder falſch behandelt; ich wählte zur verſuchten Heilung Blutegel, Blaſenpflaſter und Klyſtiere. Der Tod meiner Mutter veranlaßte mich, über meine künftige Lebensart reiflicher, als bisher, nachzudenken. Ich fand es billig, daß mein Vater nochmals heirathen ſollte, und daß ich, um ihm nicht im Wege zn ſein, das Haus verließe. Ich erinnerte mich Siebold's Verſprechen und ging im Herbſte 1788 mit meinem Freunde Oſterhauſen nach Würzburg. Hofrath von Siebold hielt mir Wort. Ich genoß von ihm allen Unterricht, den er ertheilte, unentgeltlich, ich ward von ihm wie ein Sohn behandelt, und er gehört unter die wenigen Perſonen, denen ich für genoſſene Wohlthaten verpflichtet bin, und wo mir die Erinnerung derſelben noch ſo angenehm iſt, als wenn ich ſie erzeigt, anſtatt genoſſen hätte.

Zwei Jahre verlebte ich in Würzburg in einem Kreiſe von Jünglingen, denen es ein Ernſt war, ſich zu unterrichten, und dies gab unſeren Freuden, die wir

uns nicht verſagten, die Würde verdienter und nothwendiger Erholung von unſerer Anſtrengung.

Durch meine Art mich zu bilden zu ſehr gewohnt, den theoretiſchen Unterricht nur von Büchern zu empfangen, beſuchte ich außer Siebold's Vorleſungen und dem praktiſchen Klinikum von Hofrath Wilhelmi keinen andern Lehrvortrag, ſondern widmete meine Zeit der Beſorgung von Patienten unter Siebold's Leitung, den Anatomien, dem Leſen, dem Nachdenken und dem Briefwechſel über wiſſenſchaftliche Gegenſtände mit meinen Freunden. Der Verkehr mit meinen Freunden milderte in etwas den nachtheiligen Einfluß, welchen das ausſchließliche Lernen aus Büchern auf meinen Karakter hatte. Was man aus Büchern lernt, dafür glaubt man niemand verbindlich zu ſein, es bildet ſich ein ſtolzes Gefühl von ſelbſterworbenem Werthe, und man beurtheilt alle Menſchen nur nach dem, was ſie einem ſagen können, das noch in keinem Buche ſteht. Man achtet nur das geniale Selbſtdenken und verachtet zu ſehr das zu den wirklichen Vorfällen des menſchlichen Lebens nothwendige Ausüben deſſen, was man weiß, wenn es auch kein völlig gründliches Wiſſen iſt. Man ſetzt das Brauchbare mit dem Gemeinen in eine Klaſſe und ſtrebt nur nach dem Bewundernswürdigen, wenn es auch dem Menſchen nichts nützen kann.

Im Jahr 1790 im Frühjahr verließ mich zuerſt mein Freund Oſterhauſen, um eine weite Reiſe zu machen, und im Sommer darauf verließ ich auch Würzburg. Ich reiſ'te nach Frankfurt am Main, um die Wahl und Krönung Kaiſer Leopolds zu ſehen, und hatte davon den Nutzen, daß ich allen Geſchmack, ſol-

chen koſtbaren Ceremonien nachzulaufen, verlor, und ging mit reiflicherer Erwägung des Spruchs: „Alles iſt eitel“, zurück, als ich gekommen war. Meine Gemüths- ſtimmung war in dieſer Zeit trauriger, als ſie bisher noch je war, denn nun ſollte ich wählen, wie ich der Welt nützlich ſein und mich ſelbſt ernähren wollte. Meine Wahl des mediciniſchen Studiums war mehr ein ſchneller Entſchluß als eine durch Ueberlegung auf An- regung beſtimmter Neigung getroffene Wahl. Alles, was ich gelernt hatte, lernte ich, weil ich Geſchmack daran fand. Was ich that, that ich ohne alle Rück- ſicht auf Belohnung, weil es mir gefiel. Dies freie Spiel meiner Kräfte mußte nun aufhören, ich ſollte arbeiten, um mein Brod zu verdienen, und zwar nicht mit meinen Händen, wie es in meines Vaters Hauſe geſchehen war, ſondern mit meinem Geiſt. Für das, was meine Hände leiſteten, Geld zu nehmen, das kam mir natürlich vor, weil ich es von Jugend auf von meinem Vater geſehen hatte, und ward in meinem Gefühle noch dadurch veredelt, daß ich von dieſem Gelde keinen andern Gebrauch, als für die Bildung meines Geiſtes, machte; aber dies freie Spiel meiner Geiſtes- kräfte einzuſchränken, und das nur durch ſie hervorzu- bringen, was von andern Menſchen des Geldes werth gehalten wird, dies ſchien mir unmöglich. Hätte meines Vaters Geſchäft zwei Haushaltungen ernähren können, ſo wäre mein Entſchluß gefaßt geweſen, ich wäre bei meiner Profeſſion geblieben und hätte die Wiſſenſchaften und Künſte zu meiner Erholung getrieben; aber ſo hätte ich auch hier ein anderes Fach wählen und nicht bloß für Geld arbeiten können, ſondern mir erſt Kundſchaft

machen und meine Abneigung gegen alle Kolliſion in Erwerbsſachen mit andern Menſchen überwinden müſſen. Die Stimmung meines Gemüths neigte ſich gänzlich zur Melancholie, und der Gedanke, verhungern zu müſſen, der mich ſchon in der Periode meiner Nervenſchwäche manchmal ängſtigte, wäre wahrſcheinlich zur fixen Idee geworden, wenn meine vielſeitige Bildung mir nicht überall Gegenſtände zur Zerſtreuung gezeigt und meine Religion nicht den Gedanken in mir lebendig erhalten hätte, daß, wenn mein Leben in den Plan der Vorſehung zur Erziehung der Menſchheit gehörte, ſie auch für daſſelbe ſorgen würde, und wenn es nur ein Glied in der Kette der Naturweſen ſein ſollte, es für mich auch keinen Werth haben und ich nichts daran verlieren könnte. Dieſer Gedanke war ſtets mein Troſt in allen Gefahren, und damals erhielt er meine Kraft, daß ich, ohne mich um die entfernteſte Zukunft zu bekümmern, mich entſchloß, ein Reiſe zu machen und den Zufall über mich walten zu laſſen. Um meinen Leſern meine Schwermuth begreiflich zu machen, muß ich noch bemerken, daß ich eine ſtarke Abneigung hatte, unter den Aerzten meiner Vaterſtadt zu leben, weil ſie mich, ſo wie die übrigen Fakultätsgelehrten, zu haſſen ſchienen; daß ich auf keinen einzigen Gönner zu rechnen hatte, weil ich nur daran dachte, die Freundſchaft derer, die ich achtete, aber nie die Gewogenheit derer, die mir nützen konnten, zu erwerben. Um dieſen Zug meines Karakters zu erklären, muß ich noch einmal auf die Umſtände meiner frühern Bildung zurückgehen.

Mein Vater hatte bei einer fröhlichen Laune das Talent, die meiſten Menſchen bis zur Täuſchung nach-

zuahmen. Ich erinnere mich noch, daß ein Bierwirth, als er an der Thüre ſeiner Schenkſtube ſtand, während mein Vater, der immer ſeine Rolle ſpielte, mit ängſtlicher Verlegenheit ausrief: „Nun weiß ich nicht, bin draußen oder drinn!“ Da mein Vater deßwegen von luſtiger Geſellſchaft geſucht wurde, und ich daher von Jugend auf über die lächerlichen Gebrechen Andrer ſpotten hörte, ſo erwachte in mir ein Hang zur Satyre, der ſich vorzüglich frühe zur Ironie ausbildete. Dieſe Art des Spottes war aber bei mir, ſo wie in der Geſellſchaft, wo ich ihn lernte, ohne alle Bösartigkeit, und jeder ertrug ihn eben ſo gutmüthig, wenn er über ihn ergoſſen wurde, als er ihn muthwillig bei irgend einer Gelegenheit über andre ergehen ließ. Dies verleitete mich, den Spott bloß als eine Gelegenheit, ſeinen Witz zu zeigen und gar nicht als eine Beleidigung anzuſehen, die jemand übel nehmen könnte. Meine Nachforſchungen über wiſſenſchaftliche Gegenſtände gaben mir eine ernſthafte Miene, und meine Gleichgültigkeit gegen alles Gewöhnliche in menſchlichen Leben, das unter dem Namen von Neuigkeiten die Unterhaltung vieler Menſchen ausmacht, machte mich ſtill und gab mir für Viele das Anſehen von Einfältigkeit. Ich ſprach nur dann einige Worte, wenn ſich mir Gelegenheit zu witzigem Spott zeigte, und beleidigte dadurch, ohne daß ich es wollte, um ſo tiefer, da es ganz unerwartet kam und mein Spiel des Witzes für einen Ausfluß eines boshaften Herzens gehalten wurde. Ich machte mir dadurch viele heimliche Feinde, ohne daß ich es wußte, und jeder, der mich nicht ganz kannte, und dies waren ſehr wenige, machte es ſich zum Geſchäft, mich zu

demüthigen, oder, wenn dies nicht gelang, mich noch Mehreren verhaßt zu machen. So lange ich nicht daran dachte, daß man ohne Gunſt ſeiner Mitbürger nicht glücklich unter ihnen leben kann, ſo lebte ich darüber in gänzlicher Sorgloſigkeit; aber nun, da ich meine Lebensart mir wählen ſollte, fing ich es an zu fühlen, und es vermehrte meine Aengſtlichkeit über mein künftiges Schickſal, ohne den lebendigen Entſchluß hervorzubringen, mich zu ändern, ſondern ich fing vielmehr an, diejenigen, über deren Fehler ich bisher nur geſpottet hatte, zu verachten. Nur mein unbedingtes Vertrauen auf meine Freunde, und die Gewißheit, daß dieſe mich liebten, rettete mich von der Klippe, an der Rouſſeau ſcheiterte: mich auf der einen und alle andern Menſchen auf der andern Seite als zwei Parteien zu betrachten. Ich entſchloß mich alſo, eine Reiſe zu machen und meinen Lieblingsgedanken auszuführen, Kant zu ſehen und zu ſprechen. Reinhold in Jena hatte mich durch ſeine Theorie des Vorſtellungsvermögens ſehr angezogen, und ich verſprach mir eine Erweiterung meiner philoſophiſchen Kenntniſſe durch ſeinen Umgang; ich beſchloß daher, den Winter in Jena zuzubringen. Ich fand hier Reinhold ſo liebenswürdig, als ich mir ihn vorgeſtellt hatte, und ſein Haus war mein liebſter Aufenthalt. Ich kam in vertraulichen Umgang mit Schiller und erlangte die Freundſchaft Wieland's. Dies war Lohn genug für dieſe kleine Reiſe, aber es war mir noch mehr beſchieden, ich fand dort einen Baron Herbert aus Klagenfurt, den die Liebe zum Wiſſen allein bis dorthin geführt hatte, und der daher meine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich zog. So wie das Intereſſe am Ver-

gänglichen die Menſchen theilt und Zwietracht unter ſie bringt, ſo einigt ſie das Intereſſe am Unvergänglichen, d. h. an Wahrheit, Kunſt und Recht, und verbindet ſie zur Freundſchaft. Wir wurden daher bald die innigſten Freunde, und die ſeligen Stunden, die wir in Geſellſchaft verlebten, erſetzten mir meinen Oſterhauſen. Ich verſprach ihm, nach meinem Beſuch bei Kant zu ihm zu kommen.

Durch Schiller's Bekanntſchaft wurde ich veranlaßt, ihn in Rudolſtadt bei ſeinem Schwager zu beſuchen. Ich verlebte hier einige der glücklichſten Tage meines Lebens, unter lauter gebildeten Menſchen, die mich an äußerer Bildung alle übertrafen, und die doch Güte genug hatten, mir meine innere als einen Erſatz für die äußere anzunehmen. Die Prinzen und Prinzeſſinnen kamen beſtändig in dieſes Haus, und meine geringe Fertigkeit im Zeichnen und Kenntniß des Generalbaſſes erwarb mir ihre Gunſt. Ich wurde hier zum erſtenmal Schriftſteller und ſchrieb den Anfang einer Sammlung von Geſprächen, wozu ich den Plan ſchon früher gemacht hatte. Sie wurden unter der Aufſchrift: „Mimer und ſeine jungen Freunde“ in der Thalia abgedruckt.

Der Ton, der hier herrſchte, war die unſchuldigſte Geſelligkeit, die ich bisher geſehen hatte. Ich war eines Abends auf dem Schloſſe und phantaſirte auf Verlangen auf einem Fortepiano; meine Laune gab mir deutſche Tänze ein, und dieſe wirkten auf die Geſellſchaft ſo, daß ſie zu tanzen anfing und ich meine Tänze fortſpielen mußte. Reinhold, der auch auf Beſuch hier war, ſagte mir in's Ohr: „Nun erfahre ich, was ich

in meinem Leben nicht erwartet habe, daß ein Hof nach der Muſik eines Philoſophen tanzt"; es hörte es aber doch ein Naheſtehender, der Scherz wurde in der Geſellſchaft verbreitet und gefiel jedermann. — O mein Vaterland, was könnte die Menſchheit von dir hoffen — und was erlebe ich an dir! —

Mit dem Buchhändler Göſchen ging ich zu Fuß zurück nach Jena, und fand auch in ihm einen Freund. Unſere Hoffnungen von der deutſchen Litteratur waren groß. Er leiſtete für ſie, was kaum zu erwarten war, und ich blieb in meinen Verſprechungen, doch nicht ganz mit meiner Schuld, zurück. — Auf unſerm Wege beſchäftigte uns der Plan einer Bibelüberſetzung als Toilettenbuch. Die Ueberſetzung wurde von uns vertheilt, und wir ſahen im Geiſte die Früchte dieſes Unternehmens der größern Mittheilung dieſer Geſchichte der Menſchheit, welche dieſes Buch nicht ſowohl durch die Erzählungen ſelbſt, als vielmehr durch die Art, wie erzählt wird, und durch das Umfaſſende in der Darſtellung aller Situationen, in welche die Menſchen als Naturweſen kommen müſſen, liefert. Wir ergötzten uns an dem Einfluß, den das Studium der Bibliothek des älteſten uns bekannten Volks auf die Bildung der Menſchen haben würde, wenn man es einmal als ein in den Plan der göttlichen Vorſehung gehöriges Mittel zur Verſtändigung des Menſchen mit ſich ſelbſt, und nicht mehr als von Gott eingegebenen Buchſtaben betrachten würde. Der Weg wurde uns durch dieſe Betrachtungen ſo angenehm, wie ein Weg zur ewigen Seligkeit. Aus dem Vorhaben iſt zwar uichts gewor-

den, aber es hat ſich doch hinlänglich durch den Genuß, den mir die Erinnerung noch giebt, belohnt.

Von Jena reiſ'te ich über Göttingen durch den Harz und über Hamburg und Kiel nach Kopenhagen, wo ich von Reinhold an Profeſſor Baggeſen empfohlen war, und von dieſem in das Haus des Miniſters Schimmelmann eingeführt wurde. Mein Aufenthalt daſelbſt gehört auch unter meine ſeligen Erinnerungen. Von Kopenhagen ging ich zur See nach Memel, und von da nach Königsberg. Hier genoß ich den Umgang Kant's und lebte ſelige Tage. Die Art, wie ich mit Kant über ſeine Werke ſprach, ſchien ihm unerwartet zu ſein, ich verlangte von ihm keine Erläuterungen, ſondern dankte ihm nur für die Wonne, die ſie mir verſchafft hatten, und ſagte ihm kein ſchmeichelhaftes Wort deßwegen. Dieſe Leichtigkeit ihn zu verſtehen, die ſich in mir ausdrückte, ſchien ihn anfangs zweifelhaft zu machen, ob ich ſeine Werke geleſen hätte, aber bald verſtändigten wir uns und fanden uns als für einander paſſende Geſellſchafter. Es tröſtete mich über manches widrige Urtheil, das manche Gelehrte über mich fällten, daß mir Kant, nachdem ich wieder in meiner Vaterſtadt angelangt war, ſchrieb: „Unter allen Perſonen, die ich bisher nah kennen lernte, wünſchte ich mir keinen mehr zum täglichen Umgange, als Sie.“ — Von Königsberg ging ich, nach einigem Aufenthalt in den merkwürdigſten Städten, wo ich mehrere mir intereſſante Bekanntſchaften machte, zu meinem Freund Herbert nach Klagenfurt, der mich durch Venedig, Verona und Tyrol nach meiner Vaterſtadt begleitete. Auf dieſer Reiſe lernten wir uns ganz kennen. Unſere Freundſchaft wurde für die Ewigkeit

geſchloſſen, kein Schwanken wurde daher in ihr angetroffen, und ich danke ihm meine bisherige Unabhängigkeit von allem, was nicht den Beifall meines beſſern Selbſts hat. Wenn ich es erleben ſollte, daß ich meinen Lebenslauf weiter, als bis zu dieſer Epoche, mit der Genauigkeit in der Entwickelung der Einflüſſe auf mein Schickſal und meine Bildung fortführen kann, ohne unbefugter Weiſe in die Lebensverhältniſſe noch lebender Perſonen einzugreifen, ohne mich nothwendig parteiiſchen Richtern preiszugeben: dann kann ich erſt ſagen, was ich meinem Herbert verdanke! Mit der erworbenen Freundſchaft meines Herbert's ſchließe ich die Geſchichte meines innern Lebens und erzähle mein äußeres mit aller Wahrhaftigkeit in dem, was ich erzähle, aber auch mit Weglaſſung von allem, was ich nicht ganz wahrhaft ſagen zu dürfen glaube. Ich erzähle nun nicht weiter, was nur ich wiſſen kann, ſondern was auch jemand, der mich beobachtet, wiſſen könnte, und ich ſollte von nun an auch in dem Tone des Geſchichtſchreibers von mir reden, aber der Gleichförmigkeit wegen werde ich in dem nämlichen Tone von mir zu erzählen fortfahren.

Ob ich gleich, wie ich oben ſchon erwähnte, in Nürnberg nicht praktiziren wollte, ſo promovirte ich doch auf der Univerſität Altorf. Meine Disputation wurde über eine Diſſertation, die einen Theil von meinem Organon der Heilkunde unter dem Titel: „Idea organi medici“ enthielt, gehalten, welche nun, da ich meine Gedanken, durch meine Ungeſchicklichkeit Latein zu ſchreiben, entſtellte, vergeſſen iſt, und es auch bleiben muß. Mein Examen konnte mir wenig Ehre bringen, denn ich ſagte meinem Examinator in der Anatomie, daß es eilf Paar Gehirn-

nerven gebe, und dieſer wußte nur neun; dem in der Chemie, daß reines Kali zur Seife gehörte, und dieſer hielt das kauſtiſche für verunreinigtes; und ein dritter, der mich über mitgebrachte Pflanzen examinirte, die ich gerade kannte, nahm es mir übel, daß ich über die Frage, welche Kräfte, ob aperativas, carminativas, incidentes u. ſ. w. ſie beſäßen, lachen mußte, und wurde noch böſer, als ich, da er mit hochweiſer Miene über mein thema de nutritione bemerkte, daß ich darinnen der membrana ruyschiana nicht einmal erwähnt hätte, ihm ſagte, daß zu ihrer Erzeugung keine Gelegenheit im geſunden lebenden Körper ſich fände. Ich wurde aber doch zur Disputation zugelaſſen und promovirt. Ich weiß mir nur aus meiner melancholiſchen Gemüthsſtimmung, die ich oben ſchilderte, und die mich verhinderte, frei über die Begebenheiten zu reflektiren, zu erklären, daß mich mein Examen weniger belehrte, als mein Streit mit meiner Großmutter über die Geſpenſter, und daß ich erſt ſeit kurzem lernte, daß, ſo wie der Aberglaube nicht durch Erfahrung, der Eigendünkel der Gelehrſamkeit auch nicht durch gründliche Beurtheilung der von ihm nachgebeteten angeblichen Erfahrung zu bezwingen iſt. Nach erlangter Doctorwürde heirathete ich, und wollte mich einer bloß ſchriftſtelleriſchen Laufbahn widmen, um meinen ſehr frühe gemachten Entwurf einer Theorie der Geſetzgebung auszuführen. Mein Organon der Heilkunde, eine Unterſuchung über die Verrückungen, und der philoſophiſche Roman: „Mimer und ſeine jungen Freunde“ ſollten in Zwiſchenzeiten zur Erholung ausgearbeitet werden, damit mein Geiſt nicht durch Einförmigkeit des Gegenſtandes erlahmte. Durch ein freies Spiel

meiner Geiſteskräfte mit allen Gegenſtänden des Wiſſens und Könnens, unter dem Titel: „Arkeſilas“, wollte ich mich theils auch erholen, theils der Welt meine Stärke in der Dialektik zeigen. Durch Aufforderungen wurde ich auch Rezenſent. Unter meine Rezenſionen rechne ich die über Herrn Profeſſor Schmid's Moral in der Allgemeinen Jenaer Litteraturzeitung, wo ich den Begriff vom Recht in ſeiner ganzen Sphäre darzuſtellen ſuchte, zu den gehaltreichſten. Als Schriftſteller ſetzte ich „Mimer und ſeine jungen Freunde“ in der neuen Thalia fort und arbeitete für den neuen Merkur eine Abhandlung über die Alleinherrſchaft aus. Ich wurde zu dieſer Abhandlung durch eine Rede des Boettie, die ſich als Anhang bei Montagne's Verſuchen findet, veranlaßt. Ich machte mir zuerſt die bloß dialektiſche Aufgabe, ſie zu widerlegen, und hielt es dann aber auch für nothwendig, weil es zur Theorie der Geſetzgebung gehört, um aus philoſophiſchen Prinzipien die Zuläſſigkeit oder Verwerflichkeit der Alleinherrſchaft zu unterſuchen. Ich fand bald, daß alle moraliſchen Prinzipien in der Lehre von der beſten Regierungsform ohne direkten Gebrauch ſind, weil hier der Menſch nicht nach dem genommen werden kann, was er ſein ſoll, ſondern nach dem, was er iſt und nicht ſein ſoll; ferner, daß die Form der Regierung keine Garantie für die wirkliche Güte derſelben ſein kann, und alſo die Form der Regierung keinen andern Werth haben kann, als daß ſie ein ſchönes Symbol der Achtung für Menſchenrechte iſt. Ich leitete daher, was ich noch bei keinem politiſchen Schriftſteller fand, die Form der Regierung aus der Form eines moraliſchen Entſchluſſes ab. Meine Abhandlung gefiel Wieland und

wohl auch noch einigen Leſern, aber kein Rezenſent bemerkte das Eigenthümliche derſelben. Vielleicht war auch das Reſultat, daß die Alleinherrſchaft ſo ſtatt finden könne, daß ſie alle Forderungen, die der moraliſche Menſch an eine Regierung machen kann, befriedige, nicht in dem Geiſte des Jahrzehnts, bei einem Theile der gelehrten Welt, und die freie Unterſuchung darüber nicht nach dem Geſchmack des andern. Der Antheil, den ich von früher Jugend an den Welthändeln nahm, wenn ſie die Rechte der Menſchheit betrafen, machte die franzöſiſche Revolution zu einem wichtigen Gegenſtand meiner Aufmerkſamkeit, aber ſo groß meine Freude über das Unternehmen war, kosmopolitiſche Ideen zu realiſiren, ſo wenig konnte mir die Ausführung gefallen; ich zitterte für Deutſchland und fürchtete mich vor der Verlegenheit, eine Partei ergreifen zu müſſen, wo ich beide haßte, die eine, nach damaligem Sprachgebrauch die ariſtokratiſche, wegen dem, was ſie wollte, und die andere, die demokratiſche, wegen dem, was ſie that. Meine bürgerliche Lage gefiel mir auch nicht, und ſo hegte ich den Wunſch, Europa verlaſſen zu können. In dieſer Stimmung wurde mir von Würzburg aus ein Menſch empfohlen, der ſich für einen amerikaniſchen Oberſten ausgab, ſich William Pearce nannte und mit allen nöthigen Zeugniſſes dieſes Karakters verſehen war. Wie dieſer Menſch zu dieſen Urkunden kam, womit er ſich auch in München und an der öſterreichiſchen Gränze legitimirte, kann ich mir noch nicht befriedigend erklären. Kurz dieſer Menſch gewann durch ſeine Urkunden mein Zutrauen, ich glaubte ihm, daß er mir eine Regimentschirurgenſtelle in amerikaniſchen Dienſten verſchaffen könnte, und war entſchloſſen, mit

ihm nach den Vereinigten Staaten zu gehen. Mein Schwiegervater gab ihm auf ausgeſtellte Anweiſungen Geld, ich reiſ'te mit ihm nach München und Salzburg, von wo er nach Linz und ich zu meinem Freund Herbert, um Abſchied zu nehmen, nach Klagenfurt reiſ'te. In Salzburg wollte er mich wieder erwarten. Bei meiner Ankunft in Salzburg fand ich nicht ihn, ſondern einen Brief, in dem er mir ſagte, daß er gleich nach München abgereiſ't ſei, und in München fand ich anſtatt ſeiner die Gewißheit, daß er ein Betrüger war. Hier fand ich nun das erſtemal in meinem Leben den Schmerz, ſich in ſeinen Hoffnungen getäuſcht und dem Spott preisgegeben zu ſehen. Wo ich mich hinwenden, was ich beginnen ſollte, das war mir im Anfang unmöglich zu entſcheiden; endlich faßte ich den Entſchluß, zu meinem Freund Herbert, der eine Reiſe nach Italien machte, zu ſtoßen und ihn in Verona zu erwarten. Dieſer Entſchluß rettete mein Leben, und ich lernte in den Armen meines Freundes mich über den Betrug tröſten, der mich nur ärmer gemacht und dem Hohn meiner Feinde einige Zeit preisgegeben, aber an meinem Karakter nichts ändern, meinen wahren Werth nicht vermindern konnte. Ich finde nun wahr, was mir der geiſtliche Rath Oberthür in Würzburg ſagte: „Ich bin von Ihnen überzeugt, daß Sie für das Geld, was Ihnen dieſe Geſchichte koſtet, genug Uuterricht erhalten haben, und daß Sie ſie einſt nicht mehr unter Ihre Unglücksfälle zählen werden.“

Bei meiner Rückkehr nach Nürnberg beſchäftigte ich mich wieder mit meinen litterariſchen Planen, und beſonders mit meiner Theorie der Geſetzgebung, von der ich einzelne Abſchnitte ausarbeitete. Die Beſtimmung

des formalen Prinzips iſt in den Horen abgedruckt, unter dem Titel: „Ueber die Idee der Gerechtigkeit als Prinzip der Geſetzgebung.“ Die Erörterung der Geſetzgebung in der Idee entgegengeſetzten Prinzips, oder die bloß materielle Beſtimmung des Willens, iſt in Niethammer's Journal unter dem Titel: „Apologie des Teufels“ abgedruckt. Ich wählte dieſe Einkleidung, um zu ſehen, wie geſchickt die Herren Rezenſenten wären, Einkleidung und Stoff zu unterſcheiden, und fand, daß ſie das nicht konnten. In eben dieſem Journal finden ſich die Erörterungen über das materielle Prinzip der Geſetzgebung und über die Unſchuld. Der Abhandlung über die Unſchuld, oder den durch die Natur der Geſetzgebung unterworfenen, ſollte ſogleich eine zweite folgen, über das Verderben oder den durch die Natur gegen die Geſetzgebung empörten Willen.

Zu gleicher Zeit arbeitete ich auch einen Abſchnitt von meinem „Arkeſilas“ aus und ließ ihn in den deutſchen Merkur einrücken. Es war der über die Heilkunſt. Hatte ich durch meine „Apologie des Teufels“ die philoſophiſchen Rezenſenten in Verſuchung geführt, ſo zeigten ſich die mediziniſchen hier in voller Blöße, und die Angſt, daß ſich die Leute nun weniger Rezepte, als ſonſt, von ihnen verſchreiben laſſen dürften, raubte ihnen alle liberale Anſicht, mit der dieſer Aufſatz beurtheilt werden mußte. Von den angeführten Rezenſenten nehme ich aber die, von welchen die Reviſion der philoſophiſchen, theologiſchen und mediziniſchen Litteratur in den Ergänzungsblättern der Allgemeinen Litteraturzeitung herſtammt, aus.

Nachſchrift.

So weit nur hat der Verfaſſer ſeine Lebensgeſchichte fortgeführt. Sie war durch eine im Jahr 1805 von einem Zeichner unternommene Sammlung der Bildniſſe Berliniſcher Gelehrten, zu welchen dieſe ſelbſt ihre biographiſchen Umriſſe liefern ſollten, veranlaßt worden; Johannes von Müller hatte den Anfang gemacht, einige Andre waren gefolgt, und auch Erhard wollte ſeinen Beitrag nicht verſagen, als aber das Unternehmen nach geringem Fortgange ſtockte, ließ er auch ſeinerſeits die Arbeit alſobald ruhen, und ſo blieb ſie, wiewohl noch oft mit Vorliebe bedacht und ſelbſt für ausführliche Umarbeitung zu einem ſelbſtſtändigen Werk in's Auge gefaßt, unvollendet liegen. Aber auch als Bruchſtück, wie ſie hier gegeben worden, beſteht ſie in feſtem, vielfache Vergleichung aushaltendem Werthe, und darf ohne Frage den ſchätzenswertheſten Mittheilungen ſolcher Art beigezählt werden. Sie findet in der nachfolgenden Auswahl von Briefen theils ihre umſtändlichere Erläuterung, theils ihre weitere Ergänzung. Wir werden von unſerer Seite in beiderlei Hinſicht am gehörigen Orte manche Bemerkung einzuſchalten haben, dürften aber zweckmäßig hier ſogleich die hauptſächlichſten äußeren Züge des ferneren Lebensganges in raſche Ueberſicht zuſammenfaſſen.

Erhard hatte anderthalb Jahre zu Würzburg ſtudirt, und die Unterſtützung, die ſein Vater ihm zukommen ließ, war bei ſeiner Lebensweiſe, die jeden unnützen Aufwand mied, für ihn zureichend geweſen. Allein das Gewerbe des Vaters erfuhr mißliche Störung, und die Hülfsmittel für Erhard hörten von dieſer Seite auf;

ihm blieben jetzt wegen ſeiner ferneren Studien nur betrübte Ausſichten. Sehr gelegen kam unter dieſen Umſtänden das Anerbieten des wohlhabenden Kaufmanns und Nürnbergiſchen Bürgers Golling, dem ausgezeichneten jungen Manne, der ſo große Erwartungen erregte und zum Theil ſchon erfüllte, zur Vollendung ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung und zur Ausführung einer größeren Reiſe, die ihm als ein ſchönſtes Ziel der Befriedigung vor der Seele ſchwebte, die nöthigen Geldſummen darzuleihen; eine Tochter Golling's, mit welcher ſchon freundliche Bekanntſchaft beſtand, war hierbei näherer Antrieb, ihre Neigung gewann Erwiederung, und Erhard trug kein Bedenken, ſeine geiſtigen Hoffnungen wie ſeine häuslichen Geſchicke durch denſelben Entſchluß feſtzuſetzen. Er ſtudirte noch ein halbes Jahr in Jena und trat dann ſeine große Reiſe an, nach deren Beendigung er im Juli 1792 zu Altorf die Doktorwürde annahm, und unmittelbar darauf zu Nürnberg ſich mit ſeiner bisherigen Braut verheirathete.

In Nürnberg hatte er mannigfachen Verdruß. Die dortigen Aerzte verweigerten ihm die Aufnahme in ihr Kollegium unter dem Vorwande, daß er nicht herkömmlich drei Jahre auf Univerſitäten gelebt. Die ärztliche Praxis, in welcher ihm als einem autodidakten Neuerer der zunftmäßige Widerſpruch nicht erſpart blieb, machte ihm keine Freude. Nur allein von Schriftſtellerei zu leben, mußte ſich bald als ſchwierig ausweiſen. Mancherlei Plane kamen unter dieſen Umſtänden in Anregung; ein akademiſches Lehramt wäre ſeinem Wunſche wie ſeinen Fähigkeiten gemäß geweſen, aber weder in Jena, noch in Erlangen, noch in Straßburg zeigten ſich befrie-

digende Ausſichten; eine Niederlaſſung in Polen, wo ſchon ein Bruder ſeiner Frau anſäſſig war, blieb gleichfalls unausgeführter Vorſchlag. Die zuletzt getroffene Wahl einer vermeintlichen Anſtellung in nordamerikaniſchen Dienſten hatte den unglücklichſten Erfolg. In dieſer Kataſtrophe nahm Erhard, wie er ſelbſt erzählt, ſeine Zuflucht zu ſeinem Freunde Herbert, mit dem er nochmals eine Reiſe nach Oberitalien machte. Wieder nach Nürnberg zurückgekehrt, fand er daſelbſt ſeine Verhältniſſe um nichts gebeſſert; er blieb in ärztlichen und ſchriftſtelleriſchen Thätigkeiten bemüht, ohne dabei bürgerlich zu gedeihen.

Ein Freund wurde die Veranlaſſung, ihm endlich einen andern Wirkungskreis zu eröffnen. Der als ſachſen-koburgiſcher Miniſter verſtorbene, damals aber in Baireuth bei der preußiſchen Staatsverwaltung thätige Geheimerath Kretſchmann, mit welchem er ſchon früh in litterariſcher Verbindung geſtanden, machte ihn im Jahre 1795 mit dem preußiſchen Staatsminiſter Freiherrn von Hardenberg, damaligen Provinzialminiſter der fränkiſchen Fürſtenthümer, perſönlich bekannt. Dieſer geiſtesrege Staatsmann freute ſich des kenntnißreichen Selbſtdenkers, ließ ſich gern mit ihm in freiſinnige Unterſuchungen ein, und forderte ihn auf, von ſeiner Theorie der Geſetzgebung zunächſt den Theil zu bearbeiten, der die mediziniſche Geſetzgebung betrifft; wegen ſeines geäußerten Wunſches, in preußiſche Dienſte zu treten, verſprach er ihm bei der bevorſtehenden Organiſation des Medizinalweſens in den Fürſtenthümern die beſte Berückſichtigung. Wirklich wurde Erhard im Jahre 1797 durch ein Miniſterialſchreiben aus Berlin förmlich nach Ansbach berufen, allein nicht

zu Medizinalgeſchäften, ſondern um verſchiedene ſtaats-rechtliche Arbeiten, insbeſondere die Widerlegung der ſeit einiger Zeit erſchienenen öffentlichen Angriffe in Betreff der Ausübung der brandenburgiſchen Landeshoheit in den fränkiſchen Fürſtenthümern, zu übernehmen, wofür ihm eine Beſoldung von jährlich 1500 Gulden, eine den Verhältniſſen damaliger Zeit nach beträchtliche Summe, ausgeſetzt wurde. Doch dieſe Beſchäftigung konnte ihrer Art nach nur eine vorübergehende ſein, und da ſich in Franken nicht ſogleich eine ſeiner würdige Stelle fand, ſo faßte er mit Hardenberg's Rath und Empfehlung den Entſchluß, geradezu nach Berlin zu gehen, dort als Arzt aufzutreten und künftige weitere Anſtellung ab-zuwarten.

Erhard kam gegen Ausgang des Jahres 1799 nach Berlin und machte daſelbſt den vorgeſchriebenen anato-miſchen und kliniſchen Kurſus. Wegen des erſtern gab es ſogleich ein Aergerniß; denn die Behörde, dem in eigengeſtalteten Anſichten eben ſo ſtrengen als ergiebigen Autodidakten vorweg nicht ſonderlich hold geſtimmt, er-legte ihm auf, den einen ſeiner Vorträge, weil er, ſeinem Urtheile nach, „vieles Wichtige und Nöthige von ſeinem Thema gar nicht vorgetragen, manches Unwahre geſagt, und ſich dagegen mit dem Vortrage mancher dahin ei-gentlich nicht gehörenden Dinge eingelaſſen“, nochmals zu halten, welches er denn endlich auch zur Zufriedenheit vollbrachte. In der öffentlichen Prüfung hingegen be-ſtand er als vorzüglich gut, und wurde demnach im Frühjahr 1800 zur ärztlichen Praxis zugelaſſen. Durch die Brown'ſche Methode, die er in Berlin zuerſt laut verkündigte und folgerecht anwandte, machte er Aufſehn,

fand mancherlei Anhang, aber auch Gegner; doch da ihm der Ruf großen Scharfſinns und ausgebreiteten Wiſſens, der ihm vorangegangen, ſtets zur Seite blieb, ſo konnten ihn die letztern an ſeinem Emporkommen auf die Dauer nicht hindern. Im Anfange hatte er jedoch öfters mit Verlegenheiten zu kämpfen, wobei ſein Freund Herbert ihm nach Kräften beiſtand. Gleich im Spätwinter 1800 machte Erhard auch den Verſuch, im Lehramte aufzutreten. Er unternahm, nach erlangter höchſter Erlaubniß, Vorleſungen für Mediziner über die wichtigſten Lehren der praktiſchen Heilkunde, und zugleich für das größere gebildete Publikum beiderlei Geſchlechts Vorträge über phyſiſche Erziehung, Lebensordnung und Krankenpflege, jedoch ohne den gewünſchten Erfolg, weil die Mediziner damals in Berlin zu gering an Zahl und die wenigen zu zunftmäßig waren, das größere Publikum aber dergleichen allgemeinen Vorträgen noch nicht ſo entſchieden, wie ſpäter nach vervielfachten Beiſpielen, öffentlichen Antheil widmete. An ſchriftſtelleriſchen Arbeiten lieferte Erhard in den erſten Jahren ſeines Aufenthalts zu Berlin, außer Aufſätzen in ſeines Freundes Röſchlaub Magazin für die Heilkunde, und in Hufeland's Journal für die praktiſche Heilkunde, ſeine Theorie der Geſetze, die ſich auf das körperliche Wohlſein beziehen, und ſeine Schrift über höhere Lehranſtalten, in welcher letztern er Gedanken ausſpricht, die im gelehrten Kreiſe damals wenig Beachtung fanden, ſeitdem aber in der bürgerlichen Welt zu tiefeingreifender und weitausſehender Wirkſamkeit gekommen ſind. Seine Praxis breitete ſich allmählig aus, mehrere glückliche Kuren, oft in außerordentlichen Fällen, wo andre Aerzte ſchon keine Hülfe

mehr hoffen ließen, begründeten fortan ſeinen unbeſtrittenen Ruf. Ungeachtet ſeiner Eingenommenheit für die Sätze Brown's ließ er doch am Krankenbette ganz der Erfahrung ihr Recht, und befolgte deren Vorſchriften auch dann, wenn ſie mit jenen Sätzen noch nicht in Zuſammenhang zu ſtellen waren. Sein durchdringender Scharfſinn, der unter dem Gewirr der Erſcheinungen leicht und ſicher die weſentlichen erkannte, ſein ungeheures Gedächtniß, welches alles Geſehene oder Geleſene für immer feſthielt und in jedem Augenblick des Bedarfs darbot, leiſteten ihm hier die größten Dienſte. Seine Art hatte etwas Beſonderes, Trocknes, Stilles; ſeiner Fragen waren wenige, aber faſt immer trafen ſie den weſentlichen Punkt, oft bis zur höchſten Ueberraſchung des Kranken, der das Eigenthümlichſte und Verborgenſte ſeines Zuſtandes errathen ſah, bevor noch deſſen mühſame Schilderung begonnen hatte. Er konnte zerſtreut ſcheinen, während er ſehr aufmerkſam war, von fremdartigen Dingen reden, während ſeine volle Theilnahme dem Kranken gewidmet blieb. Zutrauen und Anhänglichkeit flößte er jedem ein, der ſeine Hülfe erfuhr. Sein ſchlichtes, unbekümmertes Weſen, das auf die äußeren Formen des geſelligen Umgangs wenig Werth legte, ihn Schmeicheleien weder ausüben noch annehmen ließ, ihn von den niedrigen Künſten der Sucht zu gelten, der heuchleriſchen Weltklugheit und des ſchnöden Eigennutzes fern hielt, und dabei die klare Sicherheit und Beſtimmtheit ſeines Urtheilens und Handelns, kamen auch ſeiner ärztlichen Wirkſamkeit zu gut. In ſpäteren Jahren verließ er, wie ſchon vor ihm Röſchlaub, das Brown'ſche Syſtem, welches durch anhaltende Erfahrung bei ihm

erſchüttert worden war, doch gab er nicht zu, daß er den Sätzen deſſelben aus bloßem Irrthum angehangen, ſondern meinte, die Stimmung des menſchlichen Organismus und der Karakter der Krankheiten ſelbſt verändre ſich, und es ſei daher gar wohl anzunehmen, daß eine ärztliche Methode, die wir jetzt verwerfen müſſen, zu ihrer Zeit vollkommen zweckmäßig geweſen ſei. Den Wunderkuren, dem magnetiſchen Treiben war er ſtets feind. Gleichwohl hatte er in der Phyſik, mit der er ſich vorzugsweiſe gern beſchäftigte, die eigenthümlichſten Ideen, welche, was bei ſeiner auf Erfahrungswiſſenſchaften und Mathematik gegründeten Naturforſchung ſehr merkwürdig iſt, ihn über die Gränzen dieſer Wiſſenſchaften weit hinausführten, und ihn demjenigen näherten, was ihm als Myſtik ſonſt verhaßt war.

Die Zeit der franzöſiſchen Bedrückung ſtörte Erhard's beginnenden Wohlſtand ſehr; die Zerrüttung ſo vieler Verhältniſſe, die Unſicherheit andrer, die Unvereinbarkeit ſo mancher fremden eindringenden und dawider aufgeregten einheimiſchen Richtungen mit ſeiner beſtimmten Denkweiſe, alles dieſes wurde ihm Grund zu vielfacher Unzufriedenheit. Um ſo lebhafter nahm er in der Folge Theil an den großen Ereigniſſen, welche die Wiederherſtellung Preußens, Deutſchlands bewirkten, und auch ihn dem preußiſchen Leben, das wieder mit dem ſüddeutſchen zu vertauſchen er wohl in einigen Augenblicken verſucht geweſen war, nun für immer feſt verbanden. Eine Anſtellung im Staatsdienſte hat er nicht geſucht; allein der ausgezeichnete Geiſt und die nützliche Thätigkeit des trefflichen Mannes blieb von Seiten des Staats nicht unberückſichtigt. Im Jahre 1817 wurde er zum Mitgliede

der mediziniſchen Ober-Examinations-Kommiſſion ernannt, im Jahre 1822 zum Ober-Medizinalrath. Sein redliches Wollen, ſein thätiger Eifer bewährten ſich auch in dieſem Verhältniſſe. Eine beſondre Ehrenauszeichnung widerfuhr ihm durch den König der Niederlande, der ihm, als ſeinem bewährten Arzte, aus eigner Bewegung den Ritterorden vom belgiſchen Löwen verlieh, welchen anzulegen ſein gnädigſter Landesherr ihm huldreichſt erlaubte. Seine zunehmende Praxis ließ ihm wenig Zeit mehr zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten; auch liebte er das Schreiben immer weniger. Doch gab er noch im Jahre 1821 ſeinen Aufſatz über die Alleinherrſchaft in neuerer Bearbeitung und vermehrt mit geiſtreichen Abhandlungen über Ritterthum, Bürgerthum und Mönchthum heraus. Ein durch dieſe Schrift veranlaßter Brief, worin er mit freier Aufrichtigkeit den geäußerten Einwendungen ſeines Kritikers Buchholz völlig Recht gab, iſt das Letzte, was unter ſeinem Namen im Druck erſchienen iſt.

Allzufrüh entriß den trefflichen Mann ſeinem vielbeſchäftigten Leben und ſegensreichen Beruf ein Schlagfluß, der ihn am 25. November 1827 während eines Gaſtmahls im Thiergarten, wo die ſchon kalte Jahreszeit doppelt empfindlich war, unerwartet traf, und trotz aller angewandten Hülfe ſchon am 28. tödtlich wurde. Die Heiterkeit ſeines Gemüths, die ruhige Klarheit ſeines Sinnes, die Eigenheit ſeiner Denkweiſe zeigten ſich hier bis zum letzten Schimmer des Bewußtſeins, das ihn erſt am dritten Tage verließ, ganz als dieſelben, die ſie während ſeiner kräftigſten Lebenszeit geweſen waren. Er ſtarb mit dem Troſte des Rechtſchaffenen; die gefaßte Hingebung in den Willen des Höchſten hatte

ihn ſchon immer auf ſeiner Bahn geleitet. Sein Leichenbegängniß gab die große Anzahl und die innige Trauer ſeiner Freunde und Verehrer zu erkennen. Er hinterließ einen Sohn und zwei Töchter, ſämmtlich verheirathet, und acht Enkel; ein würdiger Familienkreis, in deſſen Mitte er ſeine glücklichſten Stunden zugebracht. Auch die Gegenwart einer Schweſter, in welcher ein dem ſeinigen verwandter Karakter ihn mit großer Innigkeit anſprach, hatte ſeinen letzten Lebensjahren erhöhte Annehmlichkeit gegeben. Seine Frau war nach langwieriger Kränklichkeit ſchon vor mehreren Jahren ihm vorangegangen.

Ueber Erhard's perſönlichen Karakter herrſcht bei Allen, die ihn kannten, nur Eine Stimme. Als tiefſten Grund aller ſeiner Anſichten, ſeines Strebens und Wirkens müſſen wir die ſtrengſte Sittlichkeit angeben, auf die er alles zurückführte; ſein ganzes Denken und Trachten blieb unter allen Umſtänden zuerſt auf Wahrheit und Recht hingewandt, verbunden mit der ächteſten Menſchenfreundlichkeit, die er wohlwollend und uneigennützig, aber auch fern von aller gleißneriſchen Ziererei, für alle ſeine Mitbrüder hegte und bewies, deren Tauſende in ihm nicht bloß den geſchickten Arzt, ſondern auch den bewährten Freund und Rathgeber, den gütigen Wohlthäter ehrten. Sein großer Verſtand, ſeine unermeßliche Gelehrſamkeit, ſein freundlicher, anſpruchloſer und doch — könnte man ſagen — ſtolzer Sinn machten ſeinen Umgang eben ſo lehrreich als anziehend. Seine Anſichten, von eignen Geſichtspunkten ausgehend und mit geiſtreicher Dialektik vorgetragen, entfernten ſich meiſt auffallend von den herrſchenden Tagesmeinungen, denen

er ſelten beiſtimmte, und auch dann nur aus Gründen, die faſt ihm allein gehörten. Wie oft er auch durch ungewöhnliche Kombinationen überraſchte, ſo fand man doch bei näherer Prüfung ſtets einen feſten Gedanken in ihm dafür zu Grunde liegen, denn ein bloßes Spiel willkürlicher Verknüpfungen war ihm verhaßt. Wenn er z. B. anmerkte, wie viele und große Mühe ſich die Menſchen zu geben pflegen, nur um nicht zu arbeiten, ſo wirkte die Sache ſelbſt in ihm den Witz, welchen das Wort hier ausdrückt. Von ſeinen Eigenheiten im Leben pflegte ſchon Schiller zu erzählen; unter anderm, daß er in Nürnberg, als ihm durch Erbſchaft ein kleines Haus zugefallen, beim erſten Hineintreten nichts Eiligeres zu thun gehabt, als gleich in die Küche zu gehen und auf dem Heerde Feuer anzuzünden, um durch dieſe Handlung recht eigentlich ſein Beſitzergreifen auszudrücken. Mehr als alle Gelehrſamkeit und Bildung war ihm der ſchlichte geſunde Menſchenverſtand lieb und werth; ihn auszubreiten und aufzuſuchen ermüdete er nie; daher ſuchte er ſeine Erholung gern an ſolchen Orten, wo ſich bei mäßigen Abendgenüſſen einfache Bürgersleute zuſammenfanden, deren zwangloſe Unterhaltung nicht nur von ihm gewann, ſondern auch ihm ſelbſt manchen Gewinn treffenden Urtheils und richtiger Einſicht wiedergab. Alles, was den Verkehr, die Gewerbe, die Sitten und Kenntniſſe des untern Volkes betraf, hatte für ihn den größten Reiz. In dieſer Hinſicht dürfte er wohl mit Franklin verglichen werden, dem er auch in religiöſer Denkart und Empfindungsweiſe ähnlich war. Bemerkenswerth iſt es, daß der Kirchenglaube, die Myſtik, der Magnetismus, und was er ſonſt verneinte; dennoch große Wirkung auf

ihn hatte. Die geiſtlichen Sprüche des Angelus Sileſius entzückten ihn, und er ſagte deren viele auswendig, in welchen er oft nur einen ſolchen Inhalt zu finden glaubte, der ſeinen eignen Meinungen zuſtimmte; aber dieſe, wie ſchroff ſie auch häufig erſcheinen, vereinten ſich in ihm mit den frömmſten, kindlichſten Ueberzeugungen, die er in bewegten Stimmungen gern und innig ausſprach.

Zwiſchenworte zur Briefſammlung.

I.

Briefe des ſiebzehnjährigen Jünglings Erhard an ſeinen Freund Oſterhauſen, der ſchon auf der nahen Univerſität ſtudirt, eröffnen die Reihe. Sie ſind um ſo merkwürdiger, als der Schreiber damals dem äußeren Stande nach nichts weiter als ein junger Handwerker iſt, der vor allem ſeine Arbeit thut, daneben aber in ſeinem Geiſt und Herzen das vornehmſte Leben führt, und aus eignen, alleinigen Kräften, in fortgeſetzten ſchwelgeriſchen Genüſſen, eine Bildung erreicht, deren eine begünſtigtere Stellung zur Welt unter beeifertem, vielfachem Mitwirken noch ſich zu rühmen haben könnte. Von dieſer erſten Geſtalt ſeiner anhebenden Entwickelung bleibt Erhard's ganzes folgendes Leben bezeichnet, die Art ſeines Geiſtes und ſeines Gemüths, ſeine Handlungs- und ſeine Erſcheinungsweiſe, alles nimmt und behält von daher ſein Gepräge. Er iſt ein Autodidaktus im vollen Sinne, den das Wort haben kann; er genießt und leidet alle Bedingungen dieſer ausgezeichneten und

in ihrem Werthe gleichwohl oft zweifelhaften Eigenſchaft. Selten werden uns von einer ſolchen Laufbahn ſo frühe Urkunden geboten, die mit den ſpäteſten noch ſo ſehr übereinſtimmen. Aber wenn dieſe Briefe vor allem das perſönlich Karakteriſtiſche darlegen, ſo müſſen ſie demnächſt doch wieder auch darin gelten, was ſie als Ausdruck ihrer Zeit ſind. Dieſes Allgemeine damaliger deutſcher Gemüthswelt ſtrömt gewaltig in dieſen Beſonderheiten. Denn wenn auch in jedem Jugendgeſchlecht ein Streben ſich wiederholt, welchem das Mißverhältniß des Wollens und der Stoffe immer einen ähnlichen Karakter verleiht, ſo iſt doch dieſes ſittlich-geiſtige Verarbeiten der kleinſten Begebniſſe, dieſes Erörtern der Begriffe, dieſes Abfragen und Sichten der Gefühle, dabei das Trockne, Einfarbige, der bei allem redlichſten Bemühn unzulängliche Ausdruck, ganz entſchieden jener Zeit angehörig, wo der Verſtand der Deutſchen und ihre Empfindſamkeit aus trüber Vernachläſſigung mühſam zu neuer Bildung aufrangen.

Die Art, wie hier Philoſophie und Liebesneigung gleiches Schrittes in den Jünglingen ſich entfalten, erhöht durch wechſelſeitige Rückſtrahlen den Glanz jeder einzelnen von dieſen beiden Richtungen. Wir gewinnen dabei den Vortheil, mit dem Bilde der Hauptperſon auch eine weitere Umgebung derſelben zu erſehen, ja mit einem Theile des bürgerlichen Lebens von einer Seite bekannt zu werden, die ſich in ſolch urſprünglicher Geſtalt ſelten dem Beobachter darbietet. Dieſe vielfachen höheren Beſtrebungen und dieſe gebildeten Verhältniſſe in einer Klaſſe, die im Ganzen auf Bildung wenig Zeit zu verwenden und Anſpruch zu machen hat,

beſtätigen die günſtigſte Vorſtellung von unſrem deutſchen Mittelſtande, der von jeher in ſich die beſten Eigenſchaften der Nation hegte, und während einer langen Zeit faſt allein bewahrte. Zugleich dürfen wir die treuherzige Sitteneinfalt dieſer guten damaligen Reichsſtadt preiſen, in welcher ohne fremde wie ohne eigne Bedenklichkeit die reizenden Bürgermädchen mit den muntern Jünglingen harmloſen Umgang pflegen, und weder an ſchönen Sommerabenden einſamen Spazirgang, noch bei andrer Gelegenheit zeugenloſen Beſuch ſcheuen, dagegen aber auch in freimüthiger Zärtlichkeit vor Freunden und Aeltern weder Zwang noch Arg finden. Zwar bleibt auch hier, ſobald erſt Aufmerkſamkeit oder gar Neid erregt wird, die ſchlimme Nachrede nicht aus, und ſtiftet Verdruß und Hinderniß, aber die Neigungen gewinnen in ſolchen Störungen oft nicht weniger, als ſie verlieren können, und ein tüchtiger Karakter weiß auch zu trotzen. Der junge Philoſoph, im Gedränge dieſer mannigfachen, theils wirklichen, theils nur als möglich gedachten Liebeshändel, nimmt ſich übrigens wunderlich genug aus, und man erachtet leicht, wie bei dem ungemeinen Erfolg und herrſchenden Anſehn, die ihn begleiten, manche üble Verwickelung eintreten könnte, wäre nicht ſein Sinn rein und ſtark vor allem auf Sittliches und Edles geſtellt.

II.

Wir gelangen zu dem Zeitpunkt, wo die Kantiſche Philoſophie dem Jüngling aufgeht und ihn mit allen Entzückungen überſtrömt, welche die kundige Sehnſucht in ihrer vollen Gewährung finden mag. Nicht auf eine

fremde Bahn fühlt Erhard ſich gerufen durch das neue Licht, vielmehr auf der bisherigen ſelbſteignen nur glück-licher an's Ziel gefördert. Alles wird ihm nun gewiß und feſt, für das ganze Leben ſind ſeine Ueberzeugungen entſchieden, faſt könnte man ſagen erſtarrt, durch dialek-tiſches Bemühen nicht mehr aufzulöſen. Alsbald wen-det ſich nun die Macht der mit der Fackel der Kritik durchleuchteten Vernunft in das Leben; als Lehre, Bei-ſpiel, Botſchaft dringt ſie nach allen Seiten vor, alle Gebildeten, Strebenden nehmen daran Theil, es iſt gleichſam eine neue Religion, die ſich ausbreitet. Unſre Brieſſammlung liefert in dieſer Hinſicht bedeutende Zeug-niſſe und Proben; hier iſt die Kantiſche Philoſophie in Handlung und Wirkſamkeit; wir ſehen ſie als Gegen-ſtand der höchſten Beziehungen und Bedürfniſſe eines weiten Menſchenkreiſes von Königsberg über ganz Deutſch-land bis nach Hamburg und Kopenhagen und bis nach Wien und Trieſt ausſtrahlen, ſehen, wie ſie erweckt, befeuert, das Höchſte verheißt und zuletzt doch nur eine mißliche Befriedigung gewährt. Die redlichſten, begab-teſten Männer und Jünglinge, ja auch Frauen, durch-wandeln mit Eifer dieſe Bahn, erreichen auch das Ziel; aber nach der erſten Freude finden ſie ſich bald in un-leidlichem Zwieſpalt, in fürchterlicher Enge. So lange ſie unterſuchen, iſt alles gut, aber mit ihrem Ergebniß wiſſen ſie nichts anzufangen, und möchten es doch zu allen Leiſtungen gebrauchen. In die Breite des Lebens folgt ihnen kein Gewinn, in der Wiſſenſchaft wird jeder Fortſchreitende ihr Feind, ihrer eignen Philoſophie nach müſſen ſie aufhören zu philoſophiren. Sie haben weg-geräumt, was in ihrem Rücken lag; was vor ihnen

aufkeimt, müſſen ſie verneinen; aber die Lebensfluthen des Vorhergegangenen wie des Nachfolgenden überſtrömen unaufgehalten die machtloſe Verneinung. Wie dieſes Schickſal der Kantiſchen Philoſophie, ſich nicht als ethiſches Heil der Menſchheit zu legitimiren, verbunden mit der Enttäuſchung, welche die Geſchichte dem Wahn, in der franzöſiſchen Revolution ein ſolches materielles Heil alſogleich zu erleben, durch deren eigne Entwickelung ſpielt, wie dieſes Geſchick von den einzelnen Betheiligten getragen und verarbeitet wird, iſt hier in merkwürdigen Verſchiedenheiten dargelegt. Wir ſehen dem Tode gewaltſame Opfer fallen, ſehen das bewegliche Talent ſich in neue Geſtaltungen hinüberwinden, zarteres Gemüth nur hoher Liebesinnigkeit pflegen, andern Sinn ſich zur gemeinen Welt zurückwenden. Erhard war einer der beharrlichſten Anhänger ſeines großen Meiſters; aber auch ihn drängte ſeine hauptſächliche Lebensthätigkeit zu andern als philoſophiſchen Gegenſtänden, und ſeine noch übrige philoſophiſche Beſchäftigung ging, darin ächt Kantiſch, nicht auf eigentliche Spekulation mehr aus, denn dieſe ſollte abgethan ſein, und in ihren Ergebniſſen gleichſam als angewandte Philoſophie nur fortſchreiten. Hätte er ſtärkeren Antrieb oder mehr Muße gehabt, ſpekulativem Denken ſich fortwährend hinzugeben, ſo würde ſein ſcharfer Geiſt, wir zweifeln nicht, zu neuen Wegen eigenthümlich durchgebrochen, oder doch in den Bahnen von Kant's großen Nachfolgern zu neuen Ergebniſſen ſelbſtſtändig mitgeſchritten ſein.

III.

Der Trieb zur Aſſoziation, welcher bei den Franzoſen vorzugsweiſe Kotterien angenehmer Geſelligkeit, bei

den Engländern Sozietäten für Zwecke des bürgerlichen Fleißes hervorruft, hat ſich bei den Deutſchen von jeher mit vorherrſchender Gewalt auf innerliche Bezüge, auf Gegenſtände ſittlicher und geiſtiger Bildung gewandt. Beſonders in dem letzten Drittheil des achtzehnten Jahrhunderts, wo die kirchlichen Anſtalten nur ein mattes Licht warfen, Körperſchaften und andres Genoſſenthum ſich allmählig auflöſte, war das Bedürfniß geſelligen Zuſammenſtehens und gemeinſamer Förderung zum Beſſern faſt ganz im Freien, und jener Trieb zeigte ſich in wuchernder Thätigkeit. Die Freimaurer, die Illuminaten, die Univerſitätsorden nahmen fortwährend moraliſche Beſtrebungen in Pflege. Aber auch in kleineren Formen und geſonderteren Kreiſen nahmen Vereine und Bünde überhand, um einen geiſtigen Mittelpunkt jeder Art fanden ſich leicht Männer und Frauen zuſammen, man wollte ſich gegenſeitig bewachen, ermahnen, ſtärken, ausbilden, und nach Befund auch wohl weltlich fördern; Zuſammenkünfte und Briefwechſel wurden angeordnet, Geheimſprache und Ziffern fehlten nicht, und ſo mühten oder tändelten ſich viele Perſonen, unter welchen manche durch Geiſt und Wirkſamkeit nachher berühmt gewordene, eine Zeit lang in ſolchen Formen, wenn auch ohne ſonderlichen Gewinn, doch nicht ohne Annehmlichkeit umher. Hat ſpäterhin manches dieſer Art ſich in's Gemeine verloren, oder zu bedenklichem Gebieten gewagt, ſind auch öfters dabei ſelbſtſüchtige und betrügliche Ränke eingemiſcht worden, ſo waren doch die Anfänge gewiß in den meiſten Fällen edel und unſchuldig. Auch in Erhard's Kopfe regten ſich dergleichen Vorſtellungen, und zwar die reinſten und erhabenſten; er ſtellte ſich das allgemeine

Ziel, die Menſchheit durch Tugend und Wahrheit zu veredeln. Darauf das Beſtreben näher in's Auge faſſend, wollte er einen Frauenzimmerbund ſtiften, der nichts Geringeres zum Zwecke hatte, als dem halben Menſchengeſchlechte ſeine verlorenen, Jahrtauſende lang verkannten Rechte durch geiſtige Ausbildung und ſittliche Förderung wiederzugeben. Einem feurigen Geiſte, einem ſtarken Gemüth wie Erhard, durfte das Gelingen eines ſolchen Planes ſehr nahe liegen; Jünglinge und Mädchen huldigten ſeinem ſtrengen Karakter und fügten ſich ſeiner geiſtigen Ueberlegenheit, indem ſie ſich ſeinem warmen Herzen anſchloſſen. Die Aufſätze, welche ſich von Erhard's Hand hierüber noch vorfinden, ſind zu merkwürdig, als daß ſie nicht aufbewahrt bleiben ſollten, zum vergleichenden Rückblick — aus welchem ja der ſinnende Menſch immer die wahre Geſchichtsbelehrung über die Welt wie über ſich ſelbſt zu ſchöpfen hat — auf die Verſchiedenheit, welche jeder Zeitabſchnitt des allgemeinen Lebensganges auch für den einzelnen in Stoffen und Richtungen bedingt.

IV.

Den Briefen an Wilhelmine müſſen wir einen Blick zuwenden, um das Verhältniß im Ganzen zu betrachten, damit nicht das Einzelne, wie es nach und nach hervorgetreten, uns in irriger Anſicht befangen halte. Die ganze Verbindung iſt nur von Einer Seite beurkundet, da von den Briefen Wilhelminens ſich nichts vorfindet, indeß vereinigt ſich auch ſchon auf jener Einen Seite alles, um uns von der Geliebten ein überaus vortheilhaftes Bild zu geben: ein günſtiges Aeußere, beſonders

die ſchöne Geſtalt und ſchönen Augen, dazu eine anmuthige Lebhaftigkeit des Benehmens, werden uns als begleitende Erſcheinung der edelſten Empfindungen, der reinſten Gedanken und würdigſten Vorſätze dargezeigt. Solchem Verein von Eindrücken war nicht zu widerſtehen, der philoſophirende Jüngling, der in prüfender Annäherung noch lange zu überlegen und zu wählen meinte, fand ſich ſchon fortgeriſſen, und erfuhr das ganze Uebergewicht eines lebhaften, reizenden Mädchens, zu welchem die abſtrakten Wünſche und Vorſätze, die ſich herniederzulaſſen wähnten, vielmehr hinaufſtreben mußten. In der That wird Geiſt und Gemüth des Jünglings ganz entzündet, er bittet der Geliebten jeden Zweifel, jede Verkennung ab, er ſieht in ihr das Vollkommenſte, er erwartet von ihr jede geiſtige Erhebung und ſittliche Förderung, er ſchwelgt in Bewunderung und leidenſchaftlicher Zuneigung. Sein Geiſt macht inzwiſchen große Fortſchritte, ſeine Denkart entſcheidet ſich zu feſter Beſtimmtheit, er iſt zwar für die Welt noch nicht, aber für ſich zum Manne geworden, und auch dieſe Gewinnſte ſämmtlich haben die innigſte Verknüpfung mit ſeiner Liebe, die an ihnen gebend und empfangend Theil hat. Und dennoch, bei allem Feuer, bei aller Begeiſterung, bei aller Zärtlichkeit, welche hier ausgedrückt wird, fehlt im Grunde, wir müſſen es ſagen, doch eigentliche Liebe ganz! In Wahrheit, dies iſt, wenn auch oft ihr Wort, nicht ihre Art und Richtung. Das Leidenſchaftliche, die Spannung, das Bedürfniß, die Vertraulichkeit, dies alles entbehrt, wie wir wenigſtens hier es ſehen, des einen Vorzuges, der einzig den Karakter wahrer Liebe ausmacht, — der Nothwendigkeit dieſer beſtimmten Per-

ſönlichkeit! Das unbedingt Individuelle des Menſchen, als tiefſter Grund der unerklärbaren Zuneigung, erſcheint hier nicht als Gegenſtand; Eigenſchaften ſind es vielmehr, die, mit Bewußtſein gefaßt, geſchätzt ſind, vielleicht vorausgeſetzt. Könnte dem äußeren Sinne die Täuſchung bereitet, dem Bewußtſein die Verſetzung entzogen werden, ſo ließe ſolche bloß auf Eigenſchaften gerichtete allgemeine Leidenſchaft mit all ihrem Zubehör ſich auf die verſchiedenſten Perſonen leichtlich übertragen, ohne daß etwas dabei vermißt würde, ſobald nur die Einbildungskraft ſich nicht geradezu abgewieſen findet. Wir können in ſolchem Falle nur das arme Mädchen bedauern, welches, anſtatt wirklicher Gegenſtand perſönlicher Liebe zu ſein, nur gleichſam einer metaphyſiſchen Erhitzung zum Gegenbilde, zum Nicht-Ich, dienen muß; es kann dabei in keiner Art ein wahres Glück herauskommen, wenn auch ein völliges Unglück wohl vermieden bleibt. Erhard ſelbſt begründet in ſeinen Briefen einen Unterſchied von Lieben und Verliebtſein; was er unter dem einen und dem andern zu verſtehen ſcheint, würde erſt verbunden das Gefühl bilden, das er auf die eine Seite allein feſtſetzen will; die Trennung führt aber auf beiden Seiten zum Ungenügenden. Er muß dieſes wohl gewahr werden; da er die Geliebte nicht liebt, wie ſie iſt, ſondern wie ſie ſein ſoll, oder wenigſtens werden ſoll mit ihm und durch ihn, ſo ſchwindet alle ſichre Gegenwart in ungewiſſe Zukunft. Die Verſuche, Prüfungen, Bildungsarbeiten, welche eine Zeitlang der Empfindung förderlich geweſen, überdrängen dieſe, wie ſehr auch guter Wille und freundliches Eingehn die Schärfe mildern. Noch andre Stoffe werden herbeigezogen, der Spiel-

raum wird erweitert, die Freunde ſollen mitwiſſen und mitleben in dem Liebesbunde, aber jemehr hinzukommt, deſto bedenklicher wird der Zuſtand, es entſtehen Einmiſchungen, Gerede, Benachrichtigungen, Rathſchläge, der entſcheidende Nachtheil andauernder perſönlicher Abweſenheit macht alle dieſe Uebel unheilbar, und am Ende muß die völlige Unvereinbarkeit des beiderſeitigen Weſens und Treibens in ausgeſprochenem Bruch ſich offen darlegen. Solchem Gange dieſer Liebesgeſchichte hatte unſre Betrachtung bisher zu folgen, und wenn der unerfreuliche Schluß von dem einen Theile dem andern als Folge der enthüllten Unwürdigkeit angerechnet werden will, von dem andern aber jenem vielleicht als Erkaltung und grundloſe Härte vorgeworfen ſein mag, ſo wollen wir, für beide Theile billiger, den ſo gewordenen Ausgang als einen ſchon im Anbeginn begründeten und ſonach unvermeidlichen bezeichnen.

V.

Baggeſen gehört zu den abentheuerlichen Naturen, in welchen der ganze Menſch an ein Talent, — ſei es nun ein größeres oder kleineres, — auf- und drangegeben iſt; anfangs gedeiht das Talent üppig von ſolcher allzu koſtbaren Nahrung, nachher aber ſiecht und welkt es um ſo ſchneller dahin, denn die thörichte Gefälligkeit, die ihm allen Willen läßt, wird ihm als ſchädliche Ungebühr zuletzt verderblich. Solche Naturen können höchſt reizend erſcheinen, ihre bewegte Perſönlichkeit beſchäftigt und unterhält eine geſellige Aufmerkſamkeit, bei welcher das Verdienſt klarer Bildung und feſten Karakters eiliger abgefertigt wird. Baggeſen hat

dieſen Reiz der im Talent ſchwelgenden Perſönlichkeit in höchſten Maßen ausgeübt, gebraucht, und dann auch verbraucht; geiſtig ſchöner und menſchlich liebenswürdiger als Zacharias Werner und Hoffmann, hat er mit dieſen ſeinen unläugbaren Vettern doch zuletzt gleiches Schickſal gehabt. Die günſtige Theilnahme für eine beſeelte und vielverſprechende Eigenart mußte nach und nach dem Eindruck einer leeren Verzerrung weichen; ein ſchmerzliches Bedauern konnte den Freunden noch verbleiben, das Widerwärtige mußte aber auch ſie abſtoßen. Für Baggeſen, der, berauſcht in Kantiſcher Philoſophie und franzöſiſcher Revolution, ſeine kühnſten Launen im Leben wie in Schriften mit Anmuth, um derentwillen ſie ſogar am Hofe verziehen wurden, geltend gemacht hatte, behielt Erhard immer eine große Vorliebe, ſeiner Erinnerung an die frühere Gegenwart miſchte ſich gern ein Lächeln bei; allein das mehr als dichteriſche Spiel, das jener mit ſich ſelbſt und Andern bis zum Uebermaße trieb, konnte einer fortgeſetzten Verbindung zwiſchen zwei ſo völlig verſchiedenen Naturen durchaus nicht Boden ſichern. Wir durften dieſen Denkwürdigkeiten das Hereinſchimmern der dargebotenen Strahlen dieſes Meteors nicht wohl verſagen.

VI.

Wir ſehen Erhard bisher in dem Kreiſe ſeiner jedesmaligen Umgebung perſönlich hervorragen, die Andern ihm huldigen, ihn verehren, von ihm Lehre und Beiſpiel ſtets erwarten. Die Selbſtſtändigkeit ſeiner Geiſtesbildung und die Feſtigkeit ſeines auf jene gegründeten Karakters erzeugten dieſe ungeſuchte Wirkung, die

ſich nicht nur in dem beſchränkten Kreiſe des Jugend-umgangs in Nürnberg zeigt, ſondern auch auf dem freien Schauplatze der belebteſten Univerſitätsſtudien, und ſelbſt auf der Höhe der vornehmen großen Welt be-hauptet. Selbſt wo ſeine Anſicht mehr Verwunderung als Beifall, ſein Benehmen nicht volle Billigung erfährt, bleibt dieſe anerkennende Verehrung ungeſchwächt. Allein jedem, der eines perſönlichen Anſehens genießt oder be-darf, iſt als Bedingung geſetzt, daſſelbe fortwährend in der Welt durch Erfolge zu rechtfertigen; Unglück und Fehlſchlagen laſſen es ſchwer beſtehen. Doch giebt es Ausnahmen, und Erhard gehört zu dieſen. Die Kata-ſtrophe, aus welcher ſein Brief an Waſhington hervor-gegangen, war zerſchmetternd für jeden Stolz, der ſich auf weltliches Wirken beziehen wollte; welches Vertrauen, welche Führerſchaft durfte der wohl anſprechen, der eben ſelbſt ſo gröblich und verderblich getäuſcht worden? Jener Stolz erſcheint auch wirklich in dem Schreiben an Wa-ſhington völlig gebeugt, aber das ergriffene Hülfsmittel ſelbſt iſt ſchon wieder ganz des Mannes würdig, der zu kämpfen weiß, er nimmt alle Kraft ſeiner inneren Eigen-thümlichkeit und das klarſte Bewußtſein der äußeren Um-ſtände zuſammen, und wendet ſich damit ſo kühn als frank unmittelbar an die Behörde, deren Namen gegen ihn ſo betrüglich mißbraucht worden war. Konnte dieſer Schritt auch ſchwerlich zum Ziele führen, — wir wiſſen nicht, ob das Schreiben wirklich abgegangen und ange-langt ſei, auch im letzteren Fall aber durfte ein ſo ferner Hülferuf in ſeinem Deutſch kaum hoffen, beachtet zu werden, — ſo zeigte er doch den unverlorenen Kern des edelſten Selbſtgefühls, das die beſchämende Demüthigung

zwar empfindet, aber nicht in ihr untergeht, ſondern ſie eingeſtehend abwirft, und nach wie vor zu Höherem ſtrebt. Wirklich beſteht das Anſehn Erhard's unter ſeinen Freunden auch nach dieſer Kataſtrophe faſt ungeſchwächt fort; ihn zu tadeln, ihm ſogenannten guten Rath zu ertheilen, drängt ſich niemand herbei, ihm wahrhaft zu helfen iſt die tüchtigſte Freundeshand bereit. Nur ſein Freund Grundherr, durch redlichen Eifer und ſittliche Ruhe mehr als durch Talent ausgezeichnet, nimmt in dem nachfolgenden Briefe aus dem Unglück Erhard's nothgedrungen Anlaß, ihm mancherlei vorzuhalten, was mit jenem Irrſal näher zuſammenhängt, und ſo ihm den einzigen Gewinn, der bei ſolchem Sturze noch zu erraffen iſt, hervorzuheben und zu wahren. Auch von Schiller findet ſich ſpäter ein Brief, der die hochfliegenden Thatgedanken in ſtillere, gelaſſene Wirkſamkeit herabzuſtimmen ſucht. Doch beherrſcht die hohe Meinung, welche die Freunde von ihm haben, immer den guten Willen, den ſie ihm bezeigen. Perſönliche Lebensbedingungen und die allgemeine Lage der Welt übten hierin größere Macht, als der Rath und die Warnung der Freunde, und es ſchien in ſpäteren Jahren kaum denkbar, daß gerade bei ihm, der vor allem das Nächſte, das Auferlegte, das dem ausgeſprochenen Beruf Gemäße that, das Entlegne oder Weitführende dagegen willig der Vorſehung anheimgab, ſolcher Zuruf je hätte anwendbar dünken können.

VII.

Herbert's erſtem Briefe, den dieſe Sammlung darbietet, ſenden wir einige Worte voraus, welche das

Verhältniß Erhard's zu ſeinem Freunde näher andeuten mögen. Die Art von Geheimniß, welches Erhard in ſeinem biographiſchen Aufſatze durch die Erklärung bemerklich macht, daß er ſeine innere Lebensgeſchichte mit der erworbenen Freundſchaft Herbert's abzuſchließen habe, findet jetzt nicht mehr den früher beſtandenen Grund. Daſſelbe vollſtändig aufzuhellen, dürfte jedoch auch gegenwärtig weder in unſrem Berufe, noch ſelbſt in unſerem Vermögen ſeyn. Allein wir ſehen uns in Gemäßheit einer durch vieljähriges Vertrauenverhältniß für dieſen Gegenſtand geleiteten Beurtheilung wohl befugt, den Leſer hier wenigſtens um einige Schritte weiter zu führen, da wir ihn alsdann auf gehörigem Standpunkte ſeinen eignen Sehweiſe wieder überlaſſen. Das Geheimnißvolle, Verſchwiegene, in dem Verfolg der inneren Lebensgeſchichte Erhard's, kann nur die unabweislichen Verwickelungen betreffen, zu welchen mit der inneren Geiſtes- und Gemüthswelt die widerſprechenden äußeren Lebensgeſtaltungen ſich verflechten. Seine Verheirathung, ſeine bürgerliche Stellung, ſeine Vermögensumſtände, mußten einer Menge von Beziehungen nach außen ihr nahes Ziel ſetzen, welche von innenher mit allen Bedingniſſen eines lebendigen Fortſchreitens noch behaftet waren. Statt eines fortgeſetzten Aufſchwungs, ſo weit die reinſten und edelſten Kräfte zu eignem wie zu aller Menſchen Gewinn nur irgend kommen könnten, trat eine allſeitige Reſignation ein, die überall hemmen mußte, aber doch nirgend vernichten konnte. Solche Konflikte, welche, nach Erhard's Geiſtesart, ſogleich eine innere Verarbeitung in erhöhtem Selbſtbewußtſein und erweiterter Weltanſicht empfingen, fanden ihre vertrauteſte

Stätte, ihre möglichſte Erledigung, füglich in einer Freundſchaft, welcher ohnehin ſchon jeder kühnſte Gedankenflug ſich leicht vereinte. In den Bildern und Gefühlen, die den eigentlichen, ſtets erneuten Kern des Lebens bilden, welchen die Meiſten freilich unenthüllt durch ihre dunkeln Tage tragen, mag Erhard das gleichgeſtimmte Weſen Herbert's, welches genug Reize der Aehnlichkeit und Verſchiedenheit darbot, als größten Lebenstroſt in ſich genährt und durchlebt haben, wenn auch ausdrückliche Bekenntniſſe darüber nicht vorhanden ſind, noch vielleicht je ſtatt fanden. Daß Herbert auch äußerlich ſeinem Freunde zum feſten Anhalt gedient, ihn, wie auch manchen Andern, nach Kräften durch Geldmittel unterſtützt, in welcher Hinſicht die großartigſte Unbefangenheit zwiſchen ihnen waltete, darf hiebei nur als Nebenſache anzumerken ſeyn. War Erhard aus freiem Geiſteswirken, wie es ihm vorgeſchwebt und zum Theil ſchon wirklich geworden, zur ſtrengen Ausübung einer beſonderen bürgerlichen Thätigkeit herabgedrängt, die er bei ihren reichen geiſtigen Beſtandtheilen doch nur hinnehmen, nicht mit ſeinem höchſten Berufe für eins halten konnte, ſo war die Wendung, welche die Geſchichte ſeines Herzens nahm, nicht günſtiger. In ſeinem idealen Streben vorübergehend geſtört, aber darum weder der höchſten Anſprüche deſſelben ledig, noch ſelbſt ihre erſcheinenden Geſtalten entbehrend, knüpfte er ein Band, welches ſeinen augenblicklichen Neigungen zwar genügen, aber jene nicht auslöſchen, noch zu ihnen zurückführen konnte. Hier war der Knoten von Erhard's Schickſal unauflöslich geſchürzt, durch abweichende Art und Richtung ein weiter Raum des inneren

Zwieſpalts eröffnet, und dem Betrachter dürfte bei dieſem Beiſpiele vielleicht wie bei manchem andern der nachdenkliche Ausſpruch einleuchten, daß für Männer, die irgend einem Höchſten unbedingt leben wollen, ein ſolches Band überhaupt nicht ſtatt finden dürfe, da ein durchaus entſprechendes im einzelnen Fall kaum gehofft werden könne. Wir geben dieſer Betrachtung für unſern Fall, wiewohl alle Perſonen, die er betrifft, ſchon verſtorben ſind, hier keine weitere Ausführung, und fügen nur noch hinzu, um ſie nicht ſchlimmer deuten zu laſſen, als ſie an ſich iſt, daß Erhard ſpäterhin noch ſeine Frau für die einzige erklärte, in die er im eigentlichen Sinn verliebt geweſen, und daß wir unter ſeinen hinterlaſſenen Schriften die Briefe derſelben aus den erſten Jahren ihrer Verheirathung durch die Aufſchrift aus nicht viel ſpäterer Zeit bezeichnet fanden: Letters of a dear wife. — Was Herbert's eignes Schickſal betrifft, ſo wird auch darüber mancher Aufſchluß im Folgenden zu wünſchen bleiben; der Selbſtmord indeß, mit dem er endigte, liegt in den phyſiſchen und metaphyſiſchen Zuſtänden, deren dieſe Briefe erwähnen, ſchon frühzeitig angedeutet. Wir können dem edlen und kühnen Geiſte, der ſo, indem er auf den Höhen der Spekulation ſchwebt, ſich freventlich in ihren Abgrund ſtürzt, unſer Bedauern wie unſere Bewunderung nicht verſagen. —

VIII.

Die Briefe der hochgeſinnten und liebenswürdigen Frau, welche in der Sammlung durch den Namen Eliſe bezeichnet erſcheint, wird kein Gefühlvoller ohne den

lebhafteſten Antheil durchleſen können. Dieſe tiefe Ergebenheit, dieſes unerſchütterliche Vertrauen, welche ſich ein ganzes Leben hindurch zu einem entfernten, jedem Wiederſehen entrückten und dadurch gewiſſermaßen ſchon abgeſchiedenen Freunde gleichbewahren, der einſt als junger Mann der eben erweckten, geiſt- und lebendurſtigen Jungfrau als Lehrer der Weisheit und Tugend in allem Zauber dieſes Verhältniſſes erſchienen, und ihr fortdauernd als ein Vorbild ſittlichen Wandels und reinſten Wahrheitsdienſtes gegenwärtig iſt, — dieſes innige, in der Gattin, Mutter und Matrone gleich ungeſchwächt erglühende Herzensfeuer hat in der einfachnatürlichen Sprache der Briefe, welche hier vorliegen, einen Karakter von Kindlichem zugleich und Erhabenem, der die innerſte Seele zu tiefer Rührung fortreißt. Keine Liebesneigung im gewöhnlichen Sinn iſt hier vorhanden, wiewohl alles ihr Verwandte und was ſonſt ihrem Elemente ſich verſtärkend beimiſcht, aus reicher Quelle ſtrömt; das Perſönliche fehlt inmitten dieſer Gebilde, oder iſt kaum ſchwach angedeutet; an deſſen Statt erſcheint die anſpruchsloſe Entſagung, die in reinſter Verehrung zärtlichſte Freundſchaft, die aufrichtigſte Wendung zu einem Höheren, die herzlichſte Beachtung und Pflege des nächſten Dargebotenen. Wir glauben nicht nöthig zu haben, dem ſinnvollen Leſer hierüber noch mehreres zu ſagen. Dem Bilde Erhard's aber würde ein ſchönſter und weſentlichſter Zug fehlen, wenn wir nicht dieſe Zeugniſſe eines Eindrucks mittheilten, der ſeine perſönliche Erſcheinung beſonders in ſeinen früheren Jahren unwiderſtehlich begleitete, und ihn bei Jünglingen und Mädchen, bei dem Weiſen von Königsberg wie

bei Staatsmännern und gebildeten Frauen der vornehmen Welt, gleicherweiſe empfahl, hier aber in ſeiner ſchönſten und volleſten Wirkung als das Hochbild eines ganzen Lebens am dauerndſten ſich ausgeprägt hat.

IX.

In Goethe's weſt-öſtlichem Divan wird der Houri, welche vor Mahomet's Paradieſe Wache hält, um nach des Propheten Satzung vorzugsweiſe die Helden und Kämpfer einzulaſſen, von dem angehaltenen Dichter keck erwiedert:

Laſſ' mich immer nur herein!
Denn ich bin ein Menſch geweſen,
Und das heißt ein Kämpfer ſein.

Iſt demnach jeder Menſch überhaupt als Krieger anzunehmen, ſo bedarf es keiner beſonderer Herleitung, daß auch kein Gelehrter ohne Polemik recht zu denken ſei; die Friedensliebe mag Angriffskriege unterlaſſen, aber zum Vertheidigungskriege wird auch der Nichtwollende genöthigt, und da litterariſche Verhältniſſe vielfach mit den bürgerlichen ſich durchflechten, ſo werden öfters auch dieſe mit jenen zuſammen auf den Kampfplatz gerathen. Hier gilt es denn nicht mehr allein, welche Sache, ſondern auch, welche Waffen man führt, und mit Recht ſtehen die Männer in beſtem Anſehn, welche mit einer guten Sache und bei redlicher Liebe zum Frieden doch, ſo oft es gilt, die tüchtigſte Kriegsfertigkeit verbinden.

Erhard's erſtes Auftreten fällt in eine Zeit der heftigſten Kämpfe im litterariſchen Deutſchland. Der Durchbruch tieferen Geiſtes unb freieren Sinnes fand in der Oberflächlichkeit eines an Einſichten beſchränkten und

an Dünkel ſchrankenloſen Autorengeſchlechts den feindlichſten Widerſtand. Die Art, wie Goethe'n, Schiller'n, Jacobi'n und allen vorzüglichſten Köpfen, inſonderheit aber Kanten begegnet und mitgeſpielt wurde, war ohne Zorn wirklich nicht anzuſehen. Das Benehmen der Nicolai und Andrer dieſes Gleichen, welche mit alberner Anmaßung die höchſten Beſtrebungen in den niedrigen Kreis ihrer pöbelhaften Beurtheilung zogen, verdiente Züchtigung, und ſie wurde ihnen richtig zu Theil. Was Schiller und Goethe durch die Xenien, was Fichte durch die Lebensbeſchreibung Nicolai's, hierauf die beiden Schlegel, Tieck und Andre durch andres ähnlicher Art in Deutſchland gethan, kann in ganzem Werth nur dem Sinne einleuchten, welcher ſich alle Umſtände und Lagen jener Zeit zu vergegenwärtigen im Stande iſt. Unſre Litteratur hat ſolchen abwehrenden Arbeiten nicht weniger zu verdanken, als den gründenden, und zweimal im achtzehnten Jahrhundert, in der Mitte deſſelben gegen die Gottſchede, und zu Ende deſſelben gegen die bezeichnete Maſſe der Gemeinen, iſt ſie aus der drohenden Gefahr des traurigſtens Vorkommens gerettet worden; denn jene Erſcheinungen, über die wir jetzt lachen, waren in der That von dringender Gefahr, indem auch die Beſſern und die Beſten, wie es bei allgemeinen Einflüſſen unvermeidlich iſt, ſich in den ſchlechten Richtungen mehr oder minder hintreiben ließen, und daher auch ihres Theils von den hereinbrechenden Reinigungswettern mitgetroffen werden mußten. So war z. B. der ſonſt hochverdiente Herder, ſeinen Beruf und ſeine Fähigkeit bedauernswerth verkennend, in der Philoſophie als Gegner Kant's mit unwürdigſten Waffen aufge-

treten; ſein Name war jedoch einer der größten, und wenn derſelbe ſeinen vorigen Glanz ſeitdem nie völlig wiedergewonnen hat, ſo zeigt dies, wie ernſt und nachdrücklich der Streit gegen ihn geführt werden mußte.

Schon als Jüngling hatte Erhard mancherlei Anläſſe zu polemiſcher Uebung; ſpäterhin ſtand er mit wiſſenſchaftlichen Autoritäten in ausgeſprochenem Zwiſt; ſeine erſten litterariſchen Arbeiten erfuhren übermüthige und hämiſche Angriffe. In allen dieſen Fällen bewies er die entſchloſſenſte Tapferkeit, immer zur Entſcheidung vordringend, in der Sache ganz ohne Schonung, und alle Kraft der Einſicht und des Ausdrucks zur möglichſten Wirkung zuſammennehmend, und wiewohl ſo rüſtig, doch immer zum Frieden bereit, ſobald er das Nöthige geſagt glaubte. Mehrmals perſönlich verletzt, traf er auch wohl den Gegner perſönlich, und bei der Schärfe ſeiner Waffen öfters tödtlich; aber aus eigner Wahl verließ er nie die Sache, um die Perſon aufzuſuchen. Auch Nicolai hatte ihn perſönlich und ſogar bürgerlich verunglimpft, eine Antwort mußte erfolgen, und ſie erfolgte mit Bitterkeit. Dem öffentlichen Schreiben an Nicolai fügte er noch ein handſchriftliches bei, welches eine Milderung bedeuten wollte, aber ſelbſt bei ſolcher Abſicht nicht vermochte, ohne Ironie zu bleiben. Die ſpätere Druckſchrift an Jean Paul Richter und an Herder muß gleichfalls in der Tagesbeleuchtung jener Zeit beurtheilt werden; ſie iſt ihr nicht eben ungünſtig. Wie gemeſſen, nachgiebig und doch kräftig Erhard bürgerliche Beleidigungen zu behandeln wußte, ſehen wir aus ſeiner Antwort an einen Arzt in Berlin, der ihn übereilt und grundlos einer Ungebühr beſchuldigt hatte. Ueberhaupt

ſtritt er, wo es Erkenntniß galt und eine Sache aus-zumitteln war, ſtrenger und hartnäckiger; in Fällen andrer Art glaubte er oft lieber ein Unrecht oder einen Nachtheil halb oder ganz hinnehmen zu können, als ſich in Kampf einzulaſſen, oder den begonnenen völlig durchzufechten. Seine ſpäteren Lebensjahre waren im Ganzen milde und nachſichtig im geſelligen wie im bürgerlichen Verkehr, ohne darum der Strenge ſeines Urtheils und der Beharrlichkeit ſeiner Anſicht das Geringſte zu vergeben; wer dieſe unmittelbar herauszufordern verſucht war, konnte leicht eine ſcharf treffende, in ihrer Wirkung ſchnöde abfertigende Zurechtweiſung von ihm erfahren, er müßte denn ſelbſt eine Aenderung ſeines Behauptens als richtig anerkannt haben, wie in der durch Friedrich Buchholz veranlaßten Erörterung geſchah, deren ſpäter noch gedacht werden wird. Und ſo dürfen wir in Betreff der polemiſchen Seite unſre Karakteriſtik Erhard's füglich in den Ausſpruch zuſammenfaſſen: er kämpfte viel, in Vergleich ſeiner wenigen Neigung, und in Betracht ſeiner erfolgſichern Kraft, wenig.

X.

Erhard war zu ſehr Philoſoph, um äußerer Ehre und ihren Gebräuchen, welchen er innerem Werthe gegenüber doch nur eine untergeordnete Stelle zugeſtehen wollte, jede zu verſagen. Den Unterſcheidungen und Zeichen, die er freilich nicht erfunden haben würde, wußte er, da die Welt ſie einmal hat, ihre Schätzung nach den Verhältniſſen der Welt richtig anzuweiſen; auch das ſelbſtſtändigſte Werthgefühl mag eine äußere Beglaubigung ſich gefallen laſſen, wenn gleich dieſe bei

Thoren und Schwachen auch gar die Sache ſelber werden möchte, mit der ſie doch immer nur unter Zulaſſung möglichen Irrthums zuſammenhängt. Wie in allen Dingen, ſo ſuchte Erhard auch bei dieſem Gegenſtande vor allem den ächten Grund der Sache hervorzuwenden, und hielt ſich an dieſen. So empfing er die von dem Könige der Niederlande ihm durch den Ritterorden vom belgiſchen Löwen gewährte Auszeichnung nicht ohne Freude, und drückte ſeinen Dank in einem Schreiben an den König nach einer beſonderen Weiſe gebührend aus. Eben ſo eigenthümlich iſt das Schreiben abgefaßt, durch welches er bei ſeinem Landesherrn, dem Könige von Preußen, die Erlaubniß nachſucht, den fremden Orden annehmen und tragen zu dürfen. So wußte der in ſeiner Art wohlgegründete Mann bei dargebotener Gelegenheit bis an den Stufen des Thrones die eigenſte Denk- und Empfindungsweiſe nicht weniger ſchicklich als freimüthig darzulegen.

Friedrich Wilhelm Meyern.

Die Zeitungen meldeten im Mai 1829, am 13. deſſelben Monats ſei zu Frankfurt am Main der öſterreichiſche Hauptmann Friedrich Wilhelm Meyern, Verfaſſer der Dya-Na-Sore, im achtundſechzigſten Jahre geſtorben. Seine Leiche ſei nach Mainz gebracht, und dort von ſeinen Waffenbrüdern zur Erde beſtattet worden.

Vergebens haben wir, ſeit dieſer einfachen Anzeige, nach einem größeren, das Andenken des trefflichen Mannes würdig belebenden Aufſatz in unſern zahlreichen Blättern uns umgeſehen. Jede fernere Kunde ſchweigt. Bereitet eine Freundeshand uns vielleicht ein ausführliches Bild des Lebens und Karakters des edlen Verſtorbenen, vielleicht mit Hülfe ſeiner nachgelaſſenen, überaus zahlreichen, aber freilich an vielen Orten zerſtreuten Papiere? Oder war in ſeinen letzten Jahren ihm niemand nah, der als Vertrauter ſeines Geiſtes und Sinnes die Fähigkeit und Pflicht zur Uebernahme eines ſolchen Ehrengedächtniſſes hätte vereinen können? Wie dem auch ſei, wir glauben unſrerſeits Dank zu

verdienen, wenn wir zur Schilderung des Mannes einen Beitrag liefern, den der Zufall gerade in unſre Hände ſpielt.

Es iſt dies der Brief eines damaligen öſterreichiſchen Offiziers, der nach dem Wiener Frieden in Paris die Bekanntſchaft des durch ſeinen Geiſt und ſeine Sonderbarkeit berühmten Grafen von Schlabrendorf gemacht hatte, und an den einen wunderlichen Alten das Bild eines andern Urvogels zu überſchicken ſich gedrungen fühlte.

Wir laſſen hier, mit Uebergehung der erſten Seiten des Briefes, deſſen eigne Worte folgen.

„Steinfurt, den 3. Januar 1811."

„Zumeiſt dürften jetzt wohl die auf den Staat gerichteteten Strebungen und Fähigkeiten ihre Mühen und Bedrängniſſe haben, ja von ihrem Berufe ganz ausgeſchloſſen bleiben. Gewiß ſind die Völker und die Zeiten zu beklagen, die ſolche Kräfte hervorbrachten, ohne ſich ihrer Wirkungen zu erfreun; aber noch mehr die Staatsmänner ſelbſt, die im Stillen hingelebt, ohne den Stoff ihrer höchſten und ſchwerſten Kunſt gefunden zu haben, weil ſie ihn auf ſchlechten, unvaterländiſchen Wegen verſchmähten. Um ſo inniger hängt mein Herz an denen, die ich in dieſem Geſchick erkannt habe, und in denen vielleicht auch meinem Eifer das Bild geſetzt iſt der Beſchränkung, in welcher auch mein Streben erfolglos verkommen ſoll. Mein Leben kann noch tauſendfältigen Wechſel erfahren; ich bleibe ihm wider Willen hingegeben, ſo lange um mich her nichts Stätiges iſt; was man Freude und Glück nennt, erwarte

ich wenig, ſo lange dieſe Richtung der Zeiten fortdauert; vielleicht ſieht das fernſte Zeil meines Lebens das nicht im geringſten erfüllt, wonach ich ſtrebe; aber meine ſpäteſte Zukunft wird dennoch für meinen Blick erhellt, wenn ich mir denke, ich könne in hohem Alter, nach überſtandenen Kämpfen und im Schmerz über ihre Mißlingen, ſtill und feſt ſo daſtehn, wie ich Sie, Verehrungswürdiger, geſehn habe! Es iſt mir, falls ich lange lebe, ein tröſtliches Bild hoch aufgeſtellt; ich wünſche dann ſo gut ſein, wie ich Sie, und wie ich Meyern jetzt ſehe, die mir verſtändlichere Lebensbilder ſind, als die Muſter der Vorwelt, von denen auch nur die auf uns gekommen ſind, die im früherem oder ſpäterem Erfolg die Kraft und Frucht ihres politiſchen Wollens zu zeigen vermocht! — Ich machte mir ſchon oft zum Vorwurf, Ihnen damals von dieſem Meyern nicht geſprochen zu haben, und ich will es jetzt thun, um mich zugleich zu rechtfertigen, daß ich ihn neben Sie geſtellt habe, obgleich ſeine Weiſe und beſonders die Lebensbahn, die er durchgangen, von der Ihrigen ganz verſchieden iſt, und nur in der politiſchen Tugend, die ich nirgends größer geſehn, will ich die Einheit gefunden haben! Ich machte ſeine Bekanntſchaft vorigen Winter in Prag, und es traf ſich glücklicherweiſe, daß er einige Zeit mit mir daſſelbe Zimmer bewohnte. Er war beim Ausbruche des letzten Kriegs in öſterreichiſche Dienſte getreten, und Hauptmann bei der Landwehr geworden. Von ſeinen früheren Verhältniſſen habe ich nur wenig, und durch ihn ſelbſt, ungeachtet wir ziemlich vertraut waren, beinahe nichts erfahren, weil ſeine Perſönlichkeit überall hinter die Sachen zurücktrat, und er ſich ſelbſt

nie bedachte, ſondern nur die Dinge, die er geſehn, und die Gedanken, die er gefaßt, bei ſeinen Geſprächen vor Augen hatte. Dazu ſtimmte auch ſein äußeres Leben, das nach Selbſtwahl in jeder Art enthaltſam, ſtreng und hart iſt; er bedarf wenig Schlafs, geringer Koſt, ſeine Kleidung zeigt, daß er ein Mann iſt, der ihrer zu keinem Scheine braucht. Beſchwerden, Arbeiten, Gefahren, ſcheut er nicht, und hat die Art von Vertrautheit damit, die auf männliche Weiſe jedes Unnöthige zu umgehn, und das Unternommene ſtandhaft zu Ende zu führen weiß. Der Ruhm und das Glück ſeines Volkes ſind ihm das Einzige und Höchſte; er würde dieſes auch auf ungerechte Art herbeizuführen ſuchen; was dem entgegen iſt, das iſt ihm feind; das tiefſte Unglück iſt ihm, und faſt das einzige, ſein Volk ſchmachvoll unterjocht zu ſehn. Dieſe Geſinnung hat er feurig und edel in einem Jugendwerke ausgeſprochen, in einem politiſchen Roman, Dya-Na-Sore genannt, einem Buche, das mehrere Auflagen erlebt hat, und zu einem großen Rufe gelangt iſt, das in ſeiner etwas wunderlichen Form die edelſten und tiefſten Gedanken darſtellt, und das gediegne Gemüth, und den geſchichtlichen Blick ſeines Verfaſſers nicht verkennen läßt. Durch dieſen ſelbſt hätte ich aber wohl nie etwas von dieſem Buche erfahren; er betrachtete ſich davon wie abgelöſt, und wurde verdrießlich, wenn die Rede darauf kam. Seine ſtrenge Rechtſchaffenheit, ſeine thätige Menſchenfreundlichkeit, ſeine Kenntniſſe und Talente, ſein Schweigen, wo Reden unnütz geweſen wäre, und ſeine Anſpruchloſigkeit gerade in den Dingen, in welchen die Menſchen gewöhnlich am meiſten durch Wetteifer

beleidigt werden, haben ihn ſeit langer Zeit den Großen angenehm gemacht, und bei der ausgebreitetſten Bekanntſchaft unter ihnen genießt er überall die größte innere Achtung, die ihn der etwa mangelnden äußeren Auszeichnung leicht entbehren läßt. Er hat große Reiſen mit Geſandten, Generalen und andern wichtigen Perſonen gemacht, Deutſchland in allen Richtungen durchwandert, England und Schottland beſucht, Ungarn und Polen geſehn, Italien in allen ſeinen Theilen durchſtrichen, ſieben Monate auf Sicilien gelebt, und ſich lange in Griechenland, in Konſtantinopel und auf der Küſte von Kleinaſien aufgehalten. Ueberall hat er die Völker ſtudirt und die Natur der Länder erforſcht; ich kann nicht ſagen, mit welcher innern Freude ich ihm zugehört habe, wenn er Abends mir, ſeinem jüngeren Freunde, belehrend erzählte, gleichſam durch mein Hören aus ſeinem Schweigen geriſſen, und bald von Bergwerken, von Brücken, Wäldern und Flüſſen, bald von venezianiſchen Sitten, von dem Leben der engliſchen Matroſen (die er überaus liebt), vom Schiffsweſen, von dem Zuſtande der Neugriechen und dem des türkiſchen Reiches, bald von militairiſchen Operationen und alten Schlachtfeldern, lebhaft, ruhig, ſicher, geiſtvoll und treffend erzählte, daß ich oft unwillkürlich an den freundlichen Herodotos denken mußte! Die Kriegskunſt verſteht er in allen ihren Zweigen; er würde Soldaten nicht nur anzuführen, ſondern auch zu bilden wiſſen. Alle dahin bezüglichen Gegenſtände ſind ihm ſo vertraut, und geläufig, daß ihm die richtige Kombination von Menſch und Natur zum Behuf des Kriegs in jedem gegebenen Falle wie von ſelbſt verſtehn müßte, und er

gewiß immer das Eine nothwendige träfe. Der Fürſt Ypſilanti wollte einmal durch ihn ſeine kleine Kriegsmacht, die größtentheils erſt geſchaffen werden ſollte, gegen den Paswan Oglu führen laſſen; die eingetretenen, friedlichen Verhältniſſe nahmen ihm dieſe Gelegenheit, wirklich zu zeigen, was er im Felde vermocht hätte. Alles was den Staat angeht, die Anordnung und Erzeugung allgemeiner Geſellſchaftsverhältniſſe, hat er mit tiefem Sinn durchdacht; die große Bezwingung der Natur zu menſchlichen Zwecken, die vielen Bauwerke, die gegen ihre Feindſeligkeiten der Menſch unternommen, das Weſen der Landwirthſchaft und des Handels, die Kraft der Finanzen, alles hat er in ſeinem klaren Geiſte bearbeitet, alles vielfach geſehn, und in Erfahrungen geprüft. Der Geſchichte iſt er kundig, und vorzüglich der deutſchen: Poeſie in Kunſtform ſteht ihm fern, aber vom Staat und von der Geſchichte aus hat er den Shakespeare ausgefunden. Im Gegenſatze der katholiſchen Umgebung, in der er ſich meiſt befunden, iſt er ſtets ein ſtrenger Proteſtant. Von der Welt will er nichts; ſein Leben iſt ihm gleichgültig; freie Völker, und vorzugsweiſe freie Deutſche zu ſehn, wäre ihm der einzige Troſt: er hatte früher mit den Engländern unterhandelt, Deutſche als Koloniſten nach Sicilien zu führen, wo ſeiner Ausſage noch für mehr als dreißigtauſend Menſchen unbebautes Land liegt; zu einer Auswanderung fände ſonſt er Candia am beſten, das wenige Plätze zum Angriff, und faſt überall gute Vertheidigung dabietet; daß dort aus geretteten Deutſchen gegen die Unterdrücker des Mutterlandes eine Art Malteſerorden ſich feſtſetzte, gehört unter die Ideen, die er vielfach

genährt hat, und deren Nicht-Ausführung noch nichts gegen ihre Ausführbarkeit beweiſt. Dieſer treffliche Mann, der wohl, wenn irgend einer, zum Staatsmann geboren ward, — nur daß er nicht auch die Umſtände, die ſeinen Gaben nöthig waren, ſchaffen konnte, und ſeiner Perſönlichkeit keine glänzende Erſcheinung zu geben wußte, — der nun über fünfzig Jahre alt iſt, und wohl unzählige Schmerzen und Leiden in ſeiner Laufbahn erfahren hat, wie jeder, der mit hellem Geiſte die Verkehrtheit der Handelnden erkennt, und ſein leiſes Reden und Warnen, bei allem Fehlſchagen ſeiner Mühe, doch immer wieder erneuern muß, hätte auf verſchiedene Weiſe dreimal die Schlacht von Wagram entweder unmöglich gemacht, oder für uns entſchieden, wenn man ihn gehört hätte! Er benutzte ſeine Bekanntſchaft und gewohnten Umgang mit Generalen und Vornehmen, um anſpruchslos, wie er war, Einzelnen, die ihm freundlich Gehör gaben, folgende Vorſchläge zu thun, die insgeſammt unbeachtet blieben. Erſtens gab er eine Zeichnung ein, wie vermittelſt einiger Balken jeder Donaukahn zum Kanonierboot umgewandelt werden konnte, eine Einrichtung, die er vom engliſchen Seeweſen her kannte, und mit einigen alten Schiffern völlig in's Werk zu ſetzen ſchon verabredet hatte. Alsdann waren auch wir im Beſitz einer Flottille, wie die Franzoſen, und dieſe konnten nicht ſo leicht Meiſter des Fluſſes werden. Zweitens gab er eine Art von Telegraphen für die Linie unſerer Armee an, die es unmöglich gemacht hätten, daß der Erzherzog Johann den Befehl, nach Wagram zu rücken, zu ſpät erhielt. Drittens hat er oft die einflußreichſten Perſonen dringend aufmerkſam

darauf gemacht, wie ſehr es nöthig ſei, das Gebirge Hohenleithen zu verſchanzen; dann war unſer linker Flügel beim erſten Weichen nicht gleich bloßgeſtellt, wodurch die Schlacht eigentlich verloren ging. — Welche Tugend gehört dazu, um in einem Leben, das faſt unaufhörlich in ſolchem vergeblichen Wiſſen und Bemühen ſich hinſchleppt, doch wieder thätig und freudig einzugreifen, ſo oft nur der geringſte Keim des Beſſern ſich leiſe regt! Und wie wäre dieſer Mann vielleicht in einer günſtigen Lage erſt erſchienen? Wer will ergründen, welche Kraft dann entfaltet worden wäre? Was wir ſehn, ſind gerettete Trümmer; von ihnen haben wir auf das mögliche Ganze zu ſchließen! Sie ſehn, Verehrungswürdiger! daß jener nicht unwerth iſt, neben Ihnen genannt zu werden, und daß ich nicht unbillig ſeinen treuen ſtillen Ernſt, und ſein geſchichtliches Daſtehn mit dem verglich, das aus Ihnen zu mir ſprach, und mir iſt es, als hätte ich mich einer längſt verſchuldeten Pflicht entledigt, daß ich Ihnen von dieſem Mann endlich geſprochen habe! — Die Geſchichte rauſcht vorüber im Sturme, und die Nachwelt erfährt nicht, welches Licht im Verborgenen dieſe Zeit durchleuchtete; ſie trägt wohl gar die Klage und den Vorwurf mit hinüber, daß arm die Deutſchen in ihr geweſen an großen Talenten für den Staat, und eine auf Bücherweſen gerichtete Geiſtesbildung, mehr in Wort als in That, das einzige ſei, was in dieſen Zeiten uns gegeben worden; und dennoch ſcheint die ganze Geſchichte doch nur um ſolcher Männer willen da zu ſein! War nicht auch der Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen ein junger Held, den ungünſtige Schickſale den Anſprüchen

ſeines Volkes ſchon zerſtört und verzehrt hatten, als er anfangen ſollte, ſpät dieſelben zu erfüllen? Ich weiß es; Sie lieben dieſen Prinzen nicht, und ich erinnere mich wohl, daß Sie ihn hart beſchuldigten; aber Sie kannten ihn nicht, und niemand wurde jemals ſo wie er von wahrhaftigen Gerüchten dennoch nur verläumdet, weil dieſe Gerüchte wohl die äußere Thatſache zum ſcheinbaren Beleg hatten, aber nicht die inneren Gründe zur wahrhaften Erklärung. Deßhalb auch würde ein Dichter in einem Trauerſpiel dieſen Prinzen treuer darſtellen können, als ein noch ſo begabter, aber undichteriſcher Geſchichtſchreiber.“ —

So weit unſer Brief. Auch in den ſpätern Ereigniſſen öffnete ſich für Meyern die Bahn der Thätigkeit nicht, auf der ihm ein Blatt in der Geſchichte der Ereigniſſe hätte werden mögen! Aber Denkwürdigkeiten ſeines Lebens und Wirkens wären wohl zu einem Buche zu ſammeln, das einen edlen Menſchen uns zu reicher, aufweckender und tröſtlicher Unterhaltung aufbewahrte. Er lebte ſpäter in Wien, dem großen Generalſtab angehörig, und unter der Leitung des geiſtvollen Generals Grafen von Radetzky, für militairiſche Bildung und Geſetzgebung vielfach thätig.

Im Jahre 1815 war er mit den Truppen in Paris, wo er den Grafen von Schlabrendorf perſönlich kennen lernte. Beide achteten ſich gegenſeitig, zogen einander jedoch nicht an. Meyern erhielt den Auftrag, die aus den öſterreichiſchen Staaten in Paris befindlichen Kunſtwerke in ihre Heimath zurückzuſenden. Später lebte er in Rom, der dortigen öſterreichiſchen Botſchaft beigegeben.

In Frankfurt am Main war er, ſo viel uns bekannt, der Bundes-Militairkommiſſion zugetheilt. Im Jahre 1809 war er Hauptmann, nach zwanzig Jahren war er es noch; freilich führte er den ſchönen Namen mit der That, und bedurfte für ſeine eigne Zufriedenheit keines höheren! —

Seitdem iſt eine treffliche Lebensbeſchreibung des würdigen Mannes von edler und feſter Hand in den Zeitgenoſſen (Leipzig bei Brockhaus) erſchienen, und höchſt ſchätzbare, anziehende und gehaltreiche Nachrichten von ihm hat Theodor Mundt in der Zeitſchrift Zodiakus und in dem erſten Theile ſeiner Dioskuren dankenswerth mitgetheilt.

1829. 1836.

Adam von Müller.

Auch eine der Naturen, welche in der Front, wohin ihre litterariſche Ausrüſtung gerichtet iſt, nicht gehörig erfaßt werden, man muß ihnen Flanke und Rücken abgewinnen, um ihre Richtungen, Hülfsmittel und ganzen Zuſammenhang einzuſehen. Mit dem Einſehen und Verwahren mögen wir uns begnügen; das Angreifen läge außerhalb unſres Zweckes, auch wenn es nicht ſchon unnütz wäre!

Müller war der Sohn eines Beamten in Berlin, und wurde daſelbſt geboren den 30. Juni 1779. Er empfing den beſten Schulunterricht durch Gedike, Heindorf und Spalding, vernachläſſigte aber Sach- und Sprachkenntniſſe, und folgte dem Hange zu philoſophiſchen Geiſtesübungen, welche gleichſam die Ritterſpiele ſeiner Jugend waren. Das Studium der Rechte auf der Univerſität zu Göttingen, und die ſchon vorher gemachte Bekanntſchaft mit Gentz leiteten ihn auf die Staatswiſſenſchaften, und dies um ſo mehr, als ſein Verſuch, eine neue philoſophiſche Bahn zu eröffnen,

wozu ſeine unreife und unvollendete Schrift vom Gegenſatze dienen ſollte, wirkungslos vorüberging. Dem Namen nach bei der kurmärkiſchen Kammer angeſtellt, benutzte er die mit dieſem Verhältniſſe leicht zu verbindende Freiheit, um ſich in Lieblingsſtudien, in Reiſen und geſellſchaftlichen Annehmlichkeiten zu ergehen. Gentz würde ihm das reizendſte Vorbild geweſen ſein, allein es erging dieſem damals noch zu ſchlecht. Noch furchtſamer als Gentz, hatte Müller nicht einmal den Muth, die Welt keck zu genießen, und wenn er es doch that, ſo that er es mit Angſt und Zurückhaltung und Reue. Dabei hatte er mit ſeiner dialektiſchen Kunſt einen beſondern Scharfſinn ausgebildet, überall die ſchwachen Seiten, den Schein, die Untreue aufzuſpüren, und verſagte ſich nicht, die der Welt abgekämpften Waffen auch wieder gegen ſie anzuwenden. So ſchrieb er, während er ſich in Polen auf einem Landſitze mit allerlei Lebensreizen hinhielt, die ſchwerlich Billigung hoffen konnten, an ſeinen Vater die ſchönſten Briefe aus verſchiedenen Hauptſtädten, als befinde er ſich auf einer unterrichtenden Reiſe. Indeß machte er auch wirklich eine Reiſe nach Stralſund, Schweden und Dänemark mit ſeinem Freunde Wieſel, der nächſt Gentz den größten Einfluß auf ihn gehabt hat. Sie waren zur Zeit des berühmten Schloßbrandes in Kopenhagen, und Müller wußte ſpäter in Berlin redneriſch kühn und herrlich vorzutragen, welche Gefahr ſie beſtanden, welchen Muth ſie gezeigt, welche Hülfe ſie geleiſtet; ein Feuerlärm im Nebenhauſe unterbrach den Redner, der alles Vorgetragene plötzlich vergeſſen hatte, leichenblaß mit Angſtgeſchrei davonrannte, und ſich nicht wieder blicken ließ! Auch Wieſel, den er

in einem Briefe an Rahel mit ſcharfen Zügen meiſterhaft ſchildert, entbehrte der leiblichen Tapferkeit, war aber ebenfalls ein dialektiſcher Künſtler und Redner erſten Ranges, dabei jedoch ein Freigeiſt, der keine Zaghaftigkeit im Denken kannte, und keine Zuflucht nöthig hatte, auch nie den geringſten Zweifel hegte, ſeine Freigeiſtereien thätig auszuüben, ſofern nicht äußere Rückſichten es verboten.

Nach einiger Zeit, da Berlin kein günſtiger Schauplatz dünkte, hielt Müller in Dresden über deutſche Litteratur Vorleſungen, und gab dann in Verbindung mit Heinrich von Kleiſt eine Zeitſchrift Phöbus heraus. Das prahleriſche Auftreten, welches beſonders auch den Namen Goethe's als eines Verbündeten mit ungeheuren Geſchützſalven den Leuten in die Ohren donnerte, konnte ſich in den ungünſtigen Zeitumſtänden nicht halten, obwohl man geſtehen mußte, daß Müller eine ſeltne Virtuoſität geiſtiger Beweglichkeit, eindringlichen Wirkens, und beſonders guten Tones der vornehmen Welt in ſeinen mündlichen wie ſchriftlichen Arbeiten vereinigte. Philoſophie und Litteratur an die höheren Kreiſe der Geſellſchaft zu bringen war niemand in Deutſchland jemals ſo geeignet erſchienen.

Der Krieg des Jahres 1809 vertrieb ihn aus Dresden. Er ging nach Berlin zurück. Hier hielt er Vorträge über Friedrich den Großen. Zugleich aber ließ er ſich in politiſche Thätigkeit ein, welche den damaligen Regierungszwecken entgegen war. Von dieſen merkwürdigen, tief eingehenden, geſchickten und — es giebt hier kein andres Wort — perfiden Betreibungen wird künftig an anderm Orte zu reden ſein. Jedoch mißlang der

Verſuch, und Müller glaubte nun ſein Vaterland aufgeben zu müſſen, ging nach Wien, bekannte ſich zur katholiſchen Kirche, und gelangte durch Gentz zu einer Anſtellung im öſterreichiſchen Staatsdienſte.

Wir können hier ſeinen Verhältniſſen, Einwirkungen und Schriften nicht einzeln nachgehen. Er ſah ſich bald durch Gentz mehr gehemmt und beſeitigt, als gefördert; aber auch in ſeiner eignen Geiſtesart lag viel, was ihm von größerem Schwunge in Staatsgeſchäften abhalten mußte. Außer dem Mangelhaften, das hier etwa aufzuzählen wäre, wirkte in viel größerem Maße ſeine Stärke ſelber ein, das ächte und tiefe Bedürfniß in ihm zu einem höchſten Wahren und Heiligen. Dieſes Bedürfniß wurde in ihm ſtets dringender und reiner, und wenn die Art und Richtung, ihm Befriedigung zu verſchaffen, auch manchem Sinne nicht gemäß war, ſo muß doch das Streben ſelbſt in Müller mit großen Ehren anerkannt werden. Seine katholiſche Denkart war durchaus aufrichtig, treu, ernſt, keiner Verläugnung fähig, dagegen jedes Opfers, und vor allem war ſie wirklich katholiſch; er ſuchte nicht eigne Vorſtellungen in die Dogmen hineinzulegen, und dieſe hiedurch erſt in rechte Bedeutung zu ſtellen. Daher, als die kirchliche und weltliche Autorität die Folgerungen nicht angemeſſen fand, zu welchen ſein regſamer Verſtand die höchſten Lehren führte, hielt er willig nicht nur jene zurück, ſondern ſtellte auch von der Zeit ſeine ganze Schriftſtellerei ein.

In ſeiner Stellung als Generalkonſul in Leipzig und Reſident bei den anhaltiſchen Höfen hatte Müller eine große Wirkſamkeit, die ſich auch vielfältig auf Preußen

erſtreckte. Seine Verbindungen, ſein Briefwechſel dahin waren ſehr lebhaft. Er wurde mit einigem Grunde beſchuldigt, manche Beziehungen ſeines Vaterlandes mit beinah feindlicher Herbheit behandelt zu haben. Wäre es gegründet, daß die unverhältnißmäßigen Schwierigkeiten, welche Anhalt-Köthen dem preußiſchen Zollweſen machte, größtentheils durch Müller's Betrieb erhoben worden, ſo würden, ſofern die deßfallſigen Verhandlungen der erſte Keim zu den nachherigen außerordentlichen Erfolgen und Ausbreitungen der deutſchen Zollvereinigung geweſen ſind, jenem Betriebe, wenn auch nicht mit Abſicht, doch in der That, nur Preis und Dank zu widmen ſein.

Von Leipzig abgerufen und nach Wien verſetzt, mit dem Beinamen von Nitterdorf in den Adelſtand erhoben, ſah Müller einen neuen Anlauf vor ſich, als er durch den Tod im Januar 1829 übereilt wurde, in Folge des Schreckens und der Theilnahme, welche ihm, dem ſelber Kranken, die aufeinanderfolgenden Nachrichten von Friedrich Schlegel's und dann von der Fürſtin von Metternich unerwartetem Ableben verurſachten. Die zarte Reizbarkeit ſeines liebevollen Gemüths iſt ſelbſt in dieſer faſſungsloſen Schwäche mit Rührung anzuerkennen.

Im Umgang und Geſpräch war Adam von Müller einer der angenehmſten und hinreißendſten Menſchen. Mit ſeinen unerſchöpflichen Handhaben des äußern Scheines, ſowohl ihn zu vernichten als hervorzubringen, bildete ſein tiefgehender Eifer einen Gegenſatz, der ſchon durch ſich ſelbſt die wunderbarſten Wendungen bewirkte, allein ſeine Furchtſamkeit und ſein verſöhnlich weicher Sinn geſellten ſeinen Behauptungen und Schärfen eine

Anmuth und Weichheit, ein ſchmiegſames Einlenken und ſchmeichelndes Begütigen, daß er in ſolcher Erſcheinung einer der liebenswürdigſten Menſchen genannt werden konnte.

Einiges von dieſen Eigenſchaften ſchimmert auch in ſeinen Briefen durch, wiewohl der ſchriftliche Ausdruck dieſes Weſens immer nur ein ſchwacher Abglanz des perſönlichen bleiben wird.

1835.

Frau von Grotthuß und Frau von Eybenberg.

Wer weiß noch von dieſen beiden Schweſtern? von ihrer glänzenden Erſcheinung, ihrer vielfachen Lebenswirkung? Nur wenige Zeitgenoſſen dürften übrig ſein, die davon zeugen können. Doch ſind jene Namen manchen Blättern eingeſchrieben, welche nicht ſo ſchnell verwelken werden; und ſchon dadurch ſind wir angeſprochen, ein ſolches Andenken auch mit einigen Lebenszügen auszuſtatten.

Sara und Mariane Meyer gehören zu den zahlreichen Beiſpielen eigenthümlicher Auszeichnung und merkwürdiger Schickſalswendung, worin eine ganze Berliniſche Zeitgenoſſenſchaft ſich als eine wunderbar anziehende und energiſche, in ihrer Art wohl einzig zu nennende Erſcheinung darſtellt. Der Geiſt des achtzehnten Jahrhunderts, die Regierung Friedrichs des Großen, der Boden von Berlin, und die durchgreifende Wirkſamkeit Moſes Mendelsſohn's und Leſſing's, waren insgeſammt erforderlich, eine ſolche Blüthe hervorzurufen und gedeihen

zu laſſen, die ſchwerlich in gleicher Weiſe ſich fortſetzen oder erneuern wird.

Die genannten beiden Schweſtern hatten in großem Reichthum und glänzender Ueppigkeit, mit allem erdenklichen Aufwand vornehmer Erziehung und bildenden Unterrichts, eine glückliche Jugend verlebt. Beide waren ſehr ſchön, von feinſter Sitte und reizender Liebenswürdigkeit. Die ältere, Sara, vereinigte lebhaften Geiſt und außerordentliche Herzensgüte, die ſchönſte Bildung, Kenntniß fremder Sprachen und Litteraturen, Geſchmack in Künſten, und alles ſonſtige Wiſſen und Können, welches für geſellſchaftlichen Glanz und häusliches Wohlbehagen geeignet iſt. Sie hörte in ihrer Jugend Schmeicheleien von Leſſing, in ſpäterer Zeit von Herder, dann ſtanden Frau von Genlis, der Fürſt von Ligne und Goethe mit ihr im freundlichſten Verkehr. Nach einer erſten frühen Verheirathung und manchem Wechſel des Geſchickes, wobei ſogar der ſonſt wenig erhörte Fall einer rückgängig gewordenen Taufe ſich ereignet hatte, heirathete ſie einen reichen liefländiſchen Baron von Grotthuß, mit welchem ſie in vieljähriger glücklichen Ehe und lange Zeit in erwünſchten anſehnlichen Verhältniſſen lebte.

Ihre ſehr milden und nachgiebigen Eigenſchaften wirkten angenehm und hülfreich für Andre, zuletzt aber nachtheilig auf ſie ſelber zurück. Sie gewöhnte ſich, allzu wohlgefällig ihren eignen Werth und ſeine Wirkungen zu betrachten, und da ſie hierin nicht nur von Andern immerfort anerkannt ſein wollte, ſondern auch ihre Selbſtzufriedenheit auf alle Weiſe ausſprach, ſo gerieth ſie mit zunehmenden Jahren auf den Gipfel der

Eitelkeit, welchen Rahel in Denkblättern vom Jahre 1805 ſo treffend bezeichnet hat. Späterhin ging dieſe Selbſtgefälligkeit ſogar einmal in Geiſtesſtörung über. Dieſes Unglück wurde zwar wieder beſeitigt; allein das Grundübel der Eitelkeit war zu tief gewurzelt, um je wieder aufhören zu können, und wurde ihren Freunden und Nächſten ſehr läſtig, ohne doch jemals die Achtung und das Wohlwollen untergraben zu können, welche ihrem wirklich gebildeten Geiſte und ihrer wahren Herzensgüte nicht zu verſagen waren. Beſonders blieben Rahel und Graf Chriſtian Bernſtorff, bei aller ſcharfen Einſicht und Beurtheilung, ihr beharrlich zugethan und thätig um ſie bemüht. Sie ſtarb als Wittwe im Jahre 1828 zu Oranienburg, wo ihr Mann, nachdem er durch Krieg und andres Unglück ſein Vermögen eingebüßt, in ſeinen letzten Jahren das Poſtamt verwaltet hatte.

Schöner noch und weit anziehender war die jüngere Schweſter Mariane Meyer. Sie hatte weniger Gutmüthigkeit, und weniger Narrheit, doch nicht geringere Anſprüche als jene; ihr überlegener Geiſt und ihre kalte Weltklugheit ließen ſie nur beſſern Anſchein behaupten, und bei ihrem Thun und Wirken möglichſt den eignen Vortheil in's Auge faſſen. Allein hiebei mochte ſie doch keineswegs auf weitausſehende Berechnung eingehen; Plane und Opfer waren ihr verhaßt, ſie wollte die Gegenwart benutzen und genießen; eine Zukunft zu bereiten fiel ihr nicht ein. Sie hielt ihre Gedanken und Vorſätze ſtets auf das Nächſte gerichtet, und über das eigne Leben hinaus wollte ſie nicht ſorgen. „Après moi le déluge!“ pflegte ſie oft zu ſagen, und ihr ſchöner Mund, ihr heitrer Sinn, der die Gegenwart ſo glücklich auszuſtatten

wußte, gaben dem harten Spruch eine Anmuth, die für den Augenblick ihm allenfalls beiſtimmen ließ.

Natürlich fehlte es dieſer Schönheit nicht an Huldigungen. Graf Chriſtian Bernſtorff, damals bei der däniſchen Geſandtſchaft in Berlin, war leidenſchaftlich von ihr eingenommen, und gab nur nach langem Widerſtreben und vieler Pein die Hoffnung auf, eine dauernde Verbindung mit ihr zu knüpfen. Auch Goethe hatte für ſie die lebhafteſte Neigung, die nach überſtandenem Schwindel der Verliebtheit als aufmerkſame Beachtung fortdauerte. Er ſchreibt im Sommer 1797 an Schiller: „Auch iſt die berühmte Mariane Meyer hier; es iſt Schade, daß ſie nicht einige Tage früher kam, ich hätte doch gewünſcht, daß Sie dieſes ſonderbare Weſen hätten kennen lernen.“ Die entſchiedenſte und dauerndſte Eroberung aber machte ſie an dem Fürſten von Reuß, der als öſterreichiſcher Geſandter viele Jahre in Berlin lebte. Nach ſeinem Tode — er ſtarb ſchon 1799 — ergab ſich, daß er mit ihr förmlich verheirathet geweſen, und die Wittwe war vollkommen berechtigt, als Fürſtin von Reuß aufzutreten. Die fürſtlichen Verwandten wußten ſie jedoch zu bewegen, gegen feſtgeſetzte anſehnliche Vortheile jenem Titel zu entſagen, und dafür den Namen von Eybenberg zu führen. Sie lebte dann meiſtentheils in Wien, in den angeſehenſten Kreiſen, und wurde auch ſelbſt ein Mittelpunkt angenehmer und bedeutender Geſelligkeit.

Die beiden ausgezeichneten Schweſtern, Fanny von Arnſtein und Cäcilie von Eskeles, beide gleichfalls aus Berlin und derſelben Herkunft wie Frau von Eybenberg, ſtanden in Wien an der Spitze der glanzvollſten

Häuſer, und beherrſchten mit ſteigendem Erfolg einen ausgebreiteten Geſellſchaftskreis. Schon beide mit einander wetteifernd, fanden ſie die neue Rivalin und Landsmännin unbequem, und begünſtigten ſie nicht. Gegen den Reichthum und Einfluß dieſer Verhältniſſe war in demſelben Gebiete nicht aufzukommen, Frau von Eybenberg mußte hier zurückſtehen, rächte und entſchädigte ſich aber, indem ſie nur höher emporſtieg, und faſt nur in Verbindungen lebte, die jene ihr beneiden mußten. Die Prinzeſſinnen von Kurland, die Familien Ligne und Clary, und viele andre des erſten Ranges und Anſehns, waren ihr vertrauter Umgang, und dieſer hatte immer den Vorzug eines auch geiſtigen Schimmers, der in den andern Kreiſen bisweilen zu fehlen ſchien.

Ihre Schönheit erhielt ſich lange durch alle Leiden und Einbußen hindurch, welche der Wechſel der Ereigniſſe und Jahre ihr zuführte; als Krankheit und Verfall ſich einſtellten, mußte ſie auch dieſe traurigen Bedingungen eines ihr ungewohnten Lebens aufnehmen und verarbeiten.

Im Jahre 1805 machte Frau von Eybenberg eine Reiſe nach Italien. Dies war für ſie eine glückliche Zeit des höchſten und reinſten Genuſſes; die Luft, die Lebensart, die Gegenſtände der Kunſt, die Eigenthümlichkeiten des Landes, der Wechſel der Menſchen, alles entſprach ihrem Sinn, ihrer Stimmung. Nur ihre Geſundheit blieb angegriffen, und bedurfte, beſonders nach der Rückkehr, ſteigender Sorgfalt und ſteter Pflege. Durch die Unfälle, welche im genannten Jahre Oeſterreich und im folgenden auch Preußen trafen, erlitten ſowohl die Vermögensumſtände als auch überhaupt die

Lebensverhältniſſe der Frau von Eybenberg manchen Verluſt. Sie hatte nun mit Schwierigkeiten und Mühſalen zu kämpfen, welche ihr früher ganz unbekannt geblieben waren. Eine in ihrer Familie einheimiſche Prozeßwuth, die ſich auf ausſchweifende Vorſtellungen und gewaltſame Illuſionen ſtützte, verſchlang bedeutende Hülfsmittel, durch welche ein ſinkender Wohlſtand noch zu erhalten geweſen wäre. Sie entging dieſem Wahn und ſeinen Folgen nicht, wußte ſich aber auch in den ſtärkſten Bedrängniſſen muthig zu faſſen und leidlich einzurichten. Wer ſie in dieſer ſpäteren Zeit ſah, dem mußte ihr ganzes Weſen allerdings eine merkwürdige Erſcheinung dünken, und konnte nicht immer leicht zu entziffern ſein. Große Schärfe des Verſtandes und unglaubliche Läſſigkeit des Gemüths, muntre Lebensluſt und überdrüſſige Entſagung, thätige Sorge, ſich das Leben noch ſo angenehm und ergiebig zu machen als möglich, und eiskalte Gleichgültigkeit, wenn ein Verſuch nach dem andern fehlſchlug, ſchienen immerfort in Widerſpruch miteinander; ihre Langeweile war unterhaltend, ihre Selbſtſucht wohlgefällig; ſie gelangte zu nichts, denn ſie verfolgte keinen Plan; aber ſie regte ſich und Andre ſtets zur Thätigkeit auf, denn ſie hatte immerfort Zwecke, viele und mannigfache, die der Augenblick gab und nahm. Sie machte kein Hehl aus ihren Geſinnungen, nach welchen ſie auf keine Freundſchaft rechnen konnte, und doch blieben ihr edle Freunde bis an ihr Lebensende zugethan. Gentz hatte ſich früh von ihr losgeſagt, behielt aber doch ein reges Intereſſe für ſie, das ſeine Freunde und Jünger Adam Müller und von Buol gern von ihm annahmen und beharrlicher fortſetzten. Frau von

Eybenberg ſtarb im Jahre 1814 zu Wien, wo ſie bis zuletzt, zwar beinahe in Armuth, doch nicht ohne Anſtand und Wirkſamkeit gelebt hatte.

Frau von Grotthuß war in früheren Jahren öfters von bedeutenden Männern aufgefordert worden, als Schriftſtellerin aufzutreten. In franzöſiſcher und deutſcher Sprache hatte ſie Erzählungen, Dramen, moraliſche und ſogar politiſche Aufſätze verſucht; beſonders ihre franzöſiſchen Arbeiten wurden ſehr geſchätzt.

Frau von Eybenberg ſchrieb ungern, und faßte ſich auch in Briefen gern möglichſt kurz; doch gab es auch von ihr eine Sammlung handſchriftlicher Blätter, welche die Beſitzer ungemein werth hielten und nur in vertrautem Kreiſe mittheilten. Es waren dies ſogenannte Bildniſſe oder Karakterſchilderungen von Perſonen aus der Geſellſchaft, und die Schärfe und Richtigkeit dieſer Zeichnungen erregte Bewunderung und Furcht, denn freilich hatte bei den meiſten eine feindliche Menſchenkenntniß den Griffel geführt. Auch ihr eignes Bild ſoll ſie in dieſer Art mit größter Meiſterſchaft ſchonungslos gezeichnet haben, nachdem Frau von Stael, entſetzt über dieſe grauſame Darſtellungsgabe, geäußert hatte, dieſe werde gewiß nie das eigne Bild verſuchen.

Wir werden hier unwillkürlich an Mad. du Deffand erinnert, dieſe merkwürdige Egoiſtin der franzöſiſchen Geſellſchaftswelt im vorigen Jahrhundert, welche mit Voltaire und Horatio Walpole in Verkehr ſtand, wie Frau von Eybenberg mit Goethe und dem Fürſten von Ligne; ebenfalls den gefälligſten Umgang für die Menſchen hatte und die feindlichſte Auffaſſung, ſich gleicherweiſe alles Blickes auf die Zukunft entſchlug, und nur

für die Gegenwart leben wollte; und die im Grunde wohl nicht ſchlimmer war, als viele ihrer Zeitgenoſſen, die ſich nur beſſer zu ſtellen wußten! —

Wir können dieſe kurze Schilderung nicht erwünſchter beleben, als indem wie aus den bisher noch ungedruckten Briefen Goethe's an Frau von Grotthuß hier einige mittheilen, welche nicht nur für die Empfängerin das vortheilhafteſte Zeugniß ſind, ſondern auch manches ſonſt Bemerkenswerthe, und unter andern ein Wort über Frau von Stael enthalten, das neben dem Beſten, was über die ausgezeichnete Frau je geſagt worden, ſeine Stelle verdient.

1837.

Briefe von Goethe an Frau von Grotthuß.

1.

Weimar, den 9. Februar 1797.

Was werden Sie ſagen? wertheſte Frau, wenn ich Ihnen erzähle, daß zu eben der Zeit, als Ihr freundſchaftliches Röllchen auf dem Wege zu mir war, ich ihm entgegenreiſte und mich Ihnen näherte. In Leipzig und Deſſau hielt ich mich einige Zeit auf, und, wäre nicht die traurige Nachricht von dem Tode des, auch mir ſo theuren, Königlichen Prinzen eben erſchollen, ſo hätte ich mich wohl verleiten laſſen weiter zu gehen, Berlin zu beſuchen, mich an den kunſtreichen Darſtellungen des Karnevals zu ergötzen und aus der großen Maſſe intereſſanter Menſchen, die ſich dort befinden, zu den wenigen Freunden, deren ich mir daſelbſt ſchmeicheln kann, vielleicht noch einige zu erwerben. Bei

meiner Rückkunft empfing mich Ihre Arbeit doppelt freundlich, ſowohl als ein Beweis Ihres in der Ferne fortdauernden Andenkens, als auch als ein Zeugniß Ihrer völlig wieder hergeſtellten Geſundheit, denn wie wollte man ohne eine glückliche Harmonie ſeiner Kräfte ein ſo angenehmes Werk hervorbringen, als dasjenige iſt, das Sie freundſchaftlich für mich gearbeitet haben. Verzeihen Sie, wenn ich Sie nicht ſogleich über deſſen Ankunft beruhigte, denn ich wollte nicht einen bloßen Empfangſchein überſchicken, ſondern zugleich noch etwas mehr ſagen, und dazu erwartet man denn lange eine Stimmung, die nicht kommt, wenn man ſie nicht zu erſchaffen weiß. Ihr zweiter Brief beſtimmt meine Unentſchloſſenheit, und ich eile Ihnen für das ſchöne Geſchenk zu danken, das mich ſo oft an Ihr Andenken, Ihre gute Meinung und Ihr Talent erinnern wird. Wie ſehr danke ich Ihnen zugleich für den Antheil, den Sie an meinen Arbeiten nehmen. Da ein Schriftſteller ſich muß gefallen laſſen, daß ſo manches wunderlich genug genommen und beurtheilt wird, ſo findet er ſich freilich ſehr getröſtet, wenn ſeine Arbeit einmal bei einem gebildeten Individuo als Naturprodukt wirkt, und zwar in ſeiner ganzen Breite und Tiefe. Bald ſehen Sie wieder ein epiſches Gedicht von mir, dem ich eine ſo gute Aufnahme, auch in Ihrem Zirkel wünſche, als die Neigung ſtark iſt, womit ich es angegriffen habe und nun bald zu vollenden hoffe. Grüßen Sie Ihre Freundin (Rahel Robert), deren ich mich noch recht gut erinnere, und gedenken meiner bei guten und trüben Tagen, in der lebhaften Stadt ſo wie auf dem ſtillen Lande.

Goethe.

2.

Weimar, den 1. Februar 1806.

Ihr lieber Brief mit der zugefügten Gabe hat mich auf das angenehmſte überraſcht und zugleich erinnert, daß ich der guten Schweſter auch noch eine Antwort ſchuldig bin, die mir ihren glücklichen Eintritt in Italien notifizirte. Wie ſehr freut mich's, daß Sie noch an mich denken, und jetzt nicht verſchmähen, als Marianens Stellvertreterin, mir die gewohnten fremden Leckerbiſſen zuzuſenden. Was ich von Ihren Zuſtänden bisher erfragte, hat mir immer viel Vergnügen gemacht, denn ich vernahm, daß Ihnen und Ihrem Herrn Gemahl manches gelungen iſt, worüber Sie ſich zu erfreuen haben, wovon mir denn auch Ihr Brief das beſte Zeugniß giebt. Ich ſchreibe in dieſen Tagen an Herrn von Humboldt nach Rom, und werde ein Blatt an unſre liebe Mariane mit beilegen. Ich wünſche, daß ſie ſich nach ihrer Art geſund, d. h. leidlich befinde, um das manche lange erſehnte Gute genießen zu können, in deſſen Nähe ſie ſich jetzt befindet. Fahren Sie fort meiner zu gedenken, und bleiben Sie überzeugt, daß ich mich ſehr oft der guten Tage erinnere, wo wir zuſammen an der Töpel manches nicht wieder zu erlebenden Vergnügens genoſſen. Empfehlen Sie mich Ihrem Herrn Gemahl und bleiben mir gewogen.

Goethe.

3.

Weimar, den 6. Dezember 1810.

Heute ſoll, theuerſte Freundin, nicht von Leckerbiſſen, am wenigſten von den Spickgänſen, die Sie

uns ſo appetitlich in der Ferne zeigen, die Rede ſein; auch nicht von allem andern Freundlichen und Guten, das Ihr lieber Brief enthält; ſondern, wie Sie ſchon aus der Inlage ſehen, von dem Schickſal der Tochter Jephthä. Auf Ihre Anregung habe ich ſogleich das empfohlene Trauerſpiel (Ludwig Robert's) aus den Flözſchichten poetiſcher, theatraliſcher und litterariſcher Anhäufungen, die ſich um mich herum aufbauen, hervorgeſucht, habe ſolches mit Vergnügen geleſen, und halte die Aufführung nicht ganz unmöglich; doch wünſchte ich, der Verfaſſer thäte vorher noch Folgendes daran:

1) Könnte er eine Anzahl Verſe herausnehmen, oder, wie man ſagt, ſtreichen; ſo würde es dem Stück günſtig ſein, weil es etwas zu lang ſpielt. Ich fühle zwar ſelbſt, daß es ſchwer halten wird, weil die Scenen gut gearbeitet ſind, und ſich nichts Ueberflüſſiges findet; allein hie und da läßt ſich doch wohl eine kleine Amplifikation und mehrere Ausführlichkeit wegnehmen, ohne daß das Ganze Schaden leidet.

2) Wären die vier Krieger in zwei Perſonen zuſammenzuziehen, und dieſen beſtimmte Namen zu geben. Kein guter Akteur mag gern als bloßer Statiſt erſcheinen, und das, was die Krieger zu ſagen und zu thun haben, iſt zu bedeutend, als daß man es wagen ſollte, durch vier Perſonen es ausrichten zu laſſen, wo gewöhnlich einer oder der andere ſchwach bleibt, oder gar ſich lächerlich macht.

3) Nun noch ein Hauptpunkt. Der Verfaſſer hat wohl gefühlt, daß er bei dem Gelübde Jephtha's ſich beſonders angreifen müſſe, und hat es auch deßhalb, damit es ſich vom andren gleichſam abſondere, in ge-

reimte Verſe gebracht; allein aufrichtig zu ſagen, ſo hat mir dieſe Stelle zu wenig Gehalt und die gereimten Trochäen zu wenig Würde. Die Achſe, um die ſich das ganze Stück dreht, ſollte etwas derber ſein. — Dieſes legen Sie dem Verfaſſer an's Herz, und er wird leicht fühlen und einſehen, wie es gemeint iſt.

So viel für heute. Ich füge weiter nichts hinzu, damit dieſe Sendung nicht aufgehalten werde.

G.

4.

Weimar, den 17. April 1811.

Meine Sendung vom 4. April wird nunmehr wohl, theuerſte Freundin, in Ihren Händen ſein. Möchten Sie darin den Wunſch, mein Andenken bei Ihnen zu erneuern, und wenigſtens den Willen einer Dankbarkeit für ſo manches Gute und Freundliche, gewahr werden.

Das Gegenwärtige hat die Abſicht, Ihnen ein paar Perſonen bekannt zu machen, die Ihre Aufmerkſamkeit verdienen. Es iſt Herr und Madam Wolff, beides Mitglieder unſers Hoftheaters, welche nach Berlin kommen, um Gaſtrollen zu geben. Ich wünſche, daß Sie auf einem fremden Schauplatz, und ohne ihre gewohnte Umgebung, den Beifall finden mögen, den ſie ſo oft bei uns verdienen.

Herr Robert hat gewiß auch einige Gefälligkeit gegen ſie. Beide haben Rollen in ſeinem neuen Stücke. Die Leſeprobe iſt noch vor ihrer Abreiſe gehalten worden, damit die Vorſtellung gleich nach ihrer Rückkunft vor ſich gehen könne. Unſer Kapellmeiſter Müller komponirt die Chöre.

Den guten Crayen, der Sie intereſſirt, ſcheint der Herzog auf alle Weiſe zu begünſtigen, wenigſtens ſendet er ihn nach Töpliꜩ voraus, damit er, wegen ſeines verwundeten Arms, der Kur deſto länger genießen könne.

Was für Abſichten haben Sie für dieſes Jahr? Die ſchöne Frühlingsluft macht ſchon einige Reiſeluſt in mir rege.

Zum Schluſſe will ich nicht vergeſſen, Sie auf eine kleine Arbeit von mir, Pandora, aufmerkſam zu machen. Es iſt ein etwas abſtruſes Werkchen, welches durch mündlichen Vortrag gehoben werden muß. Herr Wolff und ſeine Frau werden ſich ein Vergnügen daraus machen, Sie einen Abend damit zu unterhalten.

Leben Sie recht wohl, und gedenken Sie mein.

Goethe.

5.

Weimar, den 8. Januar 1812.

Vor Zeiten beſtand bei mir die löbliche Einrichtung, daß ich wenigſtens vor Ende des Jahrs meine dringenſten Briefſchulden abzuthun ſuchte; gegenwärtig aber ziehen ſie ſich immer mehr in's neue hinein. Am meiſten drückt mich ſchon einige Zeit, Ihr Schuldner zu ſein, und das will ich denn auch nicht länger tragen. Zwar könnte ich zu meiner Rechtfertigung aufrichtig verſichern, daß ich gerade, weil Sie und Ihre theure Schweſter mir immer gegenwärtig waren, am wenigſten dazu gelangen konnte, Ihnen zu ſchreiben. Ich brauche Ihnen nicht zu verſichern, wie nahe es mir geht, die verehrte Kranke in einem ſolchen peinlichen Zuſtand zu wiſſen, und wie ich von einer doppelten Empfindung hin und wieder ge-

zogen werde, indem ich einmal zu erfahren wünſche, wie ſie ſich befindet, und ſodann wieder befürchten muß, von einem ſchlimmern und gefährlichern Zuſtand unterrichtet zu werden. Auf dieſe Weiſe, darf ich wohl ſagen, bin ich immer um Sie beide beſchäftigt, und wenn mir der Ort anſchaulich wäre, wo Sie ſich befinden, ſo würde an der wirklichen Gegenwart wenig fehlen. Laſſen Sie jedoch, beſte Freundin, mich es nicht entgelten, und geben Sie mir bald Nachricht von einem Zuſtande, der mich ſo ſehr intereſſirt. Empfehlen Sie mich der theuren Leidenden auf das beſte, und haben Sie tauſend Dank, daß Sie ſo treulich die Stelle ſo vieler abweſend Theilnehmenden vertreten.

Von mir habe ich wenig zu ſagen, wenn ich auch wollte. Das tägliche äußere Leben verſchlingt das innre dauernde, und keins von beiden will ſeine Rechte fahren laſſen; worüber denn beinahe alle beide verloren gehn.

Sie fragen, meine Beſte, nach dem Trauerſpiel Jephtha. Es iſt damit eine eigene Sache. Wir haben es mit großer Sorgfalt vorgeſtellt, aber es nicht über die zweite Repräſentation gebracht, und ich glaube nicht, daß es ſich auf dem Repertorium halten wird. Die Urſache davon liegt darin, daß ein gebildetes Publikum, wie das unſere, das alle bedeutenden Stücke ſehr genau kennt, dem Verfaſſer des Jephtha gar zu leicht nachkommen kann, wo er ſeine Geſtalten, ſeine Situationen und Geſinnungen her hat; und doch geht es mit den drei erſten Akten noch ſo ziemlich. Da man aber in dem vierten auf eine unangenehme Weiſe an Lear erinnert wird, und im fünften ein vergeblicher Pomp nur zerſtreuend wirkt, ſo will das Stück niemals bis an's Ende

die Zuſchauer feſthalten, obgleich die Verſe ganz gut ſind, und eigentlich nichts Ueberflüſſiges ſich in der Ausführung befindet, weßhalb es mir auch im Leſen ganz wohl gefiel.

Soll ich aufrichtig ſein, ſo hat das Stück noch einen Fehler, der tiefer liegt, nicht leicht erkannt, aber durchaus empfunden wird: es iſt dieſer. Wenn die hier behandelte Fabel einigen Werth haben ſoll, ſo mußte die Tochter Jephtha's ein häusliches Mädchen ſein, es ſei nun aus öffentlicher oder Privatſitte; der Vater muß ſie gar nicht als aus- und eingehend denken können, indem er das Gelübde thut; und ihr erſter durch kindliche Liebe erregter Schritt muß ihr den Tod bringen. Dieſe gute Dina aber läuft vor wie nach im Lande herum, und erinnert an ihre Namensgenoſſin, welche auch beſſer gethan hätte zu Hauſe zu bleiben, als nach Sichem zu gehen und die Töchter des Landes zu beſuchen; wobei ſie denn ganz natürlich den Söhnen des Landes in die Hände fiel.

Vielleicht macht dieſes Stück bei einem Publikum, das weniger mit unſern theatraliſchen Produktionen bekannt iſt, eine gute Wirkung: denn ob ich gleich, beim erſten Durchleſen, die Parallel-Figuren und Stellen recht wohl bemerkte, ſo waren ſie mir doch nicht zuwider, weil ich nicht einſehe, warum man nicht das Gute, auf eine andere Weiſe verknüpft und bearbeitet, wiederbringen ſoll. Verzeihen Sie meiner Aufrichtigkeit; ich wollte aber nichts verſchweigen, was ich bei den mehreren Proben und einer zweimaligen Aufführung bemerkt hatte. Ich ſchließe mit den beſten Wünſchen und Hoffnungen.

Im Vertrauen auf Ihre thätige Freundſchaft lege ich ein Verzeichniß bei von Perſonen, deren eigen-

Handſchrift ich beſitze. Sie ſehen daraus, daß mir noch manche verſtorbene und lebende Wiener abgehen. Fällt Ihnen irgend ein ſolches Blättchen in die Hände, ſo heben Sie mir's auf, bis ich es gelegenlich aus Ihren lieben Händen, oder durch einen Reiſenden erhalten kann. Nochmals das beſte Lebewohl.

Goethe.

6.

Weimar, den 1. Dezember 1813.

Was ich für Sie ſeit mehreren Monaten gefürchtet, was ich bei vielfachen Erkundigungen theilweiſe vernommen, davon giebt mir nun Ihr lieber Brief leider eine vollſtändige Gewißheit. Wären Sie nicht, verehrte Freundin, mit dieſer ſeltſamen Miſchung von Stärke und Zartheit, von Ueberſicht und Gefühl begabt, ſo würden Sie ſo große Uebel nicht ertragen können. Möge, wie ſich die Dresdener Luft wieder reinigt, auch um Sie der Himmel heiterer werden und in beſſeren Tagen die Geſundheit Ihres werthen Gatten ſich glücklich herſtellen.

Die ungeheuern Schickſale ſind, verhältnißmäßig, gelind an uns vorübergegangen, und ich war, mit allen denen mir zunächſt Verbundenen, durch dieſe unruhigen Wochen wenigſtens geſund, und man half ſich wechſelsweiſe ſelbſt die ſchlimmſten Stunden ertragen.

Wo man hin ſieht und hört, woher auch Briefe zu uns gelangen, alles klingt wieder von Jammer und Noth, und nur die Hoffnung, daß aus dieſem Chaos eine neue Ordnung der Dinge hervortreten werde und müſſe, erhält noch die Jüngeren aufrecht, indem die Aelteren es wahrſcheinlich finden, daß ſie erſt aus glücklicheren Regionen auf dieſes neue Glück herabſehen werden.

Sagen Sie mir von Zeit zu Zeit, wie Sie ſich mit Ihrem theuren Gemahl, dem ich mich beſtens empfehle, befinden.

Möchte ich, wie von dem lieben Dresden, ſo auch von Ihnen beiden eine wachſende Wiederherſtellung vernehmen. G.

(Eigenhändig.)

Und nun eine aufrichtige Verſicherung wahrhafter Anhänglichkeit. Erhalten Sie mir Ihre Freundſchaft, das ſind die einzigen Schätze, an denen wir uns erfreuen dürfen, da alles andre ein ungünſtiger Augenblick zu verſchlingen droht. Von Dr. Weigel hörte ich, er ſei in Erfurt, aber in der Stadt. Man habe ihn dieſſeits verlangt, der Kommandant ihn aber verweigert, jedoch zugeſagt, daß er ſelbſt im äußerſten Falle ihn nicht mit in die Citadelle nehmen wolle. Möge auch er gerettet werden!

7.

Weimar, den 7. Februar 1814.

Als ein zwar nicht gieriger, aber doch ſeit geraumer Zeit von ausländiſchen Leckerbiſſen nicht heimgeſuchter Tiſchfreund, wollte ich die, durch den buntgefiederten Kourier angekündigten, nordiſchen Wohlthaten erſt abwarten; allein da dieſe bis jetzt noch nicht angelangt, ſo will ich nicht länger ſäumen, Ihnen, vortreffliche Freundin, für das gütige und erquickliche Andenken meinen beſten Gruß und die Anerkennung Ihres theuern Wohlwollens zu erwiedern.

Man enthielte ſich gern jetzt alles Blickes in die Ferne, da man mit dem Nächſten auf mancherlei Weiſe

bedrängt iſt, wenn nicht das Glück der Sieger in Südweſten und das Schickſal der Freunde in Nordoſten unſere Theilnahme und Aufmerkſamkeit gewaltſam an ſich zöge. Jene machen unſerm Herzen täglich mehr Luft, da ſie unſern Hoffnungen immer voreilen; hingegen fühlen wir uns beengt und betrübt, wenn wir an dieſe gedenken, und ihnen im Geiſte nur leere Wünſche, und in Briefen nur gehaltloſe Worte zuſenden können. Und ſo hält die Freude den Schmerz im Gleichgewicht, und wiegt ihn zuletzt denn doch auf, weil ſich Erwartungen hervorthun, die vielleicht nie gegründeter und von mehr nachhaltiger Kraft unterſtützt waren.

Laſſen Sie uns alſo, theure Freundin, dieſe letzten Wintertage als frühlingweiſſagend betrachten. Es müßte ſeltſam zugehen, wenn nicht bald das Beſſere von allen Seiten hervortreten ſollte. Iſt indeß dem Beobachter nicht ganz erfreulich, wie ſich die befreiten Deutſchen ſchon wieder litterariſch gegen einander benehmen, ſo muß man denken, daß dies nun einmal die Art der Nation iſt, ſobald ſie von fremdem Drucke ſich befreit fühlt, unter ſich zu zerfallen. Was mich betrifft, ſo erlauben mir glückliche Umſtände und Ereigniſſe, einen ganz engen Zauberkreis um mich her zu ziehen, in welchem ich, nach alter Gewohnheit, meinen ſtillen Beſchäftigungen nachhänge, das was ich zeitlebens vorgenommen wieder aufnehme, um das Brauchbare davon meinen zwar wunderlichen, jedoch immer geliebten Landsleuten aufzubewahren.

Möge ich von Ihnen und Ihrem theuren Gemahl bald recht viel Wünſchenswerthes vernehmen.

(Eigenhändig.)

Riemer, deſſen Hand Sie wohl in dieſem Blatte erkennen, grüßt zum ſchönſten. Möge ich Ihnen immer empfohlen ſein.

Goethe.

8.

Weimar, den 17. Februar 1814.

Schon mehrmal iſt es mir ſo ergangen, daß, wenn ich mich, nach langem Zaudern, endlich entſchloß, lieben Freunden zu melden, daß eine zugedachte Gabe nicht angekommen, ſogleich nach abgeſendetem Briefe das Erwartete glücklich eintraf; und ſo ging es auch jetzt mit den fünf köſtlichen Gänſebrüſten, die in einem Körbchen glücklich anlagten, und vortrefflicher ſchmecken, oder zu ſchmecken ſcheinen, als alle ſonſt genoſſene. Seit den letzten von Ihnen erhaltenen ſind keine wieder in meine Speiſekammer gekommen, und die Köſtlichkeit derſelben bezeugt vorzüglich Riemer, der ſich die Abende wieder fleißig bei mir einfindet, und mir mancherlei vorbereiten hilft, was Ihnen dereinſt auch Vergnügen machen ſoll, zugleich mit mir dankt, und ſich Ihrem theuern Andenken empfiehlt.

Laſſen Sie mich, nach einer ſo ſchmackhaften leiblichen Speiſe, ohne geſuchten Uebergang, von einer gleichfalls wohlbereiteten geiſtigen Speiſe reden! Ich meine das Werk de l'Allemagne, von Frau von Stael; Sie haben es ſelbſt geleſen, und es bedarf meiner Empfehlung nicht. Ich kannte einen großen Theil

deſſelben im Manuſkript, leſe es aber immer mit neuem Antheil. Das Buch macht auf die angenehmſte Weiſe denken, und man ſteht mit der Verfaſſerin niemals in Widerſpruch, wenn man auch nicht immer gerade ihrer Meinung iſt. Alles was ſie von der Pariſer Societät rühmt, kann man wohl von ihrem Werke ſagen.

Man kann das wunderbare Geſchick dieſes Buches wohl auch unter die merkwürdigen Ereigniſſe dieſer Zeit rechnen. Die franzöſiſche Polizei, einſichtig genug, daß ein Werk wie dieſes das Zutrauen der Deutſchen auf ſich ſelbſt erhöhen müſſe, läßt es weislich einſtampfen; gerettete Exemplare ſchlafen, während die Deutſchen aufwachen, und ſich, ohne ſolch eine geiſtige Anregung, erretten. In dem gegenwärtigen Augenblick thut das Buch einen wunderſamen Effekt. Wäre es früher da geweſen, ſo hätte man ihm einen Einfluß auf die nächſten großen Ereigniſſe zugeſchrieben, nun liegt es da wie eine ſpätentdeckte Weiſſagung und Anforderung an das Schickſal, ja es klingt, als wenn es vor vielen Jahren geſchrieben wäre. Die Deutſchen werden ſich darin kaum wiedererkennen, aber ſie finden daran den ſicherſten Maßſtab des ungeheuern Schrittes, den ſie gethan haben. Möchten ſie, bei dieſem Anlaß, ihre Selbſterkenntniß erweitern, und den zweiten großen Schritt thun, ihre Verdienſte wechſelſeitig anzuerkennen, in Wiſſenſchaft und Kunſt nicht, wie bisher, einander ewig widerſtrebend, endlich auch gemeinſam wirken, und, wie jetzt die ausländiſche Sklaverei, ſo auch den innern Partheiſinn ihrer neidiſchen Apprehenſionen unter einander beſiegen, dann würde kein mitlebendes Volk ihnen

gleich genannt werden können. Um zu erfahren, in wiefern dieſes möglich ſei, wollen wir die erſten Zeiten des bald zu hoffenden Friedens abwarten.

Dem freundſchaftlichſten Lebewohl füge ich einen wiederholten aufrichtigen Dank hinzu.

Goethe.

Ludwig Achim von Arnim.

Ludwig Achim von Arnim verſchied zu Wiepersdorf, im Ländchen Bärwalde, am 21. Januar 1830 im zweiundfünfzigſten Jahre ſeines Alters durch einen plötzlichen Nervenſchlag.

Schon früh durch wiſſenſchaftliche Kenntniſſe und gebildeten Geiſt ausgezeichnet, lieferte er bereits als Jüngling im Gebiete der Naturforſchung bedeutende Arbeiten, deren Werth noch jetzt anerkannt wird und erſt neuerdings wieder zur Sprache gekommen iſt. Sodann feuriger zur Poeſie gewendet, nahm er in ihr einen eben ſo kühnen, als wunderbaren Schwung, der ſeine eignen Bahnen ſuchte und fand.

Seine Weltanſchauung erweiterte er darauf durch Reiſen und Aufenthalt in der Fremde, ſowohl im Auslande, als auch beſonders in Deutſchland ſelbſt, deſſen verſchiedene Länder und Volksſtämme ihm durch Neigung und Einſicht ganz eigen vertraut und heimiſch wurden. Aus dieſer tiefen Empfindung und Würdigung deutſcher Volksart ging ſein verdienſtliches und fruchtbares Bemühen

um die Lieder hervor, deren herrliche Sammlung er gemeinſchaftlich mit Clemens Brentano, ſeinem nachherigen Schwager, in dem berühmten, auch von Goethe mit gebührendem Preis angezeigten Werke, des Knaben Wunderhorn genannt, mit geiſtreicher Sorgfalt herausgegeben.

Aber auch ſeine eigene Poeſie entfaltete nun ihre Schwingen glänzender. Die Gräfin Dolores, Halle und Jeruſalem, die Novellen und Schauſpiele mannigfacher Geſtalt, welche nach und nach erſchienen, ſind Werke eines ſo heitern, als tiefen Genius, dem es jedoch beſchieden war, in einer auffallenden Sonderbarkeit gegen das Publikum dazuſtehen, welche aufzuheben dieſes keinen Drang und der Dichter ſelbſt kaum den Willen hatte, daher das Verhältniß zwiſchen beiden nicht das lebendig durchgreifende und ausgebreitete werden konnte, wozu doch die Anlagen ſonſt ſo überſchwenglich vorhanden waren und einige Nachgiebigkeit von einer oder der andern Seite nothwendig hätte führen müſſen.

Inzwiſchen hatten ſchwere und langwierige Unfälle das Vaterland betroffen, und Arnim wurde von ihren Wirkungen in ſeinem Gemüthe wie in ſeinen perſönlichen Verhältniſſen ernſtlich heimgeſucht. Ein unglücklicher Vorfall wirkte verhängnißvoll auf ſein ganzes folgendes Leben. Als Grundbeſitzer und Landwirth dem Drucke der Zeitumſtände vorzüglich ausgeſetzt, hatte er mit allen Verwicklungen und Bedrängniſſen zu kämpfen, welche den ausdauernden Haushalter, den Vaterlandsfreund, den ſorgſamen Familienvater wechſelsweiſe in Anſpruch nahmen.

Unter großen Sorgen und Arbeiten, mit Selbſtverläugnung dem glänzenderen Anreiz entſagend, und nur die unerläßlichſte, nächſte Pflicht erfüllend, ſah er endlich die

Tage der Befreiung, die Herſtellung des geliebten Vaterlandes, deſſen großer Sache er die reinſte Geſinnung gewidmet hatte, wenn gleich ein beſonderes Mißgeſchick ihn für daſſelbe thätig aufzutreten immer verhindert hatte.

Ein neues Aufleben begann in dem wieder gewonnenen Lebensraum nun auch der deutſchen Litteratur. Arnim hatte die ſchönſten und gehaltreichen Gaben, die er im Sturm und in der Stille der Zeiten gleicherweiſe gepflegt, den erwartungsvollen Landsleuten darzubieten; allein die Befremdung, um nicht zu ſagen die Entgegenſetzung, zwiſchen Autor und Publikum hatte ſich auf keiner Seite gehoben und wollte ſich auch jetzt nicht ausgleichen; die belebende Wechſelwirkung zwiſchen beiden trat wohl mit ungemeiner Stärke, doch nur in vereinzelten Kreiſen ein, der entſprechende allgemeine Erfolg unterblieb, und eine neue Stockung war nicht zu vermeiden. Doch werden die Kronenwächter, die Gleichen und ſo manche andere erzählende und dramatiſche Dichtung Arnim's immer bedeutende Denkmale einer großartigen Phantaſie und außerordentlichen Dichterkraft bleiben, deren volle Anerkennung vielleicht nun nicht mehr fern iſt und gewiß nur um ſo glänzender zu erwarten ſteht, als ſie den Späterlebenden ſich neben dem Unwerthe ſo vieles Gleichzeitigen nur immer deutlicher hervorheben muß. Immer jedoch wird es tief zu beklagen ſein, daß ein ſo großes dramatiſches Talent ſeine volle Entfaltung und Wirkſamkeit, aus Mangel einer eingreifenden und begeiſternden Schaubühne, unſerem gerade in dieſem Fache ſo übelberathenen Zeitalter nicht beweiſen durfte!

Ihn ſelbſt vermochten in ſeiner einfachen Haltung, in ſeinem Gleichmuthe, der niemals einem Scheine

nachhing, ſondern unter allen Bedingungen nur dem innern Genius folgte, keine äußerliche Mißſtände noch Störungen zu beugen. In den Wiſſenſchaften, in der Dichtkunſt, in den Geſchäften des bürgerlichen Lebens, wie in den Vergnügungen der Geſelligkeit, überall nur dem Schönen und Geiſtigen, der Redlichkeit und Bildung zugewandt, war er eine ſtets erfreuende Erſcheinung, deren Nähe Gehäſſiges verſcheuchte und Geringes niederhielt, und das Element, in welchem er lebte, auch für Andre darbot.

Doch, was Arnim durch hohen und ſchönen Sinn, durch dichteriſches Talent, durch perſönliches Handeln und Anregen, als Stifter und Genoſſe mannigfach löblicher Thätigkeit, ſowohl im Leben, als in der Litteratur, nach den verſchiedenſten Richtungen gewirkt und geleiſtet, iſt hier nicht umſtändlich darzulegen. Hier ſei nur noch erwähnt, daß er ſo thätig als anſpruchslos, ſo eifrig als gelaſſen, allen Verhältniſſen ein uneigennütziges, freies und kräftiges Gemüth zubrachte, allem Menſchlichen offen, insbeſondere aber dem Vaterländiſchen hold war, in deſſen feſtem Grunde ſein Weſen tief wurzelte und dabei über jede Schranke mit dem Geiſte doch frei hinausblickte.

Durch Verwandtſchaft, Freundſchaft und jedes andere Band eines reichen Lebens den erſten und bedeutendſten Männern der Nation verknüpft, zählt ſein Name in allen Gegenden von Deutſchland verehrende Freunde und Angehörige, die ſich vereinigen werden, um ſein ehrenvolles Andenken mit treuer Neigung auch als ein allgemeines zu bewahren und zu erhöhen.

Wir ſchließen unſere Anzeige mit folgendem ſchönen, aus den Kronenwächtern entlehnten Gebete des Dichters,

welches nun als eine merkwürdig prophetiſche Grabſchrift, beſonders auch durch die letzte Zeile, erſcheinen darf:

„Gieb Liebe mir und einen frohen Mund,
Daß ich Dich, Herr, der Erde thue kund,
Geſundheit gieb bei ſorgenfreiem Gut,
Ein frommes Herz und einen feſten Muth:
Gieb Kinder mir, die aller Mühe werth,
Verſcheuch die Feinde von dem trauten Heerd;
Gieb Flügel dann und einen Hügel Sand,
Den Hügel Sand im lieben Vaterland,
Die Flügel ſchenk' dem abſchiedſchweren Geiſt,
Daß er ſich leicht der ſchönen Welt entreißt!"

1830.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

[illegible]h
7-97